Aus der jugendzeit berühmter männer, nach selbstzeugnissen und anderen ...

Karl Brunner

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Jugendzeit berühmter Männer.

Otto von Bismarck mit 19 Jahren.

Jung-Bismarck.

In Lockenfülle das blonde Haar,
Allzeit im Sattel und neunzehn Jahr,
Im Fluge weltein und nie zurück —
Wer iſt der Reiter nach dem Glück?
Jung-Bismarck.

Was iſt das Glück? Iſt's Gold, iſt's Ehr',
Iſt's Ruhm, iſt's Liebe? Das Glück iſt mehr.
Noch liegt es im Dämmer, erkennbar kaum,
Aber er ſieht es in ſeinem Traum,
Jung-Bismarck.

Er ſieht es im Traume. Was iſt, das er ſah?
Am Brunnen ſitzt Germania,
Zween Eimer wechſeln, der eine fällt,
Der andere ſteigt. Wer iſt's der ihn hält?
Jung-Bismarck.

Und neue Bilder: ein Schloß, ein Saal,
Was nicht blitzt von Golde, das blitzt von Stahl;
Einer, dem Barbaroſſa gleicht —
Wer iſt es, der die Krone ihm reicht?
Jung-Bismarck.

Was iſt das Glück? Iſt's Gold, iſt's Ehr',
Iſt's Ruhm, iſt's Liebe? Das Glück iſt mehr;
„Leben und Sterben dem Vaterland" —
Gott ſegne fürder deine Hand,
Jung-Bismarck.

Fontane.

„Es bildet nur das Leben den Mann,
und wenig bedeuten die Worte."

Aus der Jugendzeit berühmter Männer

Nach Selbstzeugnissen
und anderen gleichzeitigen Quellen bearbeitet
von

Prof. Dr. Karl Brunner

Mit zahlreichen Abbildungen

Dritte Auflage

Berlin W 57
Ulrich Meyer, Verlagsbuchhandlung
G. m. b. H.
1906

Druck des Pforzheimer Generalanzeiger G. m. b. H.

Meinen lieben Eltern!

Vorwort.

Es gibt, rein menschlich betrachtet, nichts Schöneres und Herzerfreuenderes als zu beobachten, wie bedeutende Männer in ihrem Leben und Wirken mit Bewußtsein und Dankbarkeit wurzeln im Elternhause. Von dorther haben sie das Beste für ihr Dasein empfangen. Ihnen zurück in die Kinderstube zu folgen und sie von da zu begleiten durch die Schule bis zum Austritt ins Leben hinaus, gewährt einen eigenartigen Reiz und bringt uns — wie vielleicht nichts anderes sonst — die Gestalten solcher Männer menschlich nahe. Hat doch schon im gewöhnlichen Leben der Werdegang des Kindes, das Erwachen und Aufblühen der Persönlichkeit etwas ungemein Anziehendes für den Beobachter, wie viel mehr erst bei Männern, die in ihrem späteren Leben einen großen, allgemeinen Wirkungskreis gefunden und somit die Richtigkeit ihrer Jugenderziehung erwiesen, das im Elternhause gelegte Samenkorn zu herrlicher Frucht entwickelt haben.

Darin liegt zugleich *der unschätzbare pädagogische Wert der Jugendgeschichte hervorragender Menschen.*

Einerseits finden Eltern und Erzieher eine kostbare Summe von Erfahrungen aus der Erziehungspraxis, die sich, da hier allein der Erfolg entscheidet, im Ganzen bewährt hat, oder deren einzelne Schwächen als solche klar hervortreten.

Andererseits muß hier die Jugend — freilich meist wohl die im reiferen Alter — eine Fülle von Freude und Begeisterung schöpfen aus solcher Lebensbetrachtung. Sind es doch im allgemeinen die gleichen Daseinsbedingungen des Hauses und der Schule, die den Knaben und den Jüngling gewissermaßen kameradschaftlich verbinden mit dem

in jungen Jahren eben auch nur als Sohn und Schüler erscheinenden Helden seiner Verehrung. Daß etwas Tüchtiges aus diesem geworden ist, empfindet der junge Freund, der ihn die Jahre der Entwicklung hindurch mit innerer Teilnahme begleitet hat, mit einem gewissen Stolz: er sieht ganz selbstverständlich ein nachahmenswertes Vorbild in ihm, nicht nach Einzelheiten, sondern für die Gesamtentwicklung seiner Persönlichkeit. „Ein jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet!" Wie jede biographische Behandlung der Geschichte — ohne Zweifel die pädagogisch wirksamste geschichtliche Unterrichtsmethode — so darf ganz besonders eine solche, dem jugendlichen Empfinden nahe gerückte Betrachtung persönlichen Lebens den Anspruch einer günstigen Einwirkung auf Gemüts- und Charakterbildung der Jugend erheben. „Nicht die kleinste Kleinigkeit ist für uns zu klein, wenn wir bedenken, wer es war, der es tat oder litt." (Carlyle.)

Aber auch zur geschichtlichen Belehrung will das Buch dienen. Gibt es anschaulichere Bilder, unmittelbarer zum Leser sprechende Zeugnisse von Stimmungen, Zuständen und Ereignissen der Vergangenheit als diese durchweg von frisch pulsierendem persönlichen Leben durchdrungenen Schilderungen? Nicht die Ergebnisse noch so tiefdringender Forschungen, nicht die geistreichsten Reflexionen können auch nur eine annähernde Wirkung auf den nach geschichtlicher Wahrheit Verlangenden hervorbringen wie das persönlich Erlebte, das Beste, was der Mensch dem Menschen zu bieten vermag. Die Kulturbilder beispielsweise, die Arndt aus dem nördlichen, Goethe aus dem mittleren, Kerner aus dem südlichen Deutschland zeichnet, sind einzig in ihrer Art. Und wo finden wir eine gleich packende Schilderung der Folgen der Katastrophe von Jena, des Zusammenbruchs des alten Preußen, als bei Immermann, wenn er die stolze Armee des großen Friedrich in voller Auflösung an dem 10jährigen Knaben durch Magdeburg vorüberfliehen läßt? Das Wesen des gewissenlosen Absolutismus, der den Untertanen als Ware ver-

schachert, kann kein Gelehrter oder Lehrer so überzeugend vor Augen führen als es der hartgeprüfte Seume im unterhaltenden Plauderton tut.

Darum sind es auch in erster Linie die Männer selbst, die hier zu Worte kommen: Selbstzeugnisse von ihrer Jugend bilden den Kern, ja meist den ganzen Inhalt der Darstellung. Und wo diese fehlen, da treten andere unmittelbare Quellen, Aufzeichnungen von Schul- und Zeitgenossen, ergänzend ein.

Das Vorhandensein solcher Quellen war auch bestimmend für die Auswahl der zu behandelnden Personen. Die Anordnung ist nicht der Zeitfolge nach getroffen, sondern — ohne strenge Schablone — im allgemeinen nach dem Gesichtspunkt: Männer der Tat (Kaiser Wilhelm I., von dem keine Jugendgeschichte, sondern allein das Konfirmationsgelöbnis gegeben ist, Bismarck, Moltke, Nettelbeck) — Männer des Wortes (Arndt, Seume, Goethe, Schiller, Kerner, Immermann, Brüder Grimm).

Es bleibt mir noch die angenehme Pflicht übrig, meinen Dank auszusprechen allen denen, die meine Arbeit freundlich gefördert haben: Herrn Geh. Hofrat Prof. Otto Güntter in Stuttgart und dem von ihm geleiteten Schwäbischen Schillerverein für Ueberlassung von Bildern aus dem Marbacher Schillerbuch, dem Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung in Berlin, für die Genehmigung zum Abdruck der auf Moltkes Leben bezüglichen Stellen aus des General-Feldmarschalls „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" Bd. I und V (Berlin 1892), sowie den Herrn Ed. Hagens und Ad. Kastner in Karlsruhe bezw. Pforzheim.

Ferner verdanke ich wertvolles Material den Biographien Bismarcks von G. Hesekiel (Bielef. u. Leipz. 1869) und von H. Jahnke (Berl. 1903), dem Werke K. Heinemanns „Goethes Mutter" (Leipz. 1893), den archivalischen Schillerforschungen von A. v. Schloßberger (Stuttg. 1877 u. 1884), dem Buche „Schillers Jugendfreunde" von J. Hartmann (Stuttg. 1904).

Zum Schluß noch eine persönliche Bemerkung. Das vorliegende Buch ist sozusagen aus der Unterrichtspraxis entstanden, zunächst infolge eingehender Beschäftigung des Herausgebers mit Schillers Lebensgang und dessen Verwertung im deutschen Unterricht an Mittelklassen des Gymnasiums anläßlich des Schillerjubiläums. Die Wirkung der biographischen Darstellungen ist erfahrungsgemäß bei der Jugend überhaupt groß, am größten aber, wenn sie den Nachdruck auf die Jugend- und Schulzeit der großen Männer legen. Ich bin nun erst dann an die Herausgabe des Buches gegangen, als ich diese Wirkungen, jeweils für einzelne Stellen wenigstens, im Unterricht praktisch erprobt hatte. Mögen sie auch anderwärts in gleich erfreulicher Weise sich zeigen!

Von den wahrhaft Großen unter den von mir behandelten Männern darf ich wohl das Wort Carlyles, des geistvollen Predigers echter Heldengröße, anführen im Hinblick auf die Mängel meiner Arbeit, die ich freundlicher Nachsicht empfehle: „Einen Trost haben wir dabei, daß nämlich große Menschen, mögen wir uns mit ihnen befassen, wie wir wollen, immerhin ersprießliche Gesellschaft sind. Wir können keinen großen Menschen, sei es auch noch so unvollkommener Weise, betrachten, ohne Gewinn von ihm zu ziehen. Er ist der lebendige Lichtborn, welchem nahe zu sein gut und erquicklich ist."

Pforzheim, 12. November 1905.

Professor Dr. Karl Brunner.

Inhalt.

Mit Angabe der Abbildungen.

Titelbild mit Gedicht „Jung-Bismarck" von Fontane.

Vorwort. Seite

1. **Kaiser Wilhelm I.** 1

Kaiser Wilhelm I. als neunjähriger Prinz 4 — Prinz Wilhelm zur Zeit seiner Konfirmation 6 — Königin Luise von Preußen, die Mutter Kaiser Wilhelms I. 9 — Kaiser Wilhelm I. 1871. 12.

2. **Otto von Bismarck** 13

Bismarcks Wappen 14 — Eltern 16 — Geburtshaus und Geburtszimmer in Schönhausen 18 — Der kleine Otto mit seinem Vater auf dem Spazierritt 19 — Bismarck im 11. Lebensjahre 23 — Bismarck liest seinen Mitschülern den Trojanischen Krieg vor 26 — Bismarck als Göttinger Korpsstudent 36 — Bismarck im Jahre 1834. 38 — Fürst Bismarck 43.

3. **Helmut von Moltke** 45

Geburtshaus in Parchim 48 — Moltke als neunzehnjähriger dänischer Kadett 51 — Moltke als Leutnant (Selbstbildnis mit Unterschrift) 64 — Generalfeldmarschall Graf Moltke 68.

4. **Joachim Nettelbeck** 73

Kolberg um 1750. 77 — Wohnhaus in Kolberg 120 — Nettelbeck im Alter 162 — Grabdenkmal 164.

5. **Ernst Moritz Arndt** 165

Stralsund 223 — Arndt als Greis 244 — Wohnhaus in Bonn 247.

Seite

6. **Johann Gottfried Seume** 249
Seume 325.

7. **Johann Wolfgang von Goethe** 327
Geburtshaus in Frankfurt a. M. nach dem Umbau von 1755. 331 — Eltern und Schwester Cornelia 334 — Frau Rat erzählt Märchen (Moderne Goethe-Plakette) 337 — Der Römer in Frankfurt a. M. vor der Renovierung 347 — Goethes Puppentheater 374 — Namenszug des 7½jährigen Goethe 384 — Goethe etwa im Alter von 13 Jahren 416 — Die Judengasse in Frankfurt a. M. 439 — Der Springbrunnen vor dem Römer am Krönungstag 464 — Der Kampf um den gebratenen Ochsen vor dem Römer am Krönungstag 474 — J. W. v. Goethe (von Gerhard v. Kügelgen) 490.

8. **Friedrich von Schiller** 491
Schillers Wappen 492 — Schillers Vater 494 — Schillers Mutter 495 — Schillers Geburtshaus in Marbach 497 — Schillers Geburtszimmer 498 — Lorch 501 — Das Schillerhaus in Lorch 502 — Schillers Jugendfreundin Nannele Moser und der junge Schiller (1768) 504 — Schillers Namenszug (aus dem Jahre 1769) 506 — Herzog Karl Eugen von Württemberg 517 — Das Schloß Solitude 520 — Die Karlsakademie in Stuttgart 521 — Preisverteilung in der Karlsschule 530 — Schiller als Karlsschüler 531 — Preismedaillen der Karlsschule 531 — Herzog Karl August von Weimar und Goethe beim Festakt der Akademie am 14. Dez. 1779. 533 — Friedrich Abel, Lehrer und Freund Schillers 541 — Schiller trägt im Bopserwald seinen Mitschülern „Die Räuber" vor 547 — Friedrich Schiller (von G. v. Kügelgen) 548 — Reliefbild Schillers (von B. Frank) 550 — Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar 553.

9. **Justinus Kerner** 555
Das Wanderlied von Justinus Kerner nach seiner

Seite

eigenen Niederſchrift 556 — Kerners Geburtshaus am Marktplatz in Ludwigsburg 560 — Der Dichter Schubart 562 — Die Stadtkirche in Ludwigsburg 565 — Das Corps de Logis des Ludwigsburger Schloſſes 568 — Die Feſte Hohen-Asperg 585 — Eingangstor zum Kloſterhof in Maulbronn 597 — Vorhof der Kirche in Maulbronn 605 — Karl Philipp Conz, Freund Schillers und Kerners 631 — Weinsberg mit der Weibertreu 649 — Juſtinus Kerner, Guſtav Schwab, Ludwig Uhland 650 — Namenszug Kerners 651.

10. **Karl Immermann** 653
Magdeburg 659 — Der Dom zu Magdeburg 661 — Immermann 706.

11. 12. **Brüder Grimm** 707
Das Geburtshaus der Brüder Grimm in Hanau 710 — Das Denkmal der Brüder Grimm in Hanau 732.

1.

Kaiſer Wilhelm I.

Geboren am 22. März 1797
Geſtorben am 9. März 1888
in Berlin.

Das Konfirmationsgelöbnis, das Prinz Wilhelm als 18jähriger Jüngling 1815 ſelbſt aufſetzte, enthält die beſten Lebensgrundſätze, denen ein guter Menſch nachſtreben ſoll.

Als ein unvergängliches, koſtbares Vermächtnis für unſer ganzes deutſches Volk, insbeſondere für unſere reifere Jugend mögen dieſe herrlichen Worte fortleben zum Segen derer, die ſie beherzigen, wie das lange und reiche Leben deſſen, der ſie zur Richtſchnur ſich genommen, eine Fülle von Segen für ihn und ſein Volk geworden iſt!

Das Gelöbnis lautet:

1. Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohltat, daß mich Gott in einem hohen Stand hat geboren werden laſſen, weil ich in demſelben mehr Mittel, meinen Geiſt und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, Gutes zu ſtiften, beſitze. Ich freue mich dieſes Standes, nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menſchen verleiht, auch nicht um der Genüſſe willen, die ſich mir in demſelben darbieten, ſondern um deswillen, daß ich in demſelben mehr wirken und leiſten kann. Ich freue mich meines Standes in Demut und bin weit entfernt zu glauben, Gott habe mir einen Vorzug vor andern geben wollen, auch weit entfernt, mich meines

Kaiſer Wilhelm I. als 9jähriger Prinz.

höheren Standes wegen für beſſer zu halten. Mein fürſtlicher Stand ſoll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auflegt, an die größeren Anſtrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Verſuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern.

2. Ich will nie vergeſſen, daß der Fürſt doch auch Menſch, vor Gott nur Menſch iſt und mit den Geringſten im Volk die Abkunft, die Schwachheit der menſchlichen Natur und alle Bedürfniſſe derſelben gemein hat; daß die Geſetze, welche für andere gelten, auch ihm vorgeſchrieben ſind, und daß er wie die anderen einſt über ſein Verhalten wird gerichtet werden.

3. Mir soll alles heilig sein, was den Menschen heilig sein muß.

4. Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich in diesen Tagen bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen.

5. Dem höchsten Wesen bin ich tiefste Ehrfurcht schuldig. Ich will sie in meinem Herzen bewahren, in meinen Worten und Werken blicken lassen. Mein Fürstenstand soll mich nicht hindern,. demütig zu sein vor meinem Gott.

6. Bei allem Guten, welches mir zuteil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Uebeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtige.

7. Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm alles anheimstellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Mut zu erhalten suchen.

8. Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete meine Seele mit ihm zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag.

9. Ich will mich vor allem hüten, wodurch ich mich als Mensch erniedrigen würde; als Fürst würde ich mich dadurch noch weit mehr erniedrigen. Vorzüglich will ich die Sünden der Unmäßigkeit und Wollust, welche die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur sind, vermeiden. Nie aber will ich glauben, mich durch eine edle Handlung zu erniedrigen.

Prinz Wilhelm zur Zeit ſeiner Konfirmation.

10. Ich will an meiner Geiſtes- und Herzensbildung unabläſſig arbeiten, damit ich als Menſch und als Fürſt einen immer höheren Wert erlange.

11. Ich weiß, was ich als Menſch und als Fürſt der wahren Ehre ſchuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre ſuchen, in denen nur der Wahn ſie finden kann.

12. Vor Geiz und Verſchwendung will ich mich mit gleicher Sorgfalt hüten.

13. Die Vergnügungen des Lebens will ich in Unſchuld genießen und mich durch den Genuß derſelben ſtärken zu des Lebens Pflichten, nie aber dieſen Genuß mir zu einer wichtigen Angelegenheit machen oder als fürſtliches Vorrecht anſehen.

14. Ich will mich bemühen, immer heiteren Geiſtes zu ſein, und alles, was die Seele verdüſtern könnte, von mir entfernen.

15. Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterland. Ich will daher unabläſſig in dem mir angewieſenen Kreis tätig ſein, meine Zeit aufs beſte anwenden und ſo viel Gutes ſtiften, als in meinem Vermögen ſteht.

16. Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menſchen, auch gegen die geringſten, denn ſie ſind alle meine Brüder, bei mir erhalten und beleben.

17. Mein Herz ſoll frei bleiben von Neid, Haß und Erbitterung.

18. Ich will keinem Menſchen unrecht tun, keinem hart ſein, keinen kränken oder demütigen, und wo ich darin

fehlen ſollte, es eingeſtehen und es auf alle Weiſe wieder gut zu machen ſuchen.

19. Ich will mich meiner fürſtlichen Würde gegen niemand überheben, niemand durch mein fürſtliches Anſehen drücken, und wo ich von andern etwas fordern muß, mich dabei herablaſſend und freundlich zeigen, ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, ſo viel ich kann, zu erleichtern ſuchen.

20. Ueberhaupt will ich mich bemühen, durch Gefälligkeit, Dienſtfertigkeit und Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen. Ich achte es viel höher, geliebt zu ſein, als gefürchtet zu werden oder blos ein fürſtliches Anſehen zu haben.

21. Nie will ich mich an denen rächen, die mich beleidigen, ſondern ihnen von Herzen vergeben, auch nie meinen Einfluß benutzen, jemand zu ſchaden.

22. Doch will ich, meiner Pflicht gemäß, alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerſtört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde; davon darf mich kein Mitleiden zurückhalten. Aber ich will wohl zuſehen, daß ich nicht den Unſchuldigen verurteile; es ſoll mir vielmehr ein teueres Geſchäft ſein, die Unſchuld zu verteidigen.

23. Jeder, der in meine Nähe kommt, ſoll von mir Gutes empfangen, jedem will ich das Erfreuliche erweiſen, was ich ihm zu erweiſen imſtande bin.

24. Ich will Verdienſt ermuntern und belohnen und beſonders das verborgene und beſcheidene ans Licht ziehen.

25. Gegen die Bedürftigen will ich wohltätig ſein in dem reichen Maße, worin Gott mir Wohltat gewährt hat; ich will mich darin von keinem, der weniger beſitzt, übertreffen laſſen.

26. Den Unglücklichen, die meinen Beiſtand ſuchen,

Königin Luiſe von Preußen, die Mutter Kaiſer Wilhelms.

oder von denen ich ſonſt erfahre, vornehmlich Witwen, Waiſen, Bejahrten, Männern, die dem Staate treu gedient, und ihren in Armut Zurückgelaſſenen will ich Helfer und Fürſprecher ſein, wie ich es vermag.

27. Nie will ich des Guten vergeſſen, das mir von Menſchen erwieſen worden. Mein ganzes Lebenlang ſollen die mir wert bleiben, die ſich um mich verdient gemacht haben.

28. Für den König meinen Vater, hege ich eine ehrfurchtsvolle und zärtliche Liebe. Ihm zur Freude zu leben, will ich mich auf das angelegentlichſte bemühen. Seinen Befehlen leiſte ich den pünktlichſten Gehorſam. Den Geſetzen und der Verfaſſung des Staates unterwerfe ich mich in allen Stücken.

29. Die Tugenden der Königin, meiner vollendeten Mutter, ſollen mir unvergeßlich ſein, und das Andenken der Verklärten ſoll bei mir ſtets in einem gerührten und dankbaren Herzen wohnen.

30. Meinen Geſchwiſtern gelobe ich zärtliche Liebe und allen Mitgliedern der Familie, welcher ich angehöre, treue Ergebenheit.

31. Den Pflichten des Dienſtes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Liebe begegnen.

32. Ich will unabläſſig an der Verbeſſerung meines Herzens arbeiten.

33. Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott

und meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verfloſſenen Tages ſorgfältig prüfen.

34. Ich will mit großer Vorſicht auf mich ſelbſt achten, daß ich nicht fehle.

35. Ich will mich in keine Verbindung einlaſſen, die ich nicht für eine unſchuldige und würdige erkannt habe.

36. Verderbte Menſchen und Schmeichler will ich entſchloſſen von mir weiſen. Die Beſten, die Geradeſten, die Aufrichtigſten ſollen mir die liebſten ſein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit ſagen, wo ſie mir mißfallen könnte.

37. Jeder Verſuchung zum Böſen will ich kräftigen Widerſtand leiſten und Gott bitten, daß er mich ſtärke.

Kaiſer Wilhelm I. 1871.

2.

Otto von Bismarck.

Geboren am 1. April 1815 in Schönhauſen.
Geſtorben am 30. Juli 1898 in Friedrichsruh.

Bismarck's Wappen.

„In trinitate robur!" spricht Bismarcks Fürstenschild;
Darüber aber grünet das alte Wappenbild,
Das Kleeblatt, das drei Blätter vereint auf einem Schaft,
Verkündend diesen Wahlspruch: „In der Dreieinheit Kraft!"

Merkt auf, wie jedes Blättlein sich einzeln deuten läßt:
„Mutvoll", so heißt das eine, das andere „Eisenfest",
Und lächelnd spricht das dritte: „Kehr mich nicht dran;"
Aus all den drei'n ward Bismarck, das heißt: ein ganzer Mann.

Doch unter diesem Kleeblatt seh ich ein zweites noch,
Das sind drei Eichenblätter, was sagen diese doch?
Nun denn, da ich die Blätter schon einmal reden ließ,
Will ich euch auch verkünden, die andern sagen dies:

„Wo solch dreieinig Kleeblatt in voller Kraft gedeiht,
Wächst auch die deutsche Eiche empor in Herrlichkeit,
Nicht sei 's der welsche Lorbeer; es schlinge stolz und kühn
Um deutsche Heldenstirnen sich deutsches Eichengrün".

Hermann von Bismarck.

Am 1. April 1815 wurde dem Rittmeiſter a. D. Ferdinand von Bismarck (geb. 13. Nov. 1771) und ſeiner Gattin Luiſe Wilhelmine, geb. Mencken (geb. 24. Februar 1790) im Schloſſe Schönhauſen in der Altmark das vierte Kind, ein Söhnlein, geboren, das bei der vom Pfarrer Petri in der altehrwürdigen Kirche zu Schönhauſen *) am 15. Mai vollzogenen Taufe die Namen

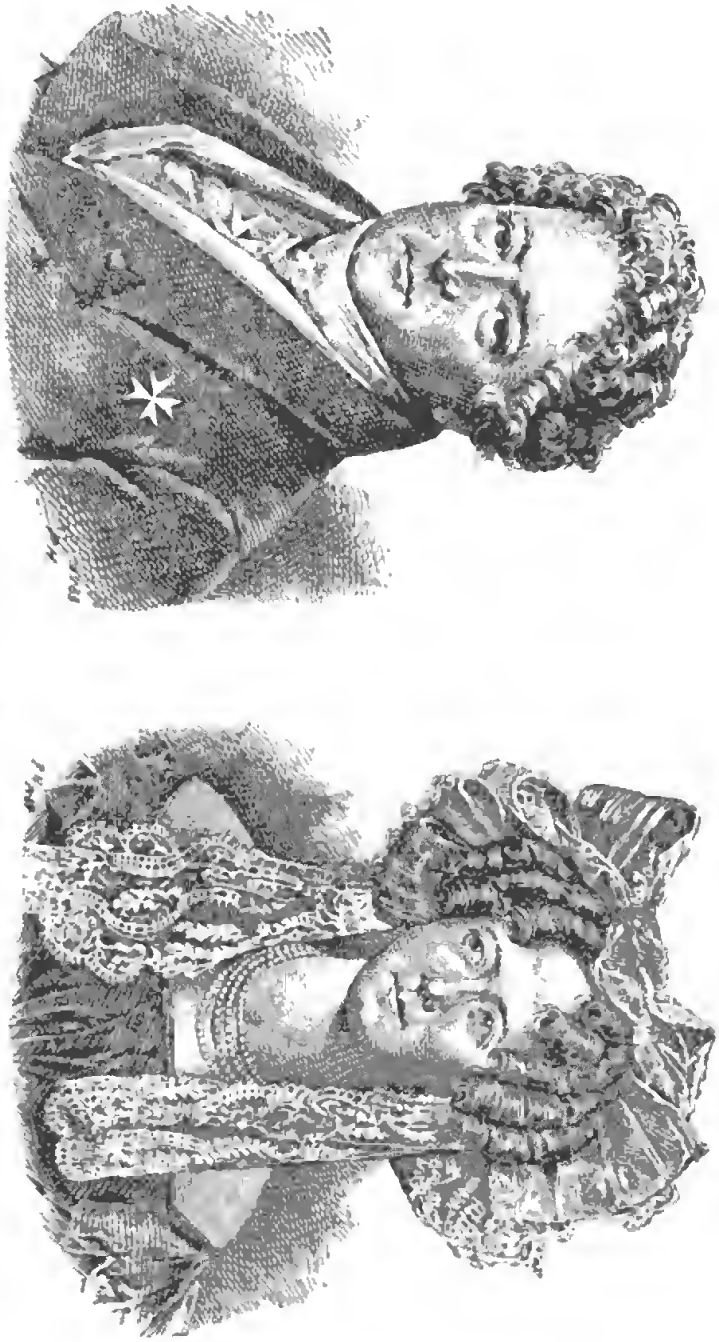
Otto Eduard Leopold

erhielt.

Obwohl in der Mark Brandenburg geboren, iſt Otto von Bismarck doch zunächſt als pommerſches Landkind aufgewachſen. Denn ſeine Eltern ſiedelten ſchon 1816 nach ihrem Gute Kniephof im Kreiſe Naugard über. Hier in den Gärten, Wäldern und Auen des fruchtbaren Pommerlandes wie auch vorübergehend manchmal im Parke von Schönhauſen hat der Knabe zuſammen mit ſeinem um 5 Jahre älteren Bruder Bernhard ſich fröhlich getummelt und in vollen Zügen die Geiſt und Körper ſtärkenden Freuden des Landlebens genoſſen, behütet und gepflegt von treuer Elternfürſorge, aller Liebling im Hauſe wie in der Nachbarſchaft der gutsherrlichen Höfe.

Georg Heſekiel erzählt in ſeinem „Buche vom Grafen

*) In dieſer Kirche waren 1813 die aus der Altmark ſtammenden Freiwilligen des Corps Lützow feierlich eingeſegnet worden.



Bismarcks Eltern.

Bismarck" von einer zur Familie gehörigen Dame, die folgende hübsche Erinnerungen aus seiner frühesten Jugend bewahrt hat: „Otto saß am Nebentisch und wartete mit vorgebundener Serviette auf das Essen, den Rücken gegen die Tafel gekehrt, an welcher die Eltern mit den Gästen Platz genommen. Der glückliche Vater betrachtete den Sohn mit den zärtlichsten Blicken und rief dann seiner Gemahlin ganz entzückt zu: „Minchen, sieh doch den Jungen, wie er dasitzt und mit den „Beenekens" baumelt!" Und so baumelte der kleine Otto denn ganz vergnügt mit den „Beenekens" weiter zur Freude seines Vaters. Solcher verziehenden Vaterliebe gegenüber war die größere mütterliche Strenge gewiß am rechten Platz. Eine große Wahrheitsliebe zeichnete das Kind aus. Einst fragte ihn die Mutter beim Gute-Nachtsagen: „Hast Du Dein Süppchen schon gegessen?" Er lief davon und kam nach einer Weile zurück mit einem fröhlichen „Ja!" Er hatte es nämlich vergessen und sich erst bei Lotte Schmeling, der Wirtschafterin, erkundigt. Nach Kinderart hatte Otto auch die Passion, alles, was ihm eßbar dünkte, zu probieren, die Mutter nahm ihn dann scharf ins Verhör. „Otto, was hast Du gegessen? Du riechst nach Medizin!" rief die Mutter einst. Das Kind besann sich eine Weile, dann sagte es ruhig: „In des Vaters Stube stand am Fenster eine Flasche, die nahm ich an den Mund, ich habe aber nicht davon getrunken, weil sie zu sehr stankte." Er blieb ruhig, nett und freundlich, er wurde trotzdem, daß ihn das ganze Haus verzog, nicht unartig. Der Vater war das Herz, die Mutter der Verstand des Hauses."

Bismarcks Geburtshaus und Geburtszimmer in Schönhausen.

Von anderer Seite wird berichtet, mit welchem lebhaften Intereſſe der kleine Otto den zahlreichen Gäſten ſeines väterlichen Hauſes begegnete, und wie dabei namentlich die Offiziere, die häufig von den nahen Garniſonsorten herüberkamen, in ihren ſchmucken Uniformen ſeine

Der kleine Otto mit ſeinem Vater auf dem Spazierritt.

Aufmerkſamkeit feſſelten. Unter dieſen befand ſich eines Tages auch der Major v. Schmerling, der in den Freiheitskriegen das Eiſerne Kreuz ſich erworben, aber auch eine Verwundung am Arme erhalten hatte, weshalb er dieſen noch in der Binde trug. Otto hing dem von den Kriegsereigniſſen lebhaft erzählenden Offizier förmlich am Munde und vergaß darüber ganz das Mittageſſen, das er mit ſeinem Bruder Bernhard an einem Nebentiſchchen einnehmen ſollte. Mit einem Male ſprang er von ſeinem Stühl-

chen auf, trat in ſtrammer Haltung auf den Gaſt zu, muſterte mit ſcharfem Blick bald den verbundenen Arm, bald die ordengeſchmückte Bruſt und richtete in feierlichem Tone nach der Redeweiſe des Alten Fritz die Frage an den tapfern Offizier: „Iſt Er von einer Kanonenkugel geſchoſſen?“

Frühzeitig ergriff den geiſtig regſamen Knaben die Lernbegierde. Doch machte ihm die Ausſprache mancher Buchſtaben Schwierigkeiten, insbeſondere wurde er nicht recht Herr über l und r. Wenn er laut in ſeinem Fabelbüchlein las, wirkte es recht drollig auf ſeine Umgebung, wenn er beiſpielweiſe vortrug:

„Honnah Ihr Bienen, bummt der Bär,
Gneich gebt mir Euern Honig her!...“

Doch nur zu raſch waren die glücklichen Jahre der Kindheit verflogen, und auf die Zeit des ungebundenen Landlebens folgte der Ernſt der Schule, der ſich bald mit einer gewiſſen Härte bemerkbar machte. Erſt 6 Jahre alt wurde Otto nach der Plamannſchen Erziehungsanſtalt in Berlin gebracht, die damals, beſonders in Adelskreiſen, einen guten Ruf als Pflegeſtätte einer tüchtigen Schulung des Geiſtes und Leibes genoß. Doch hier herrſchte ein ſpartaniſcher Geiſt: Die allzu harte Zucht, der rauhe, unfreundliche Verkehrston, die einfache, ja kärgliche Koſt wirkten abſtoßend auf das jugendliche Gemüt, das darum doppelte Sehnſucht nach der ländlichen Heimat inmitten der fremden Menſchen und der unfreundlichen Stadt empfinden mußte. Noch in ſpäteren Jahren hat Bismarck nur

mit Unluſt an das „Zuchthausleben" dieſer Zeit zurückgedacht.

Sein Eintritt in die Schule wird uns von einem älteren Mitſchüler alſo geſchildert:

„Wir befanden uns auf dem Mittelflur, als die nach der Straße führende Haustür ſich auftat und der Kutſcher des Herrn von Bismarck in dem damals üblichen weiten Mantel mit lang herabhängendem Rundkragen eintrat, Otto, gleichfalls in einen ſolchen Mantel gehüllt, auf dem Arme tragend. Er war ſchon damals ein hochaufgeſchoſſener Knabe und ragte weit über das Haupt des Kutſchers hinaus. Wir eilten auf Otto zu, aber er verzog keine Miene und ſah nur mit imponierendem Ernſt von oben herab auf uns nieder." — Und bedeutungsvoll fügt unſer Gewährsmann bei: „Wie kommt es nur, daß dieſes Bild mir nach mehr als fünfzig Jahren klar im Gedächtnis geblieben iſt, dieſes Bild eines Knaben, von dem ich ſonſt aus jener Zeit nichts, durchaus gar nichts weiß? — War das eine Ahnung davon, daß er einſt ſo hoch über uns geſtellt ſein werde?"

Ein anderer Mitſchüler erzählt anſchaulich über das Leben und Treiben in der Anſtalt:

„Des Morgens wurden wir durch das Läuten einer kleinen Glocke Punkt 6 Uhr geweckt. Unſer Frühſtück beſtand in Milch und etwas Brot. Um 7 Uhr begannen die Lehrſtunden; jedoch fand zuvor eine kurze religiöſe Erbauung ſtatt. Es wurde ein Choral geſungen; der Direktor Plamann hielt einen kurzen Vortrag; darauf begann der Unterricht. Um 10 Uhr konnten wir uns eine halbe

Stunde im Garten beim zweiten Frühstück erholen, welches aus Brot und Salz bestand; im Sommer erhielten wir noch etwas Obst dazu. Mittags ½2 Uhr wurde zu Tisch geläutet. Alles strömte nach dem großen Saal, wo Frau Direktor Plamann und eine Nichte derselben jedem Lehrer und jedem Schüler selbst die Portionen auftrugen. Das Essen war überaus einfach, aber kräftig und gut zubereitet. Wer noch Verlangen nach einer zweiten Portion hatte, mußte mit seinem Teller selbst zu Frau Plamann gehen und darum bitten. Wer seine Portion nicht aufessen konnte oder wollte, mußte nach Tische im Garten auf der Terrasse mit seinem Teller so lange stehen, bis der Rest vollständig verzehrt war. Täglich hatten wir das Schauspiel, daß drei bis vier Schüler dort aufgestellt wurden. Von 2 Uhr nachmittags dauerten die Lehrstunden wieder bis 4 Uhr. Jetzt war Vesper; es gab wieder Brot und Salz; bis 7 Uhr wurde dann weiter unterrichtet. Von dieser Zeit an wurden die aufgegebenen Arbeiten oder Spiele im Freien vorgenommen. Das Abendessen bestand in der Regel in Warmbier oder belegten Butterbroten. Die Unterrichtszeit würde uns oft sehr lang geworden sein, wenn sie nicht wenigstens durch zwei Stunden Turnen gekürzt worden wäre. Diese Stunden waren stets die größte Erholung für uns, und ganz besonders fesselte uns der Fechtunterricht bei dem Lehrer Ernst Eiselen."

Erfüllt von Heimweh nach dem Elternhaus und der goldenen Freiheit des Landlebens zeigte das kleine Bürschchen anfangs begreiflicherweise gegenüber seinen Kameraden ein gedrücktes Wesen, eine Zurückhaltung und Abgeschlossen-

heit, die ihm fälschlicherweise als Stolz und Mangel an kameradschaftlichem Sinn ausgelegt wurde. Er fand darum wenig Zuneigung, vielmehr beschlossen die Jungen, ihm bei Gelegenheit den für Neueingetretene üblichen handgreiflichen Willkomm besonders nachdrücklich zu erweisen. Der eben erwähnte Mitschüler — Krigar ist sein Name — weiß darüber folgendes zu sagen:

Otto von Bismarck im 11. Lebensjahre.

„Da wir uns gerade in den Sommermonaten befanden und von unsern Lehrern sowohl bei gutem als auch bei schlechtem Wetter fleißig zum Baden nach dem damaligen „Schafgraben" geführt wurden, so fand sich die gesuchte Gelegenheit bald. Hier beim Baden hieß es vor allem Mut zeigen. Wer sich nicht freiwillig Hals über Kopf ins Wasser stürzte und nur die geringste Furcht verriet,

hatte es ſchwer zu büßen. Der Lehrer nahm einen ſolchen Zaghaften auf ſeine Schultern und warf ihn dann an der tiefſten Stelle, natürlich kopfüber, ins Waſſer. Wir hatten die Erlaubnis, demſelben, nachdem er wieder emporgekommen war, noch mehrmals beim Untertauchen behilflich zu ſein, bis er alle Furcht überwunden hatte und ſich nicht mehr waſſerſcheu zeigte. Die Feinde Ottos von Bismarck freuten ſich auf den Augenblick, in welchem dieſer ſeine Taufe im Schafgraben erhalten ſollte. Alle hatten ſich vorgenommen, ihn tüchtig zu bearbeiten, alle ſtanden ſchon gerüſtet am Graben, als Bismarck mit der größten Kaltblütigkeit an den Rand desſelben trat, ſich hineinſtürzte, untertauchte und am jenſeitigen Ufer wieder emporkam. Ein allgemeines „Ah" folgte dieſer Ueberraſchung; keiner wagte es noch, den kühnen Taucher zu berühren."

So hatte ſich Otto mit einem Schlage die allgemeine Achtung und von gar mancher Seite freundſchaftliche Zuneigung erworben. Und wie er auch im Lernen bald ſich auszeichnete — Geſchichte und Geographie waren ſeine Lieblingsfächer, in denen er Hervorragendes leiſtete —, ſo war er auch im Spiel und Scherz vorn dran. Er wurde ein Meiſter in körperlichen Uebungen, hatte er doch ſchon auf dem väterlichen Hofe mit Pferden und Hunden genugſam getollt. Im Turnen, Fechten und Schwimmen taten es ihm wenige gleich, und in den jugendlichen Kampfſpielen, in den Schneeballſchlachten, die im Hofe und Garten der Anſtalt geliefert wurden, zeigte er allezeit eine imponierende Gewandtheit und Schneidigkeit, ſo daß man ihm neidlos die Führerrolle überließ.

Welche Stellung der junge Bismarck unter seinen Mitschülern einnahm, beweist nachstehende Schilderung Krigars:

„Zu Weihnachten hatte einer unserer Mitschüler von seinen Eltern „Beckers Erzählungen aus der alten Welt" zum Geschenk erhalten; das Buch wurde von uns so fleißig gelesen, daß das eine Exemplar lange nicht ausreichte, unsere Wißbegierde zu stillen. Bald hatte sich denn auch eine größere Zahl von Schülern dieses Buch von ihren Eltern schenken lassen. Jezt wurde der Trojanische Krieg vorgenommen. Der erste, welcher diesen ganzen Teil des Buches auswendig konnte, war Otto von Bismarck. Am Ende des Gartens der Anstalt, jetzt nach der Königgrätzer Straße zu, stand ein schön gewachsener Lindenbaum.*) Es war dies der einzige Baum im Garten der Anstalt, zu dem hinaufzuklettern wir die Erlaubnis hatten. Dies war in den Freistunden unser liebster Aufenthalt. — „Nach der Linde!" hieß es, wenn irgend etwas Wichtiges mitzuteilen oder zu beraten war. Sie bildete den Mittelpunkt des Gartens für uns. Otto von Bismarck übernahm in der Regel das Vorlesen des Trojanischen Kriegs und wählte sich dazu häufig seinen Lieblingssitz auf der Linde. Wir Zuhörer, so weit wir Platz hatten, bestiegen ebenfalls den Baum, die Uebrigen lagerten sich unter demselben. Mit welcher Aufmerksamkeit folgten wir dem Vorleser, mit welcher Begeisterung wurden die Heldentaten der Griechen vor Troja aufgenommen! Es dauerte nicht lange, so hatte

*) Diese „Bismarck-Linde" mußte später der Bautätigkeit weichen; doch bezeichnet noch eine Gedenktafel ihre Stelle.

jeder von uns den Namen eines dieſer Helden. Bismarck konnte kein anderer als der Telamonier Ajax ſein."

Otto von Bismarck lieſt ſeinen Mitſchülern den Trojaniſchen Krieg vor.

Seitdem herrſchte ein ganz anderer Geiſt auf dem Plamannſchen Schulhofe; unwiderſtehlich zwang der Knabe, der ſpäter als Mann eine ganze Welt bemeiſtert hat, ſeine Spielgenoſſen in den Bann ſeiner Ideen und Pläne. Es

gab fortan zwei regelrechte Kampfparteien. Otto war der Schlachtenlenker, er hatte den Kampfplan entworfen und war gewöhnlich der Führer der einen Partei, die er kühn zum Sturmangriff gegen den die Gartenterasse besetzt haltenden Gegner vorführte. An den Schneeballenschlachten beteiligten sich nicht selten auch die Lehrer. Otto von Bismarck betrieb alles das mit einer solchen Wichtigkeit, daß er sich ein Tagebuch über diese „Kriegsereignisse" anlegte. Darüber aber vergaß er keineswegs die ernsten Pflichten der Schule, wie folgendes Vorkommnis zeigt. Einmal war das Kampfgetümmel derart, daß die Knaben das Glockenzeichen zum Wiederbeginn des Unterrichts völlig überhörten. Alles Zurufen der Lehrer half nichts, bis endlich Bismarck-Ajax nach dem Beispiel seines griechischen Helden, der in den Kämpfen vor Troja große Feldsteine als Wurfgeschosse verwendete, seinen Schultornister packte und ihn mit lautem Halt, Halt! mitten in die Schar der Kämpfer hineinschleuderte. Die Wirkung war die gewünschte: der Kampf hatte alsbald ausgetobt, die Stunde konnte beginnen.

Im Ganzen war die Art des Unterrichtsbetriebes und das im Hause herrschende Leben wohl geeignet, die Knaben mit wahrhaft vaterländischer Gesinnung zu erfüllen. Es war der Geist Ludwig Jahns, des unvergeßlichen Vaters der Turnkunst im deutschen Volke, der hier herrschte. Dazu kam noch mancher besondere Eindruck, der den empfänglichen Sinn des Kindes zu vaterländischem Stolz und Hochgefühl erhob. So fesselte ihn ganz ungemein eine Geschichte, die er in seinem Lesebuche fand unter dem Titel „Deutsches Schauspiel in Venedig oder die gerettete Ehre der Deut-

ſchen" von A. G. Meißner. Sie hat bleibende Eindrücke bei Otto von Bismarck hinterlaſſen; und noch ſpäter, nachdem er als Mann beſtimmend in das Schickſal ſeines Volkes eingegriffen und dieſes zu ungeahnter Macht und Größe erhoben, hat er ſich mit Freuden jener Begeiſterung erinnert, die er als Knabe bei dieſer Erzählung empfunden. Es handelt ſich dabei um folgendes Vorkommnis: *)

Alexander, der Erbprinz eines deutſchen Kleinſtaats, weilt mit ſeinem Kammerherrn in Venedig. Die vornehme Welt dieſer Stadt gewährt den deutſchen Gäſten zwar Zutritt zu ihren geſellſchaftlichen Zirkeln, doch verſchmäht man nicht, ſich bei vielfachen Gelegenheiten über das damals freilich wenig geachtete Volk der Deutſchen luſtig zu machen, indem man an den Feſtabenden kleine Theaterſtücke zur Aufführung bringt, in denen jedes Mal dieſe oder jene deutſche Sitte verſpottet wird. Der Kammerherr gleichwie ſein Prinz darüber ergrimmt, beſchließt Vergeltung zu üben. Er verfaßt zu dieſem Zweck ein Schauſpiel, das mit Einwilligung des Prinzen im Hauſe des letzteren an einem Geſellſchaftsabende aufgeführt werden ſoll. Die geladenen Nobili Venedigs erſcheinen, und als ſie von der geplanten Vorſtellung erfahren, verraten ihre ſpöttiſchen Mienen deutlich genug, daß ſie erwarten, eine neue Gelegenheit zu finden, ſich über die Deutſchen luſtig zu machen. Doch diesmal hatten ſie die Rechnung ohne ihren Wirt gemacht. Das Stück beginnt; die Bühne zeigt eine Straße von Rom bei nächtlicher Beleuchtung. Ein deutſcher Reiſender tritt auf, und da er in der ſpäten Nacht kein Unterkommen finden kann, ſo ſucht

*) Inhaltsangabe nach H. Jahnke, Fürſt von Bismarck, S. 41 ff.

er ſich die Langweile zu vertreiben, indem er beim Laternenſcheine ein Buch zu leſen beginnt. Die Geſpenſterſtunde iſt angebrochen, und ſiehe da, hinter dem Leſenden erſcheint eine weiße Geſtalt, die ſich ſpäter als der Geiſt Ciceros kundgibt. Er hat ſich nach jahrhundertelanger Ruhe aus ſeinem Grabe erhoben, um ſich zu überzeugen, wie die Nachkommen ſeiner römiſchen Zeitgenoſſen in Kunſt und Wiſſenſchaft fortgeſchritten ſeien. Da erblickt er den Deutſchen in ſeinem Buche leſend. Staunend betrachtet er über deſſen Schultern die ſeltſam krauſen, regelmäßigen Schriftzeichen. Sein Staunen wächſt, als er ſieht, wie der Leſende ſeine Repetieruhr aus der Taſche zieht, die auf einen Druck mit dem Finger genau die Stundenzahl angibt. Den Deutſchen befällt bei ſeiner Lektüre indeſſen doch Müdigkeit; er verſucht noch einmal, die Bewohner eines der naheliegenden Häuſer zu wecken und ſich Einlaß und Nachtherberge zu verſchaffen, indem er eine ſeiner Piſtolen aus dem Gürtel hervornimmt und ſie gegen eine Haustür abfeuert. Der Geiſt Ciceros ſinkt bei dem Blitz und Knall des Schuſſes vor Schreck faſt in die Erde. Doch von höchſter Neugierde erfüllt, faßt er ſich ein Herz, den Fremden anzuſprechen. Dieſer, obwohl ihn die ſeltſame Geſtalt des Geſpenſtes zuerſt ſtutzig macht, ſteht kaltblütig und gelaſſen Rede und Antwort. Der Geiſt bittet ihn um Erklärung der wunderbaren Dinge, welche er geſehen und gehört hat. Zuerſt erheiſcht er Aufſchluß über die ſonderbaren Schriftzüge in dem Buche und erfährt von der Erfindung der Buchdruckerkunſt durch einen Deutſchen. Dann wird ihm die Einrichtung der Taſchenuhr erklärt, die ſich abermals als eine deutſche Erfindung her-

ausſtellt. Und als der alte Römer endlich erfährt, daß auch die Erfindung des Pulvers, der wundertätigen Kraft der Feuerwaffe, die den Göttern den Blitz und den Donner entwunden zu haben ſcheint, von einem Deutſchen ſtamme, da iſt ſeine Verwunderung ſchier ohne Grenzen. „Iſt's möglich?“ ruft er aus. „Die Deutſchen und immer wieder die Deutſchen! Dieſes Volk, welches zu meiner Zeit noch aus halbwilden, in Tierhäute gekleideten Barbaren beſtand, ſcheint treffliche Fortſchritte gemacht zu haben. Dann aber muß mein edles Volk der Römer, deſſen Geiſt damals ſchon die Welt beherrſchte, jetzt eine Höhe erreicht haben, die nahezu an die Sonne reicht!“ — „Alſo gefallen wir Deutſche dir,“ entgegnete der Reiſende, „ſo wie wir jetzt zu deinem Vaterlande zu kommen pflegen? — Nun wohl, ſo iſts gewiß auch dein Wunſch, zu erfahren, wie die Vertreter deines Volkes ſich gewöhnlich in meinem Vaterlande zeigen? Ich verſtehe ein wenig Zauberei; gib acht!“ — und auf den Wink des Deutſchen erſcheinen hauſierende, Murmeltiere zeigende Savoyarden in elendem Zuſtande und mit blödem Geſichtsausdruck, bei deren Anblick der Geiſt Ciceros entſetzt verſchwindet. Welchen Eindruck das Schauſpiel auf die ſtolzen Venetianer machte, läßt ſich leicht ermeſſen.

Wie mildherzig und aufopferungsfähig Bismarck geweſen iſt, das hat er ſchon als kleiner Junge bewieſen, wovon folgendes Vorkommnis Zeugnis gibt. In Ottos Klaſſe herrſchte große Aufregung. Der Lehrer hatte im Schlüſſelloch ſeines Pultes einen Pflaumenkern eingeklemmt gefunden und drohte nun, falls der Miſſetäter ſich nicht melde, ſämtliche Schüler empfindlich zu züchtigen. Noch

wagt keiner ſich hervor. Bismarck aber wird gewahr, wie ſein Nachbar, ein kleines, ſchwächliches Kerlchen, die Farbe wechſelt, zittert und bebt. „Der iſts, aber er ſtirbt ja faſt vor Angſt“ denkt ſich unſer Otto, und im ſelben Augenblick ſteht Bismarck — damals 7 Jahre alt, ein kräftiger Knabe — vor dem erzürnten Lehrer, um als Miſſetäter ſich zu melden. Er empfängt ſtandhaft ſeine Hiebe und kehrt im Bewußtſein treu erfüllter Kameradſchaftspflicht auf ſeinen Platz zurück, wo er ſeinen Nachbarn unter dem Drucke ſeines Schuldgefühls weinend vorfindet. „Weine nur nicht! Es iſt gerne geſchehen“ tröſtet ihn der edelgeſinnte Kamerad.

Solcher Edelſinn, ferner aufrichtige Frömmigkeit, unbedingte Wahrheitsliebe und rückhaltloſe Offenheit bildeten von früher Jugend die Grundeigenſchaften ſeines Charakters, die er auch im ſpätern Leben vollauf bewährt hat.

Eine ſehr erwünſchte Abwechslung in dem Einerlei des Anſtaltslebens brachten die Ferien, die Otto bei den Eltern in Kniephof oder auch in Schönhauſen verleben durfte. Die Heimreiſe von Berlin nach Pommern war aber mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Zunächſt ging es im Poſtwagen nach Stettin; dort empfing ihn das väterliche Fuhrwerk, das ihn am dritten Tag in die Heimat brachte. Nach Herzensluſt wurde jetzt das Landleben genoſſen; und als ob es gälte, die ihm in Berlin verkürzten Jugendfreuden doppelt nachzuholen, tummelte er ſich in Hof und Haus von früh bis ſpät oder übte ſich an der Seite des Vaters im Reiten und Jagen. Als er einſtmals zufällig allein mit der Flinte auf dem Rücken vom Pirſchgang, der ihm keine Beute

gebracht, durch den Schönhauſener Park wanderte, fiel ſein Blick auf eine im Gebüſch ſtehende ſteinerne Herkulesſtatue. Da faßte ihn plötzlich die Jagdluſt, er legte an und verwundete den ehrwürdigen Heros ſchwer im Rücken. Am folgenden Morgen ging der Vater mit ihm an dieſer Stelle vorüber. „Wer hat das getan, Otto?“ „Ich bin es geweſen, Vater, aber ich dachte nicht, daß es ihm ſo wehe tun würde; er hat gleich mit der Hand nach hinten gefaßt, wo er ſie noch hält.“

Nach Vollendung des 12. Jahres kam Bismarck von der Plamannſchen Anſtalt in das Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium, wo er in die Untertertia eintrat. Seine Wohnung hatte er damals gemeinſam mit ſeinem Bruder Bernhard in dem Hauſe der Eltern, das dieſe bei ihrer häufigen Anweſenheit während des Winters in Berlin als Abſteigequartier zu benützen pflegten. Die Wirtſchaft führte hier eine von Schönhauſen ſtammende, altbewährte Haushälterin, Trine Neumann, von der Bismarck ſpäter noch manchmal gerne geſprochen hat. „Sie hatte uns Jungen herzlich lieb und tat alles, was ſie uns an den Augen abſehen konnte. So machte ſie zu Abend faſt immer unſer Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir zuvor ausgingen, ermahnte uns Trine Neumann regelmäßig: „Blievt hüt nich ſo lang ut, dat min Kauken nich afbacken,“ und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hauſe kamen, hörten wir die gute Trine ſchon wie einen Rohrſperling ſchimpfen: „Na töot, Jungs, ut Jug ward in'n Lewen nix Vernünftigs; min Kauken ſind al wedder afbackt.“ Aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn ſie ſah, wie vortrefflich ihre „afbackten

Kauken" uns Jungens ſchmeckten." Die häusliche Erziehung der Brüder lag in den Händen eines Hauslehrers, dem ein franzöſiſcher Sprachmeiſter, Mr. Gallot aus Genf, beigegeben war. Nach drei Jahren trat Otto in das Gymnaſium zum Grauen Kloſter über; und im folgenden Jahr nahm ihn der Direktor dieſes Schule, der vortreffliche Pädagoge Dr. Bonnell, in ſein Haus auf. Bismarck hat den meiſten ſeiner Lehrer, ganz beſonders aber ſeinem väterlichen Freunde Bonnell zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt. Hören wir, was dieſer ſelbſt über Bismarcks Schulzeit zu erzählen weiß.

„Meine Aufmerkſamkeit zog Bismarck ſchon am Tage ſeiner Einführung auf ſich, bei welcher Gelegenheit die neu Aufgenommen im Schulſaale auf mehreren Bänken hintereinander ſaßen, ſodaß die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die Neuen mit vorahnender Prüfung durchzumuſtern. Otto von Bismarck ſaß, wie ich mich noch deutlich erinnere und ſpäter auch öfter erzählt habe, mit ſichtlicher Spannung, klarem, freundlichem Knabengeſicht und hell leuchtenden Augen, friſch und munter unter ſeinen Kameraden, ſodaß ich bei mir dachte: das iſt ja ein nettes Jungchen, den will ich beſonders ins Auge faſſen! Er wurde zuerſt mein Schüler im Lateiniſchen, als er nach Ober-Tertia kam. Michaelis 1829 wurde ich ans Berliniſche Gymnaſium zum Grauen Kloſter verſetzt, an das auch Bismarck im folgenden Jahre überging. Oſtern 1831 kam er als Penſionär in mein Haus, wo er ſich freundlich und anſpruchslos in meiner einfachen Häuslichkeit, die ſich damals auf meine Frau und meinen einjährigen Sohn

beſchränkte, und durchaus zutraulich bewegte. Er zeigte ſich in jeder Beziehung liebenswürdig. Er ging des Abends faſt niemals aus; wenn ich zu dieſer Zeit zuweilen nicht zu Hauſe war, ſo unterhielt er ſich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine ſtarke Neigung zu gemütlicher Häuslichkeit. Er hatte unſer ganzes Herz gewonnen, und wir brachten ihm volle Liebe und Sorgfalt entgegen, ſodaß ſein Vater ſpäter, nach ſeinem Scheiden von uns, äußerte, daß der Sohn ſich in keinem Hauſe ſo wohl wie bei uns befunden habe."

Am 31. März des Jahres 1831, wurde Otto von Bismarck durch den berühmten Pfarrer Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin konfirmiert. Der vortreffliche Geiſtliche, deſſen Religionsunterricht auf den Jüngling tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht hat, gab ihm den Bibelſpruch mit auf den Lebensweg: „Laſſet Euch dünken, daß Ihr dem Herrn dienet und nicht den Menſchen!" Noch im Alter ſprach Bismarck gern von ſeiner Konfirmation, wie ihm damals „gewaltig das Herz pochte, als er vor den Altar treten ſollte."

Unter den Unterrichtsgegenſtänden feſſelte ihn auch jetzt ganz beſonders die Geſchichte, in der er ſpäterhin ſo große, umfaſſende Kenntniſſe bewies, als er ſelbſt berufen war, entſcheidend in den Gang der Geſchichte einzugreifen. „Meine geſchichtlichen Sympathien" — äußert er ſich ſpäter — „blieben auf Seiten der Autorität. Harmodius und Ariſtogiton ſowohl wie Brutus waren für mein kindliches Rechtsgefühl Verbrecher und Tell ein Rebell und Mörder. Jeder deutſche Fürſt, der vor dem dreißigjährigen

Kriege dem Kaiſer widerſtrebte, ärgerte mich. Vom Großen Kurfürſten an aber war ich parteiiſch genug, antikaiſerlich zu urteilen und natürlich zu finden, daß der ſiebenjährige Krieg ſich vorbereitete."

Von den Sprachen wandte er in erſter Linie den neuen, der franzöſiſchen und engliſchen, ſeine Aufmerkſamkeit zu. Aber auch die alten Sprachen zogen ihn lebhaft an. Er leiſtete im Lateiniſchen Tüchtiges: ſeine lateiniſchen Aufſätze waren gut zenſiert. Sein Abiturientenaufſatz erhielt die Beurteilung: Oratio est lucida ac latina, sed non satis castigata (die Sprache iſt klar und lateiniſch, aber nicht genügend gefeilt).

Sechzig Jahre ſpäter noch bekennt er, daß er auf das Griechiſche Wert legte, da es das Kennenlernen der von tiefer Weisheit erfüllten Werke der altklaſſiſchen griechiſchen Schriftſteller ermögliche. Damals (1892) meinte er auch, von den heutigen Schülern werde bei weitem nicht ſo viel verlangt als früher zu ſeiner Zeit, da das Franzöſiſche in Quinta, das Griechiſche in Quarta bereits begann und auch weiter geführt wurde als jetzt.

Oſtern 1832, alſo erſt 17jährig, verließ Otto von Bismarck nach wohlbeſtandener Reifeprüfung das Gymnaſium zum Grauen Kloſter „als normales Produkt unſeres ſtaatlichen Unterrichts."

Mit Beginn des Sommerſemeſters bezog er die Univerſität Göttingen.

Bismarck war ein flotter Student, der die akademiſche Freiheit in vollen Zügen genoß und mit um ſo größerer Begeiſterung ſich den Burſchenfreuden hingab, als ihn bis-

her ein ziemlich drückender Zwang beengt hatte. In Jugendkraft und überschäumender Lebensluſt hat er viele tolle Studentenſtreiche verübt und mit gar manchem die Klinge gekreuzt, unbeſiegbar ſchon damals, hieß er doch

Bismarck als Göttinger Korpsſtudent.

„Achilleus der Unverwundbare.“ An der Türe des Göttinger Karzers hat er als einer ſeiner Inſaſſen ſeinen Namen eingegraben. Er gehörte dem Korps Hannovera an. In launigen Verſen hat einer ſeiner Verehrer, Dr. G.

Schwetschke, in dem Heldenepos „Bismarckias“ unsers Otto Studentenleben also besungen:

Abgeschüttelt von den Sohlen
Ist der Schulstaub; hohe Wogen
Tragen jetzt das Schiff des Jünglings.
Alle Anker sind gelichtet,
Alle Segel aufgezogen.
Und der Burschenfreiheit Flagge
Lustig flattert . . . . .

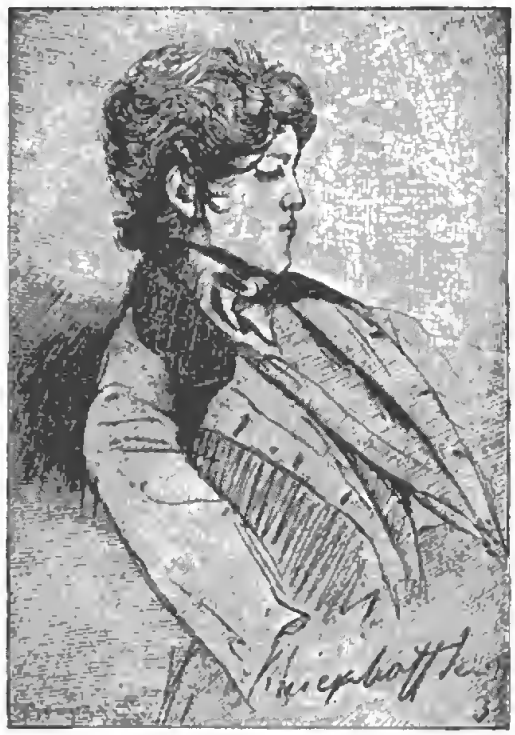
Schöne Tage wilder Freiheit!
Fröhlich sammelt ihr die Jünger
Der kastalischen neun Schwestern*)
Auch in andrer Götter Hallen.
An den duftenden Altären
Eines Bacchus und Gambrinus
Edler Säfte milder Spende
Opfert froh der Neophyt.**)

Auch des kampfesfrohen Mavors***)
Heiligtum erschließt sich prangend.
Hört ihr dort den Schall der Waffen?
Hört ihr dort des Kampfes Tosen?
Hei! wie blitzen scharfe Klingen,
Hei! wie pfeifen Terz und Quarten,
Wie so mancher haut so manchen
Ueber's Maul und wird gehau'n.

Und so schlang ein roter Faden
(Nämlich der von Blut und Eisen)
Damals schon durch unsres „Burschen
Erdenwallen“ sich; es melden
Göttingen, Berlin und Greifswald
Kühnen Mutes hohe „Taten
Von vergang'ner Jahre Tagen“
Wie einst Ossian es sang.

*) Musen. **) Neuling. Fuchs (studentisch). ***) Mars.

Bei dieſem Sichausleben, in dem das Kraftvolle in Bismarcks Perſönlichkeit erſt recht zum Durchbruch kam, mußte allerdings das Studieren und Arbeiten in den Hintergrund treten; und er ſelbſt ſagt 60 Jahre ſpäter zu den



Otto von Bismarck im Jahre 1834.
Nach einer Zeichnung von G. v. Keſſel.

ihm huldigenden Schülern des Wilhelmsgymnaſiums zu Hamburg:

„Ich muß leider bekennen, daß ich mir Mangel an Arbeitſamkeit vorzuwerfen habe, und das iſt der einzige bittere Tropfen, der ſich in meine Göttinger Erinneringen miſcht. Als ich zur Univerſität ging, war ich kaum ſiebzehn Jahre alt und war vielleicht in zu ſtarkem Zwange

gehalten worden, was bei Ihnen wohl nicht der Fall sein wird. Deshalb rate ich Ihnen, wenn Sie zur Universität kommen, mißbrauchen Sie Ihre Freiheit nicht." Er warnt sie sodann eindringlich daoor, Kopfhänger zu werden.

In hohem Grade bezeichnend für die Entwicklung von Bismarcks nationalen Anschauungen sind zwei Vorkommnisse aus seiner Studentenzeit, die Erwähnung verdienen.

Einmal höhnte ein Engländer, der damals auch in Göttingen studierte, über den deutschen Michel „mit der Schlafmütze über den Ohren und dem bunten Schlafrock aus 36 Lappen" — er meinte damit die bunte Menge der deutschen Staaten. Da bäumte sich in dem jungen Bismarck der vaterländische Stolz, er forderte den Spötter vor die Klinge und verteidigte so seines Volkes Ehre mit der Waffe.

Das andere Erlebnis lassen wir ihn selbst erzählen, als er im Kampf für Deutschlands Einheit und Größe auf den Schlachtfeldern Frankreichs stand:

„Ich erinnere mich vor dreißig und mehr Jahren in Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um 25 Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewönne. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Coffin, Sarg. Das Merkwürdigste dabei ist, daß ich damals — 1833 — schon

den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist."

Nach drei Semestern schied Bismarck von Göttingen, um in Berlin und Greifswald seine juristischen Studien fortzusetzen. Im Mai 1835 bestand er das erste Examen, bei dem sich zeigte, daß er auch inzwischen längst wieder gelernt hatte, bei der ernsten Arbeit seinen Mann zu stellen. Und als er sich das Jahr darauf, erst 21jährig einer zweiten Staatsprüfung, dem Referendariatsexamen, unterzog, da leistete er Ausgezeichnetes. Er erhielt darum von den Examinatoren folgendes vortreffliche Zeugnis über seine schriftlichen Arbeiten:

„Ich trage kein Bedenken, dieser Abhandlung das Prädikat „r e ch t g u t" zuzuerkennen. Im Ganzen herrscht darin Würdigkeit und Klarheit der Ansicht, ein geregelter Ideengang und eine gute Diktion, und sie gibt verhältnismäßig nur zu wenig Ausstellungen Anlaß."

„Die vorliegende Arbeit verdient in der Anlage wie in der Ausführung Beifall. Sie zeugt von einer guten Grundlage staatswirtschaftlicher und geschichtlicher Kenntnisse, und wenn sie schon auf erschöpfende Behandlung des sehr umfassenden Themas nicht Anspruch machen kann, so darf sie doch ihrem Zweck nach als „g e l u n g e n" anerkannt werden."

Und nach Bestehen der mündlichen Prüfung vollends wurde Otto von Bismarck als „s e h r g u t b e f ä h i g t z u m R e g i e r u n g s r e f e r e n d a r" bezeichnet.

Bismarck ist dann kurze Zeit im Staatsdienst zu Aachen und Potsdam tätig gewesen, trat 1838 als Einjährig-Frei-

williger bei den Potsdamer Gardejägern ein, von denen er ſich bald zu den Jägern nach Greifswald verſetzen ließ, und zog ſich nach einiger Zeit auf ſeine Güter zurück, bis ihn die lebhaften politiſchen Bewegungen ſeit 1847 zur öffentlichen Wirkſamkeit führten. Raſch erkannte man an leitender Stelle die hohen Fähigkeiten und den ausgezeichneten Charakter des jungen Edelmannes, der in den ſchwierigſten Lagen jener großen, vielbewegten Zeit ſich trefflich bewährte und — 30 Jahre nach Beendigung ſeiner Gymnaſialzeit — zur höchſten Beamtenwürde im preußiſchen Staat, der des Miniſterpräſidenten, emporſtieg. In dieſer Stellung hat er nicht nur ſein preußiſches, nein das ganze deutſche Volk zu höchſter Macht und Blüte geführt. Er iſt der Schmied der deutſchen Einheit geworden, der Erfüller jahrhundertelanger Sehnſucht. Darum iſt und bleibt er der Liebling, der Held des deutſchen Volkes. Das Vaterland über alles! „Patriae inserviendo consumor“ (Im Dienſt des Vaterlands reibe ich mich auf) war Bismarcks Wahlſpruch, mit dem er wahrhaft Ernſt gemacht hat in ſeinem langen, kampfes- und arbeitsvollen Leben. Er hat Großes geleiſtet an der Seite ſeines Herrn, Kaiſer Wilhelms I., als deſſen „treuer deutſcher Diener“ — wie er in ſchlichter Größe ſeine Grabſchrift ſich ſelbſt beſtimmt hat. Die Krönung ſeines Lebenswerkes liegt wohl in der vollen Wahrheit und Betätigung ſeines ſtolzen, immerdar denkwürdigen Ausſpruches in jener berühmten Reichstagsſitzung am 6. Februar 1888: „Wir Deutſche fürchten Gott, aber ſonſt nichts in der Welt.“

Rieſenhaft ſteht ſeine Geſtalt vor uns. Bewundernd blickt die Welt auf zu ſeiner Heldengröße.

Erſt verſpottet, dann befehdet,
Vielgeſchmäht in allen Landen,
Hat er dennoch hohen Mutes,
Aufrecht ſtets und feſt geſtanden,
Dann gehaßt und dann gefürchtet,
Dann verehrt, geliebt, bewundert:
Alſo ſteht er, eine Säule,
Ueberragend das Jahrhundert. (Rudolf Genée.)

Fürſt Bismarck.

3.

Helmut von Moltke.

Geboren am 26 Oktober 1800 in Parchim.
Geſtorben am 24. April 1891 in Berlin.

Zu Moltkes Geburtstag.

Wem gilt am heutigen Tage
Des Dankes Sang und Wort?
Ein Held iſt heute geboren,
Gott hat ihn auserkoren
Zu Deutſchlands Segenshort.

Das biſt Du, edeler Moltke!
Dank Dir viel tauſendmal!
Du kriegserfahrener Denker,
Du ſicherer Schlachtenlenker,
Du glücklicher General.

Du haſt das Volk, das nur dachte,
Zum Tatenvolk gemacht;
Den Sieg ſtets vorbereitet,
Zu Ruhm und Ehr' uns geleitet
Durch manche glückliche Schlacht.

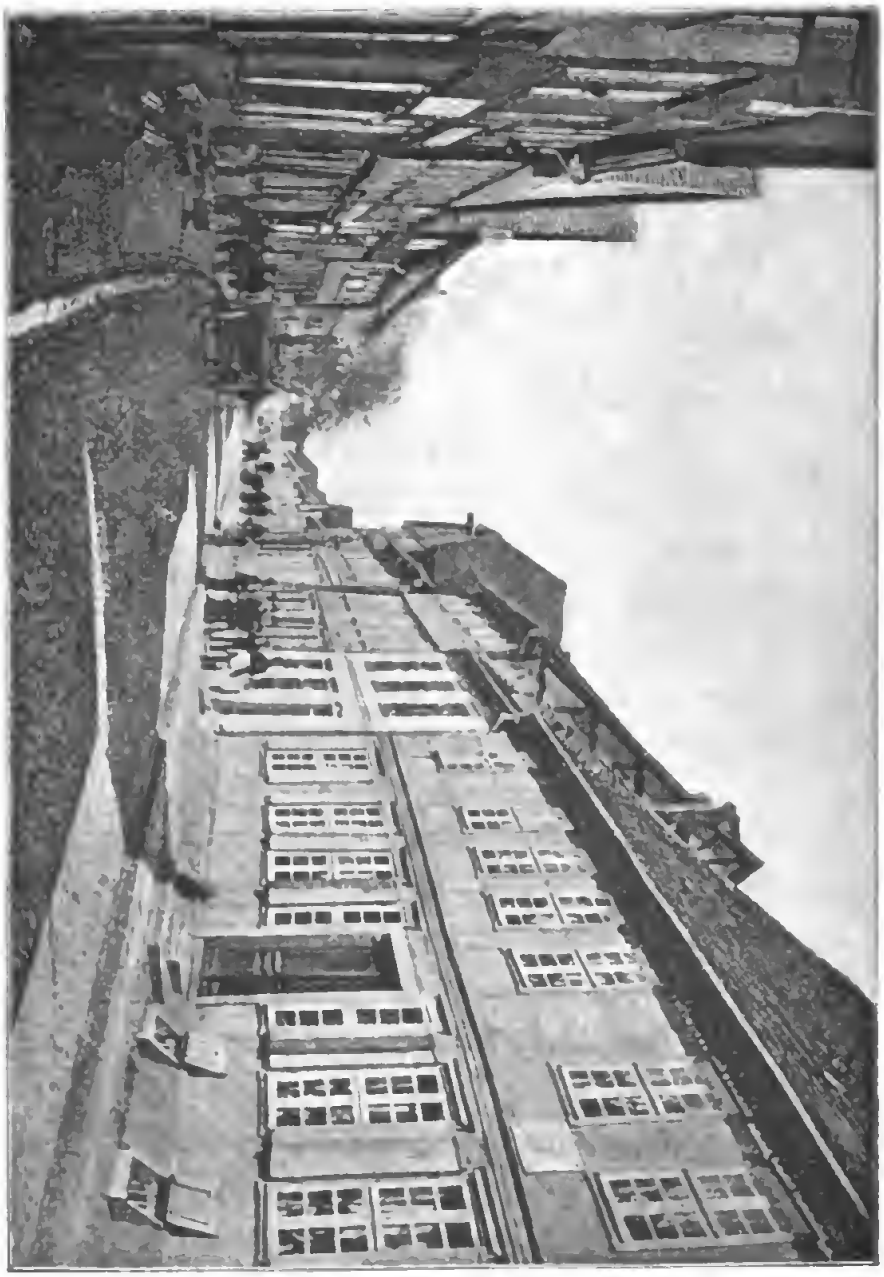
So ſei denn heut' und immer
Herzinnig Deiner gedacht.
Und noch in fernen Tagen
Soll Deutſchland ſingen und ſagen,
Was Du für uns vollbracht.

Hoffmann von Fallersleben.

Der Vater des Feldmarſchalls, Generalleutnant Friedrich von Moltke, geboren am 12. Juli 1768, hat in den „Erinnerungen aus meinem Leben, allein für meine lieben Kinder nach meinem Tode beſtimmt" u. a. folgende Aufzeichnungen gemacht:

„Im Mai 1797 war meine Hochzeit mit Sophie Henriette Paſchen zu Horſt im Lauenburgiſchen, einem Gut, welches einer weitläufigen Verwandten meiner Frau gehörte. Ich hatte das Erbzinsgut Liebenthal in der Priegnitz bei Wittſtock gekauft, wohin wir einige Tage nach der Hochzeit zogen. Nachdem mir am 23. März 1798 mein erſter (Wilhelm) und am 22. Mai 1799 mein zweiter Sohn (Friedrich) geboren war, verkaufte ich Liebenthal. Wir zogen 1800 nach Parchim, einer Stadt in Mecklenburg-Schwerin, wo mein Bruder Helmut lebte, der dort Kommandant war. In demſelben Jahre, den 26. Oktober, ward mir der dritte Sohn geboren, der den Namen Helmut nach meinem Bruder erhielt und daſelbſt den 2. November getauft wurde.

Damals ahnte ich nicht, daß ich es noch nach 40 Jahren erleben würde, daß dieſer Sohn meine Freude, mein Stolz und mein Wohltäter werden würde, und daß dieſem Kinde ein ſo ſeltener Lebenslauf beſtimmt war, in welchem ihm ſo viele Gefahren gedroht haben.



Moltkes Geburtshaus in Parchim.

1809 kam er mit seinen beiden ältesten Brüdern Wilhelm und Fritz in Pension zum Pastor Knickbein nach Hohenfelde in Holstein, wo er sehr eifrig daran arbeitete, sich eine kleine Festung zu bauen, wozu ihm der Vater zwei kleine Kanonen schenkte. Ende 1811 brachte ihn sein Vater mit seinem Bruder Fritz in das Land-Kadettenhaus nach Kopenhagen, wo sie beide in Pension zum General Lorenz kamen. Dort hatte er fast jedes Jahr das Fieber, auch die Masern überstand er dort, 1813 kam sein Vater nach Kopenhagen und nahm ihn und seinen Bruder Fritz auf einige Wochen mit zurück nach Holstein. Auf dem großen Belt kreuzten damals die Engländer, die sich mit Dänemark im Kriege befanden. So liefen die Reisenden Gefahr, gefangen genommen zu werden, indem sie dicht unter einer feindlichen Brigg *) vorbeikamen; da aber der Morgen noch nicht gekommen war, entschlüpfte das kleine Fahrzeug glücklich, und Helmut kam wohlbehalten zu seiner Mutter nach Augustenhof.**) 1817 wurde er Page bei Sr. Majestät dem Könige von Dänemark. 1818 machte er sein Offiziersexamen, wobei er den ersten Charakter erhielt; den 20. Januar desselben Jahres erhielt er daher die Sekondlieutenants-Anciennität. 1819 verließ er Kopenhagen und ging nach Rendsburg zum Oldenburgischen Infanterie-Regi-

*) Ein größeres Schiff mit zwei Masten.

**) Gelegentlich dieses Wiedersehens ereignete sich wohl folgender hübsche Scherz:

„Der Vater, von seiner Reise zurückkehrend, kam mit den Kadetten Fritz und Helmut nach Augustenhof. Als die Mutter zur Begrüßung hinaustrat, hatten die Brüder sich unter dem Spritzleder des Wagens versteckt, und Vater und Mutter gingen ins Haus. Der Wagen fuhr in die Remise, und die Brüder schlichen nun von hinten ins Haus und standen stramm militärisch im Eßzimmer, als die Eltern eintraten."

mente, bei dem er 1820 zur Jägerkompagnie verſetzt wurde, welches immer eine Auszeichnung iſt. 1821 reiſte er mit ſeinem Vater auf Urlaub nach Berlin, wo er zum erſten Mal einen Teil der preußiſchen Armee ſah; er wurde davon ſo durchdrungen, daß er keinen eifrigeren Wunſch hatte, als zu dieſer Armee überzutreten; es ward deshalb an ſeinen Regimentschef, den Herzog von Holſtein-Beck, nachherigen Herzog von Holſtein-Glücksburg, geſchrieben. Dieſer unterſtützte den Plan. 1821 bat er alſo um ſeinen Abſchied und um die Erlaubnis, in preußiſche Dienſte treten zu dürfen; beides wurde ihm in Gnaden bewilligt, und indem er ſich einem neuen Examen in Berlin unterworfen hatte, in welchem er nach nur vierzehntägiger Vorbereitung ſehr ehrenvoll beſtand, trat er 1822 in preußiſche Dienſte.

Helmut von Moltke ſelbſt erzählt über ſeine Jugend:

„Meine Familie iſt eine altmecklenburgiſche. Das Gut Samow bei Ribnitz vererbte in derſelben, ohne Majorat zu ſein, durch Jahrhunderte bis auf meinen Großvater. Mein Vater diente im Regiment Möllendorf und kaufte dann Grundbeſitz in Holſtein an. So bin ich zwar noch in Mecklenburg am 26. Oktober 1800 geboren, aber in Holſtein aufgewachſen.

Schon im 12. Lebensjahre wurde ich mit einem älteren Bruder nach Kopenhagen in die Landkadetten-Akademie gebracht. Ohne Verwandte und Bekannte brachten wir dort eine recht freudloſe Kindheit zu. Die Behandlung war ſtreng, ſelbſt hart, und wir gewöhnten uns früh an Entbehrungen aller Art.

Es war eine wahrhaft ſpartaniſche Erziehung, die den

Kadetten durch ſtrenge, ja ich glaube viel zu ſtrenge Behandlung zu teil wurde, der Ton war ſehr hart, von Liebe und Teilnahme merkte man keine Spur, eine ſorg-

Moltke als 19jähriger däniſcher Kadett.
Nach einer alten Originalzeichnung.

ſame Erziehung in moraliſcher Richtung gewährte dieſe Inſtitution nicht; ein oft zu Tage tretendes Mißtrauen wirkte außerordentlich ſchädlich, wenn auch die Abſichten, die es hervorriefen, vielleicht gut ſein mochten, die Wir-

kungen waren ſchädlich. Die Zöglinge, die ohne Schaden zu nehmen, dieſe Schule durchmachten, ſind in einer harten, aber auch abhärtenden Schule geweſen; eins aber muß betont werden, daß tüchtige und in jeder Richtung militäriſch denkende Soldaten aus dieſer ſpartaniſchen Schule hervorgingen. Das Anſprechendſte für uns war das Kameradſchaftsgefühl und die unverbrüchliche, tief innerliche Treue, die ſich vom erſten bis zum letzten die Kadetten gegenſeitig bewahrten. Keine Härte konnte irgend einen dazu bringen, dieſe Treue zu brechen.

Dankbar erinnere ich mich der einzigen Familie, die uns liebreich aufnahm. Der General Hegermann-Lindencrone beſaß einen hübſchen Landſitz nahe der Stadt, welcher der Tummelplatz unſerer Knabenſpiele an Sonntagen wurde mit drei Söhnen des Hauſes, welche ſich ſpäter in der däniſchen Armee hervorgetan haben. Der Verkehr mit den edeln, feingebildeten Mitgliedern dieſer Familie hat wohltätig auf meine ganze Entwicklung gewirkt.

Als Offizier und mit guten Zeugniſſen und Empfehlungen verſehen, kam ich 1822 nach Berlin und trat nach beſtandener Prüfung als jüngſter Sekondleutnant zu Frankfurt a. O. in das 8. (Leib-)Infanterie-Regiment ein."

Ein Mitglied der erwähnten befreundeten Familie, Generalleutnant von Hegermann-Lindencrone, plaudert von folgenden hübſchen Jugenderinnerungen:

„Ich machte die erſte Bekanntſchaft mit dem jungen Helmut von Moltke und ſeinem Bruder Fritz in dem Hauſe meiner Eltern, das beide regelmäßig aufzuſuchen pflegten, wenn ſie Ferien hatten, und in das ſie durch meinen

älteren Bruder Fritz eingeführt wurden, der gleichzeitig mit ihnen die Kadetten-Akademie besuchte. Als auch ich im Jahre 1816 in die Akademie aufgenommen wurde, trat ich in noch nähere Beziehungen zu den zwei so lieben Brüdern. Ihrem Aussehen nach waren beide ziemlich verschieden. Fritz Moltke hatte einen mehr ernsten Ausdruck und stark ausgeprägte Züge, doch konnte er bei Gelegenheit auch munter und sehr freundlich sein.

Helmut Moltke war blonder, größer, mit einer schlanken, elastischen Figur, feineren Zügen und einer vornehmen Haltung. Seine ansprechenden, Zutrauen erweckenden, schönen, blauen Augen erhielten sich als Ausdruck seiner ganzen liebenswürdigen Persönlichkeit bis in seine späten Jahre. Meine Eltern sowie meine ganze Familie gewannen diese Brüder mehr und mehr lieb, und zwischen ihnen und meinem Bruder Fritz erwuchs eine innerliche Freundschaft, die bis zum Tode andauerte.

Ich, der ich sechs Jahre jünger war als Helmut, sah gleichzeitig mit einer natürlichen Achtung und mit stetig wachsender Hingabe zu dem mir imponierenden älteren Kameraden auf, der meine Gefühle mit einer brüderlichen Liebe vergalt, die mich ebenso fest an ihn band, wie mich sein ritterliches Wesen anzog.

Die Orte, wo wir mit verschiedenen anderen Kadetten zusammenzukommen pflegten, waren abwechselnd der Landsitz Nolighed in der Nähe des Strandes ungefähr eine Viertelmeile von Kopenhagen und das Kastell, in dem mein Vater das dort kasernierte Jägerkorps als Chef kommandierte. Es ist selbstverständlich, daß unsere Spiele und

Beſchäftigungen zum größten Teil das Gepräge der Lebensſtellung trugen, für die wir beſtimmt waren.

Außer den gewöhnlichen Spielen, wie alle Arten Ballſpiele, Kraftproben u. ſ. w. ahmten wir mit viel Eifer die bekannten römiſchen Spiele nach, wie das Diskuswerfen. Wir brauchten hierzu den runden Boden einer Tonne, der, da er ſcharfe Kanten hatte, nicht ſelten fühlbare Schrammen hervorbrachte, wenn er auf den Knittel ſtieß, mit dem der Gegner verſuchte, der Tonnenboden aus ſeiner Richtung zu bringen. Da wir Zugang zu einigen Booten hatten, die im Hafen neben einer Kalkfabrik lagen, deren Mitbeſitzer mein Vater war, tummelten wir uns oft auf dem Oreſund und machten Ausflüge nach der zur Kalkfabrik gehörenden Inſel Saltholm, auf welcher der Kalk aus den dortigen Gruben gewonnen wurde. Hier übten wir unſere Reitkünſte auf einigen alten, ausrangierten Pferden, die alljährlich eingekauft wurden, um mit ihnen den Kalk an die Schiffe zu ſchaffen, die ihn nach der Kalkfabrik überführten. Helmut fand großes Vergnügen an dieſen Unternehmungen und zeigte ſich als ein gewandter und dreiſter Reiter in dem von vielen Gräben durchſchnittenen Terrain. Er benutzte dabei einen merkwürdig geformten Sattel, von dem erzählt wurde, er werde ſeit der Zeit auf der Inſel aufbewahrt, da Carl Guſtav Kopenhagen [1658 bis 1659] belagerte. Der Sattelknopf wurde durch ein großes metallenes Löwenhaupt gebildet, und der Zwieſel wurde von einem großen Metallkorbe umſchloſſen. Für dieſen hiſtoriſchen Sattel hatte Helmut ein beſonderes Intereſſe gefaßt.

Ein Spiel, das den wenig ſchönen Namen „Pulsög"

führte, hätte einmal beinahe auf die traurigſte Weiſe in unſere munteren Unterhaltungen eingegriffen. Das Spiel beſtand darin, daß ein Kreis von Teilnehmern mit Hilfe von Knitteln einen Ball in ein Erdloch bringen mußte, während die Gegenpartei dies hinderte, indem ſie ſuchte, die Knittel der anderen aus der Richtung zu ſchlagen. Als nun einmal Helmut den Ball in das Loch zu bringen verſuchte und mein Bruder Fritz ihn daran hindern ſollte, geſtaltete ſich dieſe Art von Gefecht immer heftiger, da beide ſehr ſchnell und gewandt waren. Die Spielenden bedienten ſich an dieſem Tage einiger ſchwerer Knittel, die zu einer Zeit zur Verteidigung beſchafft worden waren, da einſam liegende Häuſer oft der Plünderung durch herumſtreifende Vagabunden ausgeſetzt geweſen waren. In dem Augenblick, wo Helmut nahe daran war, den Ball in das Loch zu bekommen, bückte er ſich, um ſeinen Knittel beſſer benutzen zu können, mein Bruder Fritz aber, der gleichzeitig Helmuts Knittel bei Seite ſchlagen wollte, traf Helmut mit einem ſo gewaltigen Schlage gerade auf den Kopf, daß er wie leblos zur Erde ſtürzte. Unſere Bemühungen, ihn ins Bewußtſein zurückzubringen, waren erfolglos, wir trugen ihn deshalb auf mein Zimmer und ſchickten auf den beiden Wegen aus, die von der Citadelle nach Roligheb führten, um ſo ſchnell als möglich unſeres Hausarztes habhaft zu werden, der um die Zeit zum Mittageſſen erwartet wurde. Wie dieſer nun etwa dreiviertel Stunden, nachdem Moltke den Schlag erhalten hatte, ankam, fand er den Zuſtand höchſt bedenklich, denn Helmut hatte bisher noch kein Lebenszeichen gegeben und ganz das Ausſehen eines Toten.

Endlich nach längerer Behandlung begann er wieder Atem zu holen und war nach Verlauf einer Stunde imſtande zu ſprechen. Man kann ſich denken, was dieſe Zeit für uns alle und beſonders für meinen Bruder Fritz war, der ſeinen Freund faſt erſchlagen hätte. Der unglückliche Schlag hatte indeſſen keine weiteren Folgen.

Die Brüder, beſonders Helmut und mein Bruder Fritz, beſchäftigten ſich mit den verſchiedenſten Dingen, z. B. mit dem Abfaſſen hiſtoriſcher und kriegsgeſchichtlicher Aufzeichnungen in dem ſogenannten „Strom der Zeit" (Tidens Ström) und arbeiteten an dem Zuſtandekommen eines Kriegsſpiels, das unter der Arbeit beſtändig an Intereſſe zunahm und viele der Stunden ausfüllte, die im Laufe des Tages nicht zu Unternehmungen im Freien benutzt werden konnten. Ich erinnere mich, ich glaube, es war während der Weihnachtszeit des Jahres 1815, daß ſie einen Platz herrichteten, der eine Art Felſen darſtellte, auf deſſen Spitze ein Tempelbau errichtet wurde, der mit einer krenelierten Mauer in der Form eines Bollwerks umgeben war. Auf den Felſen hinauf führte ein Weg, auf dem der Angreifer ſich vorwärts bewegen mußte, um ſich der Feſtung zu bemächtigen, die von einigen andern verteidigt wurde. Beide Parteien waren ſoldatenmäßig ausgerüſtet. Die Entſcheidung darüber, ob der Angreifer vorſchreiten durfte oder gezwungen war, zurückzugehen, wurde durch eine Art Würfelſpiel getroffen; das Spiel führte den Namen: „Der Weg zum Tempel der Ehre."

Helmut hatte ſchon damals die Anlage dazu, mit feſter Hand charakteriſtiſche Bilder derjenigen Gegenſtände zu ent-

werfen, die ihn anzogen. Neben einem lebhaften Drange nach Erweiterung seiner Kenntnisse und einer klaren Auffassung alles dessen, was ihm im Leben entgegentrat, bewahrte er einen hohen Grad von Bescheidenheit, die ihn oft bei Gelegenheiten stillschweigen ließ, die ihn sonst dazu veranlaßt haben könnten, teils zu fragen, teils seine eigene Meinung auszusprechen. Wenn er übrigens doch einmal damit hervortrat, so erweckte sie stets das Interesse der Anwesenden. In dem Hause meiner Eltern verkehrte eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten.... Mit dem allergrößten Interesse und gespannter Aufmerksamkeit folgte Helmut Moltke den Gesprächen dieser Männer, wie er ebenso bemüht war, sich Kenntnis von deren schriftlichen Arbeiten, die uns irgendwie zugänglich waren, zu verschaffen.

Nachdem Moltke Offizier geworden und nach Holstein zu dem damals sogenannten Oldenburgischen Infanterie-Regiment in Garnison gekommen war, kam er eines Tages nach Kopenhagen und fragte meinen Vater um Rat, wie er sich in einer Angelegenheit verhalten sollte, über die der Brief eines älteren Verwandten in Preußen sich aussprach. Derselbe sagte darin: „Es ist mir mitgeteilt, daß Du gute Anlagen haben und Dich mit Ernst auf das, was Du unternimmst, applicieren sollst. Wenn dies sich so verhält und Du meinem Rate folgen willst, so suche Deine zukünftige Entwicklung in einer Stellung in einer größeren Armee, statt in der kleinen dänischen. Ich glaube, Du wirst eine größere Befriedigung und mehr Aussicht auf die Zukunft finden, wenn Du Dich zu dieser Veränderung

geneigt finden ſollteſt.“ Mein Vater ſprach eingehend mit Moltke über dieſe Sache und riet ihm beſtimmt, dem gegebenen Rate zu folgen, vorausgeſetzt, daß er ſelber Neigung dazu habe. Es iſt bekannt, wie Moltke in preußiſche Dienſte ging und mit ſeinem nie raſtenden Eifer ſich zu dem Endziel ſeiner militäriſchen Ausbildung durcharbeitete, indem er alle die verſchiedenen Stellungen, in die ihn die Verhältniſſe brachten, dazu benutzte, ſich unabläſſig weiter zu bilden. Ich kann es nicht mit Beſtimmtheit ſagen, ob es hauptſächlich der Rat meines Vaters oder in der Familie Moltkes gemeinſam gefaßte Beſchlüſſe waren, die in ihm den Entſchluß hervorriefen, ſich einen neuen Lebensweg zu ſuchen.

Ein anderer Jugendgenoſſe äußert ſich über den zwanzigjährigen Moltke:

„Er war ein ſchlanker junger Menſch mit vollem blonden Haar und gutmütigen blauen Augen, von ſtillem, aber freundlich entgegenkommendem Weſen und offenen Antlitzes, über deſſen ernſte Mienen in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zug verhaltener Wehmut flog. Sein eiſerner Fleiß und energiſcher Wille ſchreckten vor keiner Aufgabe zurück und wußten ſie ſicher zu löſen. Bei ſeinen Kameraden ſtand er in gewiſſem Reſpekte; er wußte dies auch; niemals aber machte er von ſeinem Uebergewichte und Anſehen den geringſten Gebrauch. Geſprächig und mitteilſam im Verkehr, ernſt und zurückhaltend im Dienſt und bei der Arbeit, beſeelten ihn unermüdlicher Pflichteifer und faſt beiſpielloſe Gewiſſenhaftigkeit.“

Der Neffe und langjährige Adjutant des Feldmar-

ſchalls, Major Henry von Burt, weiß folgende intereſſante Mitteilungen zu machen: „Als der Feldmarſchall im Jahre 1882 auf einer Reiſe zum Beſuche des Königs von Schweden einen Tag in Kopenhagen verweilte, zeigte er mir das Haus, wo er mit ſeinem Bruder Fritz als Penſionär und Kadett bei einem General Lorenz gewohnt hatte. Ihr Zimmer war ein kleines Gelaß über einem Torwege. Dort haben die beiden Knaben gefroren und gehungert, denn der ſehr geizige General kümmerte ſich nicht um ihr Wohl und Wehe, ſondern überließ ſie ganz einer alten, zankſüchtigen Haushälterin, die ihnen weder gehörige Nahrung noch im Winter Wärme zukommen ließ. Sie beſaß eine alte Ziege, die einſt in die Wohnräume des Generals gelangte und hier einen Spiegel zertrümmerte. Aus Zorn darüber befahl der General, das Tier zu ſchlachten, und Fleiſch und Fett dienten den Knaben zur Speiſe."

„Auf dem Paradeplatz hatte der kleine Helmut als Kadett einmal den Kopf beim Stillſtehen im Gliede etwas vorgeſtreckt, da kam ein Offizier auf ihn zu und verſetzte ihm mit dem Ellenbogen einen Stoß ins Geſicht, ſodaß das Blut ſogleich aus der Naſe floß. Der Knabe fing an zu weinen, und der Offizier fuhr ihn mit den Worten an: „Hvorfor holder du Snuden for?" (Warum hältſt du die Schnauze vor?) Auf meine Frage, warum er ſeinen Eltern nicht geklagt habe, erwiderte der Feldmarſchall: „Die Poſt ging nur ſehr ſelten, ſo daß wir Jahre lang nicht nach Haus kamen, und dann dachten wir, es müſſe ſo ſein." Endlich erkrankte der Knabe am Typhus und kam ins Lazarett, das ihm wie ein Paradies erſchien."

Hier folgen noch die vorzüglichen Zeugniſſe, mit denen Helmut von Moltke die Schule verlaſſen hat:

Abgangszeugnis der königlich däniſchen Landkadetten-Akademie und Zeugnis der Reife zum Offizier (1. Januar 1819).

Seiner Königlichen Majeſtät zu Dänemark etc. beſtallter Oberſt und Kommandeur des Königlichen Landkadetten-Korps Friedrich Glode du Plat, Kammerherr, Ritter des Danebrog und Danebrogsmann, tut hiermit zu wiſſen, daß Helmut Carl Bernhard v. Moltke, geboren in Mecklenburg, jetzt 18 Jahre alt, beim Königlichen Landkadetten-Korps 7 Jahre 11 Monate als Kadett und Page bei deſſen 2. Kompagnie geſtanden hat. In dieſer Zeit hat genannter Helmut Carl Bernhard v. Moltke ſich ſo betragen, wie es einem jungen Militär eignet und gebührt, welcher als Offizier in die Armee einzutreten wünſcht, wozu er die notwendigen Eigenſchaften beſitzt. In dem mit ihm abgehaltenen Offizier-Examen hat er erhalten: 103 gute, 22 ziemlich gute, 6 ſchlechte Charaktere und ſich damit den „beſten" Charakter zur Entlaſſung zu den militäriſchen Subaltern-Chargen erworben. Seine Majeſtät der König hat infolge deſſen ihm die Offiziers-Anciennetät vom 22. Januar 1818 verliehen; er hat gleichzeitig das Pagen-Examen gemacht und dasſelbe mit dem beſten Charakter beſtanden.

Erhaltene Charaktere beim Entlassungs-Examen.

Als Charaktere für aufgegebene Fragen und Prüfungsarbeiten erhalten:	Gute	Zieml. gute	Schlechte
Verhalten im Dienst und Konduite	6		
Fortifikation	8		
Artillerie	5	1	
Kriegsgeschichte	6		
Waffen	2	2	
Felddienst	4	1	1
Garnisondienst	4		
Taktik	3	3	
Mathematik	14	3	1
Landmessen und Nivellieren	3	1	
Geschichte	5		1
Geographie	5	1	
Militärisches Zeichnen	3	3	
Physik	4		
Militär-Gesetzkunde	3		1
Dänisch	6		
Deutsch	4		
Französisch	6		
Schreiben	1	1	
Freihandzeichnen	1		1
Gymnastik	3	2	1
Reiten	2	1	
Tanzen	3	1	
Militärgeographie	2	2	
Summa	103	22	6

Bestanden mit dem besten Charakter als der Vierte.

Erhaltene Charaktere beim Entlaſſungs-Examen als Kadett in der Pagenklaſſe im Jahre 1818.

Als Charaktere für aufgegebene Fragen und Prüfungsarbeiten erhalten:	Gute	Zieml. gute	Schlechte
Für Verhalten im Dienſt und Konduite	8		
Höhere Mathematik	8		
Angewandte Mathematik . . .	8		
Fortifikation	7	1	
Chemie	4		
Kriegskunſt	4		
Militärgeographie und Statiſtik .	8		
Franzöſiſch	8		
Deutſch	8		
Philoſophie	8		
Fortifikations-, Militär- und Freihandzeichnen nebſt Croquieren .	6	2	
Summa	77	3	

Infolge der erhaltenen Charaktere hat der Pagenkadett Helmut v. Moltke erfüllt, was im Kadetten-Reglement § 45 vorgeſchrieben iſt, und im Examen als Erſter beſtanden.

Beim Uebertritt vom däniſchen in den preußiſchen Heeresdienſt — im Hinblick auf die Zukunft ein Vorgang von weltgeſchichtlicher Bedeutung — hat Moltke von ſeinem Regimentskommandeur, dem Herzog zu Holſtein-Beck, nachſtehendes ehrenvolle Schreiben erhalten.

An Helmut v. Moltke.

Der Königlich Däniſche Sekonde-Leutnant Helmut Karl Bernhard von Moltke, geboren in Mecklenburg, 20 Jahre alt, dient Sr. Königlichen Majeſtät ſeit 1818, wo er mit den beſten Zeugniſſen das Kadettenhaus verließ, und ſteht

ſeit 1819 als Sekonde-Leutnant bei dem mir Allergnädigſt anvertrauten Oldenburgiſchen Infanterie-Regiment. — Ich habe während ſeiner Dienſtzeit nur Gelegenheit gehabt, ihn von der vorteilhafteſten Seite kennen zu lernen. Seine Aufführung war untadelhaft, ſeine Luſt und Applikation zum Dienſt ganz einem jungen Offizier von Ehrgeiz angemeſſen. Im militäriſchen Zeichnen hat er vorzügliche Fortſchritte gemacht und durch Erlernung des Jägerdienſtes bei der Regiments-Jägerkompagnie hat er ſich für ſeine Carrière noch tauglicher gemacht. — So ungern ich dieſen jungen Mann beim Regiment verliere, ſo bereitwillig bin ich, ihm dies verdiente und gerechte Zeugnis zu geben, wenn es ſein anderweitiges Fortkommen befördern kann.

Gottorp, den 20. Dezbr. 1821.

Herzog zu Holſtein-Beck
Generalmajor.

Indem ich Ihnen, mein lieber Moltke, die Abſchrift der auf Ihr gegebenes Anſuchen eingegangenen Allerhöchſten Reſolution Sr. Majeſtät, Ihres bisherigen Landesherrn, zuſtelle, bedauere ich zugleich, in Ihnen einen jungen Offizier zu verlieren, von dem ich mir viel verſprach. An Ihrem ferneren Schickſal werde ich ſtets warmen Anteil nehmen, und herzlich wird es mich freuen, wenn die ſoeben geſchehene Veränderung von den glücklichſten Folgen für Ihre ganze Laufbahn ſein ſollte. Mit dieſem aufrichtigen Wunſch vereinige ich zugleich die Verſicherung meiner herzlichen und freundſchaftlichen Ergebenheit.

Gottorp, den 17. Januar 1822.

Herzog zu Holſtein-Beck.

Moltke als Leutnant.
Von ihm ſelbſt 1826 gezeichnet und 1886 mit dem Vermerk verſehen.

Aus dem tüchtigen Jüngling iſt ein großer Mann geworden, aus dem Leutnant einer der bedeutendſten Feldherrn und Schlachtendenker aller Zeiten. Sein Wirken

ſteht mit goldener Schrift im Buch der Geſchichte verzeichnet.

Laſſen wir ihn über ſeine weitere Entwicklung zunächſt ſelbſt erzählen:

„Ausnahmsweiſe früh gelangte ich zum Beſuch der Kriegsſchule in Berlin. Das Vermögen meiner Eltern war durch die Kriege und eine Reihe von Unglücksfällen verloren gegangen, ich war ohne alle Zulage und mußte mich ſehr einſchränken. Doch gelang es mir, einigen Sprachunterricht zu nehmen.

Zum Regiment zurückgekehrt, wurde mir die Direktion der etwas verwilderten Diviſionsſchule übertragen, und da ich meine Aufgabe zur Zufriedenheit löſte, gelangte ich im Jahre 1828 zu der topographiſchen Vermeſſung in Schleſien und dem Großherzogtum Poſen.

In lebhafte Spannung verſetzten uns die taktiſchen Aufgaben als Schlußprüfungen. Wir wußten, daß es dabei nicht nur auf eine richtige, ſondern auch kurze und präciſe Löſung ankam. Die gedrungene und logiſche Schreibweiſe des Chefs ſelbſt wurde gefordert. Ich hatte das Glück, zur Dienſtleiſtung beim Generalſtab kommandiert zu werden, und wurde nach zwei Jahren durch den General v. Krauſeneck einrangiert.

Das Avancement beim Generalſtabe war damals nicht ſo ſchnell wie jetzt. Ich blieb ſieben Jahre lang Hauptmann zweiter Klaſſe. In dieſe Zeit fiel mein vierjähriger Aufenthalt, 1836 bis 1839, in der Türkei. Meine Briefe über „Zuſtände und Begebenheiten ꝛc.“ dort ſind nach-

mals veröffentlicht worden, ebenſo iſt meine Aufnahme der Dardanellen und von Konſtantinopel und dem Bosporus im Stich erſchienen. Ich hatte den damaligen Großherrn Sultan Mahmud auf ſeiner Rundreiſe durch Rumelien zu begleiten und war beauftragt, Pläne von Varna, Schumla, Siliſtria und den Donauplätzen abwärts aufzunehmen. Die dadurch gewonnene Ortskenntnis und die beim Generalſtabe vorhandenen Nachrichten veranlaßten mich ſpäter, eine Geſchichte des ruſſiſch-türkiſchen Feldzuges von 1828 bis 1829 herauszugeben.

Die beiden letzten Jahre meines Aufenthaltes brachte ich bei der Armee in Kleinaſien zu, wo die ebenfalls nach der Türkei kommandierten damaligen Hauptleute Laue, v. Mühlbach, v. Vincke und Fiſcher zur Ordnung der türkiſchen Militärverhältniſſe in allen Richtungen mitwirkten. Die Schlacht von Niſib,*) wo eine zur Hälfte aus gewaltſam eingeſtellten Kurden beſtehende Armee ſich nach ſchwachem Widerſtand auflöſte, der faſt gleichzeitige Abfall der türkiſchen Flotte und der bald darauf erfolgende Tod Sultan Mahmuds zerſtörten ſo ziemlich alles bis dahin Geſchaffene.

Es iſt merkwürdig, wie unbekannt das Europa ſo naheliegende und für die Kulturgeſchichte ſo wichtige Kleinaſien in ſeinem Innern bis in die neueſte Zeit geblieben iſt. Die beſte Karte, welche wir beſaßen, war damals die Reichardtſche, welche weite Flächen ganz offen läßt, andere aus der Phantaſie ergänzt und wichtige Flüſſe in unrichtige Stromgebiete verlegt. Bei unſern vielfachen Rei-

*) 24. Juni 1839 Sieg der Aegypter über die Türken.

ſen ſammelten wir eine ſehr große Zahl von Wege-Itineraires, welche, nach einigen aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen zuſammengeſtellt, der Kartendarſtellung des Landes eine neue Geſtalt gegeben haben. Die von mir in dieſer Art zurückgelegten Ritte haben eine Ausdehnung von nahezu 1000 Meilen und führten hauptſächlich in Gegenden, welche der Reiſende damals und auch jetzt wieder nur im Gefolge einer bewaffneten Macht betreten kann, in das Gebiet der Kurden, der Aweſcharen und die meſopotamiſche Wüſte.

Manche Aufzeichnung aus jener Zeit iſt erſt dadurch wertvoll geworden, daß Profeſſor Ritter*) in ſeiner Erdkunde ſie mit den Nachrichten aus älteſter Zeit vergleicht, Nachrichten, welche ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit aus den Zügen von Alexander dem Großen bis auf die Kreuzzüge, die Reiſen Marko Polos und der neueren Beobachter zu vergleichen imſtande war. In der Beobachtung des Durchbruchs des Euphrat durch das kurdiſche Gebirge iſt freilich Xenophon mein nächſter Vorgänger.**) Europäiſche Reiſende, welche ſeitdem in dieſer Richtung vorzudringen ſuchten, waren in Dſchjulamerk, Wan und anderen Orten ſtets erſchlagen worden. Auf aufgeblaſenen Hammelhäuten, wie Xenophon, fuhren wir ſeine Stromſchnellen hinab und wie die Xenophontiſchen Griechen brachen wir am Ende eines mühſeligen und anſtrengenden Rittes in den Freuden-

*) Karl Ritter, großer Geograph, der eigentliche Begründer der wiſſenſchaftlichen Erdkunde, lebte 1779—1859.

**) Der griechiſche Geſchichtsſchreiber und Feldherr Xenophon gibt in ſeiner Anabaſis eine anſchauliche Schilderung dieſer Gegenden.

ruf „Thalaſſa! Thalaſſa!“ *) aus, als wir den blauen Spiegel des Meeres bei Samſun erblickten, wo ein Dampfer

Generalfeldmarſchall Graf Moltke.

mit allem lange entbehrten europäiſchen Comfort uns in die Heimat zurückführte.

*) Griech. = das Meer. Der griechiſche Heerhaufen, der im Dienſt des 401 in der Schlacht bei Kunaxa (unweit Babylon) gefallenen Kyrus d. J.

Nach dieſer vielfach bewegten Zeit war ich beim Generalkommando des 4. Armeekorps, Prinz Karl v. Preußen, angeſtellt, wurde bald darauf zum Major befördert und verheiratete mich mit Fräulein v. Burt aus Holſtein.

1845 wurde ich zum perſönlichen Adjutanten S. K. H. des Prinzen Heinrich von Preußen in Rom ernannt. Es gewährte mir ein beſonderes Intereſſe, nun auch die Hauptſtadt des weſtrömiſchen Reiches und ihre Umgebung zu erforſchen und mit dem Meßtiſch die vielgenannten Oertlichkeiten aufzunehmen, deren Namen uns allen aus der erſten Schulzeit ſo erinnerlich ſind.

Nach dem Tode des Prinzen wurde ich zum Generalkommando des 8. Armeekorps nach Koblenz verſetzt und im Jahre 1848 Chef des Generalſtabs des 4. Armeekorps in Magdeburg, wo ich ſieben Jahre verblieb. Sodann wurde ich zum perſönlichen Adjutanten des Kronprinzen ernannt. Ich traf S. K. H. in Balmoral in Schottland, wo die Verlobung mit der Prinzeß Royal von England*) ſtattfand, und brachte mit demſelben ein Jahr in Breslau zu, wo er das II. Infanterie-Regiment kommandierte. Noch dreimal begleitete ich ihn nach England, zum Beſuch, zur Vermählung**) und ſpäter zur Beerdigung des Prinzen Albert, des Gemahls der Königin Viktoria.***)

geſtanden hatte und unter Führung Xenophons der Heimat zumarſchierte, hatte Monate lang in dem unwirtlichen Feindesland mit außerordentlichen Mühen und Gefahren zu kämpfen. Als man nun endlich das Schwarze Meer und damit die ſichere Ausſicht auf baldige Heimkehr erreicht hatte, war der Jubel allgemein; daher jener Freudenruf. (Anabaſis, Buch IV, Kap. 7.)

*) Prinzeſſin Viktoria, Tochter der Königin Viktoria von England, ſpätere Kaiſerin Friedrich.

**) 1858.

***) Prinzgemahl Albert aus dem Hauſe Koburg-Gotha ſtarb 1861.

Inzwiſchen war ich im Herbſte 1857 zum Chef des Generalſtabs der Armee ernannt worden.

Als nach der Erſtürmung von Düppel*) verſchiedene Perſonal-Veränderungen bei der Operations-Armee in Schleswig und Jütland eintraten, wurde ich zum Chef des Generalſtabes derſelben beſtimmt.

Erſt in meinem 66. Lebensjahre iſt mir das Glück geboten worden, tätigen Anteil an einem Feldzug zu nehmen, welcher für die Zukunft Preußens wie Deutſchlands von entſchiedenem Erfolge geworden iſt."

Von da ab gehört Moltke dem ganzen deutſchen Volk. Er iſt neben Bismarck und Roon einer der drei Paladine Kaiſer Wilhelms, die uns in erſter Linie, gemeinſam mit ihrem Herrn, das koſtbarſte Gut, ein einiges, ſtarkes deutſches Vaterland geſchaffen haben.

„Der Segen**), den Moltke für ſich ſo dankbar anerkannte, ruht auch auf uns und unſern Nachkommen. Denn es ſind nicht bloß die äußern Denkmäler, die er uns hinterlaſſen hat, die deutſche Einheit, das Deutſche Reich, an dem er ſo herrlich mitgebaut hat, ſondern er iſt uns auch darum ſo unausſprechlich teuer, weil um ihn, wie um keinen anderen Feldherrn, die ganze Nation in allen Ständen und Wohnſitzen ſich parteilos und liebevoll geeinigt hat. Er iſt uns der Hort dieſer geiſtigen Einheit, der Mann, in deſſen Gedächtnis ſich Jahrhunderte hindurch

*) 1864 im deutſch-däniſchen Krieg.

**) Schlußworte der Gedächtnisrede, die der große Geſchichtsſchreiber Ernſt Curtius in der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften auf den am 24. April 1891 heimgegangenen Feldmarſchall gehalten hat.

alle deutſchen Herzen immer von neuem erheben und begeiſtern werden, ein Vorbild der Tugenden, welche unſer Vaterland auf der Höhe erhalten werden, zu welcher er es geführt hat, wenn wir ſeinem Wahlſpruch folgen:

Alle Zeit
Treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit!“

4.

Joachim Nettelbeck.

Geboren am 20. September 1738
Geſtorben am 29. Januar 1824
in Kolberg.

Ein Greis ſchaut in dieſen Blättern mit dem letzten Abendrot in ſein früheres Leben zurück und fühlt mit ſtiller Freude, daß er dieſe achtzig Jahre hindurch in Geſinnung und Tat weder König noch Vaterland verleugnet, und daß es je und je ſein Stolz geweſen, ſich als treuen Untertanen und unſträflichen Bürger zu erweiſen.

Vorwort Nettelbecks zu ſeiner Lebensbeſchreibung (1821).

Um mehr als zwei Menſchenalter weiter zurück liegt die Jugendzeit des Mannes, von dem die folgenden Blätter erzählen. Iſt auch ſein Andenken nicht ſo friſch und lebendig erhalten im Volke als das des großen Kaiſers und ſeiner treuen Paladine, ſo nimmt er doch für alle Zeiten einen Ehrenplatz ein unter den Helden unſerer Nation: es iſt Joachim Nettelbeck, der unerſchrockene Seefahrer, der dem deutſchen Namen draußen in der Welt Ehre und Anſehen bereitet hat, der tapfere Verteidiger ſeiner Vaterſtadt gegen den welſchen Eroberer, der kühne Vorkämpfer nationaler Freiheit gegen fremde Knechtſchaft, ein aufrechter deutſcher Mann in Zeiten tiefſter Schmach und Erniedrigung. Wie er das geworden iſt, zeigt die Geſchichte ſeiner Jugend, von der er ſelbſt in ſeiner Lebensbeſchreibung nachſtehende ausführliche Darſtellung hinterlaſſen hat.

Am 20. September 1738 ward ich zu Kolberg geboren und bekam dann den Taufnamen Joachim. Mein Vater, Johann David Nettelbeck, war hier Brauer und Branntweinbrenner und ſtand bei der Bürgerſchaft in beſonderer Liebe und Anhänglichkeit. Dies Glück iſt mir von ihm übererbt und genieße es noch jetzt, in meinem Alter, bei meinen lieben Mitbürgern. Meine Mutter war aus

des Schiffers Blanken Geschlecht. Auch meiner beiden Paten — nämlich der Kaufleute Herren Lorenz Runge und Grüneberg — muß ich hier dankbar erwähnen, weil so manche ihrer väterlich gemeinten Vorstellungen, und was sie mir sonst Gutes eingeprägt, bei mir einen Eindruck gemacht, der mich durch mein ganzes Leben begleitet hat.

Seit ich kaum das Alter von dreiviertel Jahren erreicht, bin ich bei meinen Großeltern väterlicherseits erzogen worden; aber sobald ich habe lallen können, stand auch mein Sinn darauf, ein Schiffer zu werden. Dies mag wohl daher kommen, daß mir dergleichen oftmals vorgeplaudert worden. Mein Hang dazu trieb mich so gewaltig, daß ich aus jedem Holzspan, aus jedem Stückchen Baumrinde, was mir in die Hände fiel, kleine Schiffchen schnitzelte, sie mit Segeln von Federn oder Papier ausrüstete und damit auf Rinnsteinen und Teichen oder auf der Persante hantierte.

Meines Vaters Bruder war Schiffer; und keine größere Freude gab es für mich, als wenn er mit seinem Schiffe hier im Hafen lag. Denn da hatte ich zu Hause keine Ruhe, sondern bat, man möchte mich nach der Münde lassen. O, welch ein vergnügtes Leben, wenn ich auf dem Schiffe war und mit den Schiffsleuten in ihrer Arbeit herumsprang!

Nicht viel geringer war meine Liebe und Freude am Gartenwesen, denn auch mein Großvater war ein sonderlicher Gartenfreund, nahm mich beständig mit dahin, gab mir sogar ein klein Fleckchen Land zum Eigentum und ließ mich sehen und lernen, was zur Gartenarbeit gehörte. Hier legte ich Obstkerne, ich verpflanzte, ich pfropfte und okulierte,

ich begoß und pflegte meine Gewächſe. Meine Kernſtämmchen wuchſen heran; und ſieben von dieſen ſelbſtgezogenen Bäumen ſind noch (wie ſehr es mir auch um ſie leid tat,

Kolberg um 1750.

da ich jetzt der Beſitzer des nämlichen Gartens bin) in der letzten franzöſiſchen Belagerung umgehauen worden.

An dieſes kleine, aber für mich unſchätzbare Grundſtück, deſſen Pflege noch in dieſem Augenblick die Freude meines Alters ausmacht, heften ſich zugleich auch ein paar meiner

früheſten und lebendigſten Erinnerungen, die ich darum nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen darf.

Ich mochte wohl ein Bürſchchen von fünf oder ſechs Jahren ſein und noch in meinen erſten Höschen ſtecken (alſo etwa um das Jahr 1743 oder 1744), als es hier bei uns und im Lande weit umher eine ſo ſchrecklich knappe und teure Zeit gab, daß viele Menſchen vor Hunger ſtarben; denn der Scheffel Roggen galt den damals beinahe für unerſchwinglich gehaltenen Preis von einem Taler acht Groſchen. Es kamen von landeinwärts her viele arme Leute nach Kolberg, die ihre kleinen hungrigen Würmer auf Schiebkarren mit ſich brachten, um Korn von hier zu holen, weil man Getreideſchiffe in unſerm Hafen erwartete, die der grauſamen Not ſteuern ſollten. Alle Straßen bei uns lagen voll von dieſen unglücklichen ausgehungerten Menſchen. Meine Großmutter, bei der ich, wie ſchon geſagt, erzogen ward, ließ täglich mehrere Körbe voll Grünkohl in unſerm Garten pflücken, kochte einen Keſſel voll nach dem andern für unſre verſchmachtenden Gäſte, und mir ward das gern übernommene Ehrenämtchen zu teil, ihnen dieſe Speiſe in kleinen Schüſſelchen, nebſt einer Brotſchnitte, zuzutragen. Da riſſen mir denn alte und junge meinen Napf begierig aus der Hand oder auch wohl untereinander ſelbſt vor dem Munde weg. Ich kann nicht ausſprechen, welch einen ſchauderhaften Eindruck dieſe Scene auf meine kindliche Seele machte!

Endlich langte ein Schiff mit Roggen auf der Reede an, dem ſich tauſend ſehnſüchtige Augen und Herzen entgegenrichteten. Aber, o Jammer! beim Einlaufen in den Hafen

ſtieß es gegen eine Steinkiſte des Hafendammes und nahm ſo beträchtlichen Schaden, daß es im Strome ſelbſt, nur wenige hundert Schritte weiter, der Münder Vogtei gegenüber, in den Grund ſank. Sollte die koſtbare Ladung nicht ganz verloren ſein, ſo mußten ſchleunige Anſtalten getroffen werden, das verunglückte Fahrzeug wieder über Waſſer zu bringen. Dazu wurden denn zwei Schiffe benutzt, die eben auch im Hafen lagen, und wovon das eine von meines Vaters Bruder geführt wurde. So war ich denn auch bei dieſem Emporwinden, an welchem ich eine kindiſche Freude hatte, beſtändig zugegen, ward mitunter auch wohl als unnütz und hinderlich über Seite geſchoben und habe darüber alle dieſe einzelnen Umſtände nur um ſo beſſer im Gedächtnis behalten.

Ging nun gleich das Wiederflottmachen des Schiffes glücklich von ſtatten, ſo war doch das Korn durchnäßt, zum Vermahlen untüchtig und die Hoffnung all der darauf vertröſteten Menſchen vereitelt. Die Kolberger Bürger kauften den beſchädigten Roggen um ein Viertel des geltenden Marktpreiſes; und da mein Vater damals königlicher Kornmeſſer im Orte war, ſo ging auf dieſe Weiſe die ganze geborgene Ladung durch ſeine Hände. Jeder ſuchte mit ſeinem Kauf ſo gut als möglich zurecht zu kommen und ihn aufs ſchnellſte zu trocknen. Alle Straßen waren auf dieſe Weiſe mit Laken und Schürzen überdeckt, auf welchen das Getreide der Luft und Sonne ausgeſetzt wurde. Kurze Zeit darauf erſchien ein zweites großes Kornſchiff; und nun ward es endlich möglich, die fremde Armut zu befriedigen.

Im nächſtfolgenden Jahre erhielt Kolberg aus des

großen Friedrichs vorsorgender Güte ein Geschenk, das damals hierzulande noch völlig unbekannt war. Ein großer Frachtwagen nämlich voll Kartoffeln langte auf dem Markte an, und durch Trommelschlag in der Stadt und in den Vorstädten erging die Bekanntmachung, daß jeder Gartenbesitzer sich zu einer bestimmten Stunde vor dem Rathause einzufinden habe, indem des Königs Majestät ihnen eine besondere Wohltat zugedacht habe. Man ermißt leicht, wie alles und jedes in eine stürmische Bewegung geriet; und das nur um so mehr, je weniger man wußte, was es mit diesem Geschenke zu bedeuten habe.

Die Herren vom Rate zeigten nunmehr der versammelten Menge die neue Frucht vor, die hier noch nie ein menschliches Auge erblickt hatte. Daneben ward eine umständliche Anweisung verlesen, wie diese Kartoffeln gepflanzt und bewirtschaftet, desgleichen wie sie gekocht und zubereitet werden sollten. Besser freilich wäre es gewesen, wenn man eine solche geschriebene oder gedruckte Instruktion gleich mit verteilt hätte; denn nun achteten in dem Getümmel die wenigsten auf jene Vorlesung. Dagegen nahmen die guten Leute die hochgepriesenen Knollen verwundert in die Hände, rochen, schmeckten und leckten daran, kopfschüttelnd bot sie ein Nachbar dem andern; man brach sie voneinander und warf sie den gegenwärtigen Hunden vor, die dran herumschnoperten und sie gleichmäßig verschmähten. Nun war ihnen das Urteil gesprochen! „Die Dinger", hieß es, „riechen nicht und schmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen?" Am allgemeinsten war dabei der Glaube,

daß sie zu Bäumen heranwüchsen, von welchen man zu seiner Zeit ähnliche Früchte herabschüttle. Alles dies ward auf dem Markte, dicht vor meiner Eltern Tür, verhandelt; gab auch mir genug zu denken und zu verwundern und hat sich darum auch bis aufs Jota in meinem Gedächtnis erhalten.

Inzwischen ward des Königs Wille vollzogen und seine Segensgabe unter die anwesenden Garteneigentümer ausgeteilt, nach Verhältnis ihrer Besitzungen, jedoch so, daß auch die Geringeren nicht unter einigen Metzen ausgingen. Kaum irgend jemand hatte die erteilte Anweisung zu ihrem Anbau recht begriffen. Wer sie also nicht geradezu in seiner getäuschten Erwartung auf den Kehrichthaufen warf, ging doch bei der Auspflanzung so verkehrt als möglich zu Werke. Einige steckten sie hie und da einzeln in die Erde, ohne sich weiter um sie zu kümmern; andre (und darunter war auch meine liebe Großmutter mit ihrem ihr zugefallenen Viert) glaubten das Ding noch klüger anzugreifen, wenn sie diese Kartoffeln beisammen auf einen Haufen schütteten und mit etwas Erde bedeckten. Da wuchsen sie nun zu einem dichten Filz ineinander; und ich sehe noch oft in meinem Garten nachdenklich den Fleck drauf an, wo solchergestalt die gute Frau hierin ihr erstes Lehrgeld gab.

Nun mochten aber wohl die Herren vom Rat gar bald in Erfahrung gebracht haben, daß es unter den Empfängern viele lose Verächter gegeben, die ihren Schatz gar nicht einmal der Erde anvertraut hätten. Darum ward in den Sommermonaten durch den Ratsdiener und Feldwächter eine allgemeine und strenge Kartoffelschau veranstaltet und

den widerſpenſtig befundenen eine kleine Geldbuße aufgelegt. Das gab wiederum ein großes Geſchrei und diente auch eben nicht dazu, der neuen Frucht an den Beſtraften beſſere Gönner und Freunde zu erwecken.

Das Jahr nachher erneuerte der König ſeine wohltätige Spende durch eine ähnliche Ladung. Allein diesmal verfuhr man dabei höhern Orts auch zweckmäßiger, indem zugleich ein Landreiter mitgeſchickt wurde, der, als ein geborner Schwabe (ſein Name war Eilert und ſeine Nachkommen dauern noch in Treptow fort), des Kartoffelbaues kundig und den Leuten bei der Auspflanzung behilflich war und ihre weitere Pflege beſorgte. So kam alſo dieſe neue Frucht zuerſt ins Land, und hat ſeitdem, durch immer vermehrten Anbau, kräftig gewehrt, daß nie wieder eine Hungersnot ſo allgemein und drückend bei uns hat um ſich greifen können. Dennoch erinnere ich mich gar wohl, daß ich erſt volle vierzig Jahre ſpäter (1785) bei Stargard, zu meiner angenehmen Verwunderung, die erſten Kartoffeln im freien Felde ausgeſetzt gefunden habe.

Doch, es iſt wohl Zeit, daß ich von dieſen langen Abſchweifungen wieder in meine goldnen Jugendjahre und zu meinen damaligen Lieblingsbeſchäftigungen zurückkehre!

Bei manchen andern Kindereien war ich auch ein großer Liebhaber von Tauben. Von meinem Frühſtücksgelde ſparte ich mir ſoviel am Munde ab, daß ich mir ein Paar kaufen konnte. Das war nun eine Herrlichkeit! Da aber meine Großeltern unter dem Poſthauſe bei Herrn Frauendorf wohnten, ſo gab es hier keine Gelegenheit, die Tauben ausfliegen zu laſſen. Ich machte daher mit dem ſogen. „Poſt-

jungen", Johann Witte (nachherigem Poſt- und Bankdirektor in Memel), einen Akkord, daß er meine Tauben zu ſich nehmen, ich aber täglich eine gewiſſe Portion Erbſen zum Füttern hergeben ſollte, die ich meinen Großeltern leider! heimlich in den Taſchen wegtrug. Die Tauben vermehrten ſich, hinfolglich auch die Futtererbſen.

Bei all dieſen Spielereien ward (wiederum leider!) die Schule verſäumt: ich hatte weder Luſt noch Zeit dazu. Wenn meine Großmutter meinte, ich ſäße fleißig auf der Schulbank, ſo ſchiffte ich in Rinnſteinen und Teichen, oder ich verkehrte mit meinen Tauben; und das machte mir ſo viel zu ſchaffen, daß ich weder bei Tage noch bei Nacht davor ruhen konnte. Dieſe unruhige Geſchäftigkeit hat mich auch nachmals in mein männliches Weſen, bei weit wichtigern Dingen, und ſelbſt bis in mein Alter verfolgt. Freilich wohl habe ich mir dabei weniger für mich, als für andere meiner Mitmenſchen zu tun und zu ſorgen gemacht.

Einigen Vorſchub zu dieſer Poſſen tat mir auch wohl Pate Runge, der nicht Frau noch Kinder hatte, mich ſehr liebte und ſich viel mit mir abgab. Endlich aber nahm er mich einmal etwas ernſthafter ins Verhör (wie auch zuweilen von Pate Grüneberg geſchah), und gab mir zu bedenken, daß, wenn ich Schiffer werden wollte, ſo müßte ich auch fleißig in die Schule gehen, eine firme Hand ſchreiben und gut rechnen lernen, ſonſt dürfte ich nie an ſo etwas denken. Mir fuhr das gewaltig aufs Herz. Ich ſann nach, was denn wohl von meinem jetzigen Tun und Treiben abgeſtellt werden müßte? — Was anders als meine Tauben, die mir ſo viel Zeit koſteten, und doch ſo ſehr am Herzen lagen!

Wie ich es aber auch bedenken mochte, so war es doch nicht anders: — ich mußte meine lieben Tierchen fahren laſſen, die ſich indes anſehnlich vermehrt hatten! Dies geſchah denn auch mittelſt eines förmlichen ſchriftlichen Kontrakts, wodurch ich den Johann Witte, kindiſcherweiſe, zu ihrem alleinigen Herrn und Beſitzer einſetzte.

So war ich alſo meine Tauben los, und nun kriegt' ich einen ſo brennenden Trieb zur Schule, daß mich die Lernbegierde auf all meinen Schritten und Tritten verfolgte. Ich wollte und mußte ja ein Schiffer werden! Auch alle meine heiligen Chriſtgeſchenke, woran es meine Herren Paten nicht fehlen ließen, hatten immer eine Beziehung auf die Schifferſchaft. Bald war es ein runder holländiſcher Matroſenhut, bald lange Schifferhoſen, bald wieder Pfefferkuchen als Schiffer geformt u. dgl.

So mochte es etwa in meinem achten Jahre ſein, als Pate Lorenz Runge mir unter andern Weihnachtsbeſcherungen auch eine Anweiſung zur Steuermannskunſt in holländiſcher Sprache verehrte. Dies Buch machte meine Phantaſie ſo rege, daß ich Tag und Nacht für mich ſelbſt darin ſtudierte, bis mein Vater ein näheres Einſehen hatte und mir bei einem hieſigen Schiffer, Namens Neymann, zwei wöchentliche Unterrichtstage in jener edeln Kunſt ausmachte. Dagegen blieben die andern vier Tage noch zum Schreiben und Rechnen bei einem andern geſchickten Lehrer, Namens Schütz, beſtimmt. Ein Jahr ſpäter aber ward die Steuermannskunſt die Hauptſache und alles andre in die Neben- und Privatſtunden verwieſen.

Mein Eifer für dieſe Sache ging ſo weit, daß ich im

Winter oftmals bei ſtrenger Kälte, wenn des Nachts klarer Himmel war, und wenn meine Eltern glaubten, daß ich im warmen Bette ſteckte, heimlich auf den Wall und die hohe Katze *) ging, mit meinen Inſtrumenten die Entfernung der mir bekannten Sterne vom Horizont oder vom Zenith maß und danach die Polhöhe berechnete. Dann, wenn ich des Morgens erfroren nach Hauſe kam, verwunderte ſich alles über mich und erklärte mich für einen überſtudierten Narren. Schlimmer aber war es, daß man mich nun des Abends ſorgfältiger bewachte und mich nicht aus dem Hauſe ließ. Dennoch ſuchte und fand ich oftmals Gelegenheit, bei Nacht wieder auf meine Sternwarte zu kommen; was mir aber, wenn ich mich morgens wieder einſtellte, von meinem Vater manche ſchwere Ohrfeige einbrachte.

Aehnlicher Lohn ward mir auch ſonſt noch für ähnlichen Eifer! Zu oft hatte ich gehört, daß ein Seemann vor allen Dingen lernen müſſe, gut klettern, um die Maſten bei Tag und Nacht zu beſteigen, als daß ich nicht hätte begierig werden ſollen, mich darin beizeiten zu üben. Hierzu fand ſich eine erwünſchte Gelegenheit durch die nähere Bekanntſchaft mit dem Sohne des damaligen Glöckners. Er war in meinen Jahren, hieß David und wollte auch Schiffer werden. Mit dieſem machte ich mich außer der Schulzeit auf den Boden der großen Kirche in das Sparrwerk und die Balkenverbindungen bis hoch unter das kupferne Dach hinauf. Hier ſtiegen und krochen wir überall herum, daß wir uns in der gewaltigen Verzimmerung dieſes großen Gebäudes oftmals dergeſtalt verirrten, daß einer vom an-

*) Ein turmartiges Befeſtigungswerk innerhalb der Baſtion.

dern nichts wußte. Kamen wir dann wieder zuſammen, ſo konnten wir nicht genug erzählen, wo wir geweſen waren und was wir geſehen hatten.

Bald ging es nun zu einem Wagſtück weiter. Auch in die Spitze des Turms krochen wir in dem inwendigen Holzverbande hinauf — ſo hoch, bis wir uns in dem beengten Raume nicht weiter rühren konnten. Aber eben dieſe Gewandtheit und Ortskenntnis kam mir in der Folge recht gut zu ſtatten, um hier in der äußerſten Spitze, wo ein Wetterſtrahl am 28. April 1777 gezündet hatte, das Feuer löſchen zu können; wie ich zu ſeiner Zeit weiter unten erzählen werde.

[Dieſes merkwürdige Erlebnis ſei gleich hier mitgeteilt].

Am 28. April 1777 ſtand ich hier in Kolberg, etwa um die Mittagszeit, eines abzumachenden Geſchäfts wegen, beim Herrn Advokat Krohn am Fenſter, als mitten in unſerm Plaudern plötzlich ein ganz erſchrecklicher Donnerſchlag geſchah, ſo daß jener vor Schrecken neben mir niederſtürzte und wie ohne Leben und Beſinnung ſchien. In der Tat glaubte ich auch nichts gewiſſer, als daß er von dem Blitzſtrahl getroffen worden, bis mein Rütteln und Schütteln ihn endlich doch wieder auf die Beine brachte. „Wo hat es eingeſchlagen?“ fragte er, immer noch hoch beſtürzt. — „Ich hoffe, nirgends,“ war meine Gegenrede, „oder mindeſtens doch nicht gezündet, da Regen, Schnee und Hagel die Luft erfüllen und alle Dächer triefen.“

Allein im nämlichen Augenblick auch ſtürzte der Kaufmann, Herr Steffen, welcher ſchräg gegenüber wohnte, aus

seinem Hause hervor, schlug die Hände überm Kopfe zusammen, schrie aus Leibeskräften, und richtete dabei den Blick immer nach dem Kirchturme empor, den er jenseits wahrnehmen konnte. Ich ahnete Unheil, lief also stracks hinüber; mußte aber lange auf ihn einreden, bevor ich's von ihm herauskriegte: „Mein Gott! unsre arme Stadt! Sehen Sie denn nicht? der Turm brennt ja lichterloh!" — So war es denn auch wirklich. Die helle Flamme spritzte bei der Wetterstange, gleich einem feurigen Springbrunnen, empor; aus den Schalllöchern sprühten die Funken umher wie Schneeflocken, und flogen bereits bis in die Domstraße hinüber.

Ich, herzlich erschrocken, rannte nach der Kirche und die Turmtreppe hinan! Im Hinaufsteigen überdachte ich mir's, wie groß das Unglück werden könne und müsse, da wohl schwerlich jemand sich's unternehmen werde, bis in die höchste Spitze hinanzuklimmen, wo er in den finstern Winkeln nicht einmal so bekannt sei als ich, der ich sie in meiner Jugend so vielfältig und oft mit Lebensgefahr durchkrochen hatte. „Also nur frisch drauf und dran!" rief eine Stimme in mir — „du weißt hier ja Bescheid!"

In der Tat wußt' ich auch, daß droben auf dem Glockenboden stets Wasser und Löscheimer bereit standen; aber an einer Handspritze, die hier hauptsächlich Not tun würde, konnt' es leichtlich fehlen. Dies erwägend macht' ich auf der Stelle rechtsum, drängte mich mit Mühe neben den vielen Menschen vorüber, die alle nach oben hinauf wollten; flog gleich ins erste nächste Haus und rief um eine Spritze, die aber hier, die auch im zweiten Hause

nicht zu finden war und meiner ſteigenden Ungeduld erſt im dritten gereicht wurde.

Jetzt wieder (die Angſt und der Eifer gaben mir Flügel!) zum Turme hinauf! In der ſogenannten Kunſtpfeiferſtube, die dicht unter der Spitze iſt, fand ich bereits mehrere Maurer und Zimmerleute, mit ihren Meiſtern an der Spitze, die indes alle nicht recht zu wiſſen ſchienen, was hier zu tun oder zu laſſen ſei. „Liebe Leute," ſprach ich, indem ich unter ſie trat, „hier iſt freilich nichts zu beginnen. Wir müſſen höher hinauf nach oben. Folgt mir!" — „Leicht geſagt, aber ſchwer getan!" antwortete mir der Zimmermeiſter Steffen. — „Wir haben es ſchon verſucht, aber es geht nicht. Sobald wir die Falltür über uns heben, fällt ein dichter Regen von Flammen und glühenden Kohlen hernieder und ſetzt auch hier die Zimmerung in Brand."

Das war freilich eine ſchlimme Nachricht! „Ei, es muß ſchon etwas drum gewagt ſein!" rief ich endlich, „ich will hinan! Helft mir durch die Luke. Ich will ſehen, was ich tun kann!" — Sie öffneten mir die Falltüre, ich ſtieg hindurch, ließ mir einen Eimer voll Waſſer und die Handſpritze reichen und — „nun die Luke hinter mir zu, damit das Feuer keinen Zug bekömmt!" befahl ich; und indem ſie das taten, ſah ich zu, was oben paſſierte. Eine Menge Feuerkohlen praſſelte nieder, ſo daß ich mir den Kopf mit dem Waſſer aus meinem Eimer anfeuchten mußte, um nicht aus meinen Haaren ein Feuerwerk zu machen. Um zugleich die Hände frei zu bekommen, ſchnitt ich ein Loch vorne in den Rock, durch welches ich die Spritze ſteckte; den Bügel

des Eimers nahm ich in den Mund und zwiſchen die Zähne, und ſo ward denn die fernere Reiſe angetreten!

Die Turmſpitze iſt inwendig mit unzähligen Holzriegeln durch verbunden, die mir zur Leiter dienen mußten. Allein wohin ich griff, um mir emporzuhelfen, da fand ich alles voll glühender Kohlen, nur hatt' ich nicht Zeit, an den Schmerz zu denken, oder machte mich gegen ihn fühllos, indem ich Kopf und Hände zum öftern wieder anfeuchtete. Mit alledem hatt' ich mich endlich ſo hoch verſtiegen, daß mir in der engen Verzimmerung kein Raum mehr blieb, mich noch weiter hindurch zu winden und hier ſah ich denn den rechten Mittelpunkt des brennenden Feuers annoch acht oder zehn Fuß über mir ziſchen und ſprühen.

Jetzt klemmte ich den Waſſereimer zwiſchen die Sparren feſte, zog meine Spritze daraus voll und richtete ſie getroſt gegen jenen Feuerkern, wo das Löſchen und Erſticken am notwendigſten ſchien. Nur beging ich die Unvorſichtigkeit, dabei unverrückt in die Höhe zu ſchauen, weil ich auch die Wirkſamkeit meines Waſſerſtrahls beobachten wollte; darüber aber bekam ich die ganze Beſcherung von Waſſer, Feuer und Kohlen ſo praſſelnd ins Angeſicht zurück, daß mir Hören und Sehen verging, bis ich, ſobald ich mich wieder ein wenig beſonnen hatte, das Ding geſchickter anfing und bei den zwei oder drei nächſten Handhabungen meiner Spritze die Augen fein abwärts kehrte. Auch hatt' ich die Freude, daß ſich bei jedem Zuge das Feuer merklich verminderte.

Nun aber war auch der Eimer geleert! Neue Verlegenheit! Denn das leuchtete mir allerdings wohl ein, daß, wenn ich hinabſtiege, weder ich, noch ſonſt ein Menſch hier

je wieder nach oben gelangte. Ich ſchrie indes aus Leibeskräften: „Waſſer! Waſſer her!“ bis der vorbenannte Zimmermeiſter die Falltür aufſchob und mir zurief: „Waſſer iſt hier, aber wie bekömmſt du es nach oben hinauf?“ — „Nur bis über den Glockenſtuhl ſchafft mir's. Da will ich mir's ſelber langen“, war meine Antwort; und ſo geſchah es auch. Jene wagten ſich höher, und ich kletterte ihnen von Zeit zu Zeit entgegen, um die vollen Waſſereimer in Empfang zu nehmen, von denen ich denn auch ſo fleißigen Gebrauch machte, indem ich den Brand tapfer kanonierte, daß ich endlich das Glück hatte, ihn zu überwältigen und völlig zu löſchen. Wo es aber noch irgend zu glimmen ſchien, da kratzte ich mit meinen Händen die Kohlen herunter, ſo weit ich irgend reichen konnte.

Jetzt erſt, da es hier nichts mehr für mich zu tun gab, gewann ich Zeit, an mich ſelbſt zu denken. Ich ſpürte, wie mir mit jeder Minute übel und immer übler zu Mute ward; denn das zurückſpritzende Waſſer hatte mich bis auf die Haut durchnäßt, und zugleich war eine Hitze im Turme, die je länger, je unausſtehlicher wurde. Zwar eilte ich nun hinunter; aber indem ich gegen die Schalllöcher kam, gab es einen ſo ſchneidenden Luftzug, daß mir plötzlich die Sinne vergingen. Auch weiß ich nicht, ob ich auf meinen eignen Füßen Gottes Erdboden erreicht, oder ob mich die Leute hinabgetragen haben.

Als ich mich wieder beſann, lag ich auf dem Kirchhofe, und mir zur Seite ſtanden die Chirurgen Wüſthof und Kretſchmer, die mir an beiden Armen eine Ader geöffnet hatten. Außerdem gab es noch einen dichten Haufen von

Menſchen um mich her, welche von Teilnahme oder Neugierde herbeigeführt ſein mochten. Mit meinem wiederkehrenden Bewußtſein begann ich nun aber auch erſt meine Schmerzen zu fühlen. Meine Hände waren überall verletzt, die Haare auf dem Kopfe zum Teil abgeſengt; der Kopf ſelbſt wund und voller Brandblaſen, wo denn auch in der Folge nie wieder Haare gewachſen ſind. Nicht minder ſind mir die beiden äußerſten Finger an der rechten Hand, die vom Feuer am meiſten gelitten hatten, bis auf dieſe Stunde krumm geblieben; und ſo werde ich ſie auch wohl mit in mein Grab nehmen müſſen.

Vom Kirchhofe trug man mich nach meiner Wohnung, wo eine gute und ſorgfältige Pflege mir denn auch bald wieder auf die Beine half. Einige Wochen ſpäter behändigte mir der Herr Kriegskommiſſär Donath eine goldene Denkmünze in der Größe eines Doppelfriedrichsdor, nebſt einem Belobungsſchreiben, die ihm beide von Berlin zugeſchickt worden, um ſie mir, gegen meine Quittung, zu überliefern. —

Und nunmehr genügte es uns nicht, bloß innerhalb uns von Balken zu Balken zu ſchwingen, es ſollte auch außerhalb des Gebäudes geklettert werden! So machten wir uns denn auf das kupferne Dach, ſtiegen bei den Glocken aus den Luken auf das Gerüſt, von da auf die Firſt des kupfernen Kirchendaches, und indem wir darauf wie auf einem Pferde ritten, rutſchten wir längshin vom Turm bis an den Giebel und auf gleiche Weiſe wieder zurück. Ein paar hundert Zuſchauer gafften drunten, zu unſerer großen Freude, nach uns beiden jungen Wagehälſen in die Höhe.

Auch mein Vater war, ohne daß ich es wußte, unter dem Haufen geweſen; und ſo konnte es nicht fehlen, daß mich bei meiner Heimkunft für dieſe Heldentat eine derbe Tracht Schläge erwartete.

Aber die Luſt zu einem wiederholten Verſuche war mir dennoch nicht ausgetrieben worden! Ich lauerte es nur ab, daß mein Vater verreiſt war, und an einem ſchönen Sommertage, nachmittags um vier Uhr, als ich der Zucht des Herrn Schütz entlaufen war, konnte ich nicht drum hin, meinen lieben Turm wieder zu beſuchen. Ein Schulkamerad, David Spärke, eines hieſigen Schiffers Sohn, leiſtete mir Geſellſchaft. Dieſen beredete ich, den Ritt auf dem Kirchendache mitzumachen. Ich zuerſt ſtieg aus der Luke auf das Gerüſt und von da auf die Firſt des Daches. David Spärke kam mir zuverſichtlich nach, da er mich ſo flink und ſicher darauf hantieren ſah.

Allein kaum war er mir ſechs oder acht Fuß nachgeritten, ſo überfiel ihn plötzlich eine Angſt, daß er erbärmlich zu ſchreien begann, ſich zu beiden Seiten an den kupfernen Reifen feſtklammerte und nicht vor-, nicht rückwärts kommen konnte. Ich kehrte mich nach ihm um, kam dicht zu ihm heran; und hier ſaßen wir nun beide, ſahen uns betrübt ins Geſicht und wußten nicht, wo aus noch ein. Er wagte es nicht, ſich umzudrehen: ich konnte an ihm nicht vorbeikommen. Dabei hörte er nicht auf, in ſeiner Seelenangſt aus vollem Halſe zu ſchreien. Auf der Straße gab es einen Zuſammenlauf, und bald auch Hilfe. Denn der alte Glöckner mit ſeinem Sohne und mehreren andern kamen auf den Turm und zogen meinen Freund David mit umgeworfenen

Leinen rücklings nach dem Gerüſt und ſo vollends in die Luke hinein. Ich aber folgte, wie ein armer Sünder, zitternd und bebend nach.

Des nächſten Tages kam mein Vater wieder nach Hauſe, und da gab es denn, wie zu erwarten war, rechtſchaffene, aber verdiente Prügel. Damit aber nicht genug, meinte auch Herr Schütz, mein Lehrer, es müſſe hier, der übrigen Schulkameradſchaft wegen, noch ein anderweitiges Beiſpiel zu Nutz und Lehre ſtatuiert werden und bat ſich's bei meinem Vater aus, gleichfalls noch Gericht über mich halten zu dürfen. Das wird ihm gern bewilligt. Meine Strafe beſtand in einem dreitägigen Quartier in dem dunkeln Karzer auf dem Schulhofe. Hier ward ich nachmittags, ſobald die Schulzeit abgelaufen war, eingeſperrt und immer erſt morgens um acht Uhr, wo die Schule wieder anging, herausgelaſſen. Nur mittags durfte ich nach Hauſe gehen, um zu eſſen; aber ſchon in der nächſten Stunde auf meiner Schulbank mich einfinden und um vier Uhr meine traurige Wanderung in die Finſternis wieder antreten.

Nächſt der Unbequemlichkeit einer einzigen täglichen Mahlzeit bei einem (Gott weiß es) geſegneten Appetite, war's meine größte Qual und Not, daß ich die Scham und Schande nicht bemeiſtern konnte, von den andern Schulbuben über mein Abenteuer noch ausgelacht zu werden. Niemand hatte Mitleid mit meinem Unſtern; ausgenommen ein einziges gutherziges Mädchen, die älteſte Tochter des Kaufmanns Herrn Seeland. Wenn ich mich recht entſinne, nannte man ſie Dörtchen. Dörtchen alſo ſteckte mir den letzten Abend, mit Tränen in den Augen, ihre Semmel zu, konnte es aber

nicht so heimlich abtun, daß es nicht von den andern wäre gesehen und verraten worden. Die Semmel ward mir vom Lehrer wieder abgenommen und konfisziert. Ich weinte, sie weinte; Herr Schütz selbst konnte sich dessen nicht erwehren. Ich bekam meine Semmel zurück; aber bloß — wie er hinzusetzte — um das gute Kind zu beruhigen. — Ich habe nachher, im Jahre 1782 (also nach Verlauf von vierunddreißig Jahren!) die Freude gehabt, dieses nämliche Dörtchen Seeland in Memel wieder anzutreffen. Ihre Eltern waren in ihrem Wohlstande zurückgekommen, den sie damals durch eine Auswanderung nach Rußland zu verbessern hofften. Ich hatte jene Semmel noch nicht vergessen, und es hat mir wohlgetan, sie einigermaßen vergelten zu können.

Endlich, da ich etwa elf Jahre alt sein mochte, sollte es, zu meiner unsäglichen Freude, Ernst mit meiner künftigen Bestimmung werden. Meines Vaters Bruder nahm mich auf sein Schiff, die Susanna, als Kajütenwächter, und so ging meine erste Ausflucht nach Amsterdam. Hier sah ich nun eine Menge großer Schiffe auf dem Y vor Anker liegen, die nach Ost- und Westindien gehen sollten. Täglich ward auf ihnen mit Trommeln, Pauken und Trompeten musiziert oder mit Kanonen geschossen. Das machte mir allmählich das Herz groß! Ich dachte: Wer doch auch auf so einem Schiffe fahren könnte! — und das ging mir nur um so viel mehr im Kopfe herum, als es damals unter all unsern Schiffsleuten, wie ich oft gehört hatte, für einen Glaubensartikel galt: daß, wer nicht von Holland aus auf dergleichen Schiffen gefahren wäre, auch für keinen rechtschaffenen Seemann gelten könnte. Gerade das aber machte ja mein

ganzes Sinnen und Denken aus! — Im Vorbeigehn will ich aber noch hinzufügen, daß jener Glaube auf einem ganz guten Grunde beruhte. Man findet wirklich bei keiner Nation eine größere Ordnung auf den Schiffen, als bei den Holländern auf solchen bedeutenden Fahrten in fremde Weltteile.

Wovon mir das Herz voll war, ging mir auch alle Augenblicke der Mund über. Ich gestand meinem Oheim, wie gern ich am Bord eines solchen ansehnlichen Ostindienfahrers sein und die Reise mitmachen möchte. Er gab mir immer die einzige Antwort, die darauf paßte: daß ich nicht klug im Kopfe sein müßte. Endlich aber ward dieser Hang in mir zu mächtig, als daß ich ihm länger widerstehen konnte. In einer Nacht, zwei Tage vor unsrer Abreise, schlüpfte ich heimlich in unsere angehängte Jölle – ganz wie ich ging und stand und ohne das geringste von meinen Kleidungsstücken mit mir zu nehmen. Man sollte nämlich nicht glauben, daß ich desertiert, sondern daß ich ertrunken sei, und wollte so verhindern, daß mir nicht weiter auf den andern Schiffen nachgespürt würde. Unter diesen aber hatte ich mir eins aufs Korn gefaßt, von welchem mir bekannt geworden war, daß es am andern nächsten Morgen nach Ostindien unter Segel gehen sollte. Das Letztere war zwar richtig, aber über seine Bestimmung befand ich mich im Irrtum; denn es war zum Sklavenhandel auf der Küste von Guinea bestimmt.

Still und vorsichtig kam ich mit meiner Jölle an der Seite dieses Schiffes an, ohne von irgend jemand auf demselben bemerkt zu werden. Ebenso ungesehen stieg ich an Bord, indem ich mein kleines Fahrzeug mit dem Fuße zu-

rückſtieß und es treibend ſeinem Schickſal überließ. Bald aber ſammelte ſich das ganze Schiffsvolk (es waren deren vierundachtzig Köpfe, wie ich nachmals erfuhr) verwundert um mich her. Jeder wollte wiſſen, woher ich käme? wer ich wäre? was ich wollte? Statt aller Antwort — und was hätte ich auch ſagen können? — fing ich an erbärmlich zu weinen.

Der Kapitän war dieſe Nacht nicht an Bord. Man brachte mich alſo zu den Steuerleuten, welche das Verhör ins Kreuz und in die Quere mit mir erneuerten. Auch hier hatte ich nichts als Tränen und Schluchzen. „Aha, Burſche!“ legte ſich endlich einer aufs Raten — „ich merke ſchon! Du biſt von einem Schiffe weggelaufen und denkſt, daß *wir* dich mitnehmen ſollen!“ — Das war ganz meines Herzens Meinung. Ich ſtammelte alſo ein Ja darauf hervor; konnte mich aber diesmal nicht entſchließen, noch weiter herauszubeichten. Inzwiſchen hatte man einiges Mitleid mit mir; gab mir ein Glas Wein, ſamt einem Butterbrot und Käſe, und wies mir eine Schlafſtelle an mit dem Bedeuten, daß morgen früh der Kapitän an Bord kommen werde, der mich vielleicht wohl mitnehmen möchte. — Da lag ich nun die ganze Nacht ſchlaflos und überdachte, was ich ſagen und verſchweigen wollte.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch fand ſich der Lotſe ein; der Anker ward aufgewunden und man machte ſich ſegelfertig, wobei ich treuherzig und nach Kräften mit Hand anlegte. Unter dieſen Beſchäftigungen kam endlich auch der Kapitän heran. Ich ward ihm vorgeſtellt, und auch ſeine erſte und natürlichſte Frage war: was ich auf ſeinem Schiffe

wollte? — Ich fühlte mich nun schon ein wenig gefaßter, und gab ihm über mein Wie und Woher so ziemlich ehrlichen Bescheid; nur setzte ich hinzu (und diese Lüge hat mir nachmals oft bitter leid getan, denn mein Oheim war gegen mich die Gütigkeit selbst, als ob ich sein eignes Kind wäre), dieser habe mich auf der Reise oftmals unschuldig geschlagen, wie das denn auch nur noch gestern geschehen sei. Ich könne dies nicht länger ertragen; und so sei ich heimlich weggegangen und bäte flehentlich, der Kapitän möchte die Güte haben, mich anzunehmen. Ich wollte gern gut tun.

Nun ich einmal so weit gegangen war, durfte ich auch die richtige Antwort auf die weiteren Fragen nach meines Oheims Namen und Schiffe nicht schuldig bleiben. „Gut!" sagte der Kapitän, „ich werde mit dem Manne darüber sprechen." — Das klang nun gar nicht auf mein Ohr! Ich hub von neuem an zu weinen, schrie, ich würde über Bord springen und mich ersäufen, und trieb es so arg und kläglich (mir war aber auch gar nicht wohl ums Herz!), daß nach und nach das Mitleid bei meinem Richter zu überwiegen schien. Er ging mit seinen Steuerleuten in die Kajüte, um die Sache ernstlicher zu überlegen; ich aber lag indes, von Furcht und Hoffnung hin- und hergeworfen, wie auf der Folter; denn die Schande, vielleicht zu meinem Oheim zurückgebracht zu werden, schien mir unerträglich.

Endlich rief man mich in die Kajüte. „Ich habe mir's überlegt," hub hier der Kapitän an, „und du magst bleiben. Du sollst Steuermannsjunge sein und monatlich sechs Gulden Gage haben; auch will ich für deine Kleidungsstücke sorgen. Doch, höre, sobald wir mit dem Schiffe in

den Texel *) kommen, ſchreibſt du ſelbſt an deines Vaters Bruder und erklärſt ihm den ganzen Zuſammenhang. Den Brief will ich ſelbſt leſen und auch für ſeine ſichere Beſtellung ſorgen.“ — Man denke, wie freudig ich einſchlug und was für ein Stein mir vom Herzen fiel!

Jetzt gingen wir auch unter Segel. Allein ich will es auch nur geſtehen, daß, ſowie ich meines Oheims Schiff ſo aus der Ferne darauf anſah, mir's innerlich leid tat, es bis zu dieſem törichten Schritte getrieben zu haben. Trotz dieſem Herzweh erwog ich, daß er nicht mehr zurückgetan werden konnte, wofern ich nicht vor Beſchämung vergehen ſollte. Ich machte mich alſo ſtark; und als wir im Texel ankamen, ſchrieb ich meinen Abſchiedsbrief, den der Kapitän las und billigte und mein Steuermann an die Poſtſchuyte**) beſorgen ſollte.

Wie die Folge ergeben hat, iſt jedoch dieſer Brief, mit oder ohne Schuld des Beſtellers, nicht an meinen Oheim gelangt; entweder daß dieſer zu früh von Amſterdam abgegangen, oder daß das Blatt unterwegs verloren gegangen. Mein Tod ſchien alſo ungezweifelt; denn man glaubte (wie ich in der Folge erfuhr) ich ſei in der Nacht aus der Jölle gefallen, die man am nächſten Morgen zwiſchen andern Schiffen umhertreibend gefunden hatte.

Nachdem wir im Texel unſere Ladung, Waſſer, Proviant und alle Zubehör, welche der Sklavenhandel erfordert, an Bord genommen hatten, gingen wir in See. Mein Kapitän hieß Gruben und das Schiff Afrika.

*) Eine holländiſche Inſel am Eingang zur Zuiderſee.

**) Ein kleines Poſtſchiff.

Alle waren mir gut und geneigt; ich ſelbſt war vergnügt und ſpürte weiter kein Heimweh. Wir hatten zwei Neger von der Küſte von Guinea als Matroſen an Bord. Dieſe gab mir mein Steuermann zu Lehrern in der dort gewöhnlichen Landesſprache*) und ich darf wohl ſagen, daß ſie an mir einen gelehrigen Schüler fanden. Denn meine Luſt verbunden mit der Leichtigkeit, womit man in meinem damaligen Alter fremde Sprachtöne ſich einprägt, brachten mich binnen kurzem zu der Fertigkeit, daß ich nachher an der Küſte meinem Steuermanne zum Dolmetſcher dienen konnte. Und das war es eben, was er gewollt hatte. Unſere Fahrt war glücklich, aber ohne beſonders merkwürdige Vorfälle. In der ſechſten Woche erblickten wir St. Antonio, eine von den Inſeln des grünen Vorgebirges (Cap verde), und drei Wochen ſpäter hatten wir unſer Reiſeziel erreicht und gingen an der Pfefferküſte, bei Kap Meſurado, unter ſechs Grad nördlicher Breite vor Anker, um uns mit friſchem Waſſer und Brennholz zu verſorgen. Zugleich war dies die erſte Station, von wo aus unſer Handel betrieben werden ſollte.

Späterhin gingen wir oberhalb Windes weiter öſtlich nach Kap Palmas; und hier erſt begann der Verkehr lebendiger zu werden. Die Schaluppe wurde mit Handelsartikeln

*) Längs der Küſte von Guinea bedient man ſich einer Sprache, die in einem dunlen Gemiſch von portugieſiſchen, noch mehreren engliſchen und aus den Negermundarten hergenommenen Wörtern beſteht, und womit man ſich überall beim Handel verſtändlich machl. Tiefer landeinwärts aber ſind ganz davon abweichende Sprachen im Gange und auch dieſe wieder unter ſich ſelbſt dergeſtalt verſchieden, daß, wenn man irgendwo einen Sklaven aus dem Innern kauft, und nur eine Meile weiter einen andern von einer verſchiedenen Nation, beide ſich untereinander ſchwerlich verſtehen werden.

Anm. d. Verf.

beladen, mit Lebensmitteln für zwölf Mann Beſatzung auf ſechs Wochen verſehen und mit ſechs kleinen Drehbaſſen,*) die ein Pfund Eiſen ſchoſſen, ausgerüſtet. Mein Steuermann befehligte im Boot, ich aber, ſein kleiner Dolmetſcher, blieb auch nicht dahinten, und ward ihm im Handel vielfach nützlich. Wir machten in dieſem Fahrzeuge drei Reiſen längs der Küſte, entfernten uns bis zu fünfzig Meilen vom Schiffe und waren gewöhnlich drei Wochen abweſend. Nach und nach kauften wir hierbei vierundzwanzig Sklaven, Männer und Frauen (auch eine Mutter mit einem einjährigen Kinde war dabei!), eine Anzahl Elefantenzähne und etwas Goldſtaub zuſammen. Bei dem letzten Abſtecher ward auch der europäiſche Briefſack auf dem holländiſchen Hauptkaſtell St. George de la Mina von uns abgegeben.

Unſer Schiff fanden wir bei unſerer Heimkehr etwas weiter oſtwärts nach der Reede von Laque la How oder Kap Lagos vorgerückt. Acht unſerer Gefährten waren in der Zwiſchenzeit auf demſelben infolge des ungeſunden Klimas geſtorben. Dagegen hatte der Kapitän anderthalbhundert Schwarze, beiderlei Geſchlechts, eingekauft und einen guten Handel mit Elfenbein und Goldſtaub gemacht. Für alle dieſe Artikel gilt Kap Lagos als eine Hauptſtation, weil landeinwärts ein großer See von vielen Meilen lang und breit vorhanden iſt, auf welchem die Sklaven von den Menſchenhändlern (Kafficieren) aus dem Innern in Canots herbeigeführt werden.

Gerade in dieſer Gegend war auch Kapitän Gruben bei den hier anſäſſigen, reichen Sklavenhändlern von alters

*) Drehbare kleine Schiffskanonen.

her wohlbekannt und gern gelitten. Dennoch war ihm ſchon auf einer vorigen Reiſe hierher ein Plan fehlgeſchlagen, den er entworfen hatte, ſich, zum Vorteil der holländiſchen Regierung, an dieſem wohlgelegenen Platze unvermerkt feſter einzuniſten. Er hatte es mit den reichen Negern verabredet, ein abgebundenes hölzernes Haus nach europäiſcher Bauart mitzubringen und dort aufzurichten, worin zehn bis zwanzig Weiße wohnen könnten, und welches durch einige, daneben aufgepflanzte Kanonen geſchützt werden ſollte. Als es aber fertig daſtand, kamen dieſe Anſtalten den guten Leutchen doch ein wenig bedenklich vor. Sie bezahlten lieber dem Kapitän ſein Häuschen, das ſo ziemlich einer kleinen Feſtung glich, reichlich mit Goldſtaub; und ſo ſahen es auch noch meine Augen, indem es von einem reichen Kafficier bewohnt wurde.

Nachdem wir von hier noch eine Bootreiſe, gleich den vorigen, und mit ebenſo gutem Erfolg gemacht hatten, gingen wir nach vier bis fünf Wochen mit dem Schiffe weiter nach Axim, dem erſten holländiſchen Kaſtell an dieſer Küſte, wo denn auch fortan der Schaluppenhandel ein Ende hatte. Ferner ſteuerten wir, Cabo tres Puntas vorbei, nach Accada, Boutrou, Saconda, Chama, St. Georg de la Mina und Moure. Ueberall wurden Einkäufe gemacht, ſo daß wir endlich unſere volle Ladung, beſtehend in vierhundertzwanzig Negern jedes Geſchlechts und Alters beiſammen hatten. Alle dieſe Umſtände ſind mir noch jetzt in meinem hohen Alter ſo genau und lebendig im Gedächtniſſe, als wenn ich ſie erſt vor ein paar Jahren erlebt hätte.

Nunmehr ging die Reiſe von der afrikaniſchen Küſte nach Surinam, quer über den Atlantiſchen Ocean hinüber, wo unſere Schwarzen verkauft werden ſollten. Während neun bis zehn Wochen, die wir in See waren, ſahen wir weder Land noch Strand; erreichten aber unſern Beſtimmungsort glücklich, vertauſchten unſere unglückliche Fracht gegen eine Ladung von Kaffee und Zucker und traten ſodann den Rückweg nach Holland an. Wir brauchten dazu wiederum acht bis neun Wochen, bis wir endlich wohlbehalten im Angeſicht von Amſterdam den Anker fallen ließen. Es war im Junius 1751, und die ganze Reiſe hin und zurück hatte einundzwanzig Monate gedauert. Elf Leute von unſerer Mannſchaft waren während dieſer Zeit verſtorben.

In Amſterdam ließ ich es mein erſtes ſein, nach Kolberg an meine Eltern zu ſchreiben und ihnen Bericht von meiner abenteuerlichen Reiſe zu erſtatten. Denke man ſich ihr freudiges Erſtaunen beim Empfange dieſer Zeitung! Ich war tot und war wieder lebendig geworden! Ich war verloren und war wiedergefunden! Ihre Empfindungen drückten ſich in den Briefen aus, die ich unverzüglich von dort her erhielt. Segen und Fluch wurden mir darin vorgeſtellt. Ich Unglückskind wäre ja noch nicht einmal eingeſegnet! Augenblicklich ſollte ich mich aufmachen und nach Hauſe kommen!

Es traf ſich erwünſcht, daß ich mich in Amſterdam mit einem Landsmanne, dem Schiffer Chriſtian Damitz, zuſammenfand. Auf ſeinem Schiffe ging ich nach Kolberg

zurück. Von meinem Empfange daheim aber tue ich wohl am beſten, zu ſchweigen.

In meiner Vaterſtadt blieb ich nun und hielt mich wieder zum Schulunterricht, bis ich mein vierzehntes Jahr erreicht und die Konfirmation hinter mir hatte. Dann aber war auch länger mit mir kein Halten; ich wollte und mußte zur See, wie der Fiſch ins Waſſer, und mein Vater übergab mich (zu Oſtern 1752) an Schiffer Mich. Damitz, der ſoeben von Kolberg nach Memel und von da nach Liverpool abgehen wollte, und in den er ein beſonderes Vertrauen ſetzte. Beide Fahrten waren glücklich. Wir gingen weiter nach Dünkirchen, wo wir eine Ladung Tabak einnahmen; dann über Norwegen nach Danzig — und ſo kam ich kurz nach Neujahr zu Lande, um neunzehn Taler Löhnung reicher, nach Kolberg zurück. Ich glaubte Wunder, was ich in dieſen neun Monaten verdient hätte! Und noch vor wenig Jahren brachten es unſere Matroſen wohl auf fünfzehn und mehr Taler monatlich. So ändern ſich die Zeiten!

In den beiden nächſtfolgenden Jahren (1753 und 1754) ſchwärmte ich auf mehr als einem kolbergiſchen Schiffe und unter verſchiedenen Kapitänen auf der Oſt- und Nordſee umher, und war bald in Dänemark und Schweden, bald in England und Schottland, in Holland und Frankreich zu finden. Auf all dieſen Reiſen entſinne ich mich aber keines Dinges, das hier wieder erwähnt zu werden verdiente: denn Sturm und gut Wetter, und was dem weiter angehört und auf ſolchen Reiſen unausbleiblich vorfällt, ſind bei einem

Seemann etwas Alltägliches, und es ist meine Art nicht, davon viel Aufhebens zu machen.

Eben darum aber mochte dies einförmige Leben meinem feurigen Sinn länger nicht anstehen. Der alte Hang zum Abenteuern erwachte, so daß ich in Amsterdam, wo ich mit Kapitän Joach. Blank, einem alten, lieben kolbergschen Landsmann und Verwandten, zusammentraf, der Versuchung zu einem weitern Ausflug länger nicht widerstehen konnte, sondern mich, ohne weitere Erlaubnis von Hause, flugs und freudig auf sein Schiff Christina, das nach Surinam bestimmt war, als Konstabler verdung. Als indes auf der Hinfahrt unser Steuermann das Unglück hatte, über Bord zu fallen und zu ertrinken, kam ich für diese Reise zu der Ehre, den Untersteuermann vorzustellen.

Daß ich mich hier auf eine ausführliche Beschreibung der Kolonie Surinam einlasse, wird wohl nicht von mir erwartet werden. Man weiß, daß sie ihren Namen von dem Flusse Surinam führt, an welchem auch dritthalb Meilen aufwärts die Hauptstadt Paramaribo gelegen ist. An seiner Mündung ist er wohl zwei Meilen breit und bleibt gegen sechzig Meilen landeinwärts, auch bei der niedrigsten Ebbe, für kleinere Fahrzeuge noch schiffbar. Nur wenig geringer ist der mit ihm verbundene Fluß Comandewyne, welcher bis gegen fünfzig Meilen aufwärts befahren wird. Mit beiden steht noch eine Menge toter Arme oder Kreeks in Verbindung, und an allen Ufern hinauf drängen sich die Zucker- und Kaffeeplantagen, während alles übrige Land eine fast undurchdringliche Waldung ausmacht. Eben dadurch aber wird diese Kolonie eine der ungesundesten in der

Welt! und wenn eine Schiffsequipage von vierzig Mann binnen den vier Monaten, welche man hier gewöhnlich verweilt, nur acht bis zehn Tote zählt, so wird dies für ein außerordentliches Glück gehalten.

Dieſe große Sterblichkeit hat aber zum Teil auch wohl ihren Grund in den anſtrengenden Arbeiten, wozu die Schiffsmannſchaften nach hieſigem Gebrauch angehalten werden; denn ſie müſſen ebenſowohl den Transport der mitgebrachten Ladung an europäiſchen Gütern nach den einzelnen Plantagen, als die Rückfracht aus denſelben an Kolonialwaren beſorgen. Man bedient ſich dazu einer Art von Fahrzeugen, Punten genannt, die ein zugeſpitztes, mit Schilf gedecktes Wetterdach tragen, ſo daß ſie das Anſehen eines auf dem Waſſer ſchwimmenden deutſchen Bauernhauſes gewähren. Zwei ſolcher Punten werden jedem Schiffe zugegeben; und mir als Unterſteuermann kam es zu, mit Hilfe von vier Matroſen die Fahrten auf den Strömen damit zu verrichten, wozu denn oft vierzehn Tage, und noch längere Zeit, erfordert wurden.

Bei unſerer Ankunft gab es auf dem Schiffe ein kleines Abenteuer, das unſern Schiffer eine Zeit lang in nicht geringe Sorge ſetzte, endlich aber doch einen ziemlich luſtigen Ausgang gewann. Unter der Ladung nämlich, die wir in Amſterdam eingenommen hatten, befand ſich auch eine Kiſte von etwa drei Fuß ins Gevierte, worüber der Kapitän zwar das richtige Konnoſſement in Händen hatte, ohne gleichwohl beim Löſchen vor Paramaribo die Kiſte ſelbſt an Bord wieder auffinden zu können. Sie war an einen dortigen Juden adreſſiert, deſſen wiederholte Nachfrage,

trotz allem Suchen, unbefriedigt bleiben mußte. Dieſe Verlegenheit ſchlau benutzend, brachte endlich der Hebräer nicht nur ſeine Klage bei dem holländiſchen Fiskal (Kolonierichter) an, ſondern reichte zugleich ein langes Verzeichnis ein von goldenen und ſilbernen Taſchenuhren, Geſchmeiden und andern Koſtbarkeiten, zu einem Belauf von beinahe viertauſend Gulden an Werte, die in der Kiſte enthalten geweſen. Der Prozeß ging ſeinen Gang, und der Jude brachte ſeine Beweiſe ſo bündig vor, daß das endlich erfolgte rechtskräftige Erkenntnis meinen Kapitän zur völligen Schadloshaltung binnen vierzehn Tagen verurteilte, dem es übrigens überlaſſen blieb, ſich wiederum an ſeine Leute zu halten.

Ganz unerwartet aber fand ſich nunmehr die verwünſchte Kiſte im hintern unterſten Schiffsraume wieder auf, wo ſie durch irgend ein Verſehen hoch mit Brennholz überſtauet geweſen war. Glücklicherweiſe hatte das Siegel derſelben, das auch auf dem Konnoſſement abgedruckt war, keinen Schaden gelitten. Aber zugleich kam es uns wunderlich vor, daß die Kiſte beim Heben und Schütteln derſelben ſich gar nicht ſo anließ, als ob Sachen von der angegebenen Art darin enthalten ſein könnten. Dieſer Verdacht ward dem Fiskal unter der Hand geſteckt. Er kam ſelbſt an Bord, überzeugte ſich von der Richtigkeit des Konnoſſements und der Unverſehrtheit des Siegels, und da der Jude ein armer Teufel war, dem ſich mit einer Geldſtrafe nichts anhaben ließ, ſo ſollte er, wie es in aller Welt Brauch iſt, für den verſuchten Betrug mit ſeiner Haut bezahlen.

Zuförderſt ward ihm gemeldet, daß ſein Eigentum

wieder zum Vorſchein gekommen ſei und von ihm alſogleich am Bord in Empfang genommen werden könne. Sein Erſchrecken über dieſe Nachricht war drollig genug, aber dem Frieden nicht trauend, verlangte er, man möchte ihm die Kiſte in Gottes Namen nur an Land und in ſein Haus ſchaffen, bis auf ſeine beharrliche Weigerung der Fiskal ihn durch zwei Neger mit Gewalt und gebunden an Bord holen ließ. Hier mußt' er in deſſen Beiſein die Kiſte als die ſeinige und als vollkommen unverletzt anerkennen; dann aber auch öffnen, und nun kam ein gar bunter Inhalt zum Vorſchein! Der ganze Trödel beſtand aus Redoutenanzügen und fratzenhaften Geſichtslarven; der unglückliche Eigentümer aber ward, auf des Richters Geheiß, über ſeine Kiſte hingeſtreckt und von ein paar Matroſen mit ihren Tauendchen ſo unbarmherzig zugedeckt, daß ihm wahrſcheinlich alle ähnlichen Spekulationen für eine lange Zeit vergangen ſein werden.

Eher hätte man Surinam damals als eine deutſche als eine holländiſche Kolonie nennen können; denn auf den Plantagen, wie in Paramaribo, traf man unter hundert Weißen immer vielleicht neunundneunzig an, die hier aus allen Gegenden von Deutſchland zuſammengefloſſen waren. Unter ihnen hatte ich während dieſer Reiſe Gelegenheit, auch zwei Gebrüder, des Namens Kniffel, kennen zu lernen, die aus Belgrad in Pommern gebürtig und alſo meine nächſten Landsleute waren. Sie hatten in früherer Zeit als gemeine holländiſche Soldaten ſich hieher verirrt, aber Glück, Fleiß und Rechtlichkeit hatten ſie ſeither zu Millionärs gemacht, welche hier eines wohlver-

dienten Anſehens genoſſen. Am Comandewyne beſaßen ſie zwei Kaffeeplantagen. Die eine hieß Friedrichsburg, und eine andere dicht daneben, welche von ihnen ſelbſt angelegt worden, hatten ſie, ihrer Vaterſtadt zu Ehren, Belgrad genannt. Zu Paramaribo war eine Reihe von Häuſern, die eine Straße von 400 Schritten in der Länge bildeten, ihr Eigentum und führte nach ihnen den Namen Kniffelsloge. Ebendaſelbſt hatten ſie eine lutheriſche Kirche aufgeführt und zur Erhaltung derſelben für ewige Zeiten die Einkünfte der Plantage Belgrad gewidmet.

Dieſe Gebrüder ſtanden ſchon ſeit längerer Zeit mit meinem Kapitän Blank, als einem Kolberger und Landsmann, in beſonders freundſchaftlichem Verkehr. Er verſorgte ſie und ihre Plantagen ausſchließlich mit allem, was ſie aus Europa bedurften; und hinwiederum führte er alle ihre dortigen Erzeugniſſe nach Holland zurück. So geſchah es auch bei der gegenwärtigen Reiſe; da ich denn oft von ihm mit Aufträgen an ſie geſchickt und ihnen auf dieſe Weiſe bekannt und lieb wurde. Schon die vielfältigen Beweiſe von Güte, die ich von ihnen beiderſeits erfuhr, würden mich veranlaßt haben, ihrer hier zu gedenken, wenn nicht auch der Verfolg meiner Lebensgeſchichte mir wiederholte Gelegenheit gäbe, auf ihren Namen zurückzukommen.

Unſere Heimfahrt nach Amſterdam, die ſechs Wochen währte, war glücklich, aber ohne weitere Merkwürdigkeit. Wir waren vierzehn Monate abweſend geweſen und unſer Schiff bedurfte einer völlig neuen Verzimmerung, die ſich bis in den November 1755 zu verzögern drohte. Dies

dauerte mir zu lange, und gab die Veranlaſſung, daß ich in einen andern Dienſt, unter Kapitän Wendorp, überging. Sein Schiff war nach Curaçao beſtimmt; auf der Rückreiſe ergänzten wir bei St. Euſtaz unſere Ladung, und nach neun Monaten, die ich hier kurz übergehe, warfen wir wiederum vor Amſterdam wohlbehalten die Anker.

Hier warteten Briefe auf mich von meinen Eltern, von ſo drohendem Inhalt und angefüllt mit ſo gerechten Vorwürfen, daß ich's wohl nicht länger verſchieben durfte, mich zum zweitenmal als der verlorne Sohn reuig nach Hauſe auf den Weg zu machen. Doch fand ich gleich im voraus einigen Troſt in dem Vorſchlage, daß meines Vaters Bruder beſtimmt ſei, des Herrn Beckers Schiff, genannt die Hoffnung, mit einer Ladung Holz von Rügenwalde nach Liſſabon zu führen; und mit dem ſollte ich fahren. Dies war im Jahre 1756.

So ging ich denn als Paſſagier nach Danzig, und traf es da eben recht, daß zwölf junge und ſchmucke ſeefahrende Leute ausgeſucht werden ſollten, um die ſogenannte Herrenborſe aufs ſtattlichſte zu bemannen. Es war nämlich zu der Zeit der König Auguſt von Polen in der Stadt*) anweſend, und auf der Reede lag eine zahlreiche Flotte von ruſſiſchen Kriegsſchiffen vor Anker, der er einen Beſuch abzuſtatten gedachte. Zu dieſer Luſtfahrt, die Weichſel herunter, ſollte nun jene Staatsjacht dienen. Zufällig kriegte man mich mit an, um die Mannſchaft vollzählig zu machen! und ſowohl das Außerordentliche bei der Sache, als auch der Dukaten,

*) Bekanntlich war Danzig bis 1793 (zweite Teilung Polens) polniſch.

der dabei für jeden Mann abfallen ſollte, machten mir Luſt, dieſen Ehrendienſt zu verrichten.

Das dauerte aber nur ſo lange, bis wir zum Schiffer-älteſten Karſten kamen, wo wir zu der Feierlichkeit mit einer Art von Uniform aufgeputzt werden ſollten, die mit blanken Schilden und vielen roten, grünen und blauen Bändern verbrämt war. So ausſtaffiert hielt man mir zuletzt einen Spiegel vor: — aber wie erſchrak ich, als ich ſah, was für einen Narren man aus mir gemacht hatte! Das war jedoch das wenigſte! Allein das Herz im Leibe wollte mir zerſpringen, wenn ich dabei bedachte, daß ich einen andern als meines eigenen Königs Namenszug im Schilde an meiner Stirne tragen ſollte. Die Tränen traten mir in die Augen. Mir war's, als mutete man mir zu, meinen großen Friedrich zu verleugnen. Gerne hätte ich mir alles wieder vom Leibe geriſſen und hätte den Handel wieder aufgeſagt, wenn es möglich geweſen wäre. Doch ich war einmal unter den Wölfen, und mußte mit ihnen heulen! Indes gelobte ich mir's, dieſen Makel dadurch wieder gut zu machen, daß ich den verheißenen Dukaten dem erſten preußiſchen Soldaten zuwürfe, der mir begegnen würde. Ein alter Huſar wurde dies Glückskind; und der mag ſich wohl nicht ſchlecht verwundert haben, daß ein achtzehnjähriges Bürſchchen, wie ich, mit Golde um ſich warf!

Im Monat Auguſt traf ich in Kolberg ein, fand meines Oheims Schiff bereits in der Ausrüſtung und ging mit demſelben auf die Rügenwalder Reede, wo wir unſere Ladung Holz einnahmen. Mit mir fuhr mein jüngerer

Bruder, ſechzehn Jahr alt, als Kajütenwärter. Auch hatte mein Oheim ſeinen eigenen vierzehnjährigen Sohn mitgenommen, und es befanden ſich unſrer in allem dreizehn Menſchen am Borde. Aber gleich der Anfang dieſer Fahrt verſprach wenig Gutes, da wir durch Sturm und widrige Winde dergeſtalt aufgehalten wurden, daß wir erſt mit Ausgang Oktobers im Sunde anlangten.

Hier ging mein Oheim mit mir und noch drei andern Matroſen in der Segelſchaluppe nach Helſingör an Land, woſelbſt ſeine Geſchäfte ihn ſo lange verweilten, daß wir erſt abends um neun Uhr auf den Rückweg kamen. Die See ging hoch, und unſer Fahrzeug, das mit Waſſer- und Bierfäſſern und andern Proviſionen ſchwer beladen war, hielt wenig Bord. Zudem ſtand uns ein ſteifer Südwind entgegen, der uns zum Lavieren nötigte; und eben machten wir einen Schlag dicht hinter dem däniſchen Wachtſchiffe vorüber, als ein harter Stoßwind ſo plötzlich aufſtieg und ſo ungeſtüm in unſere Segel fiel, daß die Schaluppe Waſſer ſchöpfte, umſchlug und im Hui! den Kiel nach oben kehrte.

Wir, die wir drinnen ſaßen, wurden ſamt und ſonders herausgeſpült. Ich ergriff ein Ruderholz und war ſo glücklich, mich über dem Waſſer zu erhalten. Wo die andern blieben, ſah ich nicht. Indes war unſer Unglück von dem däniſchen Kriegsſchiffe nicht unbemerkt geblieben; und ſogleich auch ſtieß ein Fahrzeug ab, uns zu retten. Allein es war ſtockfinſter und von uns Verunglückten keine Seele aufzufinden. Nur die Schaluppe kam ihnen in den Wurf und ward geborgen; freilich aber war die ganze Ladung davongeſchwommen und ging verloren.

Unter uns Umhertreibenden mochte ich wohl der erſte ſein, der ſich glücklich aus dieſem böſen Handel zog. Ich trieb nämlich gegen ein vor Anker liegendes Schiff und erhielt mich ſo lange am Ankertau, bis die Leute mich zu ſich an Bord ziehen konnten. Mein guter Oheim hingegen ward ebenſowohl durch den harten Sturm, als die ſchnelle Strömung, beinahe eine Viertelmeile weit, bis unterhalb des däniſchen Kaſtells, davon geführt. Aber indem er ſich kümmerlich an einem Spriet*) feſtgeklammert erhielt, brauchte er wohl eine Stunde, bevor er mit Schwimmen das Land erreichte. Zwei Matroſen wurden durch eine Lotſenjolle gerettet; einer aber blieb leider! verloren.

Erſt am Morgen fanden wir vier Geborgenen uns in Helſingör wieder zuſammen. Unſere Schaluppe ward uns von dem Wachtſchiffe wieder zurückgegeben; wir erſetzten unſere verunglückte Ladung durch angekaufte neue Vorräte, verſahen uns mit friſchen Rudern und kehrten ſodann nach unſerm Schiffe zurück. Sobald auch nur Wind und Wetter wieder günſtiger geworden waren, ſäumten wir nicht, unſere Fahrt trotz der ſpäten und böſen Jahreszeit fortzuſetzen.

Am 2. Dezember nahmen wir nicht ohne Beunruhigung wahr, daß ein gewaltiger Sturm aus Norden uns auf die flämiſchen Bänke geworfen hatte, deren Gefährlichkeit wir nur gar zu wohl kannten. Nur zu bald auch bekamen wir mehrere heftige Grundſtöße, die unſer Steuerruder ausſetzten und uns ſeiner verluſtig machten. Um nicht augen-

*) Eine ſtarke, fünfzehnfüßige Stange vom Schaluppenſegel. Anm. d. V.

blicklich auf den Strand zu geraten, blieb nichts übrig, als uns auf der Stelle vor zwei Anker zu legen. Es war zehn Uhr vormittags, das Land eine kleine halbe Meile entfernt und unser Ankerplatz, auf vier Faden Tiefe, mitten in der schäumenden Brandung, während unsere Segel, die wir nicht mehr festmachen konnten, im Winde flatterten. Welle für Welle stürmte über das Verdeck hinweg, so daß wir in einem fort unter Wasser standen, und, da wir hier keine Leibesbergung mehr fanden, uns sämtlich oben im Mast erhielten.

Unsere Lage ward noch unerfreulicher, da mein Oheim gegen uns bemerkte, daß wir uns hier im Angesichte der flandrischen Küste befänden und es kaum würden vermeiden können auf den Strand zu laufen. Hier war also österreichisches Gebiet; wir preußische Untertanen, und Preußen mit Oesterreich seit kurzem im Kriege begriffen. Er verbot uns demnach für jenen Fall, es auf irgend eine Weise zu verraten, daß wir von Rügenwalde kämen und ein preußisches Schiff hätten. Vielmehr sollten wir in der Aussage übereinstimmen: Schiff und Ladung sei schwedisches Eigentum, komme von Greifswald und sei nach Lissabon bestimmt. Sobald der Sturm es nur zulasse — setzte er hinzu — wollte er hinabsteigen, die preußische Flagge vernichten und ebensowohl seine Schiffspapiere über Seite zu bringen, als der bereit gehaltenen schwedischen Dokumente aus der Kajüte habhaft zu werden suchen.

Wirklich auch entschloß er sich zu diesem gewagten Versuche; aber beim Niedersteigen schwankte der Mast dergestalt,

und ein unglücklicher Schlag des peitschenden Segels traf ihn so gewaltsam, daß es ihm unmöglich wurde, sich länger zu halten. Er fiel, stürzte mit dem Rücken auf den Rand des auf dem Verdecke stehenden Bootes, von da mit dem Kopfe gegen die scharfe Ecke eines Pöllers, und endlich auf das Deck, welches die Sturzwellen immerfort so hoch, als die Seitenborde ragten, mit Wasser überschwemmt hielten; und so sahen wir ihn in diesem Wasser hin und her gespült werden. Der Anblick war so gräßlich, daß wir ihn länger nicht ertragen konnten. Ich wagte mich mit noch zwei Matrosen hinab in dieser Not; wir zogen ihn mit Mühe auf das Kajütendeck, wo doch nicht jede Woge eine Ueberschwemmung verursachte, und waren nun in der Nähe Zeugen von seinem jammervollen Geschick. Der Schlag des Segels hatte das linke Auge getroffen, welches weit aus dem Kopfe nur noch an einer schwachen Sehne hervorhing. Das Blut drang zugleich aus Mund, Nase und Ohren. Aus der hohlen Brust stöhnte ein dumpfes Röcheln, ohne Spur eines Bewußtseins. Trost- und ratlos schob ich ihm das hangende Auge in den Kopf zurück und band ihm ein Halstuch darüber. Um und neben ihm lagen nun ich, sein Sohn und noch ein getreuer Matrose in fester Umklammerung, um uns gegen die Gewalt der Sturzseen zu erhalten, und unbeweglich, bis gegen fünf Uhr abends, da endlich unsere Ankertaue brachen und wir bei halber Flut unaufhaltsam gegen den Strand getrieben wurden.

Endlich stieß das Schiff auf den Grund und hielt mit heftigen Stößen an, so lange das Wasser im Wachsen blieb. Erst als die Ebbe wieder eintrat, saß es völlig fest;

aber nun brachen ſich auch die rollenden Wellen mit ſolcher Macht dagegen, daß jede einzelne darüber weg ſchlug und Schaum und Giſcht die volle Höhe des Maſtes emporgewirbelt wurden. Allmählich brach auch das Gebäude in all ſeinen Fugen, und wir ſahen die Stücke davon unter unſern Füßen, eins nach dem andern, davontreiben. So wie aber die Ebbe ſich immer weiter zurückzog, ließ auch die zertrümmernde Gewalt des Wogendrangs nach, die uns ſonſt unausbleiblich in den Abgrund mit fortgeriſſen hätte; das Verdeck ward von Waſſer frei, und wir konnten wieder einen Gedanken an Rettung faſſen.

Es war Mondenſchein, und am Lande erblickten wir eine Menge von Menſchen, die uns aber, bei unſerer noch beträchtlichen Entfernung vom Ufer, nicht helfen konnten. Zwar banden wir ledige Waſſerfäſſer an Taue und warfen ſie über Bord, in der Meinung, daß ſie dorthinwärts treiben ſollten; allein die Strömungen der Ebbe riſſen ſie vielmehr in der entgegengeſetzten Richtung mit ſich fort. Jetzt fiel uns ein, daß wir einen Pudel auf dem Schiffe hatten, der wohl an Land ſchwimmen und die erſehnte Gemeinſchaft mit jenen Helfern bewirken könnte, wenn wir ihm ein Tau um den Leib bänden und dieſes nach und nach fahren ließen. Es geſchah, doch das arme Tier wollte dem Schiff nicht von der Seite; und wenn auch eine Sturzwelle es eine Strecke mit ſich fortſchleuderte, ſo kam es doch alſobald wieder zurückgeſchwommen und winſelte, an Bord aufgenommen zu werden. Vergebens ſchlugen wir nach ihm mit Stangen und Tauen, bis es uns endlich er-

barmte und wir das treue Geſchöpf wieder an Bord nahmen.

So ſchlich die Mitternacht heran, wo uns bedeuchtete, daß nunmehr die Ebbezeit wohl abgelaufen ſein müßte. Jetzt alſo befanden wir uns dem Strande am nächſten, der, unſerer Schätzung nach, zwei- oder dreihundert Schritte entfernt ſein mochte; und ſo war es denn auch an der höchſten Zeit, alles aufzubieten, um wo möglich lebendig an Land zu kommen, bevor die Flut wieder ſtiege, deren Gewalt ohnehin das Schiff nicht mehr ausdauern konnte, ohne gänzlich in Trümmer zu gehen. Es mußte gewagt ſein! Sowie demnach eine Sturzwelle nach der andern ſich zu uns heranwälzte, ſo ſprang auch der Reihe nach jemand von uns über Bord und ward ſogleich mit der Brandung gegen das Ufer hin getrieben, wo die Menſchen, uns aufzufangen und aufs Trockene zu bringen, bereit ſtanden.

Ich, ſamt meinem Bruder und dem Sohn meines Oheims, wir waren die letzten, die, um den Röchelnden her, mit den Armen feſt verſchlungen, dies alles vom Kajütendeck mit anſahen, aber uns nicht entſchließen konnten, dies teure Jammerbild dahinten zu laſſen. Wir ſchrieen, wir wimmerten und wußten nicht, was wir mit demſelben anfangen ſollten. Vom Strande her ward uns durch ein Sprachrohr unaufhörlich zugeſchrieen: „Springt über Bord! Springt über Bord! Wächſt das Waſſer mit der Flut wieder an, ſo ſeid ihr verloren — ſpringt! ſpringt!“

Angefeuert und beängſtigt zugleich durch dies Rufen, zogen wir endlich unſern Leidenden, deſſen Bewußtſein völlig geſchwunden war, hart an den Bord des Schiffes und

nahmen eine besonders mächtige Sturzwelle in Acht, mit welcher wir ihn in Gottes Namen dahin fahren ließen. Zu unserer unaussprechlichen Freude sahen wir, wie er mit derselben im Fluge dem Lande zugeführt wurde, und wie dort die guten Leute ihn auffingen, ehe er noch von der See wieder zurückgespült werden konnte. Jetzt trieb ich meinen Bruder, den entscheidenden Sprung zu wagen; dann den Sohn meines Oheims und ein Stein nach dem andern fiel mir vom Herzen, da ich sie alsobald gerettet und in Sicherheit erblickte. Nun warf ich mich gleichfalls, als der letzte, wohlgemutet in die rollenden Wogen, und in der nächsten Minute umfingen mich auch bereits hilfreiche Arme, die mich den Strand hinauf ins Trockne trugen.

Es ergab sich, daß die Mehrzahl unserer menschenfreundlichen Retter aus österreichischen Soldaten bestand, welche hier, seitdem ihre Kaiserin, Maria Theresia, sich auch mit England im Kriege befand, zur Deckung der Küste postiert standen und etwa alle zweitausend Schritte ein Wachthaus am Strande hatten. In ein solches Gebäude ward nun auch unser armer zerschmetterter Oheim von uns, mit Hilfe der Soldaten, an Armen und Beinen getragen, und man deckte ihn mit allem, was sich an trockenen Kleidungsstücken vorfand, sorgfältig zu, um ihn wieder zu erwärmen. Neben ihm, zu beiden Seiten, lagen sein Sohn und ich, hielten ihn umfaßt und nahmen ihm von Zeit zu Zeit das geronnene Blut aus dem Munde.

So mochte er etwa eine Stunde gelegen haben, als er, zum erstenmal wieder nach seinem unglücklichen Fall, den Mund zu der hervorgestöhnten Frage öffnete: „O Gott!

Iſt mir noch zu helfen?" — Das war Muſik in meinen Ohren! Mit freudiger Haſt erwiderte ich ihm: „Ja, ja, lieber Vatersbruder! Gott kann — Gott wird Euch noch wieder helfen. Wir ſind am Lande." — „So bringt mich denn zu einem Doktor," — war ſeine kaum verſtändliche Antwort; und ich konnte ihn damit tröſten, daß bereits nach demſelben geſchickt ſei.

Dem war wirklich alſo; denn ſofort nach unſerer Landung war auch an die nächſte Garniſon in Veurne, welches dreiviertel Meilen entfernt lag, eine Meldung geſchehen und um ärztliche Hilfe gebeten worden. Zugleich erfuhren wir von den Soldaten, daß wir uns hier drei Meilen von Nieuport und zwei Meilen von Dünkirchen befänden. Der Grund und Boden unter uns war öſterreichiſch, aber die franzöſiſche Grenze, nach letzterm Orte hinwärts, nur eine Viertelmeile entfernt. Als man uns (wie ſofort geſchah) über unſer Woher und Wohin befragte, ſo erklärten wir uns, der früheren Abrede eingedenk, für Schwediſch-Pommern aus Greifswalde, die eine Ladung Balken nach Liſſabon hätten bringen wollen.

Am 3. Dezember mit dem frühen Morgen erſchien ein Fuhrwerk, mit Stroh gefüllt und einer Leinwanddecke verſehen, welches angewieſen war, unſern armen Oheim in das Lazarett nach Nieuport zu ſchaffen. Dieſer Ort war mir, aus Furcht einer möglichen Entdeckung unſrer wahren Herkunft, nicht recht gemütlich; dagegen vermeinte ich unſerm Elende in Dünkirchen vielleicht beſſern Rat zu ſchaffen, wo ich vor ein paar Jahren bereits geweſen war und einigermaßen des Orts Gelegenheit kannte. Ich lag

daher unſerm Führer an, ſeinen Kranken lieber nach der franzöſiſchen Grenzſtadt zu bringen, und hierzu ließ er ſich auch um ſo bereitwilliger finden, da er eine Meile am Wege erſparte.

Mit ſchwerer Mühe ward der Oheim auf den Wagen gehoben. Ich und ſein Sohn legten uns zu beiden Seiten neben ihn und hielten ihn möglichſt ſanft in unſern Armen, während mein Bruder den Wagen begleitete, welcher den ebenen Weg längs dem Seeſtrande einſchlug. Gott weiß aber, daß ich wohl nie mehr geweint und gejammert habe, als auf dieſer Fahrt. Der geringſte Anſtoß des Wagens verurſachte dem Kranken die peinlichſten Schmerzen, daß er kläglich winſelte und zugleich an den Stücken geronnenen Blutes im Munde und Halſe zu erſticken drohte, wie ſehr ich auch, durch Herausnahme derſelben, bemüht war, ihm Luft zu verſchaffen.

So kamen wir endlich nachmittags (es war an einem Sonntage) in Dünkirchen an. Ich ließ den Fuhrmann vor einem Wirtshauſe halten, welches das Schild „zum roten Löwen" führte; denn hier hatte ich bei meiner früheren Anweſenheit jezuweilen ein Glas Bier getrunken und rechnete mich alſo, in meinem Sinn, zu den Bekannten des Hauſes. Das hinderte jedoch nicht, daß ich hier mit meiner unerwünſchten Begleitung geradzu ab- und nach dem Kloſterhoſpital hingewieſen wurde, wo der rechte Ort für fremde Kranke und Gebrechliche ſei. Wirklich auch waren wir dort kaum angelangt und mein Oheim vom Wagen gehoben, ſo ſahen wir ihn auch von einem Schwarm katholiſcher Ordensgeiſtlicher umzingelt, die ihn in Empfang

nahmen und zuförderſt auf einen langen und breiten Tiſch ausſtreckten, wo er bis auf die nackte Haut entkleidet wurde.

Hiernächſt fand ſich eine Anzahl von Doktoren und Chirurgen ein, welche nun zu einer genaueren Unterſuchung

Das Wohnhaus Joachim Nettelbecks in Kolberg.

ſeiner Verletzungen ſchritten. Die erſte Operation geſchah durch Löſung des Tuches, welches ich dem Armen, gleich nach ſeinem unglücklichen Falle, um das Auge gebunden. Jetzt war dieſes mit dem geronnenen Blute an dem Verbande feſt getrocknet und zog ſich mit demſelben weit aus

dem Kopfe hervor. Da es nur noch durch einen dünnen Nervenſtrang in der Augenhöhle befeſtigt hing, ſo war es freilich rettungslos verloren; ward kurzweg abgeſchnitten und auf eine Teetaſſe hingelegt.

Bei weiterer Unterſuchung ergab ſich, daß das linke Bein oberhalb dem Knie im dicken Fleiſche gebrochen war; doch am bedenklichſten blieb die Zerſchmetterung eines Rückenwirbels dicht unterm Kreuz, und die dem armen Manne auch wohl die empfindlichſten Schmerzen verurſachen mochte. Denn während man ihn nach der Kunſt behandelte und die Gliedmaßen bald ſo, bald anders reckte und dehnte, hörte er nicht auf zu winſeln und zu ächzen. Uns drei Jungen, die wir Zeugen von dem allen waren, ſchnitt jeder Klageton tief durchs Herz, und wir heulten und lamentierten mit ihm in die Wette, ſo daß man ſich genötigt ſah, uns aus dem Gemache fortzuweiſen.

Nachdem der Kranke endlich geſchient und verbunden worden, legte man ihn auf ein Feldbette, welches man in die Mitte des Zimmers hingeſtellt hatte. Eine Kloſternonne (Beguine) ſaß neben ihm und flößte ihm von Zeit zu Zeit einen Löffel roten Weines ein, den ſie auf einem Kohlenbecken zu ihrer Seite erwärmte. Am Kopfende des Bettes aber ſtanden wir arme Verlaſſene und weinten unſere bitterlichen Tränen; und ſo währte das bis abends, wo ein Pater uns andeutete, daß wir die Nacht über im Kloſter nicht bleiben könnten, ſondern uns nach einer andern Herberge umſehen müßten. Dieſe fanden wir denn auch, zu unſrer notdürftigen Erquickung, in dem vorgedachten Wirts-

hauſe; doch brachten wir eine ſchlafloſe, trübſelige Nacht zu, und wußten nicht, wo Troſt und Hilfe zu finden.

Kaum graute auch nur der Morgen, ſo machten wir uns wieder nach dem Kloſter auf den Weg, wo wir unſern armen Leidenden, unter fortwährendem Geſtöhn und Seufzen, noch in dem nämlichen Zuſtande wie geſtern fanden. Was konnten wir abermals tun, als um ihn her ſtehen und die Luft mit unſern Klagen erfüllen? Indes hatte man uns auf unſere Nachfrage verſtändigt, daß heute Poſttag ſei; und ſo ließ ich mir im Gaſthofe Papier und übriges Zubehör reichen und brachte den Reſt des Tages damit zu, ſowohl an unſern Schiffsreeder, Herrn Becker, als an meine Eltern nach Kolberg, zu ſchreiben und ihnen Meldung von unſerm erlittenen Unglück zu tun. Die Briefe wurden verſiegelt, und am nächſten Morgen ſtanden wir wiederum, von Herzen betrübt, am Bette unſers Kranken, ohne daß wir eine merkliche Veränderung an ihm ſpürten. Ich beugte mich indes dicht zu ſeinem Ohre und verſuchte die Frage: „Lieber Vatersbruder, ſollen wir auch nach Kolberg ſchreiben?“ — Er hatte mich verſtanden, denn er ſchüttelte mit dem Kopfe, als ob er Nein! ſagen wollte. So ſchwach auch dieſer Hoffnungsſtrahl ſeiner wiederkehrenden Beſinnung war, ſo erfüllte er mich doch mit Mut, daß wohl noch alles wieder gut werden könnte. Ich glaubte darum auch, daß ich die Briefe unbedenklich abgehen laſſen dürfte, gab den andern beiden einen verſtohlenen Wink, und eilte mit ihnen nach dem Poſtcomptoir.

Unſere Abweſenheit mochte etwa dreiviertel Stunden gedauert haben. Doch als wir wieder in das Kloſter und

das Krankenzimmer eintraten, fanden wir, zu unſerer höchſten Beſtürzung und mit einem Schmerz, der ſich mit nichts vergleichen läßt, — nur unſers guten Oheims Leiche vor. Sie ward auch alsbald aus dem Bette genommen, auf den nämlichen Tiſch wie vorhin ausgeſtreckt, abermals völlig entkleidet, und der wiederholten genauen Beſichtigung der Aerzte unterworfen, wo ſich denn die zuvor bemerkten Verletzungen noch deutlicher beſtätigten. Sobald uns aber die Doktoren verlaſſen hatten, traten einige Pfaffen herzu, und fragten mich: zu welchem Glauben dieſer unſer Schiffskapitän ſich bekannt habe? — Ich armer religiöſer Narr antwortete unbedenklich: „Ei, zum lutheriſchen!“

So wie dies unglückliche Geſtändnis über meine Lippen floh, war es gleich, als ob das Gewitter ins Kloſter geſchlagen hätte. Alles geriet in Bewegung; der eine ſprach hitzig mit dem andern; niemand wollte den Seligen anfaſſen, und doch mußten die Ketzergebeine, ehe die Sonne unterging, aus dem geweihten Bezirk fortgeſchafft werden. Man ſteckte uns endlich eine beſchriebene Karte in die Hand, die an einen Tiſchler lautete, welcher wohl die Lieferung der Särge für das Hoſpital auf ſich haben mochte. Denn als wir ihn uns endlich ausgefragt hatten, fanden wir deren bei ihm einen reichlichen Vorrat vor und wurden bedeutet, unter denſelben einen nach der Größe unſerer Leiche auszuſuchen. Unſere Wahl fiel auf den längſten, weil unſer Oheim von einer anſehnlichen Statur geweſen war; und mit dieſem Sarge wanderten wir nun nach dem Kloſter zurück.

Hier trieb man uns, ohne ſich zu irgend einiger Handreichung zu verſtehen, mit barſchem Ernſt, den Leichnam

unverzüglich einzusargen und ihn, aus dem Gemache hinweg, auf die Straße unter einen uns dazu angewiesenen Schuppen zu bringen. Unsere Wehmut kannte keine Grenzen. Indes taten wir wie uns geboten worden; man reichte uns Hammer und Nägel, um den Deckel zuzuschlagen, und nun hoben wir an, den Sarg mit den uns so teuren Ueberresten eine kurze Strecke auf den Flur fortzuziehen und zu schieben. Hier aber übermannte und lähmte der ungeheure Schmerz plötzlich all unsere Kräfte, und wir fühlten uns, in ein lautes und vereintes Jammergeschrei ausbrechend, ohne Vermögen, die geliebte Last auch nur einen Schritt weiter zu bringen. Ich fiel vor dem einen Pater auf die Kniee und bat um Gottes willen, man möchte sich unserer erbarmen, denn wir könnten hier nichts mehr tun.

Jetzt gab es ein kurzes Gespräch unter den Anwesenden; ein Aufwärter ward fortgeschickt, und binnen einer Viertelstunde erschienen vier Kerle mit einer Trage, und jeder mit einem Spaten versehen. Sie packten die Leiche an; und so ging der Zug zum Tore hinaus, etwa zweitausend Schritte weit und gerade auf eine Kirche zu. Wir, die wir den Trägern gefolgt waren, meinten, der Leichenzug eile dem Kirchhofe zu. Das war aber weit gefehlt; denn es ging, neben dem Gotteshause vorüber, wohl noch tausend Schritte weiter auf ein freies Feld; und da die Träger ihre Last wohl zwanzigmal niedergesetzt hatten, um frischen Atem zu schöpfen, so begann es bereits dunkel zu werden, bevor wir die Grabstätte erreichten.

Es war ein Fleck am Wege, der nichts hatte, was einem Totenacker ähnlich sah. Hier sollten wir nun ein

Grab graben; da es aber den Kerlen damit zu lange währte, nahmen ſie uns verdrießlich die Spaten aus den Händen, ſchaufelten und ſchalten uns „Ketzer“. Wir hingegen gaben alle mögliche gute Worte; und ſobald auch nur das Grab ſo tief geöffnet war, daß der obere Sargdeckel unter Erde kommen konnte, ſenkten wir die Leiche mit Weinen und Wehklagen hinein, füllten die Erde drüber her, nahmen unter tauſend heißen Tränen Abſchied, und wanderten bekümmert wieder auf unſern roten Löwen zu; — doch nur, um, nach einer ängſtlich durchſeufzten Nacht, gleich am nächſten Morgen wieder das Grab des lieben Oheims aufzuſuchen und auf demſelben zu jammern.

Fürwahr, wer eine menſchliche Seele hat, wird unſer Elend mit uns fühlen! Da ſaßen wir drei Jungen, von achtzehn bis zu vierzehn Jahren herab, in der größten Leibes- und Seelennot — in einem ganz fremden Lande, auf dem freien Felde und über dem friſchen Grabhügel unſers geliebten Vaters und Führers! — ſaßen, als eine arge Ketzerbrut von jedermann gemieden und ausgeſtoßen, ohne einen Pfennig im Vermögen, nichts in und wenig auf dem Leibe, in dieſer rauhen Jahreszeit, ohne Troſt oder Hilfe von Menſchen! Betteln konnten und wollten wir nicht, lieber hätten wir hier auf dieſer Grabeserde des geliebten Hingeſchiedenen gleichfalls verſcheiden und verſchmachten mögen! Er allein war in dieſen troſtloſen Augenblicken unſer Gedanke und unſre Zuflucht. „O Vatersbruder, erbarmt Euch!“ riefen wir unaufhörlich, bis wir uns müde geſchrieen hatten und das Törichte unſers Beginnens einſahen.

Jetzt erſt konnten wir uns untereinander beraten, was wir in dieſer unſerer gänzlichen Verlaſſenheit anzufangen hätten? Der Schluß fiel dahin aus, daß wir des nächſten Morgens zu unſerm Schiff und unſern andern Kameraden zurückkehren wollten. Wo dieſe blieben, wollten auch wir bleiben und ihr Schickſal mit ihnen teilen. Unſer einziger und letzter Notanker war aber des verſtorbenen Oheims Taſchenuhr, die wir an uns genommen hatten und, wenn uns zuletzt das Waſſer an die Seele ginge, loszuſchlagen gedachten. Ob dies ſchon im Roten Löwen würde geſchehen müſſen, wohin wir nun zunächſt zurückkehrten, ſollten wir alsbald erfahren. Geſättigt und durch einigen Schlaf erquickt, kam denn auch am Morgen darauf unſre bisherige Zeche zur Sprache. Doch der gute Wirt, den unſer trauriges Schickſal erbarmt hatte, war mit unſerm Dank und einem herzlichen Gott lohn's zufrieden; wir aber wanderten ebenfalls in Gottes Namen wieder den Strand entlang, um unſere zurückgelaſſenen Unglücksgefährten aufzuſuchen.

Noch waren wir indes keine Meile gegangen, als unſer Schiffskoch, Namens Roloff, uns aufſtieß und uns berichtete: Die öſterreichiſchen Strandwächter hätten unſre preußiſche Flagge von dem zertrümmerten Schiffe am Ufer aufgefiſcht; die Mannſchaft ſei hierauf nochmals in ein ſcharfes Verhör genommen worden und habe ſich endlich zu ihrer wahren Landsmannſchaft bekennen müſſen. Von Stund an habe man ſie als Kriegsgefangene und mit Härte behandelt; habe ſie genötigt, die Trümmer des Schiffs und der Ladung mit angeſtrengter Arbeit ans Land bergen zu helfen,

zugleich aber auch sie in so genauer Obacht gehalten, daß nicht einer, ohne militärische Begleitung, sich nur bis zwischen die nächsten Sanddünen habe entfernen dürfen. Dennoch sei es ihm selbst in dieser letzten Nacht geglückt, seinen Aufsehern zu entwischen; und er gedenke nunmehr nach Dünkirchen zu gehen, wo er in Sicherheit zu sein hoffe; uns aber rate er wohlmeinend, auf der Stelle wieder mit ihm umzukehren.

In der Tat war auch dieser Vorschlag der beste und ward unbedenklich von uns angenommen. Indem ich aber in unsrer neuen Not alles reiflich bei mir überdachte, kam mir wieder der Kaufmann in Dünkirchen zu Sinn, an welchen Schiffer Damitz vor vier Jahren, als er mit mir von Liverpool kam, seine Ladung Tabak abgeliefert hatte. Sein Haus war mir noch erinnerlich, doch sein Name nicht. Indes beschloß ich, geradesweges zu ihm zu gehen, ihm unsre Not zu klagen und ihn um Rat und Beistand zu bitten. Daneben fiel mir bei, daß unser Schiff in Amsterdam für Seeschaden und Türkengefahr versichert gewesen und daß der Kommissionär, der dies Assekuranzgeschäft besorgt hatte, den Namen Emanuel de Kinder führte. Ich konnte demnach den Dünkircher Kaufmann bitten, daß er an diesen Agenten unsers Reeders nach Amsterdam schriebe und in unserm Namen um einen Vorschuß von einhundert Gulden für Rechnung Herrn Beckers oder meines Vaters in Colberg bäte. Damit ließ sich dann schon hoffen, unsre Heimat wieder zu erreichen.

Alles dieses ging auch nach Wunsch in Erfüllung. Der Kaufmann war willig und bereit, uns in der vorgeschlagenen

Weiſe zu dienen. Binnen acht Tagen ging auch eine Antwort von Emanuel de Kinder an ihn ein, mit der Anweiſung, daß, wenn wir des Nettelbecks Kinder wären, er uns die hundert Gulden, oder falls wir es verlangten, auch das Zwiefache auf ſein Conto vorſchießen möge. Allerdings war das brav von dem Amſterdamer; aber noch heute dieſen Tag freut es mich, daß ich dieſe Wohltat im Jahre 1783 — alſo 27 Jahre nachher — an ſeinem Sohne, Florens de Kinder, habe vergelten können, indem ich mich, mit einer reichen Ladung von Liſſabon kommend, an dieſen adreſſieren ließ; und gewiß hat er hierbei als Korreſpondent über zweitauſend Gulden gewonnen.

Ich war ein ſo guter Wirt, daß ich mich mit der Hälfte des angebotenen Darlehns begnügte; und das um ſo lieber, da uns der Dünkircher belehrte: es ſei auf dieſem Platze der Brauch, daß Seefahrer, die an der dortigen Küſte ihr Schiff verlören, einen Sou (etwa vier Pfennige unſers Geldes) für eine jede Meile bis nach ihrer Heimat als Reiſegeld empfingen. Zugleich erbot er ſich, jemand von ſeinen Leuten mit uns nach dem Stadthauſe zu ſchicken, um uns dieſen Zehrpfennig auswirken zu helfen. Dort war jedoch den Herren, denen wir Kolberg als unſre Vaterſtadt nannten, dieſer Ort ein ganz unbekanntes Ding; denn damals hatten ihm die wiederholten Belagerungen noch keinen Ruf in der politiſchen Welt gegeben. Ich bat mir demnach eine Seekarte aus und wies in derſelben die Lage dieſes Handelshafens nach, ward aber zugleich auch aufgefordert, deſſen Entfernung von Dünkirchen abzumeſſen. Dies trug über See gegen einhundertundneunzig Meilen aus; und

eben ſoviel Sous wurden auch jedem von uns dreien auf der Stelle ausgezahlt.

So waren wir denn mit unſerm Reiſebedürfnis notdürftig ausgerüſtet: doch nun galt es die Frage, welchen Weg wir einſchlagen ſollten, um wieder zu den Unſrigen zu gelangen. Es war Winter und die See ſo gut als geſperrt. Zu Lande aber hätten wir uns durch die öſterreichiſchen Niederlande wagen müſſen, wo wir, als Preußen, Gefahr liefen, gleich an der Grenze in Nieuport, Oſtende, oder wo es ſonſt ſei, angehalten zu werden. Indes ereignete ſich, über unſer Erwarten, bald genug eine Gelegenheit, die wir zu unſerm Weiterkommen nicht glaubten verſäumen zu dürfen. Die Dünkircher Kaper hatten nämlich einen engliſchen Kutter als Priſe aufgebracht und denſelben an einen Schiffer von Bremen, namens Heindrick Harmanns, verkauft. Dieſer belud denſelben ſofort mit loſen Tabaksſtengeln und war willens, damit nach Hamburg zu gehen. Die geſamte Schiffsmannſchaft beſtand, außer ihm ſelbſt, nur aus zwei Matroſen; und wir drei waren ihm, als Paſſagiere, um ſo lieber, da wir uns erboten, gegen die Koſt, die er uns reichen ſollte, die Wache mit zu halten.

Vier Tage vor Weihnachten gingen wir in See. Es begann hart zu frieren, und das ganze Fahrzeug nahm zuletzt die Geſtalt eines großen Eisklumpens an. Da wir ſo wenig auf dem Leibe hatten, wurden uns unſre Wachen herzlich ſauer. Uns fror jämmerlich; daher begruben wir uns, ſo oft die Wachzeit zu Ende lief, im Raume tief in die Tabaksſtengel; kamen aber gewöhnlich eben ſo erfroren wieder heraus, als wir hineingekrochen waren. Unſre Schiffsleute

verfuhren auch ſo unbarmherzig mit uns, daß ſie uns nicht in ihre Schlafkojen aufnehmen wollten, wiewohl dies, während ſie ſelbſt ſich auf der Wache befanden, füglich hätte geſchehen können. Eben ſo wenig ließen ſie uns, zu unſerer Erwärmung, das geringſte von ihren Kleidungsſtücken zukommen, und ſelbſt die kärglichen Mundbiſſen, die wir erhielten, wurden uns nur mit Widerwillen und Brummen hingeſtoßen.

So kamen wir vor die Mündung der Elbe. Da wir hier aber alles mit Eis beſetzt fanden und überdem auch ſich ein Oſtwind erhob, wurde der Beſchluß gefaßt, wieder umzukehren und an der holländiſchen Küſte einen Nothafen zu ſuchen. Vor der Inſel Schelling *) fand ſich auch ein Lotſe zu uns an Bord, der uns, ſchon bei ſpäter Abendzeit, zwiſchen die Bänke im Vorwaſſer brachte. Weil uns indes der Wind entgegenſtand und wir nicht weiter hineinkommen konnten, warfen wir Anker, und der Lotſe ging wieder an Land, mit dem Verſprechen, ſobald der Wind ſich umſetzte, zu uns zurückzukehren. Aus den Aeußerungen unſeres Schiffers ging hervor, wie erwünſcht es ihm ſei, gerade an dieſem Punkte an Land gekommen zu ſein; denn ſein Vater fahre als Beurtſchiffer **) von Bremen nach Haarlingen, und eben jetzt müſſe die Reihe an ihm ſein; ſo daß er hoffen dürfe, denſelben an letzterm Orte vorzufinden, von wo wir hier nur zwei oder drei Meilen entfernt ſeien.

Es war gerade der 1. Januar des Jahrs 1757. Abends

*) ſonſt Terſchelling genannt.
**) Beurte = Schiffergenoſſenſchaft, Schiffergilde.

um zehn Uhr ſetzte ſich der Wind in Nordweſten; und indem er zu einem fliegenden Sturm anwuchs, wurde das Schiff vom Anker getrieben; ſaß auch, ehe wir uns deſſen verſahen, auf einer Bank feſt, wo die Sturzwogen unaufhörlich über das Fahrzeug hinwegrollten und bis hoch an die Maſten emporſchäumten. Das Schiff war ſcharf im Kiel gebaut; ſo oft daher eine Welle ſich verlief, fiel es ſo tief auf die Seite, daß die Maſten beinahe das Waſſer berührten. Gleichwohl erhielt uns Gottes Barmherzigkeit, daß wir nicht vom Borde hinweggeſpült wurden. Dieſe ängſtliche Lage dauerte wohl vier bis fünf Minuten, als endlich eine beſonders hohe und mächtige Welle uns hob und mit ſich über die Bank hinüber ſchleuderte.

So gelangten wir zwar für den Augenblick wieder in fahrbares Waſſer; doch ehe wir noch Zeit hatten, uns unſrer Rettung zu freuen, jagte der Sturm unſer Fahrzeug vollends auf den Strand, und die brandenden Wellen zogen aufs neue im ſchäumenden Gebrauſe über das Verdeck und unſre Köpfe hinweg. Der Schiffer mit ſeinen beiden Leuten befand ſich zufällig auf dem niedriger liegenden Hinterteile des Schiffs, während wir drei Paſſagiere uns vorne in der Höhe befanden und den Fockmaſt umklammert hielten, um nicht von den ſpülenden Wogen mit fort geriſſen zu werden. Die Angſt, mit etwas Hoffnung vermiſcht, machte uns mäuschenſtill; jene aber ſchrieen und wimmerten, daß die Luft davon erklang, ohne daß wir ihnen helfen oder ſie zu uns empor klimmen konnten.

Die Nacht war ziemlich dunkel; auf dem Lande lag Schnee, und rings um uns her ſchäumte die Brandung:

folglich war alles weiß, und es ließ ſich nicht unterſcheiden, wie nahe oder wie fern wir dem trocknen Ufer ſein möchten. Je länger ich indes meine Aufmerkſamkeit hierauf ſpannte, deſto gewiſſer auch deuchtete mir's, daß beim Rücklauf der Wellen nur ein kleiner Zwiſchenraum bis zum Lande ſtattfinden könne. Ich nahm einen Zeitpunkt wahr, wo das Verdeck nach vorne frei vom Waſſer war, und kroch an dem langen Bugſpriet hinan, das nach dem Strande hin gerichtet ſtand; da ſah ich nun deutlich, daß jedesmal, wenn die See zurücktrat, das Ufer kaum eine Schiffslänge von uns entfernt blieb.

Jetzt ſchien mir unſere Rettung länger nicht unmöglich. Ich nahm behutſam den Rückweg zu meinen Gefährten, teilte ihnen meine glückliche Entdeckung mit und ſprach ihnen Mut ein, mir nach auf das Bugſpriet zu klettern. Sobald die nächſte Welle ſich weit genug zurückzöge, wollte ich's zuerſt verſuchen, mich ſchnell an einem Tau (deren dort überall eine Menge zerriſſen hing) hinabzulaſſen; und wenn ich feſten Boden unter mir fühlte, ſollten ſie, auf mein gegebenes Zeichen, beim nächſten Ablauf einer Woge meinem Beiſpiele getroſt nachfolgen. Auch den übrigen ſchrie ich zu, ſich auf dieſem Wege zu retten: allein das Sturm- und Wellengebrauſe war zu mächtig, als daß ich hätte können verſtanden werden.

Unſer Wagſtück gelang nach Wunſch; wir kamen glücklich an Land und fielen alle drei voll Entzücken auf unſre Kniee, um dem göttlichen Erretter unſern Dank darzubringen. Durchnäßt bis auf die Haut und erſtarrt vor Froſt, war indes hier nicht der Ort und die Zeit, lange

hinter uns zu ſehen. Vielmehr wanderten wir unverzüglich auf eine Feuerbaake *) zu, die hier auf dem Schelling zum Beſten der Seefahrenden unterhalten wird, und deren Licht wir etwa zweitauſend Schritte von uns flimmern ſahen. Wohl hundertmal fielen wir in der dicken Finſternis und auf den unebenen Sanddünen über unſere eigenen Füße; aber innig froh, dem toſenden Meere entronnen zu ſein, hätten wir auch wohl größeres Leid nicht geachtet und gelangten endlich auch wohlbehalten zu dem Feuerturme. Die Türe desſelben ward im Dunkeln ausgetaſtet; vor uns öffnete ſich eine Wendeltreppe, die wir hinanſtiegen, und droben im Wachſtübchen fanden wir einen Mann auf der Pritſche ausgeſtreckt, dem, bei unſerm unerwarteten Eintritt im Todesſchrecken das Pfeifchen aus dem Munde entſank, bis wir uns beiderſeits beſannen und näher miteinander verſtändigten.

Auf den Bericht von unſrer unglücklichen Strandung erklärte er uns, daß er verpflichtet ſei, dies Ereignis ſofort im nächſten Dorfe, welches kaum einige tauſend Schritte entfernt liege, anzuzeigen. Er lud uns ein, ihn dorthin zu begleiten, kam uns erſtarrten armen Burſchen aber gar bald aus dem Geſicht und überließ es uns, ihm, ſo gut wir konnten, nachzuhumpeln. Unzählige Male purzelten wir auf dieſem kurzen Wege, kamen ſelbſt in Gefahr uns zu verirren und fanden uns nur dann erſt zu dem Dorfe hin, als wir eine Glocke gezogen hörten, welche das Zeichen gab, daß alles Mannsvolk auf und empor ſollte, um unſer geſtrandetes Schiff aufzuſuchen und zu bergen.

*) Feuerſignal am Strande.

Wir wurden indes in ein Haus geführt, wo des Fragens nach unſerm erlittenen Unglück kein Ende war; wo aber die guten Leute zugleich auch trockne Kleider, Speiſen, Warmbier und ſogar Glühwein, und was ſie ſonſt irgend im Vermögen hatten, herbei brachten, um uns zu erquicken. Sie weinten in die Wette mit uns — wir vor Freude, ſie vor Mitleid; und nicht eher verließen ſie uns, als bis ſie uns in einem warmen Bette zur Ruhe gebracht hatten.

Am Morgen, da wir uns wieder ermuntert hatten, erfuhren wir, daß die Dorfmannſchaft von ihrem nächtlichen Zuge wieder heimgekehrt ſei. Sie hatte das geſtrandete Schiff in der Dunkelheit nicht finden können, war aber, bei anbrechendem Tage, auf die einzelnen, längs dem Ufer umhertreibenden Trümmer geſtoßen, ohne jedoch weder einen lebendigen Menſchen noch eine ausgeworfene Leiche anzutreffen. Wir blieben alſo leider die einzigen Geborgenen! Es ward uns indes angeraten, uns zu Mynheer de Droſt, der die polizeiliche Aufſicht auf der Inſel führte, zu begeben und demſelben unſer Unglück vorſtellig zu machen, da zudem eine Kaſſe vorhanden ſei, woraus armen ſchiffbrüchigen Leuten, wie wir, eine Unterſtützung gereicht zu werden pflege. Auch möchten wir deren wohl um ſo mehr bedürftig ſein, da jetzt zwiſchen dem Schelling und dem feſten Lande alles mit Eis geſtopft und ſo bald an kein Hinüberkommen zu denken ſei.

Dieſer Vorſchlag kam uns gar gelegen. Ohne uns alſo zu äußern, daß wir noch mit Geld und mit einer Taſchenuhr (beides hatt' ich ſorgfältig in meinen Beinkleidern ver-

wahrt) verſehen wären, machten wir uns zum Landdroſten auf den Weg, ihm unſre Lage zu ſchildern. Der brave Mann hörte uns mit dem äußerſten Mitleid an, ließ auch ſofort einen Schneider kommen, der uns eine tüchtige Jacke und Hoſen anmeſſen mußte, und verſah uns mit doppelten Hemden, Halstüchern, Strümpfen, einer Filzmütze und andern Notwendigkeiten mehr. Hiermit auch nicht zufrieden, ließ er einen Mann kommen, dem er uns in die Koſt befahl; und ſo blieben wir in dieſer menſchenfreundlichen Pflege bis in die Mitte des Januars, wo endlich das Eis zwiſchen dem Schelling und Haarlingen aufging und wir ein Schiff von dorther nach dem Schelling durchbrechen ſahen.

Sobald dies Fahrzeug an Land gekommen war, beeilten wir uns, den Schiffer, welcher ſchnell löſchen und dann den Rückweg antreten wollte, dahin zu vermögen, daß er uns einen Platz an ſeinem Borde geſtattete. Auf ſeine ausweichende Antwort, die uns wenig Hoffnung übrig ließ, hielten wir's für das Geratenſte, auf der Stelle unſern großmütigen Gönner, den Droſten, anzutreten und ihm unſer neues Anliegen vorzutragen. Sogleich auch war er zur Vermittelung bereit, ließ den Schiffer rufen, verdung uns ihm als Paſſagiere bis Haarlingen und an ſeinen eignen Tiſch, wie lang oder kurz die Ueberfahrt auch währen möchte, und berichtigte die Koſten mit fünfzehn Gulden vor unſern Augen. Es verſteht ſich, daß wir ihm aus Herzensgrunde und mit weinenden Augen dankten, indem wir zugleich Abſchied von ihm nahmen, um mit unſerm Schiffer zu gehen. Dieſem halfen wir vergnügt löſchen und eine

neue Ladung einnehmen; und ſo konnten wir ſchon nach achtundvierzig Stunden mit ihm vom Schelling abſegeln.

Wir brauchten einen Tag und beinahe die ganze folgende Nacht, um uns durch das Eis zu arbeiten, bis wir mit dem Morgen vor Haarlingen anlegten. Hier nahmen wir ſofort unſer kleines Bündel auf den Arm und waren im Begriff, längs dem Quai zum nächſten Tore hinauszuziehen, als wir zufällig an einem Fahrzeuge vorüber ſchlenderten, welches, wie mehrere andre, im Eiſe eingefroren war. Auf demſelben ſtand ein kleiner alter Mann der uns anrief, und deſſen Neugier wir über unſre Umſtände, erſt im allgemeinen und dann im beſondern, befriedigen mußten. Wir taten es als ehrliche Pommern in aller Unbefangenheit und nannten letzlich auch den Namen „Heindrick Harmanns", als des Schiffers, mit dem wir unſern neuerlichen Unfall erlitten, und der dabei ein Raub der empörten Wogen geworden.

Kaum ging der unglückliche Name über meine Lippen, ſo ſchlug der alte Mann die Hände über dem Kopf zuſammen und ſchrie, daß es in die Lüfte klang: „Barmherziger Gott! Mein Sohn! mein Sohn!" Zugleich ſank er auf ſeine Knie nieder und mit dem Angeſicht auf das Verdeck und jammerte unabläſſig: „Mein Sohn! o, mein Sohn!" — Uns ſchnitt der klägliche Anblick durchs Herz; wir weinten mit ihm und konnten nicht von der Stelle. Als wir uns beiderſeits ein wenig erholt hatten, drang er in uns (als ob ihm dies einigen Troſt gäbe), den ganzen Tag nicht von ſeiner Seite laſſen; aber während er uns Kaffee, Wein und alles, was er nur bei der Hand hatte, vorſetzte, über-

wältigte ihn immer von neuem der Gram um sein verlornes Kind und preßte auch uns Tränen der Rührung und des Mitleids aus.

Gegen den Abend, wo es uns endlich die höchste Zeit deuchte, unsern Stab weiter zu setzen, hub er an: „Liebe Jungen, heute könnt und sollt ihr nicht mehr von dannen. Ich will euch in ein gutes Haus bringen, wo ihr euch die Nacht über erholen könnt. Aber morgen früh hol' ich euch ab und gehe eine Strecke Weges mit euch. Ihr seid jung und unerfahren und braucht Anweisung und guten Rat, wie ihr eure Reise weiter anzustellen habt. Kommt denn in Gottes Namen!"

Unser Führer schien in der Herberge, zu welcher er uns geleitete, und wo es von Biergästen wimmelte, gar wohl bekannt. Er erzählte seines Sohnes und unser Unglück; auch wir mußten erzählen, und so verstrich der Abend, bis der Wirt, in Ermangelung seiner abwesenden Ehegenossin, uns in ein recht artiges Zimmer hinaufleuchtete, uns dreien ein großes, mit Betten hoch ausgestopftes Nachtlager anwies und uns sodann eine freundliche Ruhe wünschte. Wirklich tat sie uns Not, und wir krochen wohlgemutet und behäglich unter die Decke zusammen.

Leider aber hatten wir diesmal unsere Rechnung — zwar nicht ohne den Wirt, aber doch ohne die Wirtin gemacht! Denn kaum war uns so ein süßes halbes Stündchen zwischen Schlaf und Wachen verlaufen, so kam es unter Zank und Gepolter die Treppe hinaufgestürmt; unsre Zimmertüre ward ungestüm aufgerissen, und eine gellende Stimme gebot uns, sofort das warme Nest zu räumen und

ihr sauberes Bettzeug nicht zu verfumfeien. Da half kein Widerreden; wir sprangen auf, ließen die Ohren hängen und duckten uns in einen Winkel zusammen, bis die Betten, die der Dame so fest ans Herz gewachsen waren, mit einem Strohsack, einer Matratze und einer Art von Pferdedecke vertauscht worden. Das war ein böser Wechsel! Und der unfreundlich genug ausgestoßene Wunsch einer guten Nacht, womit uns die gestrenge Hausfrau verließ, hinderte nicht, daß wir eine sehr böse Nacht unter Frost, Verdruß und Schlaflosigkeit zubrachten.

Unser ehrlicher Vater Harmanns, der in seiner Kajüte geschlafen hatte, und dem wir am Morgen unser nächtliches Abenteuer mitteilten, nahm sich den Affront, welcher seinen Schützlingen widerfahren war, mehr zu Herzen, als wir erwarteten. Trotz unserer Vorstellungen las er der Wirtin einen derben Text, sagte ihr und ihrem Hause, wo er so viele Jahre verkehrt hatte, alle Gemeinschaft auf und wollte jede Christenseele warnen, keinen Fuß über diese unwirtliche Schwelle zu setzen. Wir hatten genug zu tun, den lieben alten Mann zu beschwichtigen, der sich's nicht nehmen ließ, uns noch zu guter Letzt durch ein vollständiges Frühstück satt zu machen; ja auch alle unsre Taschen mit Brot, Käse, gekochtem Fleisch, und was er sonst wußte und hatte, vollzustopfen.

Das getan, ergriff er seinen Stab und wanderte mit uns zum Tore hinaus, wie sehr wir ihn auch bitten mochten, umzukehren und seine Kräfte zu schonen. Vielmehr hörte er nicht auf, uns eifrig wegen unsers bessern Fortkommens zu beraten; und während dieser Besprechungen verlief ein

Stündchen nach dem andern, es ward Mittag, und wir befanden uns in Franecker. Hier zog er mit uns in ein Wirtshaus, ließ auftragen, als ob wir uns für drei Tage satt essen sollten, und konnte sich endlich nur schwer entschließen, uns das Valet zu geben. Noch drückte er uns beim Abschiede zwei holländische Dukaten in die Hände; wir aber schieden mit Tränen der Dankbarkeit von diesem Ehrenmanne und gelangten abends wohlbehalten nach Leuwaarden, wo wir übernachteten.

Die nächste Tagereise brachte uns spät in der Dunkelheit nach Dockum; aber es wollte uns nicht gelingen, hier eine Herberge zu finden. Ueberall, wo wir anklopften, beleuchtete man uns sorgfältig von allen Seiten und zog dann die Türe uns vor der Nase ins Schloß, mit einem frostigen: „Geht weiter mit Gott!" — Es war eine kalte stürmische Nacht; wir irrten umher und jammerten, bis wir endlich bei einem Hinterhause an einen Stall gerieten, wo ein Knecht noch den Dünger auskehrte. Vergebens klagten wir auch diesem unser Leid und baten ihn, uns die Nacht in seinen warmen Stall aufzunehmen: er fürchtete, sich dadurch Scheltworte bei seinem Herrn zu verdienen, und uns blieb zuletzt nichts übrig, als uns hinter einer Scheune, zunächst dem Tore, wo es etwas Ueberwind gab, zusammen zu kauern und uns recht herzlich satt zu weinen. Hatten wir eine Weile gesessen, so sprangen wir wieder auf und rannten auf dem Platze hin und her, um nicht vor Frost zu erstarren. Es ward uns aber wahrlich je länger je übler zu Mute.

Das währte so fort bis nach Mitternacht, wo wir

Räder raſſeln und ein Poſthorn blaſen hörten. Eine Kutſche hielt am Tore, und auch wir kamen hinter unſrer Scheune hervor, um zu ſehen, was es gäbe. Bis die Torflügel und Gatter ſich öffneten, ſtanden wir aus langer Weile um den Wagen her, an welchem der Schlag von innen aufgemacht wurde, und von woher ein lautes „Wer da?" an uns erging. Wir fanden keine Urſache unſrer Perſonen, Drangſale und gegenwärtigen Not ein Hehl zu haben; und unſer unwillkürliches Zähnklappern legte genugſames Zeugnis ein, daß wir die Wahrheit redeten.

Es fand ſich nun, daß ein einzelner Mann im Wagen ſaß, und daß ihm unſer trübſeliger Zuſtand zu Herzen ging. Nachdem er ſeinem Unwillen durch einige Verwünſchungen gegen die hartherzigen Dockumer Luft gemacht, uns um unſre Heimat befragt (freilich mochten wohl Pommern und Kolberg böhmiſche Dörfer für ihn ſein!) und endlich noch erfahren hatte, daß unſer Weg zunächſt auf Gröningen ginge: ſo überraſchte er uns durch die willkommne Einladung, zu ihm in die Kutſche zu ſteigen und ihn bis zu dem genannten Orte zu begleiten. Es verſteht ſich wohl, daß wir armen erfrornen Schlucker uns das nicht zweimal ſagen ließen. Der Wagen rollte mit uns fort, und wir mußten unſerm Wohltäter die ganze Nacht hindurch alle unſre erlebten Schickſale erzählen. Mit Tages Anbruch ſahen wir uns nach Gröningen verſetzt, und der Mann im Wagen fuhr ſeines Weges weiter; doch nicht, ohne zuvor uns mit drei holländiſchen Gulden beſchenkt zu haben.

Wir ſahen ihm mit herzlichem Danke nach, verfolgten

aber gleichfalls unſre Straße zum andern Tore hinaus, nachdem wir bloß unſern Brotbedarf erneuert hatten, und erlebten an dieſem Tage kein ferneres Abenteuer, als daß wir an einem Gittertore von einem barſchen Kerle angerufen und uns ſechs Stüber *) Zollgeld abgefordert wurden. Unſer Proteſtieren, daß wir arme ſchiffbrüchige Leute ſeien, die man ja wohl verſchonen werde, half zu nichts; wir wurden in die Stube des Zollhauſes gezerrt und ſollten zahlen. Nun wäre die Summe wohl zu erſchwingen geweſen, und meine Kameraden winkten mir auch zu, nur in Gottes Namen den Beutel zu ziehen; allein dieſer, ſamt unſerm ganzen kleinen Reichtum, ſaß ſo tief und wohl verwahrt in meinen Beinkleidern, daß ich ein billiges Bedenken trug, ihn vor dieſen Zeugen zum Vorſchein zu bringen. Darüber ſaßen wir hier wohl eine gute halbe Stunde lang, gleichſam wie im Arreſt, und es ward mit uns um die ſechs Stüber kapituliert.

Ganz wie vom Himmel kam uns jedoch ein Erlöſer in der Perſon eines Poſtboten, der zu uns eintrat, weil er hier Briefe abzureichen hatte. Er ließ ſich den Handel von beiden Parteien umſtändlich vortragen und ſchlug ſich, wie billig, auf unſre Seite, wobei es denn nicht ohne eine nachdrückliche Gewiſſensrüge an den unbarmherzigen Zöllner abging. Dieſer aber blieb ſteif und unbeweglich auf ſeinem Zollreglement und ſeinen ſechs Stübern beſtehen, bis endlich unſer eifriger Sachwalter den eignen Beutel zog, jenem das Wegegeld hinwarf und nun uns triumm-

*) Niederländiſche Scheidemünze, der zwanzigſte Teil eines holländiſchen Guldens.

phierend aufforderte, in Gottes Namen unſers Weges zu gehen. Das taten wir denn auch, ohne es an unſrer Bedankung für ſeine Großmut mangeln zu laſſen.

Nun aber gerieten wir in andre Nöte. Meine beiden Begleiter, der angeſtrengten Märſche ungewohnt, hatten die Füße voller Blaſen und fanden ſich auch anderweitig unbequem, ſo daß mir's immer ſchwerer fiel, ſie des Weges vorwärts zu bringen. Ging ich meinen guten Schritt vorweg und ſah dann hinter mich, ſo war der eine noch immer weiter, als der andere, zurückgeblieben. Bat ich ſie, ſich zu fördern: — ſie wollten nicht, ſie konnten nicht; ſie weinten. Es gedieh endlich ſo weit damit, daß mein Bruder auf einem Düngerhaufen am Wege ſitzen blieb und unter heißen Tränen beteuerte: Jetzt vermöchte er nicht weiter; ich möchte nur meinen Weg vor mich hingehen. Wollt' ich ihm von unſerm Gelde nichts zukommen laſſen, ſo möchte es darum ſein. Es ſei ihm ohnehin ſo zu Sinne, als müſſe er hier ſitzen bleiben und Hungers ſterben.

Meine Angſt war unausſprechlich. Ich weinte mit ihm um die Wette; ich tröſtete, ich verſprach ihm goldene Berge, wenn er nur aufſtehen und es verſuchen wollte, mit mir fortzuhumpeln. Nur bis ans nächſte Dorf noch ſollte er ſich fortſchleppen, bevor es Abend würde. Morgen wollten wir ein Fuhrwerk nehmen, und alles ſollte beſſer werden. Unter ſolchem kräftigen Zureden nahm ich ihn endlich unter die Arme, hinkte mit ihm weiter und trug ihn mehr, als er ging, bis wir unſer heutiges abgekürztes Reiſeziel erreichten. Ich hielt ihm indes Wort, und wir fuhren von Dorf zu Dorf, bis wir ins Oldenburgiſche kamen. Hier aber

nahmen wir die halbe Poſt und erreichten Lübeck; doch griff dies ſchnellere und bequemere Fortkommen auch ſo gewaltig in unſre Reiſekaſſe, daß uns, wie knapp wir's auch unſerm Munde abdarbten und kaum mehr, als das trockne Brot mit einem Waſſertrunk genoſſen, endlich doch der letzte Groſchen aus den Händen zerronnen war.

Was blieb zu tun? Ich wandte mich in Lübeck an einen Kaufmann, Herrn Sengbuſch, der mir, von Kolberg her, dem Namen nach bekannt war, und erſuchte ihn, uns auf unſre teuer gehaltene Taſchenuhr zwanzig Taler vorzuſtrecken. Hierzu war der gute Mann auch willfährig; wir konnten nunmehr mit der Poſt nach Stettin weiter gehen und fanden hier eine Gelegenheit, die uns vollends nach Kolberg förderte, wo wir in der Mitte des März, mit einem baren Kaſſenbeſtande von ſieben Groſchen ſechs Pfennigen, anlangten und von den Unſrigen mit einer Freude, als wären wir vom Tode auferſtanden, empfangen wurden.

Fünf Tage lang war ich im lieben Vaterhauſe geweſen und von der Not kaum wieder ein wenig zur Beſinnung gekommen, als ſchon wieder ein neuer Unglücksſtern über mir aufging. Denn da hieß es: Die Unteroffiziere von unſerm Bataillon, welches damals ſeine Winterquartiere in Torgau hatte, hätten ſich bei uns eingefunden, um friſche Rekruten in dieſem ihrem Kanton auszuheben. Eine Schreckenszeitung für alle Eltern jener Zeit, ſowie für alles junge Volk, das eine Flinte ſchleppen konnte und nicht mochte!

Dieſe entſchiedene Abneigung des Bürgers gegen den

Soldatenſtand hatte aber auch ihre genugſame Rechtfertigung in der heilloſen und unmenſchlichen Art, womit die jungen Leute beim Exerzieren, zumal von den dazu angeſtellten Unteroffizieren, behandelt wurden. Unter den Fenſtern ihrer Eltern ſelbſt, auf öffentlichem Markte, wurden ſie von dieſen rohen Menſchen bei ſolchen Einübungen mit Schieben, Stoßen und Prügeln auf das grauſamſte gemißhandelt; oft nur, um ihre neue Autorität fühlen zu laſſen, oft aber auch wohl in der eigennützigen Abſicht, um von den Angehörigen Gaben und Geſchenke zu erpreſſen. Es war ein kläglicher Anblick, wenn die Mütter bei ſolchen Auftritten in Haufen daneben ſtanden, weinten, ſchrieen, baten und von den Barbaren rauh und unſanft abgeführt wurden. Klagen bei den Obern fanden nicht ſtatt oder wurden verſpottet; denn dieſe dachten wie ihre Untergebenen und ſahen mit kalter Geringſchätzung auf alles herab, was nicht den blauen Rock ihres Königs trug.

Wenn nun ſchon unſre Bürgerſöhne ſich damals ſo ungern unter die militäriſche Fuchtel beugten, ſo wird es um ſo begreiflicher, daß inſonderheit die jungen Seefahrer unter ihnen dieſen Abſcheu in noch verſtärktem Maße bei ſich empfanden, je früher ſie bereits auswärts die goldne Freiheit gekoſtet hatten, und je weniger überhaupt ihre Hantierung mit dem harten und gezwungenen Soldatendienſte übereinſtimmte. Wer es alſo irgend vermochte, entzog ſich dieſer Sklaverei lieber durch die Flucht ins Ausland und ging dadurch dem Staate gewöhnlich für immer verloren. Aber auch der Handelsſtand hat es ſtets ſchmerzlich em-

pfunden, der ſich nun für die Schiffahrt oft mit den untauglichſten Leuten behelfen mußte.

Hätte ich ſelbſt nicht auch jenen Widerwillen gegen ein ſo gebundenes Leben ſo lebhaft gefühlt, als irgend einer unter meinen Seekameraden, ſo durfte ich mich doch ſchon um meiner kleinen Statur willen nicht tauglich zu einem regelrechten Soldaten halten; und darum ſtand mir's auch nie zu Sinn, meinem großen Friedrich, ſo ſehr ich ihn auch verehrte, in Reih und Glied und mit dem Schießprügel auf der Schulter zu dienen. Denke man ſich alſo meinen Schreck, als ein gutmeinender Freund unter dem angekommenen Werberkorps (er hieß Lemcke) meinem Vater insgeheim vertraute: ſämtliche junge Burſche in der Stadt von vierzehn Jahren und darüber wären bereits notiert; und um elf Uhr würden die Tore geſchloſſen, die brauchbarſten darunter aufgegriffen und gleich mit dem nächſten Morgen nach Sachſen auf den Transport gegeben werden.

Jetzt war es neun Uhr morgens. Hier galt es demnach kein Säumen; ich ſollte vorerſt nach der Münde *) flüchten und mich dort verbergen. Nur zu bald kam auch dorthin das Geſchrei, daß alle Vorherſagungen meines Warners pünktlich eingetroffen und das Ordonnanzhaus bereits voll von neuen Rekruten ſtecke. Mein Vater ließ mir durch eine vertraute Frau ſagen, daß auch bei ihm genaue Hausſuchung nach mir geſchehen ſei. Ich möchte mich daher ungeſäumt aufmachen und zwei Meilen weiter am Strande entlang im Dorfe Bornhagen bei einem mir namhaft gemachten Bauer, dem zu trauen ſei, eine einſt-

*) Der Strand bei Kolberg.

weilige Zuflucht ſuchen. Doch dieſer gute Rat kam leider zu ſpät; mein Aufenthalt war ſchon verraten!

Gleich am Nachmittage zeigten ſich jene Werber überall auf der Münde und umringten das Haus, worin ich ſteckte, von allen Seiten. Ich gewann nur die Zeit, mich auf den ſtockfinſtern Boden zu flüchten, wo ich in der Angſt ein großes Fiſchernetz, das an den Sparren umher hing, über mir zuſammenzog; ſo daß ich meiſt darunter verdeckt lag. Kaum war dies geſchehen, ſo rührte ſich auch etwas auf der Leiter, die unter das Dach hinaufführte. Es war der Unteroffizier Schnell, der nun ſein Seitengewehr zog und mit der Spitze desſelben in alle Winkel blind umher taſtete. So ging er rund um mich und mein aufgetürmtes Netz umher, ohne mich darunter zu ahnden; obwohl es mir nicht ganz den Kopf verdeckte und mir dadurch Gelegenheit gab, ſeine Bewegungen einigermaßen zu beobachten. Ich darf aber wohl ſagen, daß mir dabei gar unheimlich zu Mute war. Indes fand er mich nicht; und auch unten im Hauſe ward ich ſtandhaft verleugnet.

Nun war hier aber auch meines Bleibens nicht länger. Kaum graute der Abend, ſo machte ich mich, in Gottes Namen, zu meinem Bauern auf den Weg, nachdem man mir einen tüchtigen Schiffshauer*) zu meiner Sicherheit mitgegeben — weniger vor meinen Verfolgern, als um mich im Stadtholze, welches ich paſſieren mußte, der Wölfe zu erwehren, die damals an Menſchen und Vieh viel Unglück anrichteten. Wirklich auch war es ein wahres Wolfswetter mit Sturm und Schneegeſtöber; und Gott weiß, wie blut-

*) Meſſerartiges Seitengewehr der Matroſen.

ſauer mir dieſer Weg geworden; denn unzählige Male brach das Eis unter mir ein, oder ich verſank im Schnee, daß ich vollauf zu tun hatte, um nur allemal wieder auf die Beine zu kommen. Endlich am Morgen erreichte ich meine Freiſtatt und hielt mich dort zehn oder zwölf Tage verborgen. Aber dieſe deuchteten mir bald wie eine halbe Ewigkeit eben ſo wohl wegen des ganz ungewohnten Einſitzen als wegen der ermangelnden Zeitungen von Hauſe, bis michs nicht länger ruhen ließ und ich mich eines Abends wieder aufmachte, um in meinem alten Quartier auf der Münde nachzufragen, ob ich mich wohl mit einiger Sicherheit wieder zeigen dürfte.

Hier lauteten indes die Nachrichten ſo wenig tröſtlich, daß mir nur die ſorgfältigſte Verbergung übrig blieb. Doch wollte ich nicht gerne von der Münde weichen, weil nächſtens die Schiffahrt wieder aufgehen konnte und ich dann hier bei der Hand war, um mit irgend einem abſegelnden Schiffe zu entkommen. Mit einem ähnlichen Plane trugen ſich noch mehrere meiner jungen Kameraden; allein eben darum waren wir auch um ſo gewiſſer bereits nach einigen Tagen verraten; und eine neue Nachjagd ward auf uns begonnen. Mitten in der Nacht erweckte mich ein leiſes Klopfen an den Fenſterladen des Kämmerchens, wo ich ſchlief, und die bekannte Stimme einer getreuen Frauensperſon rief mir zu: „Joachim, auf! auf aus den Federn! die Soldaten ſind wieder auf der Münde! Den und den und den, die ſie mir bei Namen nannte, haben ſie ſchon beim Flügel gekriegt. Mach', daß du davon kömmſt!"

Man glaubt mir es wohl, daß ich flugs und mit gleichen

Füßen aus dem Bette ſprang. In der Beſtürzung griff ich nach den erſten, den beſten Kleidern, die auf den Stühlen umher lagen, und die ich für die meinigen hielt. So ſtahl ich mich alſobald und im Hemde auf die Straße hinaus, ſchüttelte meinen Fund auseinander, um mir davon etwas über den Leib zu werfen, und bemerkte nun erſt mit Schrecken, daß mir nichts als Frauenkleider in die Hände gefallen waren. Was blieb zu tun? Ich warf mir einen roten Friesrock über die Schultern und war im Begriff, mich mit dem Reſte noch beſſer auszuſtaffieren, als ich in meinem Anputzen häßlich geſtört wurde.

Es waren die Herren Soldaten, die kaum zehn Schritte von mir um eine Ecke bogen. Ich ſuchte mein Heil in der Flucht; aber eben dadurch verriet ich mich und hatte alſobald meinen alten Widerſacher Schnell, nebſt noch ein paar andern, auf der Ferſe hinter mir. Mein Lauf ging geradesweges nach einem im Hafen liegenden Schiffe zu, an deſſen Bord ſie mir nicht ſo hurtig nachfolgen konnten. Zu meinem Glücke lag an der andern Seite des Schiffs ein Boot befeſtigt. Ich ſprang hinein, fand ſogar ein Ruder darin vor, löſte das Tau, ſtieß ab und ließ jenen in eben dem Augenblicke das Nachſehen, als auch ſie endlich das Verdeck erreicht hatten.

Jenſeits, in der Maykuhle, ging ich an Land und überlegte nun etwas ruhiger, was weiter zu tun ſei. Ich befand mich ſo gut als nackend, in einer bitterlich kalten Märznacht, und mußte vor allen Dingen meine Blöße zu decken ſuchen. Alſo wanderte ich getroſt zu der nächſtgelegenen Holzwärterei Grünhauſen, klopfte den Bewohner

(er hieß Krösſin) hervor, gab mich zu erkennen und bat um Aufnahme. Seine abſchlägige Antwort durfte mich nicht befremden, da es derzeiten hart verboten war, Flüchtlinge meiner Art zu hegen, die vielmehr ſofort angehalten und ausgeliefert werden ſollten. Ich beſchränkte demnach meine Bitten auf irgend eine Kopfbedeckung und ein Paar Strümpfe. Der ehrliche Kerl reichte mir ſeine Schlafmütze vom Kopf und ein Paar hölzerne Pantoffeln von ſeinen Füßen und fügte den Rat hinzu, mich eiligſt zu entfernen, weil es auch bei ihm nichts weniger als ſicher ſei, da er gleichfalls einen Sohn im Hauſe habe, dem, obwohl er krank und elend ſei, von den Soldaten nachgetrachtet werde.

So aufs abenteuerlichſte ausſtaffiert, begab ich mich nach der Maykuhle zurück, um eine anderweitige Zuflucht aufzuſuchen. Es ſtand dort, wie ich wußte, ein alter Schiffsrumpf hoch auf dem Strande, der im Sommer als ein Bierſchank benutzt zu werden pflegte. An dieſem kletterte ich hinan, ſtieg oben durch das Rauchfangsloch und duckte mich da vor der Kälte in einen Winkel zuſammen. Darüber ging endlich die langweilige Nacht zu Ende. Mit dem erſten Dämmerungsſtrahl gloſterte ich von meiner Hochwarte herab überall umher; und da nach der Münde hinaus alles ruhig ſchien, ſo wagte ich mich hervor, ſuchte mein verlaſſenes Boot wieder auf und ruderte mich leiſe zu einem Schiffe heran, das nach Königsberg gehörte und von Schiffer Heinrich Geertz geführt wurde. Dieſer gute Mann nahm mich willig auf und hielt mich länger als vierzehn Tage bei ſich verborgen.

Dennoch konnte hier meines Bleibens nicht ewig ſein.

Es war mir daher eine erwünschte Zeitung, daß ein Kolberger Schiffer, namens Martin Albrecht, der dicht neben uns vor Anker lag, am nächsten Morgen mit Ballast nach Danzig auszugehen gedenke. Zu diesem Schiffe führte mich um Mitternacht mein Freund Geertz in aller Stille. Meine ganze Reiseausrüstung bestand in einem Bündelchen mit Hemden und anderen kleinen Notwendigkeiten, welches meine Mutter mir unter der Hand zugeschickt hatte. Sobald ich an Bord hinübergestiegen war, dankte ich meinem freundlichen Beschützer zum Abschied mit einem warmen Händedruck, bat ihn, meinen besorgten Eltern meinen Gruß und Lebewohl zu bringen und ließ nunmehr meinen guten oder bösen Stern weiter walten.

Auf dem Schiffe war alles stille. Niemand hatte mich wahrgenommen. Ich öffnete die vordere Kabelgatsluke, rutschte hinunter, machte die Luke hinter mir zu und suchte mir auf den Tauen und Segeln, die hier verwahrt lagen, ein Ruheplätzchen. Bald aber überlegte ich, daß dieser Versteck mit Tagesanbruch auch sofort von Menschen wimmeln würde, die zu der vorhabenden Abfahrt Segel und anderes Zubehör daraus hervorlangten; wo es denn garstig für mich ablaufen könnte. Ich versuchte es also, mich durch tausend Gegenstände, die sich mir hindernd in den Weg stellten, tiefer in den Raum hinab zu minieren. Es glückte mir endlich damit; aber zu gleicher Zeit hörte ich hinter dem Ballast etwas rascheln und flüstern, das mir unheimlich vorkam. Gleichwohl kroch ich noch weiter heran und unterschied bald menschliche Stimmen, die mir, je länger ich sie behorchte, um so bekannter vorkamen. Kurz es

gab hier eine ganz unvermutete Erkennungsſzene zwiſchen mir und elf andern jungen Seekameraden, welche gleiche Not und gleiche Hoffnung hieher zuſammengebracht hatte.

Für den Augenblick hielten wir uns zwar geborgen; aber unter Furcht und Zagen hatten wir nun zu erwarten, ob das Schiff vor ſeiner Abfahrt nicht nach uns Flüchtlingen viſitiert werden dürfte. Inzwiſchen brach der Tag an, und am Borde ward es über unſern Köpfen lebendig. Wir unterſchieden deutlich, wie man Anſtalten machte, in See zu gehen; ja, ein wenig ſpäter ſpürten wir, mit ſteigender Freude, das Schiff in Bewegung, dann das Anſchlagen der Brandung an die Seitenborde und endlich auch den Abgang des Lotſen, der uns zum Hafen hinaus begleitet hatte. Da auch der Wind gut ſein mußte, ſo glaubten wir, nach Verlauf von noch einer Stunde, weit genug von Kolberg, das uns ein Schreckensort geworden, entfernt zu ſein, um uns wieder ans Tageslicht hervorwagen zu dürfen. Wir ſetzten alſo die Leiter an, ſchoben die große Luke auf, und traten wohlgemutet auf das Verdeck hervor.

Das Erſtaunen des Schiffers über unſern unerwarteten Anblick kannte keine Grenzen; aber auch von ſeinem Volke mußten ſelbſt die, welche vielleicht um das Geheimnis wußten, ſich billig verwundern, daß wir uns, ihnen unter den Händen, in unſrer Anzahl verdoppelt hatten. Eines beſonders freundlichen Empfangs hatten wir uns indes nicht zu rühmen. Der Kapitän, der nur ſeine ſchwere Verantwortlichkeit erwog, tobte wie beſeſſen. „Könnte ich nur gegen den Wind ankommen", rief er — „ich brächte euch alle auf der Stelle nach Kolberg zurück und machte

rein Schiff. Aber ich weiß darum wohl, wohin ich euch abzuliefern habe." — Zugleich verbot er seinen Leuten aufs strengste, sich um uns zu kümmern und uns weder Essen noch Trinken zu reichen.

Zwar ward es mit diesem Befehl nicht so gar genau genommen, und unsere Freunde steckten uns immerfort etwas von ihren Mundportionen zu; allein da wir volle acht Tage in See blieben, so litten wir gleichwohl grausamen Hunger und Durst und waren darum von Herzen froh, als endlich die Anker im Danziger Fahrwasser fielen. Hier deutete der Schiffer seiner Mannschaft in unsrer Gegenwart (und also auch wohl nicht ohne geheime Absicht) an: „Er gehe in diesem nämlichen Augenblicke an Land und nach Danzig zum preußischen Residenten, um ihm uns Deserteurs anzumelden und uns in seine Hände zu überliefern. Bis dahin sollten sie uns an Bord festhalten und mit Leib und Leben für uns einstehen." Vergeblich wandten sie ihm ein: „die Partei sei gar zu ungleich, da ihrer nur fünf Mann, wir aber zwölf Köpfe stark wären." „Was kümmerts mich?" war seine Antwort „und wenn es auch Mord und und Totschlag gibt, so laßt sie nicht laufen!"

Das hieß nun wohl deutlich genug: immerhin, laßt sie laufen! — Kaum hatte er auch nur den Rücken gewandt, so machten wir uns zum Abzuge fertig. Zum Schein gab es zwischen uns und dem Schiffsvolk ein unbedeutendes und unblutiges Handgemenge, worauf wir unsers Weges gingen, uns sofort über die Weichsel setzen ließen und längs dem Seestrande die Richtung nach Königsberg einschlugen. So mochten wir ein paar Stunden wacker zugeschritten sein, als

wir den Weg zu beſchwerlich fanden und darum gern auf den Vorſchlag einiger Gefährten hörten, die ihn früher ſchon mehrmals gemacht hatten und das Fortkommen an der andern Seite der Nehrung, längs dem Friſchen Haff, als angenehmer und gemächlicher prieſen. Sogleich ſchlugen wir uns nach dieſer Seite hinüber und entgingen dadurch, ohne es zu ahnden, einer Gefahr, die das bisherige Spiegelfechten leicht in bittern Ernſt verwandelt haben würde.

Denn ſeinerſeits hatte der Kapitän in Danzig nicht umhin gekonnt, ſeine Pflicht zu tun. Wir waren geſucht, vermißt und auf fernere Anzeige bei der Ortsobrigkeit ſofort verfolgt worden. Ein Kommando von einigen Danziger Stadtdragonern ſetzte uns längs dem Seeſtrande nach und würde uns gar bald eingeholt haben, wenn wir uns nicht bereits landeinwärts gelenkt hätten. So verfehlten ſie uns und kehrten unverrichteter Dinge nach Danzig zurück, während wir ohne weitere Anfechtung Königsberg erreichten und, vor weiterer Entdeckung ſicher, uns im Gewühl dieſes lebendigen Handelsplatzes verloren.

Es traf ſich ſehr gelegen, daß es hier, bei eben wieder eröffneter Schiffahrt, Mangel an unterrichteten Seelenten gab, die als Steuerleute gebraucht werden konnten. Daher währte es nicht zwei oder drei Tage, daß wir uns nicht ſamt und ſonders, und meiſt in jener Eigenſchaft, mit Vorteil angebracht hatten. Ich ſelbſt fand einen Platz als Steuermann auf einer kleinen Jacht von fünfzig Laſten und fünf Mann Equipage. Mein Schiffer hieß Berend Jantzen und war mit einer Ladung Hanf nach Irwin in Weſtſchottland beſtimmt, ſollte aber, um die franzöſiſchen Kaper zu ver-

meiden, oben herum durch die Nordſee und die Orkaden ſteuern.

Wir gingen unter Segel; aber ſchon im Sunde erlebten wir das Unglück, daß das eiſerne Band eines Waſſerfaſſes beim Zerſpringen dem Schiffer von hinten gegen die Wade ſchlug und dadurch das Bein ſo heftig gegen eine ſcharfe Holzecke ſchleuderte, daß wir ihn in die Kajüte tragen mußten und er an dem Schaden mehrere Monate lang das Bett zu hüten hatte. Da nun er ſo wenig als einer unſrer Matroſen, an welchem ſich bald ein anderes Leiden offenbarte, auf dem Deck ausdauern konnte, unſer Schiffsjunge aber (eigentlich ein verdorbener Tiſchlergeſell) bei dem geringſten Sturmwetter mit Seekrankheit zu tun hatte, ſo beruhte nunmehr die Führung des Schiffes einzig auf mir und einem Matroſen; und ich darf wohl geſtehen, daß mir bei der Sache nicht gar zu wohl zu Mute wurde.

In der Tat gehört auch die Schiffahrt in dieſen Gegenden, zwiſchen Schottland und der Inſel Lewis und den übrigen zahlreichen Hebriden hin, zu den gefährlichſten, die es geben kann, nicht nur des engen Fahrwaſſers zwiſchen den Inſeln und der vielen Klippen wegen, ſondern hauptſächlich weil hier ſo ſtarke Strömungen gehen, daß es oft überall brandend aufſchäumt und nicht anders ausſieht, als ob alles rings umher dicht mit blinden Klippen beſäet wäre. Noch unglücklicher aber iſt es, daß die holländiſchen Seekarten, deren wir uns damals allein bedienen konnten, hier durchaus unzuverläſſig ſind und jeden Augenblick irre führen. Das begegnete denn auch mir; und ſo darf man ſich denn

nicht wundern, daß ich hier endlich gar nicht mehr aus oder ein wußte.

In dieser Bedrängnis kam uns ein englisches Schiff zu Gesicht, welches zwischen zwei hohen Landspitzen hervorsegelte, und von welchem ich richtigeren Bescheid zu erlangen hoffte. In dieser Absicht richtete ich die Segel nach jener Seite hin, indem ich zugleich die preußische Flagge aufsteckte, welche bekanntlich weiß ist und in der Mitte den schwarzen Adler führt. Aber auch die französische Flagge ist von weißer Farbe; und da sich bei dem mäßigen Winde die meinige zu wenig entfaltete, um den Adler anstatt der Lilien erblicken zu lassen: so ward ich von den Engländern für einen französischen Kaper angesehen, und er setzte bei dem stillen Wetter so viel Segel auf, als sein Schiff nur tragen konnte, um mir zu entgehen. Ich tat desgleichen, um Jagd auf ihn zu machen; und so machten wir uns beiderseits Not und Mühe, bis zuletzt nachmittags der Wind völlig erstarb, als ich nur noch eine kleine Viertelmeile von dem Flüchtling entfernt war.

Meinen Zweck verfolgend setzte ich nunmehr mit Hilfe meines Matrosen und des Jungen die Jölle aus und ließ mich von ihnen an den jenseitigen Bord hinüber rudern. Als Vorwand meines Besuchs sollte mir ein mitgenommenes lediges Wasserfaß und die kleine Notlüge dienen, daß uns unser Trinkwasser ausgegangen. Wir kamen dem Schiffe auch glücklich zur Seite, wo wir mit Verwunderung alles zum Gefechte in Bereitschaft fanden, während sie selbst, beim nähern Anblick von uns drei Köpfen, über ihre ausgestandene Furcht lachen mußten.

Meine Bitte um frisches Wasser schien unverdächtig und fand willigen Eingang. Unter der Zeit aber, daß es gezapft und in mein Faß übergefüllt wurde, nahm ich der Gelegenheit war, ganz unbefangen nach dem Namen dieses und jenes Landes, das uns eben im Gesicht lag, zu fragen. So erfuhr ich, daß dort hinaus Kap Cantrie, hierwärts aber die Insel Lamlash gelegen sei. Ich war nun zu meiner großen Beruhigung wieder orientiert, ohne mir die arge Blöße gegeben zu haben, meine Unwissenheit einzugestehen; eben so wenig aber mochte ich mir auch die Schande antun, mich hier für einen Steuermann halten zu lassen. Dennoch möcht' ich unter meinesgleichen immer noch nicht der Dümmsten einer gewesen sein; und wenn man bedenkt, daß ich damals noch keine zwanzig Jahre zählte, und mir meinen Mangel an Erfahrung billigerweise zu gute hält, so wird auch unter den angeführten Umständen selbst das Urteil des gewiegteren Seemanns schonend genug für mich ausfallen.

Irwin, unser Bestimmungsort, liegt im Grunde einer tiefen, runden Bucht, in welche, als wir ihre Höhe erreichten, ein Sturm aus Nordwest gerade hineinblies. Da sie mir durchaus unbekannt war, bekanntlich aber schlechten Ankergrund hat, so wäre es verwegen gewesen, mich bei diesem Winde und Wetter in sie hinein zu wagen. Ich steuerte also gegen die Insel Arran, um dort vielleicht eines Lotsen habhaft zu werden; allein vergebens kreuzte ich zwei Tage umher. Meine weiße Flagge spielte mir abermals den Streich, daß alles auf der See vor mir floh und vom Lande niemand sich zu mir heranwagte, weil ich für einen Franzosen gehalten wurde. Zuletzt näherte ich mich dem Strome

von Port Glasgow; und hier gelang es mir denn, einen Lotſen zu finden, der mich nach Irwin brachte.

Ich berühre es nur kurz, daß wir, nachdem auch unſer Schiffer wieder auf die Beine gekommen, von hier mit Ballaſt und unter neutraler Flagge nach der Inſel Noirmoutier, an der weſtlichen Küſte von Frankreich, gingen, wo wir eine Ladung Seeſalz einnahmen, und uns dann nach Königsberg auf den Heimweg machten. Leider konnten wir es im Kanal, in der Nähe von Dover, nicht vermeiden, nach und nach mit ſieben engliſchen Kapern zuſammen zu geraten. Alle dieſe Schnapphähne, Kerle mit wahren Galgenphyſiognomien, ſtiegen zu uns an Bord und wußten in allem, was ihnen anſtand (und ihnen ſtand faſt alles an!), ſo geſchickt reinen Tiſch zu machen, daß ſie es uns ſchier unmöglich machten, wieder an Land und zu Leuten zu kommen. Keſſel und Pfannen, Tauwerk und losgebundene Segel, Seekarten und Kompaß mußten mit ihnen wandern. Was der eine uns ließ, das nahm der andre. Ja, endlich zogen ſie uns ſogar die Kleider vom Leibe.

Wir hatten eben, Dover gegenüber, beilegen müſſen, als mir bei dem letzten unerwünſchten Zuſpruche ſolcher Art einer von dieſen Taugenichtſen, zudringlicher als die übrigen alle, die langen Schifferhoſen von den Beinen ſtreifte. Das hätte ich verſchmerzen mögen; aber bei der Gelegenheit fiel ihm auch ein Notpfennig von etwa dreizehn Rubeln in die Augen, die ich ins Hemde eingenäht hatte und hier für ſicher genug hielt. Kaum aber erreichte der ſüße Ton des Silbergeklappers ſein Ohr, ſo griff er gierig zu, hieb mit ſeinem Hauer mir den Hemdezipfel

vom Leibe, zählte ſeine Beute über und trieb die britiſche Großmut ſo weit, mir davon einen Rubel zurückzugeben. Dabei verbot er mir, dieſen dem Schiffer zurückzuſtellen, welchem, ſeiner Meinung nach, der ganze Fund wohl eigentlich gehören möchte.

Ich aber war über dieſe Behandlung dermaßen erbittert, daß ich augenblicklich das Ruder aufholte, die Segel abbraßte und, da der Wind ſüdlich war, nach dem Lande zuhielt. „Was ſoll das bedeuten? Wo hinaus?“ fragten die Kerle, die mir auf dem Verdeck am nächſten ſtanden. „Wo hinaus?“ antwortete ich von der innern Wut übermeiſtert. „Geraden Weges nach Dover, wo ihr Schelmgezüchte noch heut am lichten Galgen baumeln ſollt!“ Flugs kam auf dieſe Drohung das ganze Pack aus Kajüte, Roof, Kabelgat und Raum, wohin ſie ſich zum Rauben verteilt hatten, im dichten Kreiſe um mich her zuſammen. So viel Hände, ſo viel Piſtolen wurden mir auch an den Kopf oder Hauer auf die Bruſt geſetzt; doch ſchoß oder ſtach niemand. Dagegen riſſen ſie mich bei den Haaren aufs Deck nieder; einige hielten mich an Kopf und Füßen feſt; andre ſchlugen mit den flachen Klingen auf mich drein, daß mir ſchier Hören und Sehen verging. Endlich wollten doch die Barmherzigſten meine weitere Mißhandlung nicht geſtatten, doch ging es nicht ohne einige Fußtritte ab; und einer, der mir nun noch die Stiefeln von den Füßen zog, ſchlug ſie mir zum Beſchluſſe um die Ohren, zog ſie ſelbſt auf der Stelle an und machte ſich darauf mit ſeinen feinen Geſellen, zuſammen dreizehn an der Zahl, an Bord ihres Kaperſchiffes zurück.

Mein Zuſtand war ſo jämmerlich, daß unſer Schiffsvolk mich für halbtot in meine Koje trug. Nicht genug aber, daß ich, der ich mich kaum regen konnte, der Regierung des Schiffes abging, ſondern nun entſtand auch in der nächſten Nacht ein Sturm, gegen den die übrigen ſich zu ſchwach fühlten, die Segel einzunehmen. Dies hatte die Folge, daß bald auch der große Maſt brach und mit ſeiner ganzen Takelage über Bord ging. Nun trieben wir als ein Wrack in der See und hätten wahrſcheinlich unſern Untergang gefunden, wenn nicht Tages darauf eine holländiſche Fiſcherſchuyt in unſre Nähe gekommen und bereitwillig geweſen wäre, unſer Schiff nach dem Texel und von dort nach Medemblyk zu ſchleppen, wo ſich die bequemſte Gelegenheit fand, es wieder zu vermaſten und in ſegelfertigen Stand zu ſetzen.

Als es zugerüſtet war, fühlte ich mich noch zu krank und elend, um wieder mit an Bord zu gehen. Ich mußte alſo in Medemblyk zurückbleiben und begab mich dort zu einem Kompaßmacher, dem ich ſeine Kunſt gründlich ablernte; und dieſe iſt mir in der Folge von großem Nutzen geweſen. Zugleich ſchrieb ich in meine Heimat und erhielt auch bald eine Aufforderung von meinem Vater, ungeſäumt nach Kolberg zurückzukommen. Die Gefahr, zum Soldaten ausgehoben zu werden, ſei jetzt nicht zu fürchten, da er, als Bürgeradjutant, ſich den Feſtungskommandanten v. Heyden beſonders geneigt wiſſe, und daß es mehr als eine Weiſe gebe, dem Vaterlande rechtſchaffen zu dienen. Ueberdem ſei es ſehr wahrſcheinlich, daß der Feſtung binnen kurzem eine Belagerung von den Ruſſen

bevorſtände. Es ſei alſo das beſte, daß ich nach Hauſe käme, um mit meinen Eltern zu leben und zu ſterben. Schlüge ich jedoch dieſe Ermahnung in den Wind, ſo möcht' ich auch fernerhin nimmer wagen, mich ſeinen Sohn zu nennen. Kurz, neben dem glühenden Patriotismus, der ſein Herz beſeelte, ſchimmerte immerdar noch die Beſorgnis hindurch, daß ich meiner alten Begierde nach Abenteuern hier in Holland abermals den Zügel ſchießen laſſen und mit leichtem Sinn in die weite Welt gehen möchte.

Was blieb mir unter dieſen Umſtänden anders zu tun, als mich unverzüglich auf das Schiff eines Landsmannes zu ſetzen, der zu Amſterdam lag und unter Danziger Flagge fuhr, und es ſo einzurichten, daß ich auf der Kolberger Reede im Vorüberfahren von ihm an Land geſchickt wurde? Drei oder vier Wochen darauf begann die erſte, von dem ruſſiſchen General Palmbach geleitete Belagerung meiner Vaterſtadt. Nun iſt es bekannt, daß ſchon von alten Zeiten her die Einwohner von Kolberg durch ihren Bürgereid verpflichtet ſind, zur Verteidigung der Feſtung Leib und Leben, Gut und Blut daran zu ſetzen. Sie blieben alſo auch bei dieſer Gelegenheit, als brave Preußen, nicht hinter ihrer Schuldigkeit zurück. Meines Vaters Poſten inſonderheit forderte, daß er in dieſer Zeit ſtets um die Perſon des Kommandanten ſein mußte; und wo er war, da war auch ich, um ihm als ein flinker und rühriger junger Menſch zur Hand zu gehen. Der alte, wackre Heyden ſah meinen guten Willen; und das gewann mir ſein Wohlgefallen in dem Maße, daß ich beſtändig in ſeiner Nähe ſein und bleiben mußte. Ich konnte ſolchergeſtalt für ſeinen zweiten Bürger-

adjutanten gelten und wurde öftermalen auf den Wällen von ihm gebraucht, seine Befehle nach entfernten Posten zu überbringen. In der Tat war dies eine gute Vorschule für mich, um zu lernen, was unter solchen Umständen zum Festungsdienste gehört; und die Lektion ist mir noch im späten Alter trefflich zu gute gekommen!

Man weiß, daß diese Belagerung, obgleich ernstlich genug gemeint und mit überlegener Kraft begonnen, dennoch durch die Entschlossenheit unsers Anführers und seine geschickten Gegenanstalten fruchtlos blieb, und daß die Russen, nachdem sie eine Menge Pulver unnütz verschossen hatten, nach einigen Wochen wieder abziehen mußten. Sobald aber auch nur der Platz wieder frei geworden, war dort meines Bleibens nicht länger. Ich machte eine Fahrt nach Amsterdam, von der ich hier nichts Besonderes anzuführen habe, und traf hier wieder mit meinem alten, wertgehaltenen Kapitän Joachim Blank zusammen, den ich vor drei Jahren ungern verlassen hatte. Er hatte gerade eine neue Reise nach Surinam vor, wo es denn keines langen Zuredens bei mir bedurfte, um auf seinem Schiffe meine alte Stelle als Steuermann anzunehmen.

Wir brechen hier ab. Nettelbecks Selbstbiographie ist damit aber nicht zu Ende. Vielmehr erzählt er noch ausführlich von seinen weiteren Schicksalen bis ins hohe Alter, wie er auf seinen häufigen Seefahrten unzähligemale den größten Gefahren, ja dem Tode mutvoll ins Auge geschaut und mannhaft getrotzt hat, wie er aber auch daheim

treuen Bürgersinn und aufopfernde Vaterlandsliebe bewährt hat, deutschen Männern ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten.

Unvergessen bleibt dem wackern Greis sein Verhalten in den Zeiten der Not, da seine Vaterstadt Kolberg als

Joachim Christian Nettelbeck.
Im Hintergrunde Kolberg mit der Marienkirche.

ein letztes Bollwerk deutscher Freiheit im Jahre 1807 gegen den fremden Unterdrücker Monate lang gerungen hat; ihm in erster Linie ist neben Schill und Gneisenau die Erhaltung dieser wichtigen Festung zu danken gewesen. Nettelbecks Taten haben die Bewunderung der ganzen Mitwelt

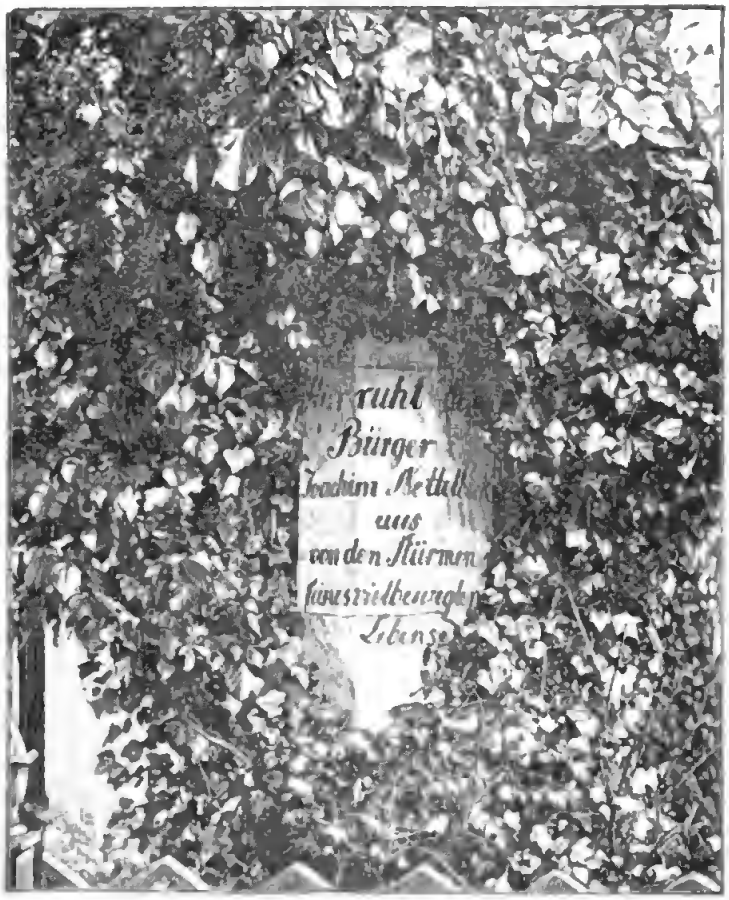
erregt und waren herrliche Lichtblicke für die an des Vaterlandes Rettung faſt verzweifelnden Deutſchen.*) Dankbar haben die Zeitgenoſſen ſeine Verdienſte anerkannt. Und König Friedrich Wilhelm III. hat ihn nicht nur öffentlich ausgezeichnet, ſondern ihm 1817 auch ein lebenslängliches Ruhegehalt von jährlich 200 Talern verliehen. Allgemein geliebt und geehrt, ſtarb Joachim Nettelbeck am 29. Januar 1824 im 86. Lebensjahr zu Kolberg, wo ſein Grabmal und das Doppelſtandbild von Nettelbeck-Gneiſenau ſein Andenken lebendig erhalten.

Für ſeinen Sarg hat er ſelbſt folgende Inſchrift beſtimmt:

„Mich hat auf meinen Wegen
Manch harter Sturm erſchreckt;
Blitz, Donner, Wind und Regen
Hat mir oft Angſt erweckt.

Verfolgung, Haß und Neiden,
Ob ich's gleich nicht verſchuld't,
Hab' ich doch müſſen leiden
Und tragen mit Geduld."

*) Außer auf die friſche, anſprechende Schilderung, die Nettelbeck ſelbſt in ſeiner Lebensbeſchreibung von der Belagerung entworfen hat, ſei beſonders auf Paul Heyſes hiſtoriſches Schauſpiel „Colberg" hingewieſen.



Nettelbecks Grabdenkmal.

5.

Ernſt Moritz Arndt.

Geboren am 26. Dezember 1769 in Schoritz auf Rügen.
Geſtorben am 29. Januar 1860 in Bonn.

Des deutschen Knaben Robert Schwur.

1813.

Der Knabe Robert fest und wert
Hält in der Hand ein blankes Schwert;
Er legt das Schwert auf den Altar
Und schwört beim Himmel treu und wahr:

Ich schwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwert in fester Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir treu zu sein.

Ich schwöre dir, o Freiheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch
Mit Herz und Seele, Mut und Blut —
Du bist des Mannes höchstes Gut.

Du droben in dem Himmelszelt,
Der Sonnen lenkt und Herzen hält,
Du großer Gott, o steh' mir bei,
Daß ich es halte wahr und treu!

Daß ich, vom Lug' und Truge rein,
Dein rechter Streiter möge sein,
Daß dieses Eisen ehrenwert
Fürs Recht nur aus der Scheide fährt!

Und zieh' ich's gegens Vaterland
Und Gott, dann welke hin, o Hand!
Dann dorre, Arm, zum dürren Ast!
Dann werd' ein Halm dir Zentnerlast!

O nein! o nein! o ewig nein!
Der Robert will kein Schurke sein,
Der Robert schwört's bei Gott dem Herrn:
Die Ehr' und Tugend bleibt sein Stern.

Ernst Moritz Arndt.

Zu den Beſten unſeres Volkes zählt Ernſt Moritz Arndt, ein Zeit- und Geſinnungsgenoſſe Nettelbecks. Arndt war kein Mann der unmittelbaren Tat mit dem Schwert in der Hand, aber um ſo mehr einer, der für des Vaterlandes Freiheit die Waffen geſchmiedet mit dem Feuer ſeines Geiſtes, mit der Wucht ſeiner Worte und Schriften. Ein Charakter lauter wie Gold, ein Mann kraftvoll und unbeugſam wie die deutſche Eiche — bleibt E. M. Arndt für alle Zeiten dem deutſchen Volke aus Herz gewachſen: So lange friſche, fröhliche Knaben das Lied „Was blaſen die Trompeten?“ jubeln, ſo lange begeiſterte Jünglinge ſingen: „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ“ und „Sind wir vereint zur guten Stunde“, ſo lange ernſte Männer beherzigen: „Wer iſt ein Mann?“ — ſo lange leuchtet E. M. Arndt als Ideal für Junge und Alte, die Kraft, Weisheit und Freude aus ſeinen hohen ſittlichen Lebensgrundſätzen ſchöpfen:

„Vor Menſchen ein Adler, vor Gott ein Wurm —
So ſtehſt Du feſt im Lebensſturm.“

Sein Leben hat frühzeitig dieſe Richtung genommen. Das zeigt ſeine Jugendentwicklung, in die er uns tiefe Einblicke eröffnet mit ſeinen im Alter von 60 Jahren geſchriebenen „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben.“

Am Schluſſe des zweiten Weihnachtstages des Jahres nach der Erſcheinung unſers Herrn Jeſu Chriſti 1769 habe ich zuerſt das Licht dieſer Welt erblickt, und zwar als ein Wohlgeborner und Hochgeborner. Wohlgeboren konnte ich heißen, weil ich ſtark und geſund an das Licht dieſer Welt fiel, zumal ich ſchon mit dem neunten Monat meines Alters gelaufen bin, was einige meiner Söhne mir nachgemacht haben; Hochgeboren, weil das Haus meiner Geburt damals durch eine hohe, ſtattliche Treppe und durch Jugendlichkeit und Schönheit ein ſehr ritterliches und hochadliges Anſehen hatte und in ſeinen Sälen und Gemächern mit Geſchichten der griechiſchen Mythologie, ja mit dem ganzen Olymp, Jupiter und Juno mit Adler und Pfau an der Spitze, verziert war.

Mein Vater, im Jahr 1740 geboren, war der Vorjüngſte von vielen Geſchwiſtern und Sohn des untertänigen Schäfers Arndt zu Putbus und Darsband.*) Der Vater dieſes Schäfers war nach der Familienüberlieferung ein geborener Schwede, als ſchwediſcher Unteroffizier ins Land gekommen und hatte ſich in ein Bauernweſen der Herrſchaft Putbus eingeheiratet. Mein Vater war, da der Schäfer in ſeiner Lage leidlich wohlhabend war, und da ſein viel älterer, auch ſchon zu einigem Wohlſtand hinaufgekommener Bruder Hinrich ſeine Jugend unterſtützte, fleißig zur Schule gehalten worden und hatte den Unterricht des Kantors und Küſters Jahn zu Vilmnitz bei Putbus genoſſen, eines feinen alten Mannes, deſſen ich mich aus meiner Kindheit noch wohl erinnere, und der für einen ſehr vorzüglichen Orgelſpieler und Rechenmeiſter galt. In dieſer Schule hatte

*) Die Inſel Rügen war bekanntlich 1648–1815 ſchwediſch.

mein Vater eine tüchtige Rechenkunst und eine vorzügliche Handschrift gewonnen, so daß sein Herr, der Graf, ihn zu einem Haidereiter, wie man sie damals in Rügen nannte, oder einem kleinen Förster bestimmte und ihn, da er ein hübscher, rüstiger Bursche war, als seinen Jäger in Geschäften und auf Reisen mit sich nahm. Nun brach der siebenjährige Krieg aus, und der Graf ward zu einer Art Generalintendanten des schwedischen Heeres ernannt, das übers Meer kam und die vielen Feinde des großen Friedrich von Preußen vermehren sollte. Da der Graf die Redlichkeit und Anstelligkeit des Jünglings erkannt hatte, so gebrauchte er ihn nicht nur in seiner Kanzlei als Schreiber, sondern auch zu mancherlei zum Teil gefährlichen und mißlichen Sendungen, namentlich zur Geleitung von Geldfuhren von Hamburg her u. s. w., und nahm ihn später auf mehreren Reisen nach Stockholm mit. Auf diese Weise ging mein Vater von seinem achtzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre durch eine tüchtige Schule des Lebens und hatte sich bei dem Aufenthalte in großen Städten und unter fremden Menschen, obgleich nur ein dienerlicher Mann, die Art eines gebildeten und gewandten Mannes zugeeignet. Bei seinem Herrn aber hatte er schon in den ersten Jahren seines Dienstes die Gunst gewonnen, daß er ihn frei ließ und ihn zu Hause in Putbus in Geschäften der Landwirtschaft und Schreiberei gebrauchte, bis er ihn zum Inspektor der Schoritzer Güter machte.

Meine Mutter, im Jahr 1748 geboren, war die Tochter eines kleinen Ackerbesitzers und Landkrügers in dem Kirchdorfe Lanken, eine Meile von Putbus. Auch sie hatte eine

beſſere Erziehung genoſſen, als man von der Lage ihrer Eltern erwarten durfte; denn ſie war mehrere Jahre mit den Kindern eines reichen Pächters zu Garſtitz bei Lanken, namens Bukert, mit unterrichtet worden und hatte aus der Schule die Anfänge von für die damalige Zeit ganz hübſchen Kenntniſſen zu Hauſe gebracht, ſo daß man ſie zu den gebildeten Frauen rechnen konnte. Sie und ihre Geſchwiſter waren überhaupt geiſtig ſehr begabte Menſchen mit mancherlei feinen Talenten, beſonders zu Saitenſpiel, Geſang und Bildnerei und allerlei ſinnigen und ergötzlichen Erfindungen. Sie war aber wohl die Krone von allen, ernſt, fromm, ſinnig und mutig, und durch keine Geſchicke ſo zu beugen, daß ſie die Klarheit und Beſonnenheit verloren hätte. Sie ſteht mir noch heute mit ihren ſchönen, großen, blauen Augen und ihrer prächtigen, breiten Stirn, als wenn ſie leibte und lebte, lebendig gegenüber.

Schoritz war denn höchſt anmutig hart an einer Meeresbucht gelegen, welche die Halbinſel Zudar von der größeren Inſel abſchneidet; ein neues noch glänzend geſchmücktes Haus; ein großer Blumengarten und mehrere Baumgärten; dicht daran eine ganz kleine Halbinſel, die aber bei hoher Sturmflut oft zu einer Inſel ward, mit hohen Birken und Eichen beflanzt, worauf wir unſere Sommerſpiele zu halten pflegten; gegen Oſten des Hofes ringsum ein prächtiger Eichenwald, in welchem Tauſende von Ackerraben ihren horſtenden Wohnſitz zu haben pflegten; ein Viertelſtündchen weiter der größere Wald Krewe. Auch ſind mir aus dieſen Tagen noch mehrere Freuden erinnerlich, beſonders die freundlichen Gaben, welche zwei Men-

ſchen uns Kindern faſt allwöchentlich zutrugen. Der erſte war mein Oheim und Pate Moritz Schumacher, damals Verwalter des Hofes zu Putbus. Dieſer ſegelte oder ritt nie nach Stralſund oder Greifswald, ohne daß er bei uns etwas abwegs anſprach und Gebäck und Süßigkeiten und anderes Schönes aus ſeiner Taſche ſchüttelte. Der zweite war ein alter preußiſcher Hauptmann von Wotke aus Hinterpommern, der mit ſeinem grauen Gemahl auf dem Schoritzer Nebengute Silmnitz eine halbe Stunde von uns wohnte. Noch heute ſchwebt mir das alte, gutmütige und roſig heitere Geſicht dieſes Greiſes vor, der faſt alle Abende zu uns kam und mit dem Vater eine Partie Karten oder Damenbrett ſpielte. Am beſten aber hatten wir Kinder es, wenn er den Vater nicht zu Hauſe traf; dann nahm der freundliche Alte mich und meinen Bruder Karl auf die Kniee und erzählte uns Kriegs- und Mordgeſchichten und andere wunderſame Abenteuer, worauf wir mit unbeſchreiblicher Luſt horchten. An Sonntagen erſchien dann auch die Frau Hauptmannin, immer im vollen Staat nach der damaligen Weiſe, und der Alte dann meiſtens in Montur, mit herrlich gepuderter Perücke, den Degen an der Seite und die ſilbernen Sporen an den Stiefeln. An ſolchen Galatagen und vorzüglich an den hohen Feſten beſcherte er den Kindern ſehr reichlich, und mit Recht ſchwebt ſein liebes Bild nach mehr als ſechzig Jahren als das Bild eines milden und freundlichen Chriſtengels vor meinen in Wehmut dämmernden Augen. Denn dieſer gute Greis war neben den Gaben auch ein Friedensengel und hat mich und meinen Bruder Karl öfter von verdienter Züchtigung befreit.

In Schoritz wurden also die ersten Kinderspiele durchgespielt. Es war im Jahre 1775 oder 1776, da zog der Inspektor Arndt von Schoritz ab, eine halbe Stunde weiter und ward nun sein eigener unabhängiger Herr. Der Graf verpachtete nämlich diese Güter an mehrere Pächter, und mein Vater ward Pächter von Dumsevitz und Ubechel nebst einigen Dienstbauren. Weder er noch die Mutter hatten zu solchem Unternehmen hinreichendes Vermögen. Freunde in Stralsund, deren Vertrauen er verdient hatte, schossen ihm dazu die nötige Summe vor.

Wir wohnten nun zu Dumsevitz fünf oder sechs Jahre, ich meine, bis zum Jahre 1780. Wir waren ein Viergespann von Buben, und es kam hier noch eine Dirne und ein Knabe hinzu; sodaß in Dumsevitz das halbe Dutzend voll ward, das späterhin noch um zwei Geschwister vermehrt werden sollte. Dies hier sind die Jahre der aufdämmernden Kindheit, und aus diesen sind mir die anmutigsten und idyllischesten Lebensbilder übriggeblieben, und auch glaube ich, sie haben meine glücklichsten Tage enthalten. Was nun das Aeußere betrifft, so waren wir freilich aus dem Palast in die Hütte versetzt. Dumsevitz war ein häßlicher, zufällig entstandener Hof mit einem neuen, aber doch kleinlichen Hause; indessen doch hübsche Wiesen und Teiche umher, nebst zwei sehr reichen Obstgärten, und in den Feldern Hügel, Büsche, Teiche, Hünengräber, alles in dem unordentlichen, aber romantischen Zustande eines noch sehr unvollkommenen und ursprünglichen Ackerbaues. Die Natur war, mit Goethe zu reden, gottlob noch nicht reinlich gemacht und ihre ungestörte Wildheit mit Vögeln, Fischen, Wild und Herden

deſto luſtiger; auch ſtreiften wir, dem fröhlichen Jäger, dem Vater und ſeinen Hunden folgend, oft darüber hin. Das hatten wir alles zu genießen, behielten aber Schoritz, wo uns ganz nahe befreundete Leute wohnten, und das nahe Silmnitz, worauf Ohm Moritz Schumacher als Pächter gezogen war, eigentlich immer noch als unſere Heimat, weil die Nachbarn und Nachbarskinder immer wöchentlich, oft auch täglich zuſammenliefen. Dies geſchah am meiſten in dem Walde Krewe, worin ein Teil zu Dumſevitz gehörte, und worin wir bei der Vogelfängerei und Vogelſtellerei meiſtens freundlich, zuweilen auch feindlich zuſammenſtießen. Wir hatten überhaupt ein glückliches Leben. Es war die zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre nach dem ſiebenjährigen Kriege eine ſtille, heitere Zeit, und die Menſchen fühlten ſich außerordentlich wohlig und wählig und ließen bei Beſuchen, Zuſammenkünften und Feſtlichkeiten und bei Reiſen zu entfernten Verwandten die Kinder an allem freundlich mitteilnehmen. Das Beſte aber war, daß wir mit keinem frühen Lernen gequält wurden und auch dieſe Dumſevitzer Jahre noch ſo ſpielend durchſpielen durften. Das hatte ſeinen guten Grund.

Es hatte nicht ſeinen Grund in der Anſicht oder in dem Willen der Eltern, ſondern in den engen und kleinen Umſtänden derſelben. Es gab keine Schule in der Nähe, und ein rechter ſtudierter Hauslehrer wäre ihnen zu teuer geworden. Einmal kam freilich einer an, ein alter verlegener Kandidat, Sohn eines Kantors in der Stadt Bergen, Namens Herr Krai. Ich erinnere mich dieſer Krähe noch mit Schaudern. Er war früher mit unſerm werten Hans-

freund, Herrn Paſtor Krüger zu Swantow, mehrmals als Gaſt bei uns geweſen, wo wir über ſeinen wunderlich zugeknöpften Rock und ſeine gelbe Perücke gelacht hatten: ein langer, dürrer und griesgrämiger Menſch mit einer ungeheuren Naſe und tiefliegenden ſchwarzen Augen. Welche Angſt aber, als er wirklich bei uns einzog und uns in ſeinem kleinen Zimmer zuſammenkniff! Da waren die wilden Vögel eingefangen. Aber dieſe Angſt nahm glücklicherweiſe ein baldiges Ende. Er verließ unſer Haus zu unſerm Jubel etwa nach acht Tagen, indem er meinem Vater in einem Briefe erklärte: er könne nicht bleiben, wo man dem Lehrer der Kinder ſo wenig Achtung erweiſe, meine Tante Sophie habe ihn einen guten Morgen kaum angeknixt, und meine Mutter habe geſtern ſtatt Herr Krai, wie ſich gebühre, lieber Krai geſagt.

Indeſſen liefen wir doch nicht wie die rohen Wildlinge herum, ſondern wurden, wie ich noch meine, für dieſes Alter vom ſechſten bis zehnten Jahre recht gut erzogen. Man höre:

Mein älterer Bruder Karl — ich war der zweite — ward auf ein paar Jahre nach Stralſund geſchickt, wo er im Hauſe des älteſten Mutterbruders, Friedrich Schumacher, wohnte und in die Schule ging. Ich weiß noch, welch Erſtaunen und Schrecken wir hatten, und wie ſich die Geſchichte bald in brüderlichen Spaß auflöſte, als der Junge nach einem halben Jahre einmal zu Hauſe kam und anfangs nicht anders als in hochdeutſcher Zunge ſich mit uns zu unterreden herabließ. Denn das Hochdeutſche waren wir bisher nicht anders als von den Kanzeln oder beim

Vorleſen aus Büchern oder bei feierlichen Gelegenheiten in den erſten Bewillkommnungen der Beſuchenden zu hören gewohnt geweſen. Wir blieben aber dabei gar nicht hinter ihm: nämlich ich und Bruder Fritz, der dritte in der Reihe. Die Eltern hielten den Herbſt und Winter, wo ſie am meiſten Muße hatten, ordentlich Schule mit uns; Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt die Leſeübungen und machte unſere jungen, flatternden Geiſter durch Erzählungen und Märchen lebendig, die ſie mit großer Anmut vorzutragen verſtand. Das Leſen ging aber in den erſten Jahren faſt nicht über Bibel und Geſangbuch hinaus; ich möchte ſagen, deſto beſſer für uns. Sie war eine fromme Frau und eine gewaltige Bibelleſerin, und ich denke, ich habe die Bibel wohl drei, viermal mit ihr durchgeleſen. Das Geſangbuch mußte auch fleißig zur Hand genommen werden, und den Samstag Nachmittag mußten die Jungen unerläßlich entweder ein aufgegebenes Lied oder das Sonntagsevangelium auswendig lernen. Das geſchah, weil ſie eine ſanfte und liebenswürdige Schulmeiſterin war, mit großer Freude und alſo mit großem Nutzen. Muße aber hatte ſie ungeachtet einer nicht ſtarken Geſundheit, der vielen wilden Kinder und der großen Wirtſchaft, die mit Sparſamkeit geführt werden mußte, mehr als die meiſten anderen Menſchen. Wann alles längſt vom Schlaf begraben lag, ſaß ſie noch auf und las irgend ein frommes oder unterhaltendes Buch, ging ſelten vor Mitternacht zu Bette und war im Sommer mit der Sonne wieder auf den Beinen. Weil ich nun auch ein ſolcher Kautz war, der ſelbſt im Knabenalter wenig Schlaf bedurfte und deswegen Lerche

(Lewark) zugenannt war, ſo habe ich in jenen Kindertagen und auch ſpäter noch manche Abende und Nächte bis über die Geſpenſterſtunde hinaus mit ihr durchgeſprochen und durchgeleſen.

Weil ich dieſe Leſerei der Vergangenheit hier im Gedächtniſſe wieder überleſe, ſo füge ich ſogleich hinzu, was für dieſe Zeit dahin gehört. Es war wenigſtens auf der Inſel Rügen damals noch die Zeit des ungeſtörten chriſtlichen Glaubens, und meine guten Eltern und die Baſe Sophie, meiner Mutter jüngſte Schweſter, welche mit uns lebte, waren treue, fromme Menſchen. Sie hatten in dem Magiſter Stenzler, dem Großvater des jetzigen Profeſſors Stenzler in Breslau, Paſtor in Garz, einen vorzüglichen Prediger und Seelſorger. Keinen Sonntag ward die Kirche ohne den gültigſten Grund verſäumt, bei ſchlechtem Wetter hingefahren, bei ſchönem und im Sommer hingegangen, wo der Vater denn ſeine älteren Buben neben ſich herlaufen ließ. Dieſe durften aber auch bei keiner Katechismusprüfung in der Nachmittagskirche fehlen, ſondern mußten zum zweitenmale über Feld laufen. Wenn der Vater dann nicht mitging, ſo gab er uns ſeinen alten Großknecht zum Führer, einen chriſtlichen bibliſchen Mann, Jakob Nimmo mit Namen, der mein beſonderer Beſchützer war. Weil ich kleiner zehnjähriger Junge mich nämlich damals eines ſehr guten Gedächtniſſes erfreute und großen Eifer und viel Beleſenheit in der Heiligen Schrift hatte, ſo prangte ich durch die Stelle, die mir der Herr Magiſter eingab, bei der Kinderprüfung in der Kirche an der oberſten Stelle und hatte viel größere Jungen und Dirnen, unter andern auch meinen

älteren Bruder Karl und ein paar große Fräulein mit mächtigen Lockengerüſten, eine von der Lanken und eine von Barnekow unter mir. Weil ich nun beim Aufſagen und Vorleſen große Zuverſicht hatte und es da, wie blöde ich ſonſt auch war, wie aus einer Trompete aus mir herausklang, ſo rechnete der alte treue Jakob ſich das gleichſam zu ſeiner Ehre an und ging wie triumphierend mit mir zu Hauſe.

Frühling und Sommer gingen freilich nicht ganz ohne Schule hin, indeſſen war die Schule unter den Geſpielen in Feld und Wald und auf Wieſen und Haiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beſte. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie aufs liebe Ungefähr herumlaufen, ſondern wußte es meiſtens ſo einzurichten, daß wir bei dem Herumſpringen und Herumſpielen irgend etwas auszurichten und zu beſtellen hatten. In der Zeit aber, wo auf dem Lande alle Hände angeſtrengt zu werden pflegen, mußten wir älteren Buben nach unſern kleinen Kräften auch ſchon mit heran, nämlich in der Zeit der Saat und der Ernte, vorzüglich in der letzteren. Da ward ich wohl zuweilen ein göttlicher Sauhirt oder Kuhhirt und Bruder Karl, der Roſſetummler, der eigentlich den mir abgeſtrittenen Namen Philipp hätte haben ſollen, ein flinker Roſſehüter. Ich erntete wegen meiner ſorgſamen Gewiſſenhaftigkeit nicht mißzuhüten auch hier Lob ein, und noch leuchten mir die erſehnten, glänzenden Abendröten, wo ich fröhlich meine Kuhherde in den Hof trieb und dann geſchwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirſchbaum kletterte, wo ich ſüße Beute für mich wußte.

Meiſtens aber hatte die freundliche Baſe Sophie ſchon für mich gepflückt und aufgehoben.

Unſer gewöhnliches Kinderhausleben ward durch die Sitte der damaligen Zeit, durch die Umſtände der Familie und durch den Charakter der Eltern beſtimmt. Die Sitte war damals beides feierlich und ſtreng, und Kinder und Geſinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Eltern und Herrſchaften immer im gehörigen Abſtande gehalten. Es ward ſelbſt in den untern Ständen im allgemeinen eben ſo ſehr, als man ſich jetzt lotterig oder ungezogen gehen läßt, nach einer gewiſſen Vornehmigkeit und Zierlichkeit geſtrebt. Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, tummelte und beſchäftigte die Jungen meiſt draußen herum, im Hauſe aber überließ er ſie, wie es in dieſem Alter ſein mußte, faſt ganz der Mutter. Die Mutter war von Charakter ernſt und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Genuß gar keinen Wert legte, auch kein Bedürfnis davon hatte. Dieſe Frau, welche ihre irdiſchen Sorgen und Geſchäfte ſo treu und eifrig erfüllte, lebte doch faſt wenig von irdiſcher Luft und irdiſchem Stoff. Kein Kaffee, kein Wein noch Tee iſt faſt jemals über ihre Lippen gekommen, Fleiſch hat ſie wenig berührt, ſondern ſich von Brot, Butter, Milch und Obſt ernährt. Dieſes mäßige Leben ward auch für die Kinder zur Regel gemacht, und wir älteren Burſche ſind faſt ſtreng erzogen worden. Eben ſo wenig ward uns in Beſchuhung und Bekleidung Weichlichkeit geſtattet. War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der wohl auf einer Meile Entfernung von uns wohnte, etwas

zu beſtellen, der Vater ſchrieb das Briefchen, das zahme Rößlein ward geſattelt, der Junge drauf geſetzt, und ohne Mantel und Ueberrock, es mochte Sonnenſchein oder Regen und Schneegeſtöber ſein, mußte er mit ſeinem Gewerb fortgaloppieren. Ja der Vater, noch jung und kräftig, fühlte mit unſerer Pimplichkeit kein weichliches Mitleid. Fuhr er im Winter Stunden weit mit klingendem Einſpännerſchlitten zu Verwandten oder Freunden, ſo mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhocken und, wenn ſie fror, nebenbei ſpringen, um ſich zu erwärmen. Ja mich erinnert's, wie ich als ein Junge von neun oder zehn Jahren im fremden Hauſe auf einem Stuhl oder Bett eingeſchlafen lag, während die Männer Karten ſpielten; wie der Vater mich dann um elf oder zwölf Uhr nachts aufrüttelte und ich ſchlaftrunken in den Schlitten hinaus mußte; wie er dann zum Spaß recht abſichtlich mehrmals umwarf, daß ich mich im Schnee umkehren mußte; wie ich denn auch immer alert*) ſein mußte, wenn wir durch Koppeln und Dörfer kamen, die Schlagbäume zu öffnen. Wehe mir, wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weibiſch plinſende Gebärde gezeigt hätte!

Was nun Beſchädigungen, Zerreißungen und Verletzungen an Kleidern und Leibern und andere dergleichen Nöte betraf, welche die Jugend ſich ſelbſtwillig oder gar mutwillig ohne Auftrag zugezogen hatte, ſo mochte ſie zuſehen, ſie vor den Augen des Vaters zu verſtecken, geſchweige daß ſie bei ihm Hilfe oder Mitleid hätte ſuchen können. Kam dergleichen zufällig vor ſein Angeſicht, ſo ward neben

*) munter.

Schmerz und Not Mutwille und Unvorsichtigkeit noch gebührlich gezüchtigt. Böse Fälle von Bäumen oder Pferden, Versinkungen in Wasser und unter Eis und Wiederherausreißungen, wie alltäglich waren solche Geschichten! Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als Ohm Schumacher aus Stralsund und Magister Stenzlers nebst vielen Damen bei uns waren und wir Kinder unsre Sonntagskleider angezogen hatten, auf dem Teiche an der Bleiche durchs Eis einbrach und schon einmal versunken war, als mein Bruder Karl mich beim Schopf faßte und herauszog. Ich machte mich nun mit den nassen, triefenden Kleidern in die Gesindestube, wo ich an dem warmen Ofen meine Oberfläche leidlich abtrocknete. In diesem Zustande mußte ich, als es dunkel geworden, in dem Gesellschaftszimmer erscheinen. Die Männer spielten L'hombre; die Frauen saßen am Teetisch, und eine las vor; und ich Armer stand scheu und bange, irgendwie berührt oder befühlt zu werden, an der dunkeln Ofenecke, so sehr als möglich vom Lichte abgekehrt, und blinzelte über die Schultern der Frauen zuweilen mit auf die Bilder des Romans, aber meine Seele zagte, und mein Leib zähneklappte. Da erschien meine Retterin, die gute Tante Sophie; sie fühlte zufällig meinen nassen Rock, zog mich ins Nebenzimmer, erfuhr mein ganzes, nasses Abenteuer und erbarmte sich meines Elends. Flugs war ich ausgekleidet, mit einem warmen Hemd angetan und so ins Bett. Die nassen Kleider wurden getrocknet und geebnet, und den andern Morgen erschien ich zierlich und wohlgemut wieder in der Gesellschaft. Die Base aber hatte

unter dem Titel von Zahnweh, wovon ich als Kind ſchon genug geplagt worden bin, mein Wegſchleichen entſchuldigt.

Verſteht ſich, daß die Jungen des Pächters Ludwig Arndt Pächterjungen blieben, arme kleine Geelſchnäbel, die in eigengemachten Jäckchen und Höschen und in geflickten Schnürſtiefelchen vor den Herren ihre Bücklinge machen mußten. Aber die armen Schelme mußten doch ſchon ihre Bücklinge machen, und wie! Bei alltäglichen Gelegenheiten ging es alltäglich her, aber bei feſtlichen Gelegenheiten, bei Feierſchmäuſen, Hochzeiten u. ſ. w., was waren das für Anſtalten und Zurüſtungen auch bei ſo kleinen Leuten, als die Meinigen waren! Ich erzähle aus den Jahren 1770 und 1780.

Es ging bei ſolchen Gelegenheiten in dem Hauſe eines guten Pächters oder eines ſchlichten Dorfpfarrers ganz eben ſo her wie in dem eines Barons oder Herrn Major Von, mit derſelben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich ſteifer und ungelenker, alſo lächerlicher und alberner. Es war nur der Perückenſtil oder der heuchleriſch welſch und jeſuitiſch verzierlichte und vermanierlichte Schnörkel- und Arabeskenſtil, der von Ludwig dem Vierzehnten bis an die franzöſiſche Umwälzung hinab gedauert hat. Noch lächelt mir's im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeiten gedenke. Langſam feierlich, mit unlieblichen Schwenkungen und Knickſungen bewegte ſich die rundliche Frau Paſtorin und Pachterin mit ihren Mamſellen Töchtern gegeneinander, um die Hüften wulſtige Poſchen geſchlagen, das oft falſche, dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgetürmt, die Füße auf hohen Abſätzen chineſiſch

in die engſten Schuhe eingezwängt, wacklig einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weiſe ebenſo ſteif, aber doch tüchtiger. Bei dieſen hatten die großen Bilder des ſiebenjährigen Krieges den welſchen Geſchmack etwas durchbrochen. Man mochte mit Recht ſagen, es waren die komiſchen Transfigurationen Friedrichs des Zweiten und ſeiner Helden. Mächtige Stiefeln bis über die Kniee aufgezogen, ſchwere ſilberne Sporen daran, um die Kniee weiße Stiefelmanſchetten, in den Händen ein langes ſpaniſches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer dreieckiger Hut über den ſteif einpomadiſierten und eingewächſelten Locken und der langen Haarpeitſche — da war doch noch etwas Männliches darin. — Und die Jungen? Selbſt dieſe kleinen, unbedeutenden Kreaturen mußten ſchon mit heran. O es war eine ſchreckliche Kopfmarter bei ſolchen Feſtlichkeiten. Oft bedurfte es einer vollen, ausgeſchlagenen Stunde, bis der Zopf geſteift und das Toupet und die Locken mit Wachs, Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgetürmt waren. Da ward, wenn drei bis vier Jungen in der Eile fertiggemacht werden ſollten, mit Wachs und Pomade draufgeſchlagen, daß die hellen Tränen über die Wangen liefen. Und wenn die armen Knaben nun in die Geſellſchaft traten, mußten ſie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und Hand küſſen.

Das Poſſierlichſte bei dieſen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutſchen Sprache, welcher damals in jenem Inſelchen auch für etwas Ueberaußes und Ungemeines galt und auch wohl gelten mußte, weil wenige

damit ordentlich umzugehen verſtanden, ohne dem Dativ und Akkuſativ in einer Viertelſtunde wenigſtens einige hundert Maulſchellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigſtens die erſten fünf bis zehn Minuten der Eröffnung und Verſammlung einer Geſellſchaft hochdeutſch zu radebrechen; erſt wenn die erſte Hitze der feierlichen Stimmung abgekühlt und die erſten Beklemmungen, welche der Ueberfluß von Komplimenten verurſacht, über einer Taſſe Kaffee verſeufzt waren, ſtieg man wieder in den Alltagsſocken ſeines gemütlichen Plattdeutſch hinunter. Auch franzöſiſche Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich mich in mir erlächelte, als ich das Welſche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das Wun Schur! Wun Schur! (Bon jour) und a la Wundör! (a la bonne heure) oder an die Fladrum (flacon), wie das gnädige Fräulein B. ihre Waſſerflaſche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wenn ſie zu Roß zuſammenſtießen, ſich mit ſolchen und ähnlichen Floskeln zu begrüßen und vornehm zu bewerfen pflegten.

Ich galt in dieſen Tagen für einen treuen, gehorſamen und fleißigen Jungen, aber zugleich für einen ungeſtümen und trotzigen, für einen ſolchen, der gern ſeinen eigenen Weg ging. Mein Bruder Karl war ein leichter, gewandter und liebenswürdiger Wildfang, zu Roß und zu Fuß der Kühnſte und Geſchwindeſte, ſpäter im Jünglingsalter ſo geſchwind, daß er im Laufe nie ſeinesgleichen gefunden hat. Fritz, zwei Jahre jünger als ich, war mild und gleichmütig, ein geiſtiges Kind und körperlich noch ſehr zart. Die anderen waren klein. Ich war zugleich

trotziger und blöder als beide und konnte von Freden ihnen gegenüber daher leicht ins hintere Regiſter geſtellt werden.

In Lebensgefahr bin ich zweimal geweſen: das eine Mal, als ich unter das Eis geraten war und mein Bruder mich faßte und herausholte; das zweite Mal, als nichts Geringeres als ein Wagenrad mir über den Kopf gelaufen war. Ich hatte mich nämlich auf einem großen vierſpännigen Erntewagen ins Feld fahren laſſen, war beim Zurückfahren des beladenen Wagens neben dem Knecht auf das Reitpferd geſtiegen und bei einem Sprunge desſelben heruntergefallen — und ſiehe ein Rad des Wagens war mir hinter dem Ohre ſo über den Kopf gegangen, daß Haut und Haar blutig abgeſtreift worden. Doch war dem Knaben der Schädel nicht zerbrochen, ſondern er blutete nur tüchtig. Wahrſcheinlich hat, wie ſo oft im Fahren geſchieht, das Rad, das mich nicht voll treffen ſollte, erſt einen Sprung über einen Stein und alſo halb in der Luft leichthin über meinen Kopf gemacht; ſonſt bleibt es unbegreiflich. Hier ſalbte und wuſch die gute Tante mich wieder, damit ich nicht anderswo gewaſchen würde. Als die Wunde vernarbte, durfte die Begebenheit unſchädlich erzählt werden.

Dies waren Unfälle, und dergleichen nebſt anderen Nöten mögen wohl mehr über unſere Köpfe hergefahren ſein; aber ſie ſind längſt vergeſſen, und es tauchen aus jener jetzt ſo fernen Vergangenheit nur Bilder von Freudenerinnerungen auf. Nur eine einzige bittere Erinnerung nahm ich mit, und zwar die Erinnerung der erſten lügenhaften Ungerechtigkeit, die an mir gefrevelt iſt, und die

auf lange hin einen tiefen Stachel in mir zurückgelaſſen hat. Denn des Unrechts, das ein lieber, freundlicher Vater den Kindern ein paarmal mit dem Stock und der Rute angetan hat, und das nach dem Brauche jener Zeit ein ziemlich allgemeines Unrecht war, will ich nur kurz gedenken. Dieſes Unrecht beſtand darin, daß der kleine Trotzkopf, wenn er gezüchtigt ward, nicht weinen noch viel weniger für die erlittene Strafe ſich bedanken und handküſſen wollte; weswegen er in Verhältnis gegen ſeine tränenreicheren Brüder gewöhnlich die doppelte Beſcherung erhielt.

Es war Herbſtjahrmarkt zu Gartz. Die ganze Dumſevitzer Familie war bei dem Herrn Magiſter Stenzler zu Mittag geweſen und fand ſich nachmittäglich um den Kaffeetiſch der alten verwitweten Paſtorin Magiſterin von Brunſt ſitzend, deren Mann vorlängſt auch Pfarrer des Städtchens Gartz geweſen. Dort in dem vollſten Gewimmel von Damen und Herren, als der Herr Magiſter mich vorzeigte und als einen fleißigen Schüler lobte, erhob ſich aus dem Kreiſe der Damen eine damals noch junge, roſige und mit den ſchönſten ſchwarzen Muſchen auf den Wangen gezierte und mit Federbüſchen und ſeidenen Bändern den Kopf umflatterte Mamſell, die Schweſter der Frau Magiſterin Stenzler, Mamſell Dittmar aus Greifswald, und machte gegen mich die förmliche Anklägerin. Der Gegenſtand der Anklage war aber folgender:

Mein Bruder Karl und ich traten, wenn wir vormittags in die Kirche gingen, häufig in dem Hauſe des Herrn Magiſters ab, wurden auch oft zu Mittag da behalten, um nachmittags in das Katechiſeramen zu gehen und

dann den Reſt des Sonntags mit dem Sohn des Hauſes, Lorenz Stenzler, und einigen Junkern von Kahlden, welche gewöhnlich auch da waren, zu verſpielen. Da ging es denn natürlich in dem Garten des Herrn Magiſters, auf dem alten Gartzer Schloßwall der weiland heidniſchen Feſtung Carenza und bis in den Wald von Roſengarten hinein luſtig und wild, jugendlich und knabenbleich her. Hühnerneſter und Eier in Scheunen und auf Speichern, Vogelneſter in Hecken und Wäldern, Igel und Gewürm unter Sträuchern und Blumen ſuchen, und was anderer Jungenheit und Knabenheit mehr iſt, nebſt wilden Sprüngen und Spielen — das alles fehlte natürlich nicht. Nun hatte man aber einige Tage vor dem Jahrmarkt in dem Garten des Herrn Magiſters gefunden, daß mehrere hinter einem kleinen Schuppen ſtehende Miſtbeetenfenſter zertreten waren, und die Spuren von Knabenfüßen daneben. Davon ſtand in der Geſellſchaft zufällig die Rede, und die roſige, ſchwarzbemuſchte Mamſell fuhr heraus: „Wer das getan hat, iſt nicht zweifelhaft, das iſt der wilde Monſieur Moritz, der immer wie ein loſes Füllen daherſpringt und mit ſo kecken Sprüngen über die Büſche und Blumen wegſetzt.“ Mit dieſen Worten wieſen ihre Blicke auf mich, ſo daß ich ſelbſt den Unbekannten in dem Kreiſe gezeigt ward. Auch meine Eltern ſchienen der Ausſage Glauben beizumeſſen; nur die Tante Sophie rief eben ſo zuverſichtlich, als die Anklage geſprochen hatte, in die Geſellſchaft hinein: „Nein, der Moritz hat es gewiß nicht getan, der iſt wohl wild, aber er pflegt nicht gern etwas zu beſchädigen.“ Der Moritz aber, der die Glaszerbrecher wohl kannte (Bruder Karl und Herr

Lorenz Stenzler waren beim Balgen auf das Miſtbeet gefallen) ging wie ein beſchneiter Hund von dannen und machte ſich in den Stall zu dem Kutſcher, um ſo unbemerkt und unſichtbar als möglich zur Zeit der Abfahrt zu den übrigen in den Wagen zu ſteigen. Zu Hauſe gab es denn des Abends noch eigne Scheltungen und Warnungen, wogegen ich weiter nichts tun konnte, als meine Unſchuld beteuren, jedoch ohne die Verbrecher anzugeben.

Dies begab ſich, wie ich meine, in dem letzten Jahre unſers Dumſevitzer Lebens und ſank tief in mein Herz. Ich weiß, daß ich nimmer ins Haus und in die Geſellſchaft zu bringen war, wenn die Frau Magiſterin und ihre muſchige Schweſter uns beſuchen kamen, ſondern mich ſo lange zu den Hirten oder in die benachbarten Bauernhäuſer, beſonders zu meinem Spielgeſellen Ludwig Starkwolb vorlief und mich dort ſo lange enthielt, bis ich vermutet oder erlauſcht hatte, daß die grauenvollen Menſchen weg waren. Selbſt gegen den verehrten und freundlichen Herrn Magiſter ward ich etwas ſcheu, weil ich meinte, er hätte bei der Anklage, die ſelbſt meine guten Eltern verlegen und ſtützig machte, meine Verteidigung übernehmen müſſen.

So waren hier in Dumſevitz bei Gartz die erſten Knabenjahre verfloſſen. Im Jahre 1780, wenn ich mich recht erinnere, zog mein Vater von Dumſevitz ab in die ſüdweſtliche Ecke der Inſel, eine Meile von Stralſund, wenn man das zwiſchenſtrömende Meer mitrechnet. Er übernahm zwei ſundiſche Güter, Grabitz und Breeſen, nebſt zwei Bauerndörfern, Gieſendorf und Gurvitz, deren Bauern Hofdienſt leiſteten, oder vielmehr er kaufte ſich das noch auf

vier Jahre rückſtändige Pachtrecht derſelben mit einer ganz bedeutenden Summe von einem Oberſten von Schlagenteufel. Der Vater dieſes Oberſten war im Munde des Volkes faſt zu einer mythiſchen Perſon geworden. Er war ein Hüter der Schafe geweſen, wie mein Großvater ſeliger, und es war dem jungen Hirten gelungen, ſich eine gute Nacht unter die mondſcheinlichen Tänze der Unterirdiſchen einzuſchleichen und einem der kleinen Liliputter ſein unverlierbares Käppchen nebſt Glöckchen, woran das Glück ihres Daſeins geknüpft iſt, zu entreißen. Das hatten die kleinen Leute von ihm mit großen Schätzen wiedergelöſt, und dafür hatte er ſich das Gut Grabitz gekauft, welches, ich weiß nicht, durch welche Verhandlung, aus ſeiner Hand in den Beſitz des Kloſters St. Jürgen vor Rambin gekommen war. Genug, der Schäfer war plötzlich reich und Eigentümer eines hübſchen Gutes und endlich Edelmann geworden. Seine Söhne waren in herzoglich braunſchweigiſche Dienſte getreten, und mehrere derſelben hatten als Offiziere in den braunſchweigiſchen in Englands Sold gegebenen Regimentern gegen die junge nordamerikaniſche Freiheit gefochten. Einige von ihnen, worunter auch der Oberſt, kauften ſich ſpäter Rittergüter in Pommern. Mit einem derſelben, dem Major von Schlagenteufel, einem ſehr würdigen Mann, begegnete mir eine Joſephsgeſchichte, die mich hätte eitel machen können. Als er aus Amerika zurückkam, beſuchte er ſeine Heimat und auch ſeine Geburtsſtelle Grabitz und ließ ſich meines Vaters Fünfzahl von Buben vorführen. Nach der Muſterung griff er mich heraus und ſagte zum Vater: „Wenn Sie mir einen der Jungen ſchenken wollen,

nehme ich dieſen.“ Neben mir ſtand mein Fritz, ein ganz anderer Kerl, aber damals kränklich und winterweich; und ich errötete in mir und fühlte, daß der Herr Major ſich vergriffen hatte.

Die Güter Grabitz und Breeſen mochten etwa zwölf bis dreizehn Laſt jährlicher Ausſaat haben; das hübſche Dorf Gieſendorf ſtieß dicht an Grabitz. Die Gegend war nicht ſo romantiſch als die um Schoritz und Dumſevitz, welche gleichſam ſchon die Angrenze der paradieſiſchen Meerbuchten und Wälder von Putbus ſind. Indeſſen wir waren gottlob wieder ans Meer gekommen, fanden reichliche Obſt- und Blumengärten und auch noch ein paar Wäldchen, die Lau*) bei Grabitz, den Tannenwald bei Breeſen und den größeren, noch näheren Tannenwald an dem Kloſter St. Jürgen vor Rambin. Wir hatten die Herrlichkeit des Binnenmeeres faſt mächtiger als bei Schoritz und Dumſevitz. Es bildet nämlich das Meer von dem Gellen bei Barhöft und Pron an der pommerſchen Küſte und von der Inſel Hiddenſee ab einen drei bis vier Stunden tiefen und drei bis eine Stunde breiten Buſen, wohinein die Oſtſee bei Nord- und Nordoſtſtürmen gewaltig zurückſchlagend ſtrömt. Unſer Grabitz lag auf einer kleinen Erhöhung an fetten, weitgeſtreckten Wieſen und Weiden, die längs einem halben Dutzend Höfen und Dörfern weit am Strande hinlaufen. Wir hatten bei mächtigen Stürmen die ſchauerliche Freude, daß ſich die Wogen etwa fünfzig Schritt von unſerem Hofe heranwälzten. Alle Wieſen waren dann ein einziger, unendlicher See, und welche Wonne, wenn ſolches im Dezember oder

*) ſoviel als Wald.

im Januar geſchah und ein geſchwinder Froſt die Waſſer in metallfeſtes und metallſpiegeliges Eis verwandelte!

Hier ging das Leben und die Weiſe, wie es mit uns und unſerer Erziehung und Unterweiſung gehalten ward, im ganzen ſo ziemlich nach dem Dumſevitzer Zuſchnitt fort; nur daß wir endlich in eine ordentliche Schule eingeſperrt wurden. Es kam ein Hauslehrer, wahrſcheinlich ein ſehr wohlfeiler, weil kein teurer bezahlt werden konnte, oder weil wir für einen ſolchen noch zu jung zu ſein ſchienen. Dieſer, Herr Gottlob Heinrich Müller, hatte ſchon zehn Jahre und länger ſogar die Söhne von Edelleuten und reichen Eigentümern unterrichtet; wie ſollte er denn für die Knaben eines armen Pächters nicht gut genug ſein? Herr Müller war ein Sachſe, aus dem Städtchen Chemnitz, hatte dort die Schule bis an den Studenten hinauf beſucht, war aber nicht Student, ſondern im ſiebenjährigen Kriege Soldat geworden. Ich glaube, er hat erzählt, die Preußen haben ihn zum Soldaten gepreßt, darauf die Schweden ihn gefangen, als ſchwediſcher Unteroffizier hatte er ſich endlich zur Ruhe geſetzt und für den Korporalſtock die Fasces des Orbilius ergriffen. Es war ein kleiner, vierſchrötiger Mann mit einem runden, breiten Kopfe und buſchigen, weißen Brauen, unter welchen ein paar blitzende, blaue Augen hervorfunkelten; trug immerfort Gamaſchen, einen dickbepuderten, mit zwei großen Locken gezierten und mit einem ellenlangen, dünnen Haarzopf behangenen Kopf und führte, wenn er ſpazieren ging, ein langes, ſpaniſches Riet in der Hand; ſeine Bewegungen waren ſcharf und eckig, wie auf dem Paradeplatz, ſeine Haltung ſtrack, ſeine Stimme hell,

ſein Blick funklig, ſein ganzes Weſen Chriſtlichkeit, Redlichkeit und Zorn. Er unterrichtete uns und die ſehr hübſche und ſchelmiſche Tochter eines Nachbarn, des Herrn Lange, welche ſpäter an einen Paſtor verheiratet worden, im Schreiben, Rechnen, Chriſtentum und etwas Geſchichte und Erdkunde und einem bißchen Latein. Ich ſage ein bißchen, denn er ſelbſt wußte von allem kaum ein bißchen mehr. Das Facit war, wir lernten in den zwei Jahren, die der gute ſoldatiſche alte Mann bei uns war, faſt wenig zu, wenn es nicht ein Vorteil war, daß das Sitzfleiſch mit einiger Regelmäßigkeit eingeübt ward, und daß er mit ſeinem echt ſächſiſchen, eifrigen Luthertum und durch Geſang und Katechismus das äußerliche Chriſtentum in uns feſter machte. Er war ein echter Sachſe, wie ich ſie im Erzgebirge und Voigtlande ſpäter habe kennen lernen, ein ebenſo redlicher und gutmütiger als auflodernder und zornmütiger Mann, hatte dabei ſeinen alten Unteroffiziers- oder Lehrerſtolz, der das Pächtergeſchmeiß — wie er uns freilich leiſe gelegentlich merken ließ — und beſonders den ungehobelten Pöbel der Bauern und Tagelöhner tief verachtete. Hier ein paar Anekdoten von ſeiner Art, welche uns, ſeine Schüler, noch zwanzig und dreißig Jahre nach ſeinem Grabe bei ähnlichen Gelegenheiten oft ergötzt haben:

In Grabitz ſtand ein altes, ungeheuer großes, aber ſchlechtes und gichtbrüchiges Haus, worin die ſtarke Familie und das nicht kleine Geſinde des Pächters ſich notdürftig behalf. In dem kleineren und jüngeren Backhauſe ſtießen einige Zimmer an den ſchönen Baumgarten, wohin Herrn Müllers Wohnung und Schule verlegt ward, welche auch

künftig ihren Sitz dort behielt. Vorn am Eingange in dieſem Backhauſe hatte aber in einem Kämmerchen ein kleines, zierliches Knechtchen meines Vaters ſeinen Sitz, welches wegen ſeiner abenteuerlichen und bajazziſchen Streiche, Schnurren und Einfälle Jahre lang auf dem Hofe gehegt und etwas verhätſchelt war. Dieſes Kerlchen war wegen ſeiner Gewandtheit und Behendigkeit und wegen allerlei flinker und luſtiger Ausrichtungen und Anſtellungen, womit es die Einförmigkeit unſeres ſtillen Landlebens durchſchnitt, bei den Frauen und Kindern, welchen er zu allen Späßen, Spielen und Dienſten bei Tag und bei Nacht immer fertig war, beſonders gut angeſchrieben. Dieſes muntere Männchen, das als Knecht mit Knochenarbeit wenig bezahlen konnte, hieß Papier, und ward nur das Papierchen, von Herrn Müller das Babierchen oder verächtlich gar das Babierſchnitzelchen genannt. Da er in laufenden Beſtellungen nach Rambin und der Alten Fähre viel gebraucht ward, ſo mußte er oft auch den Müllerſchen Läufer machen. Dieſer hatte dem kleinen Menſchen, da er ſich über eine mitternächtliche Sendung durch Eis und Schnee beklagt hatte, einſt mit ſeinem langen Rohr dräuend zugerufen: „Wie der Mann iſt, brät man ihm die Wurſt.“ Das Babierchen hatte dies Wort aufgegriffen und unter dem Geſinde verbreitet, bei welchem Herr Müller hinfort nur der Wurſtbrater hieß, ein Gekelname, den auch ſeine Schüler in ihrer Unart leider zuweilen gebrauchten.

Unter ſeinen Schülern kam ich, als der in ſeinem Trotze oder vielmehr wegen ſeines Trotzes Gehorſame, wohl am beſten weg; der leichte, bewegliche Karl und die ſchöne,

unruhige und lebhafte Katharina Langen wohl am schlimmsten; Fritz im mittlern Maße, welchem er doch einmal in Beziehung auf seinen herrlichen Kopf im Zorne zugeschrieen hatte: „Frütreich, aus dir will ich einen Kerl machen, aber Briegel mußt du haben"; welches Wort begreiflicherweise auch ein Sprichwort unter uns ward.

Das Schwerste und Mißlichste für die Schüler war die Gesangstunde, welche des Morgens als Schulanfang gehalten ward. Der Alte sang mit desperat heftiger und kreischender Stimme, und es war selbst der Furcht oft unmöglich, sich eines verstohlnen Kicherns zu erwehren. Da ward denn nach der guten alten, christlichen Weise mitten im Singen drunter gehauen, daß die Späne flogen, jedoch ohne daß der Gesang dadurch im mindesten aufgehalten wäre. Am gefährlichsten aber ward es, wann der Alte von den Seinigen Besuch bekam. Er hatte nämlich in Stralsund eine verheiratete Tochter, bei welcher seine Frau wohnte, und seinen Sohn, einen jungen Bäcker. Die kamen denn zuweilen Samstags oder Sonntags zu uns übers Wasser und blieben die Nacht und hielten Montags früh vor dem Frühstück und der Abreise gewöhnlich noch den Morgengesang mit uns. Ich weiß nicht, ob die alte Frau, sonst gar ein bescheidenes, freundliches Mütterchen, von ihm eingesungen war, aber sie hatte seine helle, durchgellende und durchquickende Manier, so daß sie gewöhnlich den ganzen Gesang in Verwirrung brachte; wobei er denn doch mit großer Mäßigung des Zorns nur mit den Worten drein sprach: „Mutter, du mußt Dou halten"; was auch als Scherzwort noch lange durch die Münde laufen sollte.

Ich war indeſſen vierzehn Jahr und mein Bruder Fritz zwölf Jahr alt geworden, Karl war wieder nach Stralſund in die Schule geſchickt. Herr Müller ward verabſchiedet, und Herr Gottfried Dankwardt, Kandidat der Theologie, nahm ſeine Stelle ein. Zu dieſer Veränderung hatten die Freunde meines Vaters, die Herren Stenzler und Krüger, und die Vorſtellungen meiner Mutter den Anſtoß gegeben. Dieſer Herr Dankwardt war der Sohn eines Arztes aus der Stadt Barth in Pommern, damals etwa ein Fünfundzwanzigjähriger, ein kleiner, blonder, fröhlicher und beweglicher Mann, in ſeinem innerſten Weſen voll Freundlichkeit und Frömmigkeit.

Dieſer gute und liebe Mann iſt drei Jahre unter uns geblieben und hat ſein Leben und Wiſſen in Liebe und Treue mit uns geteilt. Es war ein redliches Herz, ein guter Kopf, ein leidlicher Lateiner, mittelmäßiger Franzos, ein bißchen Engländer, Grieche faſt gar nicht, indem das Griechiſche in jenen Tagen bei den Prüfungen der Kandidaten des Predigtamts nicht einmal gefordert ward. Dieſes und das andere Gewöhnliche, was Hauslehrer alles lehren ſollen und zu lehren pflegen, hat er mir und meinem Bruder Fritz nach Vermögen mitgeteilt, und wir haben daher ſein Andenken in Ehren gehalten, wie er denn auch, ſo lange mein Vater lebte, als er Paſtor zu Bodenſtede bei Barth und auf der Halbinſel Dars war, immer desſelben lieber und willkommener Hausfreund geblieben iſt. Er war nicht nur ein guter, frommer Lehrer und ein treuer, frommer Paſtor, wie man die Worte im gewöhnlichen leichten Sinn ausſpricht, ſondern ſeinem innerſten Weſen nach ein tapferer

und begeiſterter Kernmenſch, in deſſen kleinem, zartem Bau eine mächtige Seele hauſte.

Als im Winter 1807 der franzöſiſche General Mortier Stralſund berannt hatte, waren rings in die Dörfer an den pommerſchen Küſten franzöſiſche Wachpoſten gelegt; ſo auch in dem Kirchdorfe Bodenſtede unweit Barth, dem Dars gegenüber. Dieſe hatten angefangen, nach welſcher Weiſe mit den Weibern und Töchtern Ueberſpiel zu verſuchen. Das konnten dieſe Dörfler nicht leiden, Männer an die mächtigſten Gefahren und gelegentlich auch an Pulver und Blei gewöhnt.*) Sie ſcharten ſich im gerechten Zorn, die Franzoſen erſchraken vor ihrer Zahl und Rüſtigkeit, wurden entwaffnet, gebunden, eingeſchifft und etwa fünfzig Mann ſtark nach Stralſund an die Schweden als Gefangene abgeliefert. Das war eine kurze Freude. Die Tat erſcholl in dem franzöſiſchen Lager, und ein Kommando von mehreren hundert Mann ward abgeſandt, das Dorf zu beſtrafen. Der Schulze und mehrere Aelteſte von Bodenſtede wurden gefeſſelt und ſollten erſchoſſen, das Dorf ſollte geplündert, angezündet und abgebrannt werden. In dieſer

*) Auf der Halbinſel Dars und in den Dörfern auf den gegenüberliegenden Küſten wohnt ein ſchöner, kräftiger Menſchenſchlag, deſſen Gewerbe in der Jugend gewöhnlich das kühne Element des Meeres iſt. Als ich im Winter 1817 meinen alten Meiſter zu Prerow auf dem Dars, einer reichen Pfarrſtelle, wohin er von Bodenſtede befördert war, zum letztenmale beſuchte, ſtießen mich und meinen Bruder Karl zwei herrliche, ſchlanke Männer mit langen, eiſenbeſchlagenen Stangen in fliegenden Schlitten über das ſpiegelglatte Eis hin, welches damals zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel eine Brücke geſchlagen hatte. Beide trugen engliſche Ehrenmünzen, hatten engliſches Jahrgeld. Sie hatten auf der Victory des Admirals Nelſon die Schlacht von Trafalgar (1805) mitgemacht. Der Schulze in Bodenſtede, in deſſen Hauſe ich mit dem Herrn Paſtor mehrmals zu Tiſch geſeſſen bin, war in ſeiner Jugend Steuermann eines Weſtindienfahrers geweſen. (Anmerkg. Arndts.)

großen Not, als die Gefeſſelten den ſicheren Tod erwarteten, trat der kleine Herr Paſtor vor und redete den welſchen Befehler mit den kühnen Worten an: „Mein Herr, Sie haben die Unſchuldigen ergriffen, ich bitte, laſſen Sie dieſe Männer los, die ſind die Unſchuldigen und Verführten; hier haben Sie den Verbrecher, mich nehmen Sie, mich erſchießen Sie, wenn Gott es Ihnen erlaubt, mein Haus verwüſten und verbrennen Sie, ich bin der Verführer, der einzige Schuldige. Ich habe dieſen armen Bauern gepredigt, daß ſie bis auf den letzten Mann für ihren König ſtehen und den Feinden des Vaterlandes Abbruch tun müßten." Dieſe Worte, aus kühnem und tapferm Herzen geſprochen, rührten den Welſchen; er ließ die Gefangenen losbinden, legte ihnen eine leidliche Geldſtrafe für ſeine Truppen auf und ließ zum Zeichen, daß er die befohlene Abbrennung des Dorfes ausgeführt habe, einige elende leere Hütten außerhalb des Dorfs, wo die Fiſcher ihre Heringe zu räuchern pflegten, niederbrennen. Dieſe Tat des Pfarrers war groß, größer die des edlen Welſchen, der ſeinen böſen Mut bezwang. Warum habe ich ſeinen Namen nicht erfahren können?

Mit Herrn Dankwardt begann nun ein neuer Abſchnitt in dem Leben der Jungen und eine Art der Schule und des Umgangs, wie ſolcher, die da vorhaben Bücherleſer oder Studenten zu werden, welche der Schwede nach der Haupteigenſchaft, wodurch ſie ſich auszeichnen ſollen, Leſeferle nennt. Es gab der Kandidaten in der Nachbarſchaft mehrere, welche zuſammen wöchentlich etwas einem Klub Aehnliches hielten, wo ſie ſich beſprachen und auch

ihre Lesebuben zusammenführten. Auch ließen sie und die Prediger der Insel in einer recht ansehnlichen Lesegesellschaft alles Neueste der schönen und leichten Litteratur rundlaufen, wovon natürlich auch uns und unserem Hause sein Teil zu Gute kam. Von den Knaben, welche durch diesen Kandidatenklub zusammengeführt wurden, waren unser nächster Nachbar Gottlieb von Kathen, ferner Buslaf von Platen und Christoph von Schmiterlöw die gewöhnlichsten Spielgesellen. Dieser Christoph war der allgemeine Spaßhammel. Er hieß nur der lange Stoffel, zuletzt gar der Löwe in der Wüste; denn der Herr Rosegarten hatte seine schöne Tante besungen und in sein Gedicht ein Abenteuer von einem Ritter Schmiterlöw eingewoben, der vor tausend Jahren weiland in den Kreuzzügen den Löwen in der Wüste erschlagen. Das ward ein Stichwort gegen unseren langen Helden, der es im preußischen Dienst doch bis zum Obersten eines Dragonerregiments gebracht hat, und wann wir uns diesen damals noch sehr ungeleckten und ungelenken Löwen zuwarfen, klang es: „Smit den Löwen her!" (Wirf den Löwen her!) Die sehr langen und tapferen Smiterlöwen — denn sie galten alle für Eisenfresser — waren übrigens vor etwas über hundert Jahren noch nichts als gute Kaufherren und Ratsherren in Stralsund: auch schon Würdigkeit, denn ein Ratsmann in dieser Hauptstadt des Landes Rügen galt schon längst einem Ritter ebenbürtig.

Von den Kandidaten waren Herr Theobul Rosegarten, Lehrer zu Götemitz, und Herr Nestius, Neffe des berühmten und gelehrten Propstes Pistorius zu Poseritz, wohl die ausgezeichnetsten. Darunter fuhr öfter von Greifswald her-

überbrauſend der wilde Johann Hagemeiſter, ein ſtürmiſcher, genialiſcher Jüngling, der aber ſpäter ein ſchönes Talent liederlich verſauft und verbrauſt hat. Dieſer und der überfliegende Koſegarten zündeten manches an und erregten das Leben, das aber bald wieder in ſtilleren Wellen hinfloß: denn der Vater hieß Zucht und Ordnung und die Mutter Beſonnenheit und Klarheit; das enge Gefäß des Vermögens ließ auch keinen weiten und brauſenden Wellenſchlag zu.

Außer dieſen mit Herrn Dankwardt verkehrenden und wechſelnden Jünglingen kamen uns die alten Hausfreunde nicht abhanden. Herr Magiſter Stenzler und Paſtor Krüger ſprachen häufig bei uns ein und machten bei ihren Stralſundsfahrten gewöhnlich eine kleine Ausbeugung von der Landſtraße nach Grabitz, wo ſie mit den Ihrigen eine Nacht oder zwei ſchliefen. Auch ſie trugen uns manche gute Bücher und Anweiſungen ins Haus. Dies konnte beſonders von Stenzler gelten, der nicht bloß ein vortrefflicher Prediger, ſondern auch ein bedeutender Gelehrter war und eine ausgeſuchte Bücherei hatte. Die Häuſer dieſer geiſtlichen Herren, ſowie das unſeres Ohms Moritz Schumacher zu Silmnitz, dann zu Rentz bei Garz, und des Pächters Dalmer zu Schoritz wurden in der guten Jahreszeit von unſerem Herrn Kandidaten und uns auch recht fleißig beſucht. Gewöhnlich ging die Karawane den Sonnabend Mittag aus und kam Montag Nacht wieder heim. Es waren aber nur Spaziergänge von zwei, drei Stunden.

Außer dieſen Freunden waren in Stralſund Verwandte, Bekannte und Geld- und Geſchäftsfreunde des Vaters, die

bei der Nähe von Grabitz, welches zur Alten Fähre nur eine Stunde hat, die Samstage und Sonntage fleißig zu uns herauspilgerten. Sie brachten gewöhnlich Wein oder die Zutaten zum Punsch mit. Unser Federhof lieferte Gänse, Schruthähne, Enten, Hühner und Tauben, und das gute Gewehr meines Vaters Hasen, Rebhühner, wilde Enten und die herrlichsten Schnepfen, wovon der Strand und seine weiten Wiesen wimmelten, in großer Menge. Es war damals überhaupt eine große, allgemeine Gastlichkeit auf der Insel, die zum Teil wohl noch besteht, obgleich die Seebäder und ein wimmelnder Anzug und Durchflug von reisenden Pilgern da wohl etwas Eintrag getan haben mögen. Es ging ungefähr her wie in den Tagen des berühmten Gelehrten und Grobians Samuel Johnson, als er mit seinem Amanuensis Bothwell Nordschottland und sein westliches Inselmeer bereiste und bei Landedelleuten, Pächtern und Pfarrern die Freude der Trinkhörner und Muscheln in Bewegung setzte. Man fuhr, wenn der fröhliche gesellschaftliche Trieb aufstieg, unangemeldet zu den Nachbarn oder Freunden, mochte man zu Fünfen oder zu Fünfzehn kommen, man kam willkommen. Umstände wurden nicht viel gemacht; Fische, Gefieder, Geräuchertes und Gesalzenes fehlten fast nirgends; Zucker, Kaffee, Tee waren in dem fast gar nicht bezollten Lande sehr wohlfeil; Bier und Branntwein fehlten nimmer, selten auch ein Glas Wein; immer aber war die ungeschminkte Gastlichkeit und Herzigkeit da. Dies war etwas so Abgemachtes, daß, wenn z. B. ein oder zwei wohlgepackte Wagen eben angeschirrt standen und abfahren wollten und dann etwa ein dritter Wagen

vorfuhr, der die Abfahrenden beſuchen wollte, man dieſen flugs wieder umwenden und mit zu denen, welche man beſuchen wollte, fortrollen hieß. Auch für die Nacht, wann ſchlechte Wege oder böſes Wetter die Heimfahrt nicht erlaubten, war in den meiſten Häuſern durch die Menge der reichlich gefüllten Federbetten geſorgt. Unſre ſundiſchen Freunde brachten denn auch ihre Jugend mit, unter welchen wir mehrere treue Kameraden gewannen, welche uns neue Spiele und Künſte zubrachten, beſonders mehrere Arten Ballſpiel und die Luſt des Schiffbauens und Segelns auf unſern vielen Teichen und für die Spiegeleisbahn des Winters den Schlittſchuhlauf, wie für den Sommer die Freude des Vogelſchießens. Für dieſe der großen Hauptſtadt nachgemachte Sommerluſt ward auf dem kleinen Tannenberg auf unſrer Weide hart bei Gieſendorf, der Bakenberg zugenannt, eine mächtige Stange mit einem Vogel aufgerichtet, nach welchem wir oft zwei, drei Tage ſo lange mit Flitzbögen und Bolzen ſchoſſen, bis das letzte heruntergeſchoſſene Stück einen der Schar zum König machte. Das gab dann, gewöhnlich in der Pfingſtwoche, eine große Feſtlichkeit. Es ward, ganz nach ſundiſcher Weiſe, mit großer Feierlichkeit unter dem Klang von Pfeifen und Hörnern vom Hofe ausmarſchiert, einige mit Maien und Kränzen geſchmückte Zelte waren aufgeſchlagen, worin Butterbrot, Kuchen und Punſch gereicht ward und wozu in der Regel die Menge Junge und Alte unſrer ſundiſchen Freunde und der Nachbarn geladen wurden.

Dieſe Luſt erinnert mich einer böſen Unluſt, die ich erzählen muß, und die wahrſcheinlich in eines der letzten

Jahre unſers Grabitzer Lebens fällt. Bruder Fritz und ich hatten zu der Schützenfeierlichkeit als Einladungsprogramm jeder ſein Gedicht gemacht. Dieſe wurden vorgeleſen und des Fritzens Worte gewannen als die wirklich luſtigen und witzigen bei der zuhörenden Verſammlung einen glänzenden Sieg, meine hochtönenden und bombaſtiſchen aber fanden keinen Anklang. Hier faßte mich der böſe Neidteufel, und da der Fritz mir eben mit etwas in den Weg trat, rügte ich es derber, als recht war, und zwar mit dem beſchämenden Gefühl des Neides.

Jetzt muß ich endlich einer Stelle ganz beſonders erwähnen, wohin von mir wenigſtens ſelbſt bis in die ſpäteren Jahre, wo ich ſchon zwiſchen den Dreißigen und Vierzigen ſchwebte, wie zu einem feſtlichen Orte zu Fuß, Roß und Wagen viel gewallfahrtet worden iſt. Dieſe Stelle heißt Poſewald, eine kleine Stunde von Putbus, und ein zu Putbus gehörendes Gut. Dort wohnte der Patriarch unſerer Familie, der alte Hinrich Arndt. Zu dieſem, meines Vaters treueſtem Bruder und Freund, ward gewöhnlich im Herbſt und Winter, oft auf mehrere Wochen, gezogen, zur Zeit, wo Aepfel, Birnen und Nüſſe reiften, wo die Bienenſtöcke abgeſtoßen wurden, und wann die Jagd begann. Der alte Graf Malte ließ nämlich ſeine Pächter ohne Umſtände die kleine Jagd treiben; nur die Pürſch der Hirſche hatte er ſich vorbehalten. Der alte Ohm aber und mein Vater, eigentlich alle Vaterbrüder, waren gewaltige Nimrode vor dem Herrn, und hielten ſich die vorzüglichſten Flinten und Jagd-Hühnerhunde; mein Vater war vielleicht der Meiſter von allen, und nicht leicht flog eine Schnepfe unbeſtraft vor

ſeinem Rohr vorüber. Wie oft bin ich am Strande auf der Jagd gegen dieſes Geflügel oder auf der Abendblinke gegen die wilden Enten oder auf den Brachfeldern gegen die Myriaden Brachvögel als Diener mit ihm gegangen und habe mit dem herabfallenden Gevögel die Waidtaſche füllen müſſen! Wenn ſie nun hier in den waldreichen und buſchreichen Revieren von Poſewald, Nadelitz und Süllitz, welche Güter mein alter Ohm als Pächter innehatte, mit ihren Hunden ſtreiften, ſo ward ich gewöhnlich aufs Pferd geſetzt, und zu beiden Seiten wurden Bänder an den Sattel gebunden, woran die armen Haſen und der Familie von Malepart geſchwind abgeſtreifte Bälge aufgeknüpft wurden. Das mußte dann von Morgen bis Abend, oft durch Sturm, Regen und Schneegeſtöber, ſo fortgehen — denn die Männer waren damals noch in einem rüſtigen waidlichen Alter — und ich durfte nicht muckſen, wie ich vor Näſſe und Kälte innerlich auch oft ſchaudern mochte. Auch muckſte ich nicht: denn es gab dabei ſo viele Abenteuer, und der alte Hinrich war ein ſo poetiſcher und romantiſcher Menſch, daß ich doch immer meine Ausbeute dabei fand.

Ich nenne den alten, wackern Bauren poetiſch und romantiſch und ſollte eigentlich dieſes Ländchen Putbus ſo nennen, welches mit ſeinen Hügeln, Wäldern, Hünengräbern, Grab- und Opferſteinen, Küſten, Inſeln und Halbinſeln ſelbſt ganz eine Romanze und ein Gedicht iſt. Der alte Hinrich, nichts weiter als ein etwas verfeinerter Bauer, war nun ein Bild davon, oder vielmehr er bildete es in Sitte und Geſpräch ab. Es war ein ſchöner Mann von mittlerem Wuchs, einem edlen Geſicht, blondem Haar

und blauen Augen, faſt immer fröhlich und heiter und gleich einem, der von Sorgen und ſorglichen Dingen nichts weiß. Er war weniger gebildet als mein Vater, hatte aber doch einen ſchönen Naturgeiſt und eben deswegen gar kein Bedürfnis künſtlicher Vergnügungen. So ſpielte er zum Beiſpiel wohl die Geige, aber nie die Karten und ſaß, wann er ſeine Feldarbeiten überſehen und beſorgt oder ſich auf der Jagd ermüdet und der Gaben Gottes, die auf ſeinem Tiſch immer in der reichſten Fülle aufgetragen wurden, mit uns genoſſen hatte, abendlich und mittäglich vor dem Tore ſeines Hofes auf breiten Steinen und hatte es dann gern, wenn man ſich da zu ihm ſetzte und ſich die Märchen und Abenteuer der Gegend, den Sprung des nordiſchen Helden Olaf Tryggveſon ins Meer — da, wo der Kirchturm von Wuſterhuſen ragt, iſt ein König mit der goldnen Krone ins Meer geſprungen: noch blinkt ſein Kopf mit der goldnen Krone in der Johannismitternacht hervor — und die Geſchichten der Schlachtfelder dieſer Küſten, wo Karl der Zwölfte und der alte Deſſauer miteinander gerungen hatten, von ihm erzählen und die Kanonenkugeln herbeitragen ließ, die ſeine Leute aus den Feldern um Nadelitz ausgepflügt und aus den Gräben und Teichen ausgegraben hatten. Denn der gute Alte erzählte gern und lebendig und ließ ſich gern erzählen, wußte mancherlei von rügenſchen und ſchwediſchen Begebenheiten und hatte ſich aus manchen alten Chroniken, die auf ſeinem Kannbrett lagen, auch für die allgemeine und deutſche Geſchichte manches herausgeleſen. Das Beſte aber war der Mann ſelbſt, den man ſich aus ſeinen Worten und Taten mit

Freuden herausleſen konnte. Er war immer herzig und beherzt und quoll aus dem Kreiſe ſeines beſchränkten Lebens immer von Scherzen und Schwänken über. Keine Luſt und kein Spaß war ihm zu luſtig, nur unſittlich durften ſie nicht ſein, und er pflegte gern den Spruch zu führen — ich weiß nicht, woher er ihn hatte —: „Doktor Luther hat geſagt, wenn Gott keinen Spaß verſtünde, möchte ich nicht im Himmel ſein.“ Ich nenne ihn den Patriarchen: das war der glücklich geborene Menſch wirklich; redlich, frei, tapfer und hilfreich, wann und wo er konnte, ließ er im Glauben an Gott und ſeine Weltregierung Unglück und Trübſal meiſtens ſtill und leicht neben und unter ſich hingehen und richtete ſich am Sonnenſchein des Lebens bald wieder auf. Mein Vater, ein Menſch mit leicht beweglichem und reizbarem Gefühl, war ihm ſehr unähnlich, auch körperlich, ein großer, ſtarker, brauner Mann; weil ſie aber mit ihren Verſchiedenheiten einander ergänzten, hatten ſie ſich nur um ſo lieber. Als der Aelteſte des Hauſes und als geborner Patriarch, hatte er nicht allein unter ſeinen Verwandten großes Anſehen, ſondern genoß auch unter allen Nachbarn einer großen Achtung und hieß nur Vater Arndt, duldete auch von ſeinem Geſinde keinen andern Namen. Das Wort Herr war ihm verhaßt, wenn jemand ihm damit aufwarten wollte; er meinte, nur ſein Graf Putbus ſei ein Herr — und er hatte wohl nicht unrecht. Mir gab er, als ich ſchon im Jünglingsalter ſtand, weil ich über den König von Schweden ein mißfälliges Wort geſprochen, eine klingende Schelle mit den Worten: „Junge, ſollſt du ſo von unſerm König ſprechen?“

So blieb er bis ans Ende. Ich und meine Brüder beſuchten ihn ein halbes Jahr vor ſeinem Tode (er ſtarb im Winter 1811). Der Greis, in den Achtzigen, ſaß mit ſeinem alten Mütterchen ſchon zuſammengefallen in ſeinem Stübchen, aber die alte Lebensflamme zuckte bei unſerm Anblick friſch auf. Er ſetzte ſich mit uns zu Tiſch und ließ Wein auftragen und ward faſt beredt wie in längſt verſchienenen Tagen und ſagte beim Abſchied ganz beherzt: „Kinder, ihr werdet mich bald in die Erde legen; dann ſollt ihr recht fröhlich ſein und von dieſem Wein trinken; denn ich habe mit Gott mein Lebenlang ein frohes Leben geführt."

Dies war der Patriarch. Noch ſaß in einem ſtillen Stübchen eine liebende und freundlich lächelnde Parze am Spinnrocken, des Patriarchen Mutter und meines Vaters Mutter, deren alte Tage der treue und fromme Sohn mit der größten und zärtlichſten Sorge und Liebe gehegt und gepflegt hat. Das war das Bild einer ſchönen und ſtattlichen Alten, das Angeſicht meines Vaters, bräunlich und ſchön wie König David weiland, auch ſie immer herzig und wohlgemut; hat 96 Jahr auf Erden gelebt und mit ihren Küſſen manchen Segen auf meine Wangen und mein Haupt gedrückt.

Nun müſſen auch ihre andern Söhne heran, die ich in jenen meinen Jugendtagen und ſpäter hier und dort und in der Gegend geſehen habe, auch dieſe alle durch Stärke und Reiſigkeit berühmt und in ihren jungen Jahren auch durch heftige und armbrechende Geſchichten, weswegen in der Umgegend wohl von dem ſtarken, heißen Arndts-

blut die Rede ging. Es ſchien der Ahn, der alte ſchwediſche Unteroffizier, in dem Geſchlecht lange vorhalten zu wollen, und dies Blut ſoll auch in dem jüngeren Stamm der Söhne und Enkel hin und wieder etwas heiß hervorgequollen ſein. Da war der eine Holländer (Kuhpächter) zu Darsband, früher geſtorben, deſſen ich mich nur dunkel aus meiner Kindheit erinnere; ein anderer, Johann Arndt, Putbuſſer Förſter in der Granitz, von Geſicht und Wuchs dem Hinrich ähnlich, aber milderen und weicheren Gemüts, auch ein rüſtiger Jäger, Vogelſteller und Fiſcher, mit einer ſehr geſchickten Hand, ſodaß er allerlei künſtliche Arbeit weben und ſchneiden konnte. Dieſer hatte in der alten Schwedenſtärke alle ſeine Brüder übertroffen, ſo daß ihn in ſeinem jugendkräftigen Alter auch ein mächtiger Ringer nicht hatte aus der Stelle rücken können. Endlich die beiden Jüngſten, Jochim und Chriſtian, Zwillinge, die auf meinen Vater gefolgt waren. Der Jochim war auch ein kleiner Pächter, nicht hoch von Wuchs, aber ſehr gewandt und lebensrüſtig, auch voll angeborner Schneidigkeit und Kräftigkeit, ein Sorgenlos und Sauſewind, wie ich keinen andern gekannt habe; aber das galt nur für ſeine Feierſtunden: denn er war in ſeinen Arbeiten ein ſehr ordentlicher, verſtändiger Mann. Dieſen habe ich erſt ſpäter kennen und erkennen gelernt. Er war fein und hübſch von Gebärde, mit leuchtenden Augen und feſteſtem Blick, von der Art, die auch der Teufel nicht aus der Faſſung bringen möchte. Mehr Verſtand, klares Urteil und heiteres Weſen habe ich in wenigen Menſchen geſehen; daher war er bei all ſeiner windigen und gutmütigen Luſtigkeit zuweilen ſcharf, indem

ihm die meiſten Menſchen wie Dummköpfe oder Träumer erſchienen. Er war in den Jahren von 1804 bis 1812, wo ich wenigſtens wechſelnd mich in der Heimat aufhielt, viel in meinem väterlichen und in den brüderlichen Häuſern, und da habe ich in manche Nacht tief hinein mit ihm geſeſſen, geſpielt und geplaudert. Denn das bedurfte er. Wann die Zeit kam, wo die andern Menſchenkinder ſchlafen gehen, dann bat er noch gern ein paar Geſellen, drei, vier Stunden in Karten oder Geſpräch mit ihm durchzuſpielen und ihm über die Nacht hinzuhelfen. Denn in ihm zeigte ſich die eigentümliche Erſcheinung, daß er in Verhältnis zu andern Sterblichen kaum die Hälfte der Stunden zum Schlaf bedurfte. Obgleich er in ſeiner Jugend ein ſehr arbeitender Mann geweſen, ſo genügten dem ſechzigjährigen Manne doch zwei, drei Stunden dazu. Dies war eine Naturbeſonderheit, die ſich darin offenbarte, daß ihm zwiſchen elf und zwölf Uhr, wenn es gegen die Mitternacht ging, das ſtarke Haupthaar, wie im Schweiß gebadet, ordentlich zu rauchen begann.

Der Nebenhäusler dieſes Jochim, der Chriſtian, war in ſeiner Jugend als ein wilder und freudiger Geſell davongegangen und von dem berühmten preußiſchen Dragonerregiment Anſpach und Baireuth eingefangen worden, worin er es bis zum Wachtmeiſter gebracht. Auch er lebte als ein Ab- und Ueberſtändiger in ſeinen ſpäteren Jahren in dem Hauſe des Poſewalder Patriarchen, hoch und ſchlank, ein Zwölfzoller, und auch von ungewöhnlicher Stärke, noch mit den Spuren ehemaliger Schönheit. Er gehörte mit zur Poeſie dieſes Hauſes, indem der alte freundliche und ſanfte

Menſch unerſchöpflich war, aus den Kreiſen ſeines Lebens allerlei ſoldatiſche und volkliche Geſchichten und Märchen zu erzählen; aber ſein vorzüglichſter Zauber für uns beſtand in ſeiner ſchönen, klangreichen Stimme, mit welcher er eine Menge luſtiger Volks-, Jäger- und Soldatenlieder abzuſingen wußte. Er war nach dem ſiebenjährigen Kriege Dragoner geworden und hatte unter dem großen Könige nur den bayriſchen Erbfolgekrieg oder den ſogenannten Kartoffelkrieg mitgemacht. Von dem alten König Fritz erzählte er mit Wohlgefallen zwei ihm begegnete Geſchichten.

Nachdem er ihn bei der Muſterung des Regiments das erſte Mal nach ſeiner Heimat gefragt und erfahren hatte, er ſei aus Rügen aus der Grafſchaft Putbus, hatte er ihn die erſten Jahre bei der Heerſchau freundlich auf die Wangen geklopft und gerufen: „Ach! der ſchöne Putbuſſer!“

Im bayriſchen Erbfolgekriege hatte der König, die Vorpoſten durchreitend, von den öſtreichiſchen Plänklern der Kundſchaftung der Stellungen wegen irgend einen Gefangenen gewünſcht; aber man hatte keinen öſtreichiſchen Huſaren auf flinkem Pferde erjagen können. Da ließ der preußiſche Oberſt, der die Vorpoſten befehligte, eine Büchſe holen und rief den Dragoner Arndt, einen ihm als wohl zielender Jäger bekannten Schützen, heraus. Dieſer ſprang vom Pferde, lud die Büchſe, ſah den König an, und ſprach: „Aber nur das Pferd, Ew. Majeſtät“, und mit den Worten ſtürzte ein Huſarenſchimmel, der Arndt geſchwind auf ſein Roß, den laufenden Huſaren eingeholt und zum König gebracht. Der König drückte ihm zwei Goldfritzen in die

Hand, mit den Worten: „Brav, mein Sohn! Nicht unnütz einen Menſchen erſchießen.“

Ich ſah aber in meiner Jugend nicht bloß das alte heiße Arndtsblut als von ſehr ſtattlicher und reiſiger Natur, ſondern noch andere Trümmer von Männern reiſiger Größe und Stärke. Doch war dieſe Art nach dem Geſtändnis des alten Hinrich in ſeinen Tagen in der Herrſchaft Putbus ſehr ausgegangen. Der Graf Malte zu Putbus hatte nach dem Tode ſeines Vaters, des Tribunalspräſidenten Grafen Moritz Ulrich zu Putbus, der ein ſehr milder Herr geweſen, die Herrſchaft ſehr verſchuldet empfangen und war aus einem ſtrengen Haushalter, der er anfangs aus Not ſein mußte, zuletzt aus Gewohnheit ein harter Haushalter geworden. Er hatte große Dörfer zerſtört und Pachthöfe daraus gemacht und überhaupt über ſeine Herrſchaft ein ſo ſchweres Szepter geführt, daß ſehr viele, und zwar meiſtens die ſchönſten und rüſtigſten Jünglinge zur See und zu Lande in die Fremde entwichen und nicht wiedergekommen waren.

Auf dieſe hier geſchilderte Weiſe war das gaſtwirtliche Poſewald eine Stelle, wo ſich nicht bloß die Brüder und Gefreundten, ſondern alle guten Leute aus der Umgegend häufig einfanden, auch manche höchſt wunderliche und ſeltſame Käuze, woran jene Zeit und dieſe Gegend reich war. Ich täuſche mich nicht, indem ich das Gedächtnis jener Tage wiederhole: die Menſchen waren damals ungebildeter, aber eigentümlicher, mannigfaltiger und poetiſcher als jetzt; das Naturgepräge war noch nicht zur glatten Einerleiheit ſo

abgeſchliffen, man konnte mehr von ihnen lernen, mehr von ihnen haben.

Es war das wirklich eine poetiſche Epoche, wo das liebe Deutſchland nach einem langen, matten Traum wieder zu einem eigentümlichen litterariſchen und poetiſchen Daſein erwachte: und das war das Schöne darin, daß die Zeitgenoſſen viel mehr, als es mir von den Jetztlebenden deucht, an jenem Daſein teilnahmen.

Leſſing, Claudius, Bürger, Stolberg wurden von Alt und Jung mit Jubel begrüßt. Das Leben wehte friſch anhauchend aus der Luft der Zeit. In unſrer Schule fing Bruder Fritz zuerſt an, Verſe zu machen, und zwar begann der Junge die Römiſche Geſchichte in Dramen darzuſtellen, verſuchte ſich auch in manchem Andern, wovon ich noch einige gerettete Muſter habe; auch wurden die Hausſpäße und lächerlichen und komiſchen Begebenheiten der Nachbarſchaft oft recht glücklich von ihm beſungen. Das hat wahrſcheinlich auch mich gereizt, der ohne ihn vielleicht keinen Vers gemacht haben würde. Ich habe wohl von der Natur nicht genug von jenem flüſſigen und flüchtigen, phantaſtiſchen und magnetiſchen Fluidum erhalten, was den Dichter ſchafft, und wenn mir einzelne kleine lyriſche Sächelchen hie und da leidlich gelungen ſind, ſo iſt es nach dem Sprichwort geſchehen: Eine blinde Taube findet zuweilen auch eine Erbſe. Der Fritz aber war ein ganz anderer Kerl, mit einem hellen Kopf und einem königlichen Gedächtnis, und noch wohl mit mehr bildneriſchem als poetiſchem Talent. Er redete und deklamierte wie ein König, konnte aller Menſchen und Tiere, aller Alter und Ge-

ſchlechter Töne, Stimmen und Gebärden nachmachen, zeichnete vortrefflich und hatte jenen ſtillen und leiſen Witz, der von ſich nichts weiß und nie ſich ſelbſt belächelt. Er war damals ein in ſeiner leiblichen Entwickelung zurückgebliebener, etwas weichlicher und kränkelnder Knabe und hockte viel hinter dem Ofen; woran wohl Unglücksfälle, die er mit Armbrüchen und Vergiftung durch verſchluckte Kupferpfennige gehabt, mit ſchuld ſein mochten. Später, ſchon mit dem fünfzehnten Jahre, raffte er ſich auf und erwuchs zu einem ſtattlichen und ſchönen Menſchen, der auch mit der Fauſt als Fechter und Ringer vielen überlegen war. Leider hat dieſer königliche Jüngling ſeine großen Gaben wenig entwickelt oder vielmehr verſpielt. Er, der ein großer Maler, Bildhauer oder Schauſpieler hätte werden können, auch, wenn er gewollt hätte, ein bedeutender Gelehrter, ſtudierte die Rechte, ward Sachwalt, nahm zu früh ein Weib und mußte in den gewöhnlichen Lebenskarren eingeſpannt im Schweiß ſeines Angeſichts ziehen.

Dieſer prächtige Junge brachte nun in unſer Schulleben manche ergötzliche Luſtigkeit, teils durch die Karikaturen, die er auf jedes weiße Papier hinwarf, teils durch die komiſchen und launigen Späße, die er in ſeinen Verſen ausgoß, indem er mit einem Vetter, der mit uns in Grabitz erzogen und von ihm mit der Verſewut angeſteckt ward, in Tragödien, Komödien und allerlei Hansſachſiſchem Faſtnachtſpiel ordentlich poetiſche Wettkämpfe hielt. Dieſer, der Sohn meines Ohms Moritz Schumacher, ein recht wackerer und fleißiger Junge, hieß zum Unterſchied von ihm der kleine Fritz. Dieſe beiden beſangen und bereimten alles

Denkliche und miſchten die kleine und große Welt in den wunderlichſten Tragikomödien durcheinander, der große Fritz mit bewußter Laune, der kleine Fritz in begeiſterter Unſchuld.

Beſonders trugen ſie — worin ich als ein Erztaubenkrämer auch mitſpielte — die Welt der Götter und Helden des Altertums auf die Kämpfe und Liebesabenteuer ihrer Taubenfamilien über.

Der kleine Fritz ſang:

Das iſt wahr, Priamus,
Du haſt einen tapfern Fuß,
Zu kämpfen mit Achill,
Das iſt dir nur ein Spiel.

und der große Fritz:

Ach! du tapfrer Hektor,
Wind' um deinen Hals dir Flor,
Traur' um Vater Priamus,
Achill biß ihn in den Fuß.

Der kleine Fritz ſang:

Eiſen haſt du, Gott Vulkan,
Greife doch die Feinde an;
Selbſt der alte Priamus
Girret deiner Frau den Gruß.

und der große Fritz:

Weh! Vulkan, du alter Schmied!
Wo, wer ſolche Schmach erlitt?
Denn die ganze Götterburg
Geht mit deiner Venus durch.

Dieſe kindiſche Reimſpielerei und was dahin gehörte, beſonders die Begeiſterung für die Dichter, die wir laſen, brachten durch meine Schuld eine Tragödie hervor, welche der guten Mutter mehr als eine Träne und uns allen

manchen guten Braten gekoſtet hat. Hier iſt die ſchwarze Geſchichte:

Wir hatten uns in dem Baumgarten hart unter den Augen unſrer Schulfenſter, wo ein ſchöner, ſonnenbeglänzter Raſenplatz war, ein Ding gleich einem pegnitziſchen Blumengarten angelegt. Der Raſen war nämlich in viele kleine Duodezgärtchen geteilt, und die Mitte jeder Abteilung war mit einem Haufen bunter am Meeresſtrande aufgeſammelter Steinchen belegt. Jedes einzelne Gärtchen trug den Namen eines Dichters: Gellert, Hagedorn, Uz, Leſſing, Bürger, Stolberg, Hölty, Claudius, Overbeck u. ſ. w.; Goethens Großheit lag natürlich noch weit jenſeits unſers Geſichtskreiſes. Damit nun dieſe bunt ausgelegten und mit Raſen umlegten Gärtlein recht grünen möchten, mußte Waſſer zum Begießen geſchafft werden. Das fehlte in dem Baumgarten, auch war kein Brunnen oder Teich in der Nähe. Da machte ich als der Stärkſte der Teilnehmer mich ans Werk und beſchloß, einen kleinen Teich zu graben, worin ſich Waſſer ſammeln könne. Das ward in der Tat in den Feierſtunden einiger Wochen vollbracht, und bald füllten auch ergiebige Regen meine Grube mit Waſſer. Da begab ſich, daß die jungen Geſchwader von etwa ſiebenzig, achtzig Gänſehäuptern, ſchon ziemlich erwachſen und wohlbefiedert, eines Abends in den Baumgarten getrieben wurden, um in ſeinem wohlbeſchloſſenen Bezirk die Nacht in ſichrer Hut vor Hunden und Füchſen zu durchſchlafen. Aber o weh! die armen Gänschen hatten nicht geſchlafen, ſondern Waſſer geſucht und gefunden, waren in meine tiefe Grube geſtürzt, welche keinen leichten Ausgang bot,

und hatten ſich übereinander ſchlagend und ſtrebend bis auf vier, fünf, die man auf den Leichen der übrigen noch lebendig fand, ſämtlich erſtickt.

Noch eines jugendlichen Spiels muß ich hier erwähnen, das, wie ich mich erinnere, von mir ausging, der eine beſondere Freude an Geſchichten und Märchen hatte, nämlich unſer Geſchichten erzählen oder Geſchichten treiben, wie wir es nannten. Wir größeren Jungen waren nämlich übereingekommen, daß während der winterlichen Zeit, wo die Abende und Nächte ſich bei den Hyperboreern faſt zu ſehr längen, die Langeweile durch Geſchichten, welche jeder umſchichtig in ſeiner Reihe zu erzählen hätte, von uns gekürzt werden ſollten. Dies ward denn auch mit großer Freude in luſtige Tat verwandelt und während mehrerer Winter von uns fortgeſetzt; denn die Luſt daran ward ſo mächtig, daß wir oft um acht Uhr ſchon zu Bett eilten — denn im Bette, und zwar in einem dunkeln Kämmerlein ward Erzählung getrieben, damit die Geſchichten recht lange genoſſen werden könnten. Hier ſuchte nun jeder, was er aus Erdkunde und Naturkunde Wunderſames behalten oder vom lebendigen Munde anderer ſich aufgeleſen hatte, in neuer Geſtaltung und Erfindung zuſammenzuweben. Auch ward der Vertrag ebenſo gewiſſenhaft gehalten als er feierlich geſchloſſen war, und ich erinnere mich nicht, daß jemals nur eine beſchwerliche Unterbrechung eingetreten, geſchweige, daß dem Erzähler etwas Bitteres oder Unangenehmes eingewandt wäre. Wir hörten vielmehr immer mit der anſtändigſten Geduld zu. Ich für meinen Teil hatte mir einen fabelhaften Goldadler, den ich

mit Mandeln und Roſinen und Feigen und Pomeranzen fütterte, vor einen luftigen Wagen geſpannt, und er hat mich zu Magnetinſeln und in Diamantgruben, in die Höhlen von Rieſen und Zauberern und in die goldenen Paläſte der Unterirdiſchen, ja durch die Mongolenwüſte Gobi bis unter die gefährlichen Flügel des Vogels Rock getragen. Auch jene Kleinigkeit hing offenbar mit der poetiſchen Influenza jener Tage zuſammen. Für uns hatte es wenigſtens den Vorteil, daß wir zu rechter Zeit reden und erzählen lernten; für mich aber führte es die angenehme Beſchwerde herbei, daß ich noch fünf, ſechs Jahre ſpäter, wo ich im Kreiſe kinderbegabter Freunde erſchien, meinen Goldadler ſatteln und anſchirren mußte. So hatte ſich der Ruf unſers Geſchichtentreibens verbreitet.

Bei allen dieſen kindiſchen und kindlichen Spielen und Entwickelungen des jungen Lebens hin und her, worin ſchon einzelne höhere und edlere Keime lagen, blieb der gewöhnliche Zuſtand doch in den Schranken des elterlichen Standes und Vermögens. Der rüſtige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater mutete uns mit Recht die Uebungen und Arbeiten zu, welche er hatte durchgehen müſſen; er ſah es überhaupt gern, wenn wir aus eignem Triebe oder im wackern Wettkampf uns Strengen und Härten auflegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Erntezeit, wo viele Hände, und dieſe oft recht geſchwind, gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulſtunde Ochſen und Roſſe herbeitreiben oder herbeireiten, oft auch den ganzen Tag

in dieſen oder ähnlichen jungenlichen und hirtlichen Geſchäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten oder Pferde durch die Teiche zu ſchwemmen, Bruder Karl, der nun wieder bei uns war und den Kaufmann, wofür er beſtimmt ſchien, wieder gegen den Landmann vertauſcht hatte, und ich wurden darauf geſetzt, oft wenn es ins Waſſer ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitſche hinter uns. Noch erinnert's mich, daß ich, als ich einmal ein unbändiges Tier ſplitterfaſernackt durch einen Teich ritt, von dieſem beim Herausſpringen in Neſſeln und Dornen abgeworfen ward, daß mir das Fell brannte. Zu ſolchen Abenteuern durfte nicht ſauer geſehen werden. Baden im nahen Meere, Fiſchen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der überſchwemmten Wieſen auf Karauſchen, Krebſe, Krabben, Hechte und Aale, Vogelſtellen im Herbſte in unſrer trauten Lau, Schlittenfahrten und Schlittſchuhlaufen — alles das verſtand ſich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von ſelbſt.

Bei allen dieſen Arbeiten, Uebungen und Vergnügungen, wie ſie das Land darbietet, ward doch immer ſehr ſtreng auf die Zeit gehalten. Wir trieben einen mächtigen Taubenverkehr und hegten in unſerm Wäldchen einen hübſchen Dohnenſtrich, der, weil die Oſtſeeküſten von Zugvögeln jeder Art zu wimmeln pflegen, uns oft Hunderte von Krammetsvögeln und Droſſeln lieferte; auch wurden andre ſeltnere und buntgefiederte Gäſte oft lebendig eingefangen und in Käfichten aufgehoben. Aber die Schulſtunde mußte genau mit acht Uhr früh gehalten werden. Ich und der Fritz liefen alſo im Oktober und November, oft im ſchlimm-

ſten Regen und Schneegeſtöber, ſchon in der Morgendämmerung und vor dem Frühſtück auf unſern Vogelſtrich, die Beute abzuholen und das durch Wind, Regen oder loſe Buben Verwirrte wieder in Ordnung zu ſtellen. Wenn wir dann beſchneit oder durchnäßt und zähneklappernd zurückkamen und uns an den Frühſtückstiſch ſetzten, jammerte es die Frauen wohl, aber der Vater lachte dazu und lobte den Jungen, der luſtig in alles Wetter hineinſah.

Hier glaube man nur nicht, daß der Vater ein harter Mann war; nein, er war von Natur fröhlich, freundlich und mild, meinte aber nach der Art jener Zeit, welche eine gute Art war, daß ein Junge, der wohl einmal Stein und Stahl anfaſſen müſſe, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürfe. Auch gehörte er nicht zu den Vätern, welche den Stock häufig gebrauchen. Ich habe ihn ſelten gefühlt; doch die letzte wohlverdiente Züchtigung etwa in meinem fünfzehnten Jahre hatte ich dem Asmus omnia sua secum*) zu danken. Der Vater war ermüdet und verdrießlich wegen eines unangenehmen Verluſtes aus Stralſund zu Hauſe gekommen und hatte ſich früh zu Bett gelegt. Ich und Bruder Lorenz, der vierte in unſrer Reihe, ſaßen im Nebenzimmer und laſen das berühmte Lied vom Rieſen Goliath; wobei wir in ein gefährliches, immer von neuem beginnendes Kichern gerieten. Zweimal gebot, ja bat der Vater, Ruhe zu halten, und riet uns, lieber auch ſchlafen zu gehen; als wir das dritte Mal in Lachen ausplatzten, da platzte er herein und ſtillte unſre Ueberluſt mit ungebrannter Aſche.

*) Das bekannte Buch des Volksdichters Matthias Claudius, des „Wandsbecker Boten".

Ein ſolches verderbliches Lachen, das den väterlichen Stock wieder gegen uns hätte reizen können, überfiel uns einmal beim Frühſtück. Wir aßen unſre Milchſuppe aus einer bunten, gemalten Schüſſel, in deren Innern der Vers W i e ſ ch ö n l e u ch t ' t u n s d e r M o r g e n ſ t e r n gemalt zu leſen war. Nun ward es unter uns zum Schiboleth: „du iſſeſt bis zum S t e r n"; „du bis „l e u ch t e t" — und darüber brachen wir eines Morgens los und fürchteten, es würde nun die andern Morgen auch ſo gehen. Da bat ich, indem der Vater ſchon wieder einigemale S t i l l e! gerufen hatte, die liebe Baſe Sophie, uns den nächſten Morgen eine ungemalte und unbeſchriebene Schüſſel aufzuſetzen, und ſo ward die Gefahr glücklich abgewandt.

Wir hatten nun bis in den Anfang meines ſiebzehnten Jahres ſo fortgelebt, wie es ſich eben machte, und meine Eltern konnten wohl nicht daran denken, mich ſtudieren zu laſſen. Da kam es durch fremde Hilfe, wahrſcheinlich durch Anregung und Vermittelung der Herren Stenzler und Brunſt, daß ich plötzlich in die gelehrte Schule nach Stralſund verrückt ward. Mehrere Gönner, welche unbekannt bleiben wollten, hatten für dieſen Zweck einen Zuſammenſchuß getan, und im Februar des Jahrs 1787 ward ich in die Sekunda jener Schule eingeführt und bekam bei dem Herrn Konrektor Furchau meine Wohnung. Dies war ein Sprung! Der arme und blöde Landjunge erſchien im ſchlechteſten Aufzuge unter vielen zum Teil zierlichen und nach ihrer Weiſe vornehmen Jünglingen der erſten Familien der pommerſchen Hauptſtadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeuge; wenn es ein bißchen beſſer ſein ſollte,

einen grauen plüſchenen, aus einem alten Rocke meines Vaters zuſammengenäht und von dem Landſchneider etwas zu wulſtig weit zugeſchnitten; meine Stiefel ungefähr in ähnlicher Art von dem Leiſten des Meiſters Silverſtorp in Rambin. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die ſo aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe ſich anfangs zurückmachte. Indeſſen Not bricht Eiſen, und da mich einige etwas unſanft anzutaſten wagten, fühlte ich mein ungeduldiges Arndtsblut aufſieden, und bald lagen ein paar Burſche zuſammengeknickt zu meinen Füßen. In dieſer Beziehung hatte ich bald Ruhe; denn in der ganzen Klaſſe war etwa nur ein einziger, der mich allenfalls hätte beſtehen können, mein nachheriger Schwager Aſcher: dieſer aber ließ mich ungeheiet. Die Klaſſe war damals durch die lange Kränklichkeit des eben verſtorbenen Subrektors Borheck ſehr vernachläſſigt. Ich konnte mich darin bald mit den beſten Schülern meſſen. Zwar verſtand ich noch kein Wort Griechiſch, aber in dieſer Sprache ſah es bei jedermänniglich damals ſchlecht in Sekunda aus. Nach des Subrektors Tode ward der Unterricht in dieſer Klaſſe von den Lehrern der Prima mit beſtritten und ging nur bruchweiſe fort, und mir blieb immer Zeit genug, durch Privatunterricht, den ich im Griechiſchen nahm, mit den übrigen, die alle nicht hoch ſtanden, in wenigen Monaten auf gleiche Höhe zu gelangen. Im Frühling langte denn der neue Subrektor Herr Ruperti aus Hannover an und erhob den Unterricht und die Zucht der Sekunda bald zu einer hohen Stufe. Ich habe in dieſer Klaſſe zwei Jahre und in der Prima ein Jahr zugebracht

und für einen der fleißigeren und beſſeren Schüler gegolten; was bei allem dem nicht viel ſagen will.

Ruperti, ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren, kam eben an, mit ſchönen Kenntniſſen, mit ſchöner Begeiſterung und Liebe für ſein Amt begabt. Furchau, der Konrektor, ein Sohn der Reichsſtadt Bremen, der zweite Mann nach dem Rektor, mochte eben ein Dreißiger ſein, ein kleiner, runder, freundlicher Mann voll Lebendigkeit und Geiſtigkeit. Er hatte ſich in der Wiſſenſchaft nach allen Seiten hin umgeſehen, war ein tüchtiger Philolog und Litterator und folgte ſeinen Studien mit dem raſtloſeſten Fleiße, ein Mann von Geſchmack, würziger Laune und feinſtem Bienenwitz, der anmutigſte und heiterſte Geſellſchafter, und von einem glänzenden Vortrage, durch den Tacitus, Sophokles und Homer deutſchen Klang und Sprache bekamen. Er führte für die beiden alten Sprachen und für Litterargeſchichte in Prima das Szepter. Leider war er jedoch in dieſen Jahren öfter kränkelnd, ſodaß mehrere ſeiner Vorleſungen für uns halb verloren gingen. Ich wohnte in ſeinem Hauſe und hatte mein Stübchen ſeiner Bibliothek gegenüber. In ihr ſah es ungefähr aus, wie jetzt auch in meiner kleinen Bücherei. Die meiſten Bücher ſtanden freilich in den Brettern, aber unordentlich durcheinander; ein großer Teil, beſonders die zunächſt von ihm gebrauchten, lagen auf Tiſchen, Stühlen und dem Fußboden in Verwirrung umher. Doch hatte er mitten in der Unordnung eine große Ordnung des Gedächtniſſes und wußte das Verlangte und Geſuchte meiſtens augenblicklich zu finden. In dieſer immer offenen Bibliothek konnte ich

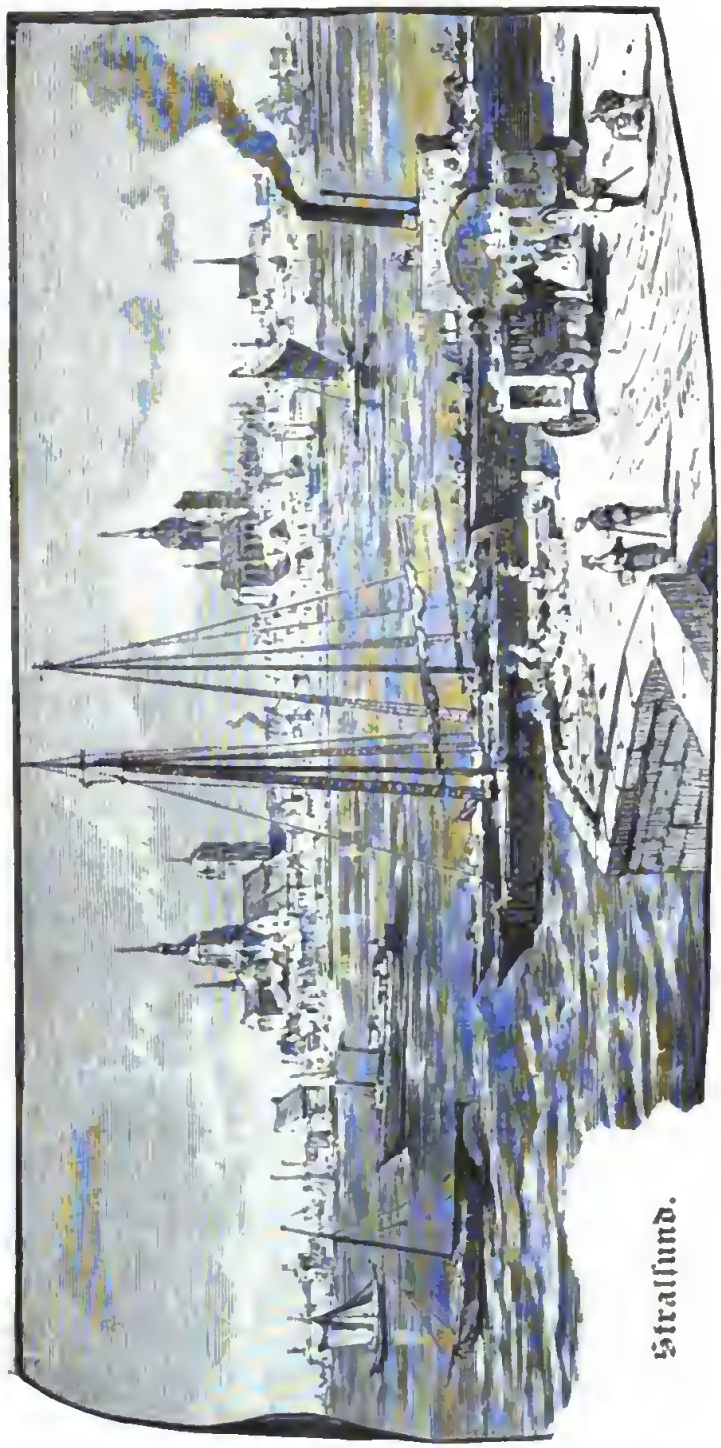
naſchen, wie ich wollte, und meinen Bedarf hin und her ſchleppen, um ſo mehr, da der Herr Konrektor bald ein Hausfreund meines Vaters ward, mit welchem er in Stadt und Land mehrere gemeinſame Freunde hatte. Mehr aber noch als von Furchau ward man in ſeinen Studien von Ruperti gefördert, bei welchem jeder fleißige Schüler immer den freieſten Zutritt und die bereiteſte Hilfe fand.

Die erſten anderthalb Jahre meines Stralſunder Aufenthalts genoß ich die oben erwähnte Unterſtützung, von welcher ich den eigentlichen Belauf nie erfahren habe. Dieſe hörte dann auf, da meines Vaters Verhältniſſe ſich unterdeſſen weſentlich erweitert und verbeſſert hatten. Daneben hatte ich Freitiſche, mehr als ich bedurfte, indem mein Vater in der Stadt ſo viele Freunde und Bekannte hatte, daß ſie ſich um mich riſſen: dieſe Freitiſche beide für den Mittag und den Abend. Die letzten aber benutzte ich nicht immer, weil ſie mir zu viele Zeit raubten, und nahm zu Hauſe mit einem Butterbrot und Glaſe Waſſer oder Bier vorlieb. Das war auch des Morgens mein Frühſtück; und auf dieſe Weiſe iſt es auch in der Folgezeit meiſtens von mir gehalten worden, ſodaß ich bis zu meinem vierzigſten Jahre Kaffee und Tee nur bei außerordentlichen Gelegenheiten genoſſen habe.

Dieſe Freitiſche hatten für mich allerdings ihre Gefahr. Zuerſt verlor ich etwas von Zeit dabei; aber dies war das Kleinſte. Das Zweite war ſchlimmer, das für einen Jüngling von ſiebzehn, achtzehn Jahren zu gute und reiche Leben. Es waren faſt lauter angeſehene und reiche Häuſer, wo ich zu Tiſche ging; die Gaſtlichkeit, die Gütigkeit der

Freunde war überdies nach Landesgewohnheit unermeßlich; das Leben in jenen Tagen überhaupt waidlich und wohlgemutig, und, da die politiſchen Stürme nur erſt in der Ferne brauſten, auf anmutigen und fröhlichen, auch wohl auf künſtleriſchen und äſthetiſchen Sinnengenuß gerichtet. Hier muß etwas von den Menſchen geſagt werden.

Stralſund iſt eine große Stadt, durch ihre Leiden und Freuden und durch große Kämpfe, worin die Namen Wallenſtein, Guſtav Adolf, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürſt, Karl der Zwölfte und der alte Deſſauer Leopold von Anhalt mitklingen, eine glorreich berühmte Stadt. Im Mittelalter war ſie nach Danzig, der alten Hauptſtadt Hinterpommerns, die mächtigſte und prächtigſte Stadt im Pommerlande, und noch ſieht man ihren Marktplätzen, dem herrlichen Rathauſe und den drei größten Kirchen den alten vergangenen Glanz an. Sie entwuchs wenige Jahrzehnte nach ihrer Gründung im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Macht der Fürſten von Rügen und nach deren Erlöſchung der pommerſchen Herzoge und war die nächſten Jahrhunderte nur dem Namen nach eine abhängige, der Tat nach aber faſt eine freie Reichsſtadt. Wegen Fehden mit den Fürſten und der Landſchaft oft abgeſchloſſen und auf ihre Ringmauern oder höchſtens auf einige Gebiete in der Inſel Rügen angewieſen, hatte ſich in ihr in einiger Aehnlichkeit mit der herrlichen Reichsſtadt Köln ein ganz eigner Volksdialekt gebildet, der mit dem umwohnenden Lande wenig gemein hat und in ſeinem Ton und Accent bis dieſen Tag ſich mit einer gewiſſen Dünnheit und Weichlichkeit bricht, welche zu der Tatenkraft und Rüſtigkeit ihrer



Stralsund.

Bürger von weiland und jetzt wenig paßt. Dieſe Stadt wie die anderen größeren ſchwediſch-pommerſchen Städte hatte aus der Zeit der gewaltigen Hanſe bis zu unſrer, alles ſtürzenden und ändernden Epoche große und achtbare Freiheiten und für ihre Obrigkeiten und Stiftungen in Rügen und Pommern höchſt bedeutendes Gut und weite Gerichtsbarkeit gerettet. Sie war ſelbſt unter ſchwediſcher Herrſchaft bis zum Untergange des heiligen römiſch-deutſchen Reichs als eine ehrwürdige Ruine ſtehen geblieben. Nun beſtanden jene Trümmer alten Glanzes damals noch mit einem feinen und würdigen Schein. Der Magiſtrat, d. h. Bürgermeiſter und Rat, zog in der Stadt und auf ſeinen ſehr zahlreichen Gütern und faſt ebenſo zahlreichen Gerichtsbarkeiten wie eine Art Majeſtät auf; die verſchiedenen Bürgerausſchüſſe und Genoſſenſchaften hielten ſich unter ihnen oder ihnen gegenüber in achtbarer Geſchloſſenheit und Ehrenfeſtigkeit; und jeder einzelne Bürger als Mitgenoß einer ſo altberühmten und glorreichen Gemeinſchaft trat auf dem ſundiſchen Pflaſter ſtolzer einher als die Bürger der andern Städte auf dem ihrigen.

Die Sitten waren freilich, wie ich angedeutet habe, ſinnlich auf Genuß und Lebensluſt geſtellt. Aber wie auch vieles locker, ja lockerer als recht war, es war doch von dem alten Glauben und der alten Treue und von den etwas verſteiften, aber doch wohlanſtändigen Gebräuchen und Geſtalten genug übrig, um das Ganze des Lebens mit einer gewiſſen äußeren Würdigkeit zuſammenzuhalten und zu tragen. Einzelne Schäden wurden durch ziemlich allge-

mein herrſchenden Wohlſtand, Rechtlichkeit und Gutmütigkeit reichlich vergütet.

In dieſer Stadt war ich nun in die gute Geſellſchaft hineingeſtellt und hatte es in ihr nur zu gut, beſonders an ſolchen Tagen, wo mein Vater, der alte Ohm von Poſewald, und andere Hausfreunde oder Gefreundte zum Vergnügen oder in Geſchäften in der Stadt erſchienen und dann in einem Atem zu Mittag und zu Abend, wobei die Gaſtgelage oft bis tief in die Nacht hinein reichten, bei den Freunden rings in der Runde eingeladen wurden. Ich verlor mich aber nicht, weder in einer breiten und eitlen noch in einer ſchwelgeriſchen und ſinnenberauſchenden Geſelligkeit, ſondern behielt meinen Vorſatz feſt im Auge und war in der gewöhnlichen, alltäglichen Zeit eher zu ernſt und abgeſchloſſen, als daß ich ein Leichter oder gar ein Leichtfertiger hätte geſcholten werden dürfen. Ich kam ſehr ernſt geſtimmt und mit ſehr ernſten Entſchlüſſen nach Stralſund, welchen ich dort auch keinen Augenblick untreu geworden bin. Ich war geſund, ſtark und rüſtig und hatte mir vorgenommen, es um jeden Preis zu bleiben. Mitten aus den Genüſſen des dortigen fröhlichen, ſinnlichen Lebens, mitten aus den Genüſſen des breiter und weiter gewordenen elterlichen Lebens in dem Hauſe Löbnitz, wo meine Eltern jetzt wohnten, riß ich mich ſtrenge wieder zu meiner Schule und noch ſtrenger zu den freiwilligen Mühen und Strapazen, welchen ich meinen Leib unterwarf. Ein blöder, unverdorbener, unſchuldiger Junge war ich in die Schule getreten; aber der Trieb, von dem Gott einſt über dem Paradieſe geſprochen hatte: es iſt nicht gut, daß der

Mensch allein sei, ließ sich in den Seltsamkeiten und Träumereien, die um dieses Alter in unbestimmten Suchten und Sehnsuchten spielen, auch ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, schon genug merken, und ich betete und rang, keusch und unschuldig zu bleiben, um so eifriger, da ich wohl gewahrte, wie es unter den größeren Schülern mehr als einen leichtfertigen und liederlichen Gesellen gab, der solche schwere und düstere Käuze, als ich solchen wohl zuweilen erschien, auslachte und verspottete. Alle Wälder, Büsche und Strandufer um Stralsund bis auf zwei, drei Stunden in der Weite haben meine spazieren laufenden und noch im Oktober und November zum Bade eilenden Fußtritte gefühlt. Die Stunden, welche dabei und bei fröhlichen Gastgeboten drauf gingen, mußten der Nacht abgespart werden. Gottlob, ich bedurfte wenig Schlaf, hätte sein aber vielleicht mehr bedurft, wenn ich mich der Abhärtung und Abmattung weniger bedürftig gefühlt hätte. So mußte in den Jahren 1787, 1788 und 89 der einsame Schüler durch Wald und Feld streichen; er rief sich dabei die horazischen Worte Hoc tibi proderit olim*) zum Troste zu: und der Spruch hat sich bewährt: es ist aus solchen einsamen Umnebelungen und Verfinsterungen später einiger Sonnenschein hervorgegangen.

Doch soll keiner glauben, daß ich immer als der Einsame und Freudenlose erschien; nein, ich fand auch meine Kameradschaft, und zwar eine recht liebe. Manches Gemeinsame in Studien verband mich vorzüglich mit Karl Asmund Rudolphi, Sohn einer armen Predigerwitwe, welche eine kleine Mädchenschule hielt, und mit Johann Arnold Pom-

*) Das wird dir einst von Nutzen sein.

mereſche,*) deſſen Vater, Königlicher Kammerrat und Procurator Fisci, mein beſonderer Gönner und Wohltäter war. Außer dieſen konnte ich den liebenswürdigen und geiſtreichen Friedrich Reincke (in ſpäteren Jahren ein treueſter Freund), Johann Jakob Grümbke, Ernſt von Gagern, Bernhard Cummerow und Johann Iſrael zu meinen Getreuen zählen. Eisbahn, Kegelbahn, Schlittenfahrten, Spaziergänge mit ſolchen lieben Geſellen fehlten nicht, noch einzelne luſtige Wanderungen in der Inſel Rügen oder auch mit dieſem und jenem gelegentlich zu meinen lieben Eltern nach Löbnitz. Hierzu kam noch, daß mein Bruder Fritz, der aber von mir ſehr verſchiedene (ich meine keine ſchlimmen) Wege ging, nach zwei Jahren ſogleich als Primaner die Schule und neben mir ein Stübchen bezog, und daß Lorenz Stenzler, der Sohn des ehrwürdigen Paſtors zu Gartz, mir als Stubengeſell beigetan ward. Ich als der Aeltere und nun ſchon Geübtere ſollte dieſem gelegentlich helfen und half auch; was Fritz, der hier auch bald einen guten Namen gewann, weniger bedarfte.

Doch blieb für mein Gutes und Beſtes das elterliche Haus immer die Oberburg meiner Gefühle und Gedanken, und zu wie vielen Orten und Menſchen ich auch freundlichen Zutritt hatte, nirgendshin zog es mich ſo mächtig als zu dieſen Wurzeln meines Daſeins. Dieſes Haus und die ganze Lage desſelben hatte ſich bald nach meinem Abzuge nach Stralſund vier Meilen weiter gegen Nordweſten auf das Feſtland und in viel größerer Breite hingeſtellt. Mein Vater hatte drei Meilen von Stralſund an der großen

*) Beide ſind mir bis in den Tod treueſte Freunde geblieben. A.

Straße zwiſchen Stralſund und Roſtock die ſogenannten Löbnitzer Güter (mehrere Höfe und Dörfer) gepachtet. Dieſe Güter gehörten auch unter die Herrſchaft Putbus, welche von der verwitweten Gräfin zu Putbus, Wilhelmine Gräfin von der Schulenburg, verwaltet wurden, welche für ihre Söhne, die Kinder des verſtorbenen Grafen Malte zu Putbus, die Vormundſchaft führte. Mein Vater hatte dieſe Pachtung wohl vorzüglich dem Einfluß zu danken, den unſer Patriarch Hinrich zu Poſewald bei der Gräfin Witwe hatte. Dieſes große Unternehmen ſchlug ihm bald ſehr vorteilhaft aus. Die franzöſiſche Umwälzung und andere Zeitereigniſſe trieben die Preiſe des Getreides viele Jahre zu einer ungewöhnlichen Höhe, und wer Landgüter bebaute, konnte nun gewinnen.

Hier war nun wieder etwas von Schoritz und mehr als Schoritz, obgleich das heilige Meer fehlte. Löbnitz war auch eine verlaſſene Schönheit, deren Glanz zum Teil freilich abgebleicht war, aber deren Jugend Schoritz ſicher um vieles überglänzt hatte. Löbnitz war ein Sitz der Grafen von Schwerin geweſen. Der Vater meines Gönners und Freundes, des ſchwediſchen Generals Grafen Philipp Schwerin, hatte noch darauf gewohnt. Nach dem Tode desſelben hatten er und ſeine Brüder ihre pommerſchen Güter dem Grafen Malte von Putbus verkauft. Es war auch im erblaſſenden Glanze immer noch ein ſehr ſchöner Hof. Das Haus mit zwei ſtattlichen Flügeln zählte zwei große Säle und über zwanzig Zimmer, deren ein Teil noch goldene Leiſten und Getäfel, ſeidene Tapeten und ſchön geformte Oefen hatte, die andern mit vergoldeten Tapeten verziert

waren, die einen mit Kriegstaten Karls des Zwölften, die andern mit Abenteuern des Ritters von der traurigen Geſtalt geſchmückt. Der Erbauer des Hauſes, ein Oberſt Graf Schwerin, war nämlich ein Kämpe des großen Schwedenkönigs und Vetter des berühmten preußiſchen Feldmarſchalls geweſen. Unter dem Hauſe, das zwiſchen grünen Wieſen auf einem ſandigen Hügel lag, dehnte ſich der von einem tiefen Bach durchſtrömte Luſtgarten aus, mit feinen Lindenalleen, Luſthäuschen, Hecken und Grotten, alles in dem Stil von 1740 und 1750. Gegen das Ende des Gartens ſtieg man einen kleinen Olymp hinan, um welchen die hölzernen Bilder der Dei majorum et minorum gentium ſtanden, ein kleiner Hügel, von welchem man auf die Stadt Barth und auf alle Türme der umliegenden Kirchdörfer eine hübſche Ausſicht hatte. Nahe am Hauſe hart am Bache war eine mit Epheu und Jasmin umwebte Grotte, die Grotte der Königin betitelt. Darin hatte die ſchwediſche Königin Ulrike Luiſe, Guſtavs des Dritten Mutter und Friedrichs des Zweiten Schweſter, erzählte der alte ſiebenzigjährige Gärtner Benzin, zur Sommerzeit häufig die Kühlung geſucht. Im Hauſe zeigte man die Zimmer mit goldnem Getäfel und grünen, ſeidnen Tapeten, worin ſie gewohnt und geſchlafen hatte. Sie hatte hier nämlich einſt monatelang ihren Wohnſitz genommen, in der Zeit, als ihr Gemahl mit dem ſchwediſchen Reichsrat den härteſten Streit um die Herrſchaft geſtritten, und als der Vater des Generals Philipp Schwerin, ſchwediſcher Reichsherr und Oberpräſident des Tribunals in Wismar, Löbnitz bewohnte. Außer dieſem Garten gab es noch zwei wohl beſetzte Baum-

gärten und rings um den Hof Wieſen und zur Aehnlichkeit mit Schoritz ganz nahe zwei liebliche Eichenwäldchen gleich der Lülo und für die Krewe ein ähnliches etwas entfernteres Wäldchen mit den Trümmern einer alten Burg, worum Geſpenſter und Hexen und allerlei wunderliches Geſindel ihr Weſen trieben, und eine Viertelſtunde weiterhin einen großen prächtigen Buchenwald. Der Bach aber, die Zier und Freude des Gartens, ergoß ſich nach einem Lauf von zehn Minuten in den Fluß die Barth, der unweit Barth, ein paar Stunden von hier ſich ins Meer gießt, immer nur ein Flüßchen, aber doch ein anmutiges, auch wegen der Tiere und Fiſche, die es hegte, und wegen der Badegelegenheit, die es uns im Sommer reichte.

Hier wohnten alſo meine Eltern und Geſchwiſter nun recht nett und behaglich.

Löbnitz war von Stralſund drei Meilen entfernt, von jenen Meilen, welche, wie die gemeine Rede ſpricht, der Fuchs gemeſſen und den Schwanz zugegeben hat. Ich war unterdeſſen durch meine ſpartaniſchen Uebungen recht fuchsbeinig geworden und lief dieſe Strecke oft in vier guten Stunden. Dies geſchah häufig des Sonnabends nachmittags, und den Montag in aller Frühe ging es wieder zur Stadt und Schule, oft mit Gelegenheit, oft in der Weiſe, daß der Vater anſpannen und mich den halben Weg fahren ließ. Gelegenheit gab es auch im Sommer und Winter genug: erſtlich die fahrende Hamburger Poſt, die hart an unſerm Hauſe hinfuhr, aber nach der damaligen Art den fürchterlichſten Schneckengang ging und in jedem Dorfe und bei jeder Schenke anhielt; zweitens hatte mein Vater auf den

Vorwerken drei bis vier ſogenannte Holländer oder Kuhpächter und einige Müller und Schmiede, welche, Waren hin- und zurückführend, auch oft zur Hauptſtadt kutſchierten; drittens zogen im Herbſt und Winter Reihen von zehn bis zwölf mit Korn oder Weizen beladenen Vierſpännern ihr zu. Die Abfahrt derſelben geſchah gewöhnlich um zwei, drei Uhr in der Frühe, und ſie waren, indem ſie unterwegs einige Mal zum Füttern anhielten, gegen ſieben bis acht Uhr zur Stelle; ſo daß ich mit der Schule nicht in Verdruß geriet. Da lag der Schüler denn auf den dickgefüllten Säcken, in irgend einen alten Mantel ſeines Vaters gehüllt, und ließ es mutig auf ſich ſchneien und regnen; oft aber leuchteten die winterlich blitzenden Sterne auch freundlich über ſeinem Haupte, und noch jetzt ſehe ich Siebengeſtirn und Arktus und Orion, die im Winter ein gewaltiges Licht führen, wehmütig darauf an, wie viele Freuden und Leiden des Jünglings, der an ihnen damals oft die Stunden zählte, unterdeſſen unter ihrem unſterblichen Laufe auch dahingerollt ſind. Die Schulferien, verſteht ſich von ſelbſt, wurden faſt immer bei den Eltern verlebt, wenn nicht zuweilen für Poſewald und Putbus eine Woche abgegeben ward.

Der Herbſt von 1789 war herbeigekommen und vor dem Anfang desſelben die gewöhnlichen öffentlichen Darſtellungen und Prüfungen. Mein Vater war dabei anweſend geweſen, und ich war unter andern guten Schülern ordentlich durch öffentliches Lob ausgezeichnet worden; doch ſollte und wollte ich noch ein zweites Jahr in Prima bleiben. Es ging in jenem Herbſt beinahe ein Dutzend Primaner ab, nach Göttingen (dem gewöhnlichen Ausflug der Sundiſchen,

wohin auch die Lehrer, alle weiland Göttinger, immer wieſen), Erlangen und Greifswald; und da gab es mehrere Tage hintereinander nichts als Einladungen und Abſchiedsſchmäuſe. Dies war mir und meinem Blute wahrſcheinlich zu viel geworden. Ich geriet in außerordentliche Stimmungen und Kämpfe mit mir ſelbſt, und es lief in mir herum, ich würde, wenn ich mein Schülerleben hier ſo fortſetzte, zu einem weichlichen und liederlichen Lappen werden. Alſo etwas anderes — aber was? Landmann oder eine Art Schreiber und Rechnungsführer bei irgend einem Landmann. Ich wußte wohl ſelbſt nicht viel zu meinen noch zu wollen. Genug, einen guten Nachmittag ging ich aus dem Frankentor, wo Karl der Zwölfte in einer Mauerniſche weiland ſein ſtrohenes Lager gehabt hatte, in die Welt hinein. Den Vormittag hatte ich für meinen Vater noch Geſchäfte beſorgt, unter anderm 400 Taler für ihn eingenommen, die ich ihm herausſchickte. Ich mochte zehn oder zwölf Taler in meinem Sacke haben; damit und mit meinen beſten Kleidern auf dem Leibe und einem Bündel Wäſche unter dem Arm lief ich davon, ſchrieb aber meinem lieben Vater in der damaligen Faſſung und Stimmung meines Herzens einen ſo pathetiſchen Brief, als wenn ich auf das Nordkap oder die Magellansſtraße zuſteuern wollte. Ich ging gegen Süden fort die große Straße, welche nach Greifswald führt, in eine Weltgegend hinein, wohin ich noch nie den Fuß geſetzt hatte. Es muß in den erſten Tagen des Weinmonds geweſen ſein. Als es nachtete, begann es zu regnen; ich kam in ein Dorf, wo es keine Schenke gab, und trat in eines Schäfers Haus, Nachtquartier begehrend.

Die Leute ſahen mich verwundert an, nahmen mich jedoch auf und gaben mir, da ſie kein übriges Bett hatten, einige Kiſſen und ein Laken mit auf den Heuboden, worein ich mich wickelte und königlichen Schlaf hielt; denn die vorige Nacht war auf dem Abſchiedsmauſe meines lieben Reincke durchſchwärmt worden. Jedoch krähte der Ruf von einem halben Dutzend Hähnen, die auf einem Balken über mir Poſto gefaßt hatten, mich einigemale auf. Dies war mein erſtes Nachtlager, das ich unter wildfremden Menſchen hielt, gleichſam eine kleine Schickſalsvorzeichnung. Den andern Morgen ſah ich Greifswald vor mir liegen, wagte aber nicht, um oder in die Stadt zu gehen, aus Furcht, ich möchte auf irgend einen mir bekannten Studenten ſtoßen. Ich ging alſo nun am linken Ufer des Ricks hin und ſteuerte den ganzen Tag, im ſchönſten Sonnenwetter nur ſchlendernd, in den Weſten hinein und gelangte ſo, ich weiß nicht auf welchem Wege, in ein Dorf an der Peene unweit Demmin, wo ich das zweite Nachtlager hielt. Den dritten Tag frühmorgens in und durch Demmin über die Peene, ohne Paß und Kundſchaft; ich ward aber von keinem Menſchen gefragt. Nun deuchte ich mir weit genug von der Heimat zu ſein, um irgendwo in dieſer Fremde mich zu verdingen. Ich ging alſo längs der Peene hin auf mehrere Ritterſitze und Pachthöfe, fragend, ob ſie nicht irgend einen jungen Schreiber oder Rechnungsführer nötig hätten. Nachdem ich ſo mehrere Nein entgegengenommen hatte, kam ich nachmittags zu Zemmin an, wo ein alter Hauptmann von Parſenow wohnte. Dieſer empfing mich auf meine Frage ſehr freundlich, ließ mir ſogleich Speiſe und Trank auf-

tragen und ein nettes Schlafzimmerchen anweiſen, unterhielt ſich dann des Breiteren mit mir, und erklärte, ich gefalle ihm, und er wolle mich gern behalten, wenn mein Vater einwillige. Dieſem müſſe ich es melden und ſeine Antwort abwarten. Es lief alſo ein Brief mit der Poſt nach Löbnitz, und den fünften Tag kam ſtatt aller Antwort mein Bruder Karl und mein Ohm Moritz Schumacher, der damals bei meinen Eltern lebte, mit einem vierſpännigen Wagen und einem Brief meines Vaters, worin er mir freundlich ſchrieb, ich möge doch nach Hauſe kommen, er laſſe mir die freieſte Wahl, ob ich ein Bauer oder ein Studierter werden wolle; wähle ich das erſte, ſo könne ich die Landwirtſchaft ja nirgends beſſer und bequemer lernen als unter ſeiner Anleitung, Beſchäftigung werde er mir ſchon zu geben wiſſen.

Ich war dieſer Entwickelung ſehr froh; denn jene Dunſtwolken, die mich aus Stralſund weggeſcheucht hatten, waren durch die harten Wanderungen und ſoldatiſchen Nachtquartiere ſchon weggeſunken. So ſetzte ich mich denn mit den Meinigen auf den Wagen, und den folgenden Nachmittag waren wir in Löbnitz.

Dies war alſo ein Entweichen, wenn man will, ein Entlaufen von der Schule, wie es ſchien, ohne Grund. Doch muß es in meinem Weſen und in dem Gedränge von Gefühlen und Sorgen, die meine Bruſt beklemmten, einen tieferen Grund gehabt haben, den ich ſelbſt jetzt nicht begreifen kann. Denn grade die Tage vor meiner Flucht war ich mit meinen Freunden und beſonders mit meinem lieben Friedrich Reincke vorzüglich fröhlich geweſen. Was

meine Eltern davon gedacht haben, weiß ich nicht; ſie haben ſich wohl mit allerlei Aengſten über mich gequält: denn wie konnten ſie mir in mein dunkles Herz ſehen, da ich ſelbſt nicht klar hineinſchauen konnte? Daß ſie aber Schlechtes von mir geglaubt haben, bezweifle ich. Sie kannten mich ja, und der beſte Beweis, daß ich nicht wegen Schlechtigkeiten und für Schlechtigkeiten davon gegangen, lag wohl in der unberührten, bedeutenden Summe, die ich für meinen Vater einkaſſiert und ihm zugeſchickt hatte. Die Welt aber oder das ſogenannte große Publikum hatte auch hierüber ſeine Fabeln gemacht und von böſen Liebſchaften und von noch Schlimmerem umhergeſchwatzt, welchem damals gewiß kein Jüngling tapferer aus dem Wege lief als grade ich. Das kam auf dem zehnten, zwanzigſten Seitenwege, wie es zu geſchehen pflegt, endlich auch zu meinen Ohren. Ich verachte es und habe damals und im Laufe des Lebens noch mehr gelernt, daß nichts törichter und kindiſcher iſt, als um Urteil, Vorurteil und Nachurteil der Menge zu buhlen und aus ſolcher Rückſicht nur einen Strohhalm breit von ſeinem gewöhnlichen Wege abzulenken.

Die Eltern ließen mich nun einige Wochen ſo ruhig bei ſich fortleben, als ob nichts geſchehen wäre, und ich nur meine Ferien bei ihnen gehalten hätte. Dann ſprach der Vater mit mir und meinte, es ſei doch wohl das Beſte, daß ich, da ich einmal den Weg betreten habe, bei den Studien bleibe; ſo kamen die Freunde und Brüder allmählich heran; ſo die Briefe meiner Lehrer. Und die Meinung des Konrektors Furchau fiel dahin aus: wenn ich glaube meiner Geſundheit wegen auf dem Lande leben zu müſſen,

ſo könne ich da ja auch in allerſchönſter Muße für mich fortſtudieren. Dieſer letzte Vorſchlag leuchtete mir ein, und ich nahm ihn an. Meine Sachen und Bücher wurden aus Stralſund abgeholt. Was ich zur Fortſetzung meiner Studien von Büchern u. ſ. w. wünſchen konnte, verſprachen die Lehrer und andere Freunde mir immer zu verſchaffen, und ſie haben es verſchafft. Und ich habe auf dieſe Weiſe wirklich in allerſchönſter Muße und mit nicht mattem Fleiße vom Herbſte 1789 bis zu Oſtern 1791 anderthalb Jahre zu Löbnitz verlebt. Jedoch wurden neben dieſen edleren Uebungen die Strapazen und Abhärtungen tapfer fortgeſetzt. Soldatiſche Lager auf harten Brettern oder Reiſig, Uebernachtungen unter freiem Himmel, wo ich mich, in meinen Mantel gehüllt, unter irgend einem Baum oder hinter einem Heuhaufen hinſtreckte, Wanderungen oft meilenweit nach allen Seiten hin, beſonders nächtliche Wanderungen, die ich begann, wann die andern ſchlafen gingen — alles um den in üppiger Jugendkraft ſchwellenden Leib Tapferkeit und Gehorſam zu lehren. Das erſtaunte die Eltern und betrübte ſie wohl zuweilen, und ich ſah ſie über mein Weſen und Treiben oft kopfſchütteln; aber da ich das Meinige ſonſt verſtändig zu tun ſchien und mich nicht närriſch gebärdete, ſo mußten ſie mich ſchon gewähren laſſen.

Dieſer merkwürdige Abſchnitt in meiner kleinen Lebensgeſchichte war auch einer in dem ganzen Zeitalter. Die franzöſiſche Umwälzung begann. Dieſe machte eben nicht den Abſchnitt oder Durchſchnitt der Zeit, ſondern war auch nur etwas von ihr Gemachtes. Die unbewußte und guten Teils unſchuldige, ſinnliche und auf das Bequeme und Zier-

liche in Leben und Kunſt gerichtete Behaglichkeit, welche von dem Ende des ſiebenjährigen Krieges bis dahin durch ein Vierteljahrhundert geherrſcht hatte, war ausgeſchöpft und ausgeleert und in Schlaffheit und Empfindelei übergegangen, und nach allen Seiten hin in Sitten und Neigungen, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Theologie und Philoſophie entſtanden mit einemmale entweder neue Richtungen und Strebungen, oder die Geburten des alten Daſeins ſchienen ſo reif und fertig, daß die Menſchen wenigſtens neue Richtungen und Strebungen erwarten konnten. Es war zu gleicher Zeit ſowohl ein neues politiſches als ein neues philoſophiſches Streben in die Welt getreten und ward mit ungeheurer Geſchwindigkeit und Lebendigkeit in den Zitterungen und Erſchütterungen, die es mit ſich führte, von der Hütte bis zum Palaſte mitempfunden und nachempfunden. Und ſelbſt in den engeren Kreiſen unſers Hauſes und bei der Feſtigkeit und Beſtändigkeit, welche meine Eltern in ihrem Weſen ſchienen gewonnen zu haben, ward dieſe neue Epoche der europäiſchen Entwickelung zwar nicht mit Plötzlichkeit, aber doch in Abſätzen von je fünf zu fünf Jahren merklich verſpürt.

Mein Vater hatte die Pachtung von Löbnitz nebſt ſeinen Zubehören auf achtzehn Jahre übernommen und hatte dieſe achtzehn Jahre bis zum Sommer 1805 dort in Friedlichkeit durchgewohnt. Das Haus blieb das alte in rügenſcher Freundlichkeit und Gaſtlichkeit, nur daß bei größerer Wohlhabenheit der Kreis der beſuchenden Freunde und Nachbarn ſich erweiterte und bei dem jugendlichen Aufſchuß der Kinder auch die Schar der Geſellen und Geſellinnen ſich mehrte.

Es war Raum im Hauſe, und die Mutter konnte allenfalls zwanzig Betten aufmachen. Da gab es Vergnüglichkeit und Wirtlichkeit. Und gern ergingen die Freunde ſich bei uns; denn der Vater verſtand auf eine ſeltene Weiſe Anſtändigkeit mit Freiheit zu vereinigen und dabei ſeine vielen Arbeiten und Geſchäfte ſo zu ordnen, daß darin nichts aus dem ordentlichen Geleiſe kam. Er war im Sommer immer mit der Sonne, im Winter um fünf, ſechs Uhr auf, brachte in den erſten Stunden ſeine Hauptbücher in Ordnung und beſorgte dann die dringenden Geſchäfte bis zum Frühſtück, darauf in noch einigen Stunden mit den Söhnen und Großknechten die laufende Wirtſchaft, und dann hatte er immer noch ein paar Stunden für den geiſtigen Menſchen übrig. Es war ein ſtiller, frommer Naturſinn in dieſem guten Menſchen, und er konnte bei rollendem Gewitter oder im Morgen- und Abendrot mit gefalteten Händen ſtundenlang auf ſeinem Olymp ſitzen und ſchweigend und anbetend in die Unendlichkeit hineinſchauen. Auch die liebe Mutter blieb unverrücklich in ihrer klaren und ſichern Natürlichkeit, wie ſehr auch der Welt der alte Boden, worauf ſie bisher geruht hatte, durch gefährliche Unterminierung zu entſinken begann.

Da in dieſem Hauſe nun nicht bloß die alten Freunde und Gefreundten und die Nachbarn aus- und eingingen, ſondern nun auch die ſtudierenden Genoſſen und die umwohnenden Geiſtlichen, der gute Paſtor Dankwardt zu Bodenſtede mit eingerechnet, und in den Ferien oft auch unſre werten ſundiſchen Lehrer als Gäſte hinzukamen, und die Söhne nun auch allmählich anfingen ihre Geelſchnäbel in

Geſprächen und Streiten zu wetzen, ſo fehlte es auch an edlerer Lebendigkeit nicht; und auch die politiſche Teilnahme an den Weltbegebenheiten wuchs von Jahr zu Jahr, ohne daß ſie hierlandes noch einen heftigen Charakter angenommen hätte. Auch ich war mit darin, noch zwar nicht tief eingebrannt, obgleich ich ſchon ſeit manchen Jahren nicht bloß ein eifriger Vorleſer, ſondern auch ein emſiger Selbſtleſer der Zeitungen geweſen war.

Nachdem ich hier in Löbnitz im väterlichen Hauſe wieder anderthalb Jahre recht wohl verlebt hatte, bezog ich die Univerſität Greifswald, um Theologie zu ſtudieren, ein Studium, zu welchem der Sohn eines Landpfarrers und Landmanns, wenn er nicht unfromm iſt, auf die allernatürlichſte Weiſe hingezogen wird. Ich lebte in Greifswald zwei Jahre. In der Theologie hat mir der Doktor Schlegel genutzt, damals Generalſuperintendent des Landes, ein gelehrter, nur im Vortrage etwas zu ſehr ſpringender Mann; in Naturwiſſenſchaften der Schwede Brismann, ein heller lebendiger Kopf; in der Philoſophie Muhrbeck, auch ein Schwede, ein ſcharfer Denker und eifriger Wolfianer, von einem trefflichen Vortrage und tüchtiger Gelehrſamkeit: dieſer alte Schwede war von unendlicher Lebhaftigkeit und Heftigkeit; noch klingt mir's in den Ohren, wie er, wenn er meinte, Kant in den Temperamenten aller vier Winde zuſammengehauen zu haben, im Feuer ſeines philoſophiſchen Zorns im gebrochenen Schwediſch-Deutſchen ausrief: „Und nun? was will du nu, Kant, Vir juvenis?" Geſchichte, Erdkunde und die Sprachen, für welche hier eben keine vorzüglichen Vorleſer waren, trieb ich fleißig für mich.

Im Frühling des Jahres 1793 bin ich von Greifswald nach Jena gegangen und habe dort bis zum Herbſt 1794 gelebt. Griesbach, Schütz, Reinhold, Fichte, Ulrich muß ich unter meinen Lehrern hervorheben, auch Paulus, welcher damals jung und friſch, noch nicht lange gelehrt hatte. Schütz, damals ganz von der Allgemeinen Litteraturzeitung beſchlagen, betrieb ſeine Vorleſungen leider wie ein Nebengeſchäft. Aus der Philoſophie, welche alles begeiſterte und auch unter meinen Genoſſen manchen trocknen Kopf verrückt machte, habe ich wenig Scharfes und Spitzes ziehen und gewinnen können, doch hat mich Fichtes tapfre Perſönlichkeit begeiſtert; Ulrich war lebendig, witzig und geiſtreich und las Geſchichte der Philoſophie und Litterargeſchichte mit mehr Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit als Reinhold und Schütz. Für Geſchichte war hier außer Griesbach nichts: der alte Heinrich war trocken und einförmig wie die Wüſte Sela, und der eben auftretende Woltmann bedeckte ſeine vornehme Oberflächlichkeit mit ſchön klingenden Worten; er ſchillerte damals durchweg ohne Schillers edle Seele.

So kurz zeichne ich meine Studentenjahre an, weil ſich darin für meine Entwickelung ſcheinbar nichts Merkwürdiges begeben hat. Ich wandelte auf dem alten Wege fort, ward aber allmählich freier und leichter. Gottlob nicht leichtfertig. Am meiſten half mir dafür wohl das gute Beiſpiel aus dem Vaterhauſe, viel gewiß auch das Urteil und Vorurteil, welches mich ganz beherrſchte, daß ein Theologus keuſch und unbefleckt ſein müſſe. Am meiſten halfen doch wohl Gott und Glück, welches auch Gottes iſt; aber gewiß tun auch jene angeführten Items ihr Großes. Ich will

hiemit nicht andeuten, als habe ich gleichſam ein ſtrenges Klausnerleben geführt. Nein keineswegs. Ich habe mit der andern Jugend ſtudentiſch und deutſch gejubelt und mitgelebt, auch manche fröhliche Nacht mit drein geſetzt, was ich mehr als andere durfte, ohne in meinen Fleiß zu große Riſſe zu machen: ich bedurfte wenig Schlaf. Dann aber wallte mein Leben wieder ſtiller auf einſamen Pfaden dahin. Ueberhaupt, damit ich für meine Jünglingsjahre mich nicht zu rühmen ſcheine, bemerke ich nach meiner Erfahrung hier einmal für allemal, daß die Jugend in einer eigenen unſchuldigen und phantaſtiſchen Idealität gegen Verderben und Liederlichkeit ſchon Waffen hat, welche für ſpätere Jahre auf einem ganz andern Amboß ausgeſchmiedet werden müſſen.

Mein lieber Bruder Fritz war in Jena auch ein Jahr mit mir zuſammen. Ich hatte aber damals gar wenig von ihm; unſre Wege liefen zu weit auseinander. Wenn ich mich auch zuweilen in den wilden jugendlichen Strudel ſtürzte, ſo brauſte er doch oft ordentlich mit ihm fort und ſchlürfte ſein kaiſerliches Studententum mit aller Luſt und Ueberluſt in vollſten Zügen aus. Ich ſage o f t; denn weit mehr als ich konnte dieſer wunderſame und reichbegabte Menſch auch wieder die Einſamkeit ertragen und oft vier Wochen in einem verborgenen Dorfſtübchen verſitzen, wohin er ſich ſeine Bücher ſchleppte und im Genuß der Alten und auch der Kantiſchen und Fichtiſchen Philoſophie ſchwelgte. Er war ein trefflicher Lateiner, überhaupt bei einem königlichen Gedächtniſſe, das ihm alles Nötige immer ſogleich aus dem Stegreif darreichte, ein gewandteſter und klarſter

Sprecher und erſchien deswegen gern bei allerlei öffentlichen Disputationen, wo die Leute erſtaunten, daß dieſer, den ſie ſelten in den Hörſälen ſahen, und der nur durch ſeinen Degen berühmt war, in omni scibili ſich ſo gewandt und fertig zeigte.

Meine Univerſitätsreiſen machte ich nach meiner Weiſe zu Fuß, wie auch andere Ein- und Ausflüge durch das liebe Vaterland und zwar nicht bloß, um den ſtarken Mann zu zeigen oder zu machen, ſondern auch, um Land und Menſchen kennen zu lernen; was von Tage zu Tage mehr ein leidenſchaftlicher, ich möchte faſt ſagen, naturhiſtoriſcher Trieb in mir ward. Bei meiner Heimkehr von Jena wanderte ich über Leipzig, Deſſau, Quedlinburg, durch den Harz und Braunſchweig bis Celle und fuhr dann durch die Lüneburger Haide mit der Poſt nach Hamburg, wo ich einige Wochen blieb und Schrödern in mehreren Rollen und auch als König Lear bewunderte. Wandsbeck beſuchte ich, ſah Asmus' Haus und nicht ihn. Auch hatte ich eine Furcht auf berühmte Männer einzudringen; ich habe da, wo die meiſten zu viel tun, zu wenig getan. Auch Goethen hatte ich nur noch von fern geſehen. Gegen Ende des Oktobers dieſes Jahres 1794 war ich in Löbnitz.

Hier ſaß ich nun wieder zwei behagliche Jahre, indem ich meine beiden jüngſten Geſchwiſter unterrichtete und für mich ſtudierte, ich ſollte lieber ſagen repetierte. Ich hatte in den letzten ſechs Jahren ſeit meiner Flucht vom ſundiſchen Gymnaſium, wo ich mein freier Herr geworden war, mit recht lüſternem Heißhunger, wie aller lebendigen Jugend wohl begegnet, mancherlei genaſcht, mitunter auch

wohl manche rohe und wüſte oder meinem Magen wenigſtens unverdauliche Speiſe hinuntergeſchluckt. Dies fing nun an gleich im Meer verſunkenen Inſeln ſich zur Oberfläche des Lichts zu erheben und einiges auch ſich zu geſtalten. Ich war lange ein Dämmerer geweſen, und ein Träumer ſollte ich in vielen Dingen wohl immer bleiben. An Reibung und Reizung fehlte es mir ſelbſt im ländlichen Hauſe meines Vaters nicht; ſo floſſen dieſe zwei Jahre meiſt fröhlich dahin.

Einige Jahre wirkte Arndt ſodann in Greifswald als Univerſitätslehrer für Geſchichte und Philoſophie, bis ihn die Not der Zeit — es waren die Jahre von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung — an die große Oeffentlichkeit rief. In flammenden Reden und Schriften predigte er unerſchrocken den Kampf gegen die welſche Tyrannei und gegen Napoleon,*) den er wie kein anderer in tiefſter Seele gehaßt hat. Vom Zorn des Gewaltigen verfolgt, mußte Arndt zunächſt nach Schweden flüchten, kehrte aber bald wieder heimlich zurück, ſeine ſchwere Arbeit an dem ſchier ganz mutlos gewordenen Volke fortzuſetzen. Im Sommer 1812 eilte er nach Petersburg, wo ſich nach Unterdrückung faſt des ganzen übrigen Europa durch die Franzoſen um den Freiherrn vom Stein aufopfernde Vaterlandsfreunde ſammelten, um die Erhebung Deutſchlands in die Wege zu leiten. Nach der furchtbaren Niederlage Napoleons in Rußland arbeitete Arndt, gemeinſam mit Stein,**) an der

*) Beide Feinde, Arndt und Napoleon, waren im gleichen Jahr 1769 geboren.

**) Er hat darüber ein Buch geſchrieben: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. vom Stein."

Ernſt Moritz Arndt.

Vorbereitung des Freiheitskampfes, der im Jahre 1813 so herrlich zum Durchbruch kam.

Unserm Dichter gebührt ein Ehrenplatz unter den Helden dieser Jahre.

Sein Wirken hat die Sonne der Freiheit mit heraufgeführt und die Grundlagen einer neuen Zeit mit geschaffen, deren Segnungen im vollen Umfang wir genießen dürfen.

Und als der äußere Feind besiegt war, da hat Arndt unablässig weiter gearbeitet an der inneren Neugestaltung der deutschen Verhältnisse. Im Jahr 1817 an die junge Universität Bonn berufen, wußte Arndt als Geschichtsprofessor die akademische Jugend mit Begeisterung für seine Ideale zu erfüllen. Bald aber gelang es seinen Feinden, die auch zugleich die Feinde wahrer Freiheit und gesunden Fortschrittes waren, ihn und seine selbstlosen, ganz in den Dienst von Volk und Vaterland gestellten Bestrebungen zu verdächtigen. Und — eine Schmach bleibt es immerdar — der edelste, beste Mann seines Volkes wurde als Vaterlandsverräter gebrandmarkt und verfolgt. Erst 1840 kam er wieder zu Amt und Ehren. Als wollte man das ihm angetane Unrecht sühnen, erwies man dem Greis nun doppelte Anhänglichkeit und Verehrung. Das allgemeine Vertrauen berief ihn 1848 als Abgeordneten in die Deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M., wo er als „das gute, alte deutsche Gewissen" beratend und warnend seine Stimme erhob.

Und Tausende deutscher Jünglinge, die als Studenten in Bonn zu seinen Füßen gesessen, trugen seine auf starkes

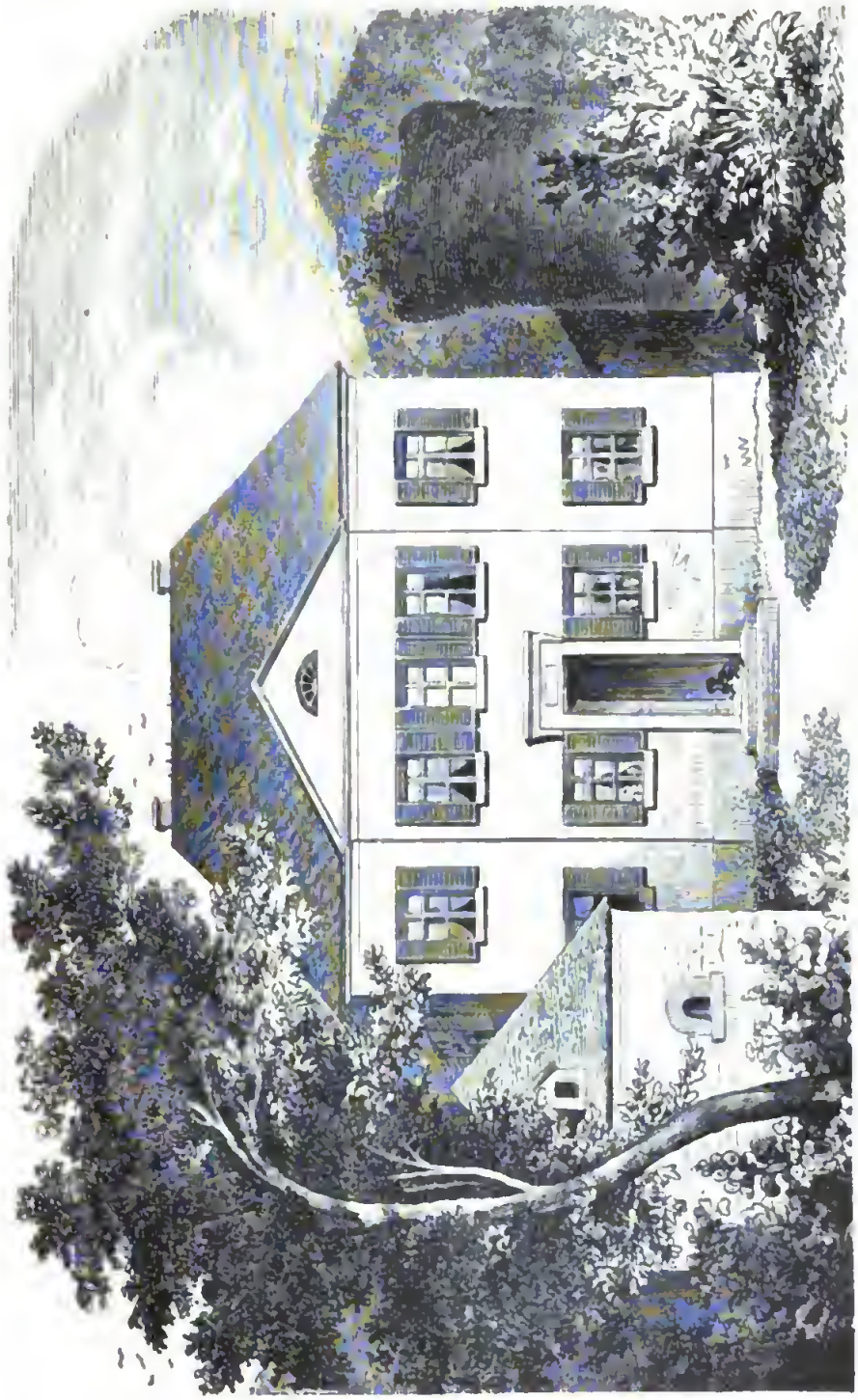
Gottvertrauen und ſelbſtloſe Vaterlandsliebe gegründete Weltanſchauung hinaus ins Volk.

Unter den Dankesbezeigungen einer ganzen Nation hat Arndt an Weihnachten 1859 ſeinen neunzigſten Geburtstag gefeiert. Wenige Wochen ſpäter, am 29. Januar 1860 iſt er in Bonn zur Ruhe gegangen.

Als ein getreuer Eckart lebt er fort im Gedächtnis des deutſchen Volkes, an das er ſich alſo wendet:

„Als eine ehrliche deutſche Stimme bin ich von den Guten und Tapfern meines Volkes vernommen und gebilligt worden.

Dieſe ehrliche Stimme hört auch jetzt, ihr guten Deutſchen. Hört ſie, erkennet euch ſelbſt, wo ihr ſtehet und wo ihr ſtehen ſollt, vergeſſet jegliche Plage, Klage, Unbill, und Zwietracht, fühlet, denket, wollet nur das Eine, was not iſt, Deutſchland und Deutſchlands Ehre und Namen.“



Arndts Wohnhaus in Bonn a. Rh.

6.

Johann Gottfried Seume.

Geboren am 29. Januar 1763 in Poſerna bei Weißenfels.
Geſtorben am 13. Juni 1810 in Teplitz.

Einen beachtenswerten Einblick in die Zuſtände des alten Reiches bietet die Selbſtbiographie des Dichters Johann Gottfried Seume, der weniger wegen ſeiner Bedeutung als Dichter als vielmehr wegen ſeiner ſeltſamen Erlebniſſe hier Berückſichtigung findet. Und ſeine Jugendgeſchichte feſſelt uns um ſo mehr, als das Wort darin zur Wahrheit wird: „Jeder iſt ſeines Glückes Schmied!“ Laſſen wir ihn alſo erzählen.

Mein Geburtsort iſt Poſerna, ein Dörfchen eine Viertelſtunde von Rippach, wo die Poſtſtation war, wo die Vorfahren meiner Mutter ſeit dem dreißigjährigen Kriege ein Grundſtück mit Brauerei, Brennerei und Schenkrecht beſaßen, das ſie, laut Documenten, als Appertinenz vom Rittergut damals mit neunzig Talern an ſich gekauft hatten, und für das man 1803 zwölfhundert bot. Mein Geburtstag fiel, laut der alten Familienbibel, die durch eingebundenes weißes Papier zugleich die Familienchronik war, den 29. Januar 1763 in einer entſetzlich kalten Periode, woraus die Gevattern und Baſen nach ihrer Weiſe allerlei prophezeiten.

Ich kam mit dem Hubertusburger Frieden an; man nannte mich alſo Gottfried, und Johann wurde vorgeſetzt, weil es ein alter Vetter, auf den man in der Familie etwas

hielt, durchaus haben wollte. Meine Erinnerung geht nicht ſo weit zurück, daß ich mich beſinnen könnte, wie ich leſen und ſchreiben gelernt habe. Der alte Schulmeiſter Held, deſſen Tochter meine Pate war, und der mich daher mit viel Vorliebe und Strenge echt altpädagogiſch behandelte, brachte mir dieſe Fertigkeiten bei, ſo früh, daß ſich die Zeit aus dem Gedächtniſſe gewiſcht hat. Ich genoß manches kleine Privilegium zur Zeit der Erdbeeren und Johannisbeeren und Pflaumen, und wenn der Honig geſchnitten wurde; aber übrigens wurde mir der Bakel ſehr reichlich zu Teil, nicht wegen der Lektion; denn dieſe ging immer leidlich genug, ſondern wegen mancher Unordnungen, die ich nach meinem damaligen Bedünken für gar kluge Streiche hielt.

Noch einige Jahre früher, und früher als meine Erinnerung reicht, hätte ein Zufall faſt meiner Exiſtenz ein Ende gemacht. Hinter dem Garten meines Vaters floß der kleine Bach Rippach, der ungefähr eine Stunde von Poſerna in die Saale fällt. Der Garten war mein Lieblingstummelplatz; nur fürchtete man für den kleinen Buben das Waſſer. Es wurden eben alte Bäume ausgerottet und junge geſetzt; ich wurde alſo dem alten Jakob, der mit einigen andern arbeitete, zur Aufſicht übergeben, damit ich mich nicht dem Bache nähern ſollte. Das hielt man gewiſſenhaft, beachtete aber nicht ſo ſehr die Nähe. Ich ſpringe und jage dort herum, und plötzlich fällt der alte Apfelbaum, an dem man arbeitete, faßt mich und ſchlägt mich zu Boden. Die erſchrockenen Alten wenden und kehren mich nach allen Seiten; ich bin augenſcheinlich tot; Jakob nimmt mich auf den Arm und trägt

die vermeintliche Leiche hinein in den Hof, wo mein Vater eben mit der Mutter an der Wäsche über Hausangelegenheiten sprach. Man stelle sich die Botschaft vor; meine Eltern liebten uns ohne lächerliche Schwachheit mit wahrem, tiefem Gefühl. „Herr, hier bringe ich den Jungen", sagte der Alte, indem er mich auf den Wäschtisch legte, „er ist tot. Gott im Himmel weiß, ich bin unschuldig; ich wollte, der Stamm hätte mich getroffen." Unter lautem Wehklagen suchte und schickte man nach Hilfe. Der Barbier wandte alle seine Weisheit an, der Arzt kam; alle Mittel waren umsonst; kein Zeichen des Lebens erschien. Zwölf Stunden und darüber war man so traurig vergeblich beschäftigt und eben im Begriff zu enden und an die Beerdigungsanstalten zu denken, als ich das linke sehr verletzte Auge aufschlug. Man fing die Versuche wieder an und brachte mich ins Leben zurück. Es hatte mich nicht der Stamm, sondern nur einige starke Aeste mit den Zweigen getroffen und die tiefe Betäubung bewirkt. Damals mochte ich ungefähr drei Jahre alt sein. Von den Quetschungen blieb wenig zu sehen, außer dem Flecken im erwähnten linken Auge, den man im zwanzigsten Jahre noch wahrnehmen konnte. Ein etwas späterer Vorfall hätte mich auch bald in jene Welt getragen. Mein Vater war damals schon in einer Pachtung als Gastwirt bei Leipzig. Das größte Vergnügen für mich war, die Pferde in die Schwemme und auf die Weide zu reiten, wozu ich jedoch nur selten die Erlaubnis bekam. Reiten hieß bei mir jagen, daß die Mähnen flogen und die Haare sausten. So ritt ich einmal gegen die Ordonnanz mit in die Schwemme. Das

Tier liebte den Strom eben so sehr als ich das Reiten, scharrte, stampfte und brauste; meine Hand war zu schwach es zu halten: es legte und wälzte sich mit gewaltigem Wohlbehagen. Ich kam unter das Pferd, verlor die Besinnung, und der Strom führte mich weit, weit mit sich fort. Indessen hier erholte ich mich, als ich herausgezogen wurde, nach einigen Minuten Versuchen sogleich wieder, und lange Zeit blieb dem jungen Centauren die Reiterei untersagt. Endlich kam mein Vater einmal von der Messe und hatte Pferde gekauft. „Junge, ich habe auch eins für dich mitgebracht," sagte er, indem er sich zu mir wendete, und es wurde ein kleiner, dürrer Rotschimmel vorgeführt, der nur vierthalb Füße hatte. Die Bestie hinkte und wieherte komisch, und alle lachten über meinen Vater, mich und den Schimmel. „Wir haben wohl recht viel Geld wegzuwerfen," sagte meine Mutter halb ärgerlich, „daß du noch dergleichen Fresser ins Haus bringst." — „Frau, verdirb mir den Spaß nicht!" sagte er launig selbstzufrieden. „Ich habe es zur Zugabe, habe wahrscheinlich dem armen Tiere das Leben gerettet; denn der Roßtäuscher sprach vom Schinder und Totstechen. Wir haben heuer viel Heu, die Weide ist hoch; es kann doch wohl noch etwas tun, und da der Junge mit des Teufels Gewalt zu Pferde will, so mag er reiten."

Mein Vater war zwar ein heftiger, moralisch-strenger, aber kein harter Mann. Im Gegenteil seine Heftigkeit kam meistens aus schneller, tiefer moralischer Empfindung her. Das Zuchtmeisteramt im Hause überließ er fast immer meiner Mutter; und diese hatte bei ernsthaften Gelegen-

heiten mit einigen Worten nur nötig, den Namen des Vaters zu nennen, um alles in gutem Gleiſe zu erhalten. Der Vater wurde dadurch nicht als Popanz gebraucht, ſondern ſein ſtrenger Ernſt in ernſthaften Dingen zum gehörigen Zwecke ins gehörige Licht geſtellt. Meine Geſchwiſter haben vielleicht nie von meinem Vater einen Schlag bekommen: nur ich erinnere mich, daß ich von ihm einmal tätlich gezüchtigt worden bin auf eine ſchreckliche Weiſe.

Viele Neckereien bewogen meinen Vater, ſeine Grundſtücke dort zu verkaufen und eine Pachtung eines Wirtshauſes mit beträchtlicher Oekonomie in Knautkleeberg nicht weit von Leipzig einzugehen. Da ſpielte ihm denn das heiße Blut hier und dort ſchlimme Streiche. Der Juſtitiarius von Poſerna hatte bei einer Rügenſache, wo ſich mein Vater faſt wie Weißens Kunze mit dem Tintenfaſſe benommen hatte, gedroht, er müſſe kein Advokat und ſein Prinzipal kein Edelmann ſein, wenn nicht die Sache ſo weit gedeihen ſollte, daß der Andreas Seume noch ins Hundeloch käme für ſeine Ungebührlichkeiten. „Ich will doch dem Teufel und ſeiner Hölle entlaufen," ſagte mein Vater, „und ſollte ich in einer Kneipe Schuhzwecken ſchnitzen und Schwefelhölzchen machen mein Leben lang;" und ſo packte er ſeine Familie auf einige Wagen und pilgerte fürbaß an die Elſter in der Gegend von Leipzig. Der Antritt der Pachtung fiel in eine ſehr unglückliche Periode, in die Hungerjahre 70 und 71. Der Beſitzer des Gutes Lauer, zu dem das Dorf Knautkleeberg gehört, war der damalige Leipziger Stadtrichter, Dr. Teller, ein harter, unerbitt-

licher Mann, der von dem Buchſtaben nichts nachließ und alles Unglück ſehr klug dem Pächter zugeſtellt hatte. Mein Vater, anſtatt hundert Scheffel Korn in der neuen Pachtung jährlich zu verkaufen, mußte zur Unterhaltung der weitläufigen Wirtſchaft über fünfzig dazu kaufen, und ich kann mich noch recht wohl erinnern, daß er den letzten Scheffel mit fünfzehn Talern bezahlte. Die Hungersnot der damaligen zwei Jahre iſt in Sachſen als Landeselend bekannt. Hunger haben wir nicht gelitten, aber meines Vaters Vermögen zuſammen ſo ziemlich verzehrt. „So lange ich noch eine Metze Korn mit dem letzten Taler kaufen kann," ſagte der wackere Mann, „muß niemand in meinem Hauſe ungeſättigt vom Tiſche aufſtehen." Es war, als ob die furchtbare Teuerung doppelten Hunger erzeugt hätte; denn jedermann aß, wie man bemerken wollte, faſt noch einmal ſo viel als gewöhnlich. Ich galt damals im Dorfe für einen ſehr glücklichen Prinzen, daß ich, ſo viel ich wollte, herrliches Butterbrot hatte, da mancher arme Teufel hungrig halbneidiſch vorüber ſchlich. Da gab ich denn manchen Schnitt weg und tauſchte irgend ein Spielwerk oder einen Vogel dafür ein. „Junge, wirſt du ewig nicht ſatt?" ſagte einmal meine Mutter halb froh, halb traurig, als ſie mir ein friſches Butterbrot ſchneiden mußte; „es iſt doch, als ob der Himmel ſeinen Segen genommen hätte, auch von dem, was noch da iſt." Da es ſich aber ergab, daß ich meine vorige, ziemlich ſtarke Portion für einen Hänfling weggegeben hatte, fing ſie an, eine ſtrenge Zuchtmeiſtermiene anzunehmen, und ich glaube wirklich, ſie würde zu Birkengottfriedchen gegriffen haben, wäre nicht mein Vater dazu

gekommen. Der meinte nun, es ſei wohl ganz gut, daß ich mein Butterbrot verteile, nur nicht, daß ich Hänflinge, Peitſchen und Platzbüchſen dafür nähme und dann komme und mir ein anderes erlüge: er könne übrigens jetzt nicht alle Hungrigen ſpeiſen und ſei froh, wenn er nur ſeinen Haushalt leidlich geſättigt habe. „Wenn du nun ſelbſt traurig, hungrig nach dem Butterbrot der andern ſehen müßteſt? Junge, wer zu dir kommt, den weiſe an mich oder die Mutter! Hunger tut weh, Junge, ſagt man; das haben wir noch nicht erfahren; weiß der Himmel, ob es nicht noch kommt! hörſt du, Junge, Hunger tut weh.“ Dabei wiſchte er ſich heimlich einige Tropfen aus den Augenwinkeln und ging und ſchnitt tief in ein großes Brot, um einige Zeit Sonnenſchein auf finſtere, niedergeſchlagene Geſichter zu bringen. „Helfe euch Gott!“ ſagte er mit Rührung; „bald können wir nicht mehr helfen.“

Bei meinem Herrn Paten, dem Schulmeiſter Held in Poſerna, hatte ich für einen Phönix im Lernen gegolten; hier bei dem Herrn Weyhrauch in Knauthain galt ich für einen ausgemachten Dummkopf. Weiß der Himmel, woher es kam: ob mir das Umſetzen wie einem jungen Baume nicht bekommen wollte, oder was ſonſt die Urſache war, ich hieß nur der dumme Junge von Thüringen einige Jahre lang. Ich ſchrieb von Poſerna aus in meinem ſechſten Jahre ſchon eine ziemlich leſerliche Hand; aber Herr Weyhrauch fand darin weder ductum noch fructum, und ich mußte durchaus ganz von neuem ſeine Hopfenſtangen von Buchſtaben nachmalen, worin ich ſehr unglücklich war, da ich zum Zeichnen faſt gar kein Talent beſitze. Er hatte ſeine liebe

Not mit mir, und ich mit ihm. Ich glaubte zwar seine Aburteilung über meine Dummheit nicht ganz, war aber doch ganz verblüfft, daß ich dem Manne durchaus gar nichts zu Danke machen konnte. Lange Zeit war ich so im vermeintlichen moralischen Hinbrüten, bis sich endlich, ich weiß nicht wodurch, der Knoten löste und täglich irgend etwas Besseres zum Vorschein kam. Niemand war darüber froher als mein Vater, der schon einige Mal traurig das Verdammungsurteil über meinen Geist gehört hatte. Wer zuerst etwas Aetherisches in mir entdeckte, war der Pfarrer, Magister Schmidt, ein rechtlicher, jovialer, ziemlich gebildeter Mann, in dessen Charakter der Grundzug freundliches Wohlwollen und Güte des Herzens war. Er schloß aus meinen oft sonderbaren Antworten in den öffentlichen Kirchenprüfungen auf meinen eigenen, zuweilen sehr barocken Ideengang, unterhielt sich viel mit mir und berichtigte meine Gedanken. Er besaß darin viel Geschicklichkeit. Nun sprach er mit dem Schulmeister, Herrn Weyhrauch, über die Methode des Unterrichts bei einem solchen Kopfe; die Einwendungen des Schulmeisters wurden gehoben; der Pfarrer zeigte ihm, daß ich kein Mechaniker und kein Schönschreiber werden und mich schwerlich mit Nachbeten begnügen würde. Von nun an nahm man wenig Notiz mehr von meinen krummen und schiefen Linien auf dem Papier und meinen Stelzfüßen von Buchstaben, sondern nur von meinen Ideen, womit ich den Schulmeister und auch wohl zuweilen den Pfarrer in einige Verlegenheit setzte. In kurzer Zeit übersprang ich alle Matadorjungen des Dorfs in der Schule und war bald der Erste und Statt-

halter des Herrn Weyhrauch bei deſſen Abweſenheit als Bienenvater und Spargelgärtner. Die Umſtände und die Geſundheit meines Vaters waren unterdeſſen ſehr geſunken. Ich mochte ungefähr zehn Jahre alt ſein, als ich ſchon an der Spitze der Dorfſchuljugend ſtand, unter denen doch wohl einige ihr vierzehntes geſchloſſen hatten. Mein Regiment galt für ſehr ſtrenge, aber nie für ungerecht.

Um dieſe Periode, ich glaube, es war 1775 im Sommer, ſtarb mein Vater. Die Geſchichte ſeiner Krankheit und ſeines Todes iſt mir zu wichtig, als daß ich nicht einiges darüber ſagen ſollte. Seine Pachtung war, wie erwähnt, ſehr unglücklich, und der größte Teil ſeines Vermögens war darauf gegangen. Das lähmte aber nicht ſein Kraftgefühl und ſtörte ſeinen guten Mut nicht. Einſt hatte er ſeine letzten hundert Taler nach Leipzig getragen zu Dr. Teller, um den letzten Termin zu entrichten. Das Wetter war ſchneidend kalt; das Geſchäft mochte nicht angenehm geweſen ſein. Gegen die Kälte und den Verdruß hatte er, wider ſeine Gewohnheit, ein Glas Wein getrunken und hatte ſich ſo aufs Pferd geſetzt, kam aber bis zur Erſtarrung gefroren zu Hauſe an, ſo daß ihm der Knecht vom Pferde helfen mußte, da er ſonſt der behendeſte Mann war. Nun beſtellte er ſich Kaffee, den meine Mutter ſelbſt in der Küche beſorgte. Als ſie damit ins Zimmer tritt, findet ſie, daß er ſeinen großen Stuhl verlaſſen und ſich auf ein Bett geworfen hat, wo er tief in den Federn liegt und ſchläft. Sie denkt, Schlaf iſt beſſer als alle Arznei und läßt ihn liegen. Den Tag darauf klagt er über Schwere in den Gliedern und den folgenden Tag über Schmerzen im

Unterleibe. Es ſcheint, die Bettwärme hatte die Kälte, die ſich nicht wieder mit dem übrigen Körper in Temperatur ſetzen konnte, zurückgetrieben, und es entſtand daraus eine Blaſenkrankheit, die ihn einige Jahre mit unſäglichen Schmerzen quälte und ihn am Ende des dritten durch einen Schlaganfall tötete. Man kann denken, wie ſehr ſeine Haushaltung bei dieſer traurigen Exiſtenz leiden mußte, und doch verlor er bis an ſein Ende niemals einen gewiſſen Grund von Heiterkeit und Frohſinn; nur hatten ihn ſeine Erfahrungen etwas bitter gemacht, ſo daß ſich ſeine wahre Meinung oft ſprichwörtlich ziemlich ſarkaſtiſch äußerte. Aerzte wurden angenommen und gewechſelt, ohne Erfolg, und ich erinnere mich gehört zu haben, man habe mehr als zweihundert Taler umſonſt verdoktert. Als er in ſeinem 37. Jahre ſtarb, ließ er ſeine Geſchäfte in der mißlichſten Lage und meine Mutter als Witwe mit fünf Kindern, wovon ich als das älteſte ungefähr zwölf Jahre alt war. Es entſtand eine Art von Konkurs, wobei aber durchaus niemand einen Heller verlor; nur blieb meiner Mutter nichts als die winzige Summe von zweihundert Talern, wofür ihr ein kleines Häuschen gekauft wurde. Alle nahmen ſich unſer mit Rat und Tat ſehr freundlich an, und es fehlte uns wenigſtens nie an dem Notdürftigſten. Der brave Juſtitiarius Laurentius der Hohenthaliſchen Güter vorzüglich ſuchte die unglückliche Familie ſo ſicher als möglich zu ſtellen und nahm für ſeine vielen Bemühungen in unſerer Sache nicht allein nichts, ſondern ließ uns auf eine feine, humane Weiſe noch manchen kleinen Vorteil zufließen. Mein Vater hatte kurz vor ſeinem Tode am

Ende der Pachtung eine kleine Oekonomie mit etwa sechzehn Ackern Feld gekauft. Das Drückendste für ihn an Körper und Geist war die Frohne, die er selbst verrichten mußte, wenn nicht sogleich alles zu Grunde gehen sollte. Die Sense war seinem jetzt schwachen Arme zu schwer, er mußte einige Mal die große Wiese verlassen. Ich erinnere mich, daß einige entmenschte Seelen, wie es deren überall gibt, unter andern der derzeitige Vogt, ihre bitter groben Bemerkungen darüber machten, als sie ihn vor seiner Haustüre mit einem kleinen Knaben, meinem jüngsten Bruder, spielen sahen. Der gute Mann wischte sich die Augenwinkel und legte sich lange einsam in den entlegensten Teil des Gartens. Nach drei Tagen lag er auf der Bahre. Ob wohl diese rohen Seelen dabei einige besseren Gefühle in sich empfunden haben? Dieser Vorfall vorzüglich ist mit Ursache meiner folgenden concentrierten, nicht selten finster mürrischen Sinnesweise. Ich habe die Katastrophe nie los werden können, ob ich gleich selten oder nie davon gesprochen habe.

Der Graf von Hohenthal-Knauthain, der das Gut Lauer gekauft und mich zuweilen in der Schule und bei Kirchenprüfungen mit einigem Wohlgefallen gesehen hatte, hatte bei meines Vaters Tode erklärt, er wolle für mich sorgen und mich etwas lernen lassen. Was dabei seine Gedanken waren, weiß ich nicht. Meine Mutter und ich deuteten auf irgend ein Handwerk; wenigstens verstrich eine ziemliche Zeit, fast von zwei Jahren, ohne daß wieder etwas darüber gesprochen wurde. Unterdessen nahmen sich der Pfarrer, Mag. Schmidt, und der Schulmeister Weyhrauch

meiner wirklich sehr väterlich an. In meinen Kenntnissen kam ich zwar diese beiden Jahre nicht merklich vorwärts, da ich den Uebrigen schon sehr voraus war und man sich höchst selten mit mir beschäftigte; aber es fing doch durch den Umgang schon an, sich der bessere Charakter der Humanität zu entwickeln. Mein Studium war biblische Geschichte aus Hübners biblischen Historien und Luthers Bibel selbst, nebst einigen alten asketischen Schriften, die mir der Schulmeister gab. Damals gewann ich eine solche Festigkeit und Gewandtheit in der Bibel, daß ich nur selten einen Spruch nicht hersagen oder angeben konnte, der verlangt wurde. Ich wußte sehr viele Psalmen und fast alle Evangelien auswendig, sagte ziemlich genau, wie viel jedes Buch Kapitel, und sogar, wie viel jedes Kapitel Verse hatte, und wo und in welcher Verbindung die sogenannten Beweisstellen standen; so daß mir von dieser Zeit an die Gewohnheit geblieben ist, bei manchen Gelegenheiten eine Reihe Bibelsprüche anzuführen, worüber zuweilen selbst Theologen sich etwas wundern. Im Examen wurde ich nur dann gefragt, wenn irgend ein Knoten zu lösen war oder die Uebrigen verstummten, und dann setzte meine Belesenheit und der Strom meiner Beweisstellen nicht selten sogar den Pfarrer in Erstaunen. Dieser, ein wahrhaft guter, warmer Mann, hatte nicht ganz gewöhnliche Rednertalente.

Ich konnte lange zu keiner Wahl einer Lebensart kommen, so unbestimmt waren noch meine Ideen vom Leben überhaupt. So lange mein Vater lebte, wurde ich halb und halb zum Kaufmann bestimmt, da er einige Bekannt-

ſchaft dieſer Art in Leipzig hatte; und ich hatte damals gerade nichts dagegen. Allein das zerſchlug ſich mit ſeinem Tode, und ein Handwerk ſollte wahrſcheinlich der Gipfel meiner Beſtrebungen werden. Aus einer angebornen Neigung zum Soliden entſchloß ich mich endlich ein Grobſchmied zu werden. Meine Mutter erſchrak, und Mag. Schmidt lachte, als ich mit dem Reſultat meiner Ueberlegung herausrückte, und beide hatten viele Mühe, mir die Sache auszureden. „Junge, du biſt ja nur ein Zwerg und ſinkſt mit Hammer und Zange vor dem Ambos zuſammen wie ein Taſchenmeſſer," ſagte der gutmütige Pfarrer; „dazu gehört ein Cyclope und kein Liliputer, wie du biſt." Ich verſtand das Letzte nur halb, gab aber doch dem Einreden meiner Mutter nach und den vulkaniſchen Vorſatz auf; doch gehe ich noch jetzt ſelten vor einer Schmiede vorbei, wo nicht der alte Hang zur Solidität zurückkehrte. Nun beſtimmte ich mich zum Dorfſchulmeiſter, wollte etwas Latein und Muſik erlernen und dachte mit dem Uebrigen nach einiger Vorbereitung ſchon nicht übel durchzukommen; denn ich galt für einen gewaltigen Katecheten. Noch bei Lebzeiten meines Vaters hatte ich einmal gelegentlich von ungefähr geſagt, es müßte nicht gut ſein, wenn ich nicht über einen Satz hundert Fragen bilden wollte, ohne eben am Ende zu ſein. „Das traue ich ihm zu," ſagte der Schulmeiſter, dem es geſagt wurde; „und die Fragen würden toll genug ſein." Der letzte Zuſatz war mir eben nicht ſehr willkommen und machte mich aufmerkſam. Seit der Zeit habe ich mich gefliſſentlich vor vielen voreiligen Fragen gehütet, habe die Sache wahrſcheinlich zu weit getrieben und dadurch manches

nicht erfahren, was ich hätte erfahren können und ſollen. Ein Narr fragt mehr, fiel mir immer ein, als ein Weiſer beantworten kann. In der Beſtimmung zum Dorfſchulmeiſter mochte wohl ganz leiſe der Blick auf Herrn Weyhrauch, ſein herrliches Bienenhaus, ſeine vortrefflichen Spargelbeete und ſeine ſchönen Roſen und Nelken auch mitwirken; denn es ſchwebte mir vielleicht dunkel vor, daß bei gehöriger Einleitung und Ausdauer das alles mein werden könnte. Jede ſitzende Lebensart war mir verhaßt, und obgleich ein Schulmeiſter auch ſitzen muß, ſo begriff ich doch ſchon damals, daß ſich viel Weſentliches in ſeinem Amte ſehr vorteilhaft peripatetiſch abmachen ließe. „Junge, was du für Einfälle haſt!“ ſagte Mag. Schmidt bei dieſer neuen Entdeckung, „werde doch lieber Leinweber; ein Dorfſchulmeiſter iſt ein jämmerliches Tier. Denkſt du denn, ſie haben es alle wie unſer Weyhrauch?“ Und nun fing er an, mir ein gar ſchreckliches Gemälde der armen Dorfſchulmeiſterlein in Thüringen und Meißen zu zeichnen. Ich ließ mich aber nicht abhalten und meinte, jeder Stand habe ſeine Plage und ſeinen Frieden. „Nun, wir wollen ſehen, wie weit es geht,“ ſagte er und tat Meldung an den Grafen.

Einige Zeit darauf wurde Anſtalt gemacht, mich zum Rektor Korbinsky nach Borna zu bringen. Hier kam ich denn wie ein halber Hurone, moraliſch gut gebildet, wenigſtens ganz unverdorben, aber wiſſenſchaftlich ganz roh und wild an. Der alte Herr nahm mich freundlich väterlich auf und iſt von allen meinen Lehrern derjenige, dem ich am meiſten verdanke. Er hatte mehrere Penſionäre, unter denen ich der älteſte und unwiſſendſte war, ausge-

nommen meine Bibelweisheit, in welcher mir es auch dort niemand zuvor tat. Das Haus war patriarchalisch gut, und seine Frau war mehr als meine zweite Mutter. Er gab mir kurze, gemessene, deutliche, sehr gründliche Anleitung; das Bedürfnis drängte, der Ehrgeiz spornte, und binnen einem Jahre stand ich so ziemlich mit den übrigen auf gleichem Fuße, die schon vier und fünf Jahre hier gewesen waren, und am Ende des zweiten war ich fast entschieden der Erste an Kenntnissen. Wie ich im Lateinischen und Griechischen deklinieren und konjugieren gelernt habe, weiß ich selbst kaum. Ich las und las, bis ich fest blieb; dann las ich Stellen und analysierte und setzte wieder zusammen, da denn die logische Notwendigkeit sich meiner Seele aufdrang, daß es so sein müsse und auf diese Weise nicht anders sein könne. Die Ausnahmen, wenn man sie nur einigemal gelesen hat, fielen deutlich genug in die Augen.

Hier ließ mein Bibelstudium ziemlich nach, und an dessen Stelle trat die Beschäftigung mit lateinischen Sprichwörtern, welche Weisheit des Lebens lehren. Der Rektor Korbinsky selbst hatte eine Sammlung solcher Sprichwörter in Altenburg drucken lassen: ein sehr nützliches Buch für junge Anfänger, das aber wenig bekannt zu sein scheint. Da ich im Leben schon etwas Gewandtheit besaß und mein Vater gern in Sprichwörtern redete, machte sich der Rektor ein Vergnügen, mich die Uebersetzung auch sprichwörtlich versuchen zu lassen, wobei denn zuweilen barockes Zeug zum Vorschein kam. So kam einmal das Horazische Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi vor: der Rektor

forderte es ſprichwörtlich. Wenn ſich die Könige raufen, müſſen die Bauern Haare laſſen, ſagte ich. „Recht gut, recht gut!“ verſetzte der Rektor; „nur etwas zu ſehr vom Dorfe, etwas zu — zu —“ ich verſtand, er wollte ſagen zu grob. Ich entgegnete, daß das lateiniſche delirant und plectuntur eben auch nicht ſanft ſei, und daß man eine ſolche Sache recht handgreiflich ſagen dürfe. „Nun gut, es mag gehen,“ ſagte er, da er ſelbſt nicht gleich ein feineres Sprichwort finden konnte. Die Frau Rektorin gab ſich alle erſinnliche Mühe, mich fein und artig zu machen, ſo wie der Herr ſich beſtrebte, mich zur Tugend und Weisheit zu bilden. Inwiefern es dem Rektor gelang, kommt mir nicht zu zu beſtimmen; aber ihr gelang es ſehr ſchlecht. Mein Anzug war immer ſehr nachläſſig, meine Haare grotesk, ſtruppig und meine Schuhe ſchmutzig. Vor allem hatte ſie ihren Krieg mit meiner Stirne, die nach ihrer Meinung unerträglich runzelte. Ehe ich mir's verſah, verſuchte ſie eine Glättung mit der Hand oder auch wohl mit der Bürſte und drohte ſogar mit dem Striegel, aber alles umſonſt. Sobald ich in Gedanken geriet, traten die Runzeln wie Furchen auf die Stirne, und die Augenbrauen zogen ſich finſter zuſammen. Das iſt geblieben, und man hat mich oft für melancholiſch mißmutig gehalten, wenn ich meine ſeligſten Gedanken hatte. Der Rektor nahm davon keine Notiz, da er ſelbſt etwas von der näulichen Unart beſaß. Er gab mir ſelbſt das Zeugnis, daß ich bei ihm in zwei Jahren ſo viel getan habe als andere in ſechs Jahren, und drang bei meinen Gönnern auf meine Entfernung, weil ich nunmehr meine Zeit beſſer anwenden könne und müſſe. Ich

hätte bei ihm noch lange, noch sehr viel lernen können; allein seine Zeit erlaubte ihm nicht, sich mit mir besonders zu beschäftigen. Doch gab er mir noch einige hebräische Stunden, so daß ich auch hierin ihm den ersten Grund dankte. Ich kam, so zu sagen, ohne die geringste Kenntnis zu ihm und las doch meinen Cicero und ein leichtes griechisches Buch ziemlich geläufig, als ich nach zwei Jahren sein Haus verließ; nicht zu erwähnen, daß ich ihm den besten Grund in der Geschichte, der Geographie und andern ernsthaften Wissenschaften verdanke. So habe ich bei niemand wieder die Reformationsgeschichte so deutlich, gründlich und pragmatisch gehört als bei ihm. Er war überhaupt in der Kirchengeschichte sehr stark, studierte unermüdlich und ließ nichts Gutes in jedem Fache ungelesen. Das Haus dieses Mannes nebst meines Vaters Hause sind der Grund allen Guten, was ich vielleicht in meinem Charakter habe. Ich habe erst nachher durch Vergleichung recht gefunden, wie rein die Sitten und wie fein zugleich in meines Vaters Hause waren. Ich höre jetzt oft in den besten Gesellschaften und in sonst sehr guten Häusern Gesinnungen und Ausdrücke, für die uns der Vater aus dem Hause in den Viehhof würde geschickt haben. Wenn das Gesinde nicht gesittet sprechen konnte, mußte es schweigen; das war mit die erste Bedingung bei der Annahme. Er wußte die meisten Stellen unserer damals neuesten Dichter, und Bürgers „Weiber von Weinsberg" erinnere ich mich zuerst von ihm gehört zu haben. Woher er alles das hatte, weiß ich nicht, da er wenig las und wenig Zeit dazu hatte. Bei Korbinsky wurde dieses feinere moralische Gefühl sorgsam genährt. Er nannte

z. B. den Schwager nie anders als Herr Bruder, die Schwägerin Frau Schweſter u. ſ. w.; und das mit viel wahrer Herzlichkeit. Alle ſeine Zöglinge waren wie ſeine Kinder, und er nahm auch nachher den wärmſten Anteil an ihren Schickſalen. Es war ein Unglück im Hauſe, wenn einer ſeiner ehemaligen Schüler etwas getan hatte, das einem ſchlechten Streiche ähnlich ſah. „Du lieber Gott, was ſoll aus dem Menſchen werden? das macht mich ſehr unruhig.“ Und das verderbte ihm wirklich Schlaf und Mahlzeit. Ueber mich ſoll er in der Folge oft abwechſelnd getrauert und gejubelt haben, bis er ſich endlich feſt überzeugt habe, ich werde auf keine Weiſe ſeiner Erziehung Schande machen, glücklich oder unglücklich; dann ſei er ruhig geworden. Der Aufenthalt bei ihm iſt mir immer die ſchönſte, reinſte Erinnerung geweſen und wird es immer bleiben. Segen ſeiner Aſche!

Zuletzt wurde es aber hohe Zeit, daß ich wegkam, da ich die Uebrigen ſehr überſah und zuweilen übermütig und üppig, zuweilen verdrießlich allein ſtand. Das war denn die Zeit der Streiche, die oft etwas mehr als luſtig, die jugendlich verkehrt und unbeſonnen waren. So nähten wir, dux gregis ego,*) wenn er zuweilen eine kleine Erholungsreiſe machte, alle alten Fußdecken zu Zelten zuſammen und hielten unſer Scheibenſchießen mit dem Blaſerohre darunter. Das ging an. Aber oben lagen ein paar alte Reiterpiſtolen. Feuergewehr war von meinen erſten Jahren meine Lieblingsſache. Die Piſtolen wurden in den Dienſtſtand geſetzt, geputzt, geſchmiert und wieder geputzt

*) Ich als Führer der Horde.

und mit ſcharfen Steinen verſehen. Sodann wurde Pulver geholt bei dem Krämer, der kein Bedenken trug es uns zu geben, da wir draußen in der Freiheit zuweilen Schwärmer machten, die nichts ſchadeten. Nun ward das Scheibenſchießen und zwar in des Rektors Hofe, da wir nicht hinaus durften, ernſthaft. Eine große Scheibe wurde mit den gehörigen Abteilungen an die Privattüre gemalt, und es war eine Luſt, wie die Kugel durch das Brett fuhr und der Knall inwendig an der Stadtmauer hindonnerte. Das Herz zitterte allen im Leibe vor Freude. Ungefähr vier Schüſſe waren gefallen, da erſchien der Superintendent, Herr Richter, und der Stadtwachtmeiſter, Herr Herrmann, mit gar finſtern Amtsgeſichtern. Wir ſtanden nun ſelbſt wie angedonnert da. „Laſſen Sie ſich nicht ſtören, meine Herren," ſagte Herr Herrmann, „wir wollen blos ein bißchen zuſehen, wie hier kanoniert wird." Der Superintendent, Herr Richter, im großen, weitwogenden Schlafrock, ſagte kein Wort, und ſo gingen ſie fort. Schnell wurden die Gewehre wieder in die alte Rüſtkammer gebracht, und es war ein ängſtliches Harren der Dinge, die da kommen ſollten. Einige ehrlichen Spießbürger, die vorbeigingen und den Vorfall gehört hatten, hielten nur ſchreckbare Galgenpredigten über das Verbrechen des Schießens innerhalb der Stadtmauer. Der Abend kam und mit ihm der Rektor; finſter und ſtumm war ſein Antlitz; denn wahrſcheinlich ſchon am Tore war ihm die Kanonade berichtet worden. Der Morgen kam und keine Silbe, weder freundlich noch ernſt: nur fing man an ſich ins Ohr zu raunen, ich, als der unbefugte Feldzeugmeiſter, werde mit gewaffneter

Polizei ins Stadtgefängnis abgeholt werden. Schon dachte ich auf die Flucht, als der Rektor mich, den ersten Inculpaten zu sich ins Kabinet zitierte und mir namens des Magistrats, des Ministeriums und der Schule eine Strafpredigt hielt, die ernst genug war. „Ihr seid doch tolle Menschen," schloß er endlich freundlicher mit entwölkter Stirne; „man darf euch keine Stunde allein lassen, so macht ihr sogleich ein Dutzend wilde Streiche." Nun kamen die andern daran; mit denen ging es bald härter, bald glimpflicher. Am schlimmsten kam ein Dummkopf weg; denn er hatte nichts, womit er wieder gut machen konnte. „Nur hier bleibst du nicht zurück, da bist du mit der Erste," hieß es. Allein ein solcher Kopf kann auch mehr vertragen.

Ein ander Mal hatten wir ein Vergnügen, das dürre Laub von den Bäumen anzuzünden und ein Freudenfeuer zu machen. Einmal versahen wir es, die Flamme schlug um sich, und es drohte ein gewaltiger Waldbrand zu werden, als zu unserm Glücke der Wind sich noch wendete. Der Rektor meinte, ich würde ein Taugenichts werden, wenn ich nicht bald weiter käme, und hatte wohl Recht. Aber ich hätte es auch in der Länge nicht mehr ausgehalten, sondern wäre ganz gewiß auf und davon gelaufen. Keine Lage ist peinlicher, als wenn der Geist Bedürfnisse hat, die nicht erfüllt werden und doch erfüllt werden könnten und sollten. Was vorkam, waren mir abgedroschene Sachen, und nur selten hatte der Rektor Zeit, sich mit mir besonders zu beschäftigen.

Einmal war ich diese Zeit über zu Hause zum Besuche gewesen. Es war nötig; denn man hatte mir einige-

male ſo unſchonend von der traurigen Lage meiner Mutter und Geſchwiſter geſprochen, daß ich ziemlich entſchloſſen war, den Cicero im Stiche zu laſſen und nach Hauſe zu gehen, um ihr durch meine Arbeit zu helfen. Ich fand zum Glück, daß man, wie gewöhnlich, übertrieben hatte. Mag. Schmidt, der gute Mann, mochte ſo etwas aus einzelnen Aeußerungen ſchließen und aus meinem Geſichte leſen und ſprach mit Teilnahme und Wärme. „Wir können deine Mutter nicht wohlhabend machen," ſagte er, „wir können ihr kein gemächliches Leben verſchaffen; aber ſo arm und ſo entmenſcht ſind wir doch nicht, daß wir ſie und die Ihrigen an den erſten Bedürfniſſen Not leiden ließen. Sei darüber ganz ruhig, mein Sohn, und tue deine Pflicht von deiner Seite!" Als ich hier zugleich dem Grafen Hohenthal, meinem Wohltäter und Erzieher, meine Aufwartung machte, war, nach meinen damaligen Begriffen, eine ſehr glänzende Geſellſchaft von allerhand Ständen zugegen, wo mich denn einer nach dem andern nach Luſt und Belieben ins Examen nahm.

Endlich holte man mich von Borna ab und brachte mich zum Antiquar Martini nach Leipzig auf die Nikolaiſchule. Reiske wäre freilich beſſer geweſen. Lieber wäre ich nach Pforte*) gewandelt, weil Klopſtock dort geweſen war und einige meiner alten Kameraden ſich dort befanden. Ich kam nach Secunda und hatte nun freilich wieder zu tun, um mit den andern gleichen Fuß zu faſſen, zumal da die erſte und zweite Klaſſe gewöhnlich zuſammen waren. Auch ging das Studieren die erſte Zeit,

*) Schulpforta, berühmte höhere Schule bei Naumburg a. S.

wenigſtens nach meinem Sinne, recht gut; dem Rektor wollte meine Weiſe nicht behagen, ſo wenig mir die ſeinige, und doch ſollte ich mich darnach richten. Er hielt viel auf Vorbereitung, und das mit Recht; nur drang er auf ſogenannte Präparierzettel, die mir ſehr zuwider waren. Denn unnötiges Schreiben war gar nicht meine Seele, da ich auf einige Tage ein muſterhaftes Gedächtnis hatte. „Wo haben wir unſere Präparation?" fragte er mich einmal: „Hier!" antwortete ich und zeigte auf die Stirne. „Wir ſind etwas keck; wir werden ja ſehen." Sie war wirklich da, und etwas Brummen von Eigendünkel beſchloß den Sermon. Ich konnte aber drei Seiten leſen, während ich einige Worte niederklexte, die nun doch in meinem Gedächtniſſe lagen. Er hatte die Marotte der alten Schulmonarchen, die nicht höflich ſind und doch nicht grob ſein wollen, immer nur mit Man und Wir zu reden. Daraus entſtand dann manche lächerliche Verwechslung. So ſagte er einmal im hitzigen Eifer, ich glaube zum jetzigen Buchhändler Sommer: „Wir ſind ein Eſel." „Ich meinerſeits proteſtiere," antwortete dieſer ganz lakoniſch; und die Klaſſe wußte nicht, wo ſie mit dem Lachen hinſollte. Es ſaßen damals einige jetzt nicht unbekannte Männer mit in der Klaſſe, ſo daß ſchon Wetteifer des Fleißes ſtattfand. Auch gab uns der Konrektor Forbiger durch ſeine ernſthafte, gründliche Methode, vorzüglich im Griechiſchen, reichlich Erſatz. Hübſchmann, der Tertius, der uns auch einige Stunden gab, zeichnete ſich durch einen großen Bierbaß aus. Wenn wir, wie wohl verzeihlich war, bei ihm über Ciceros Pflichten die Aufmerkſamkeit verloren und Allotria trieben, nahm er die Sache

en gros und donnerte uns in corpore an: „Lumina mundi wollt ihr werden; ja, ihr Halunken, lumpenhundi werdet ihr sein;“ und damit bearbeitete er im Eifer mit Hand und Fuß und Buch das morsche Katheder.

Ich war bei dem Rektor in Wohnung und Kost und Holz verdungen, erhielt aber meinen Speiseteil durch die Magd auf mein Zimmer. Das wollte mir schon nicht behagen und schien mir illiberal; denn bei Herrn Korbinsky in Borna war ich wie ein Kind vom Hause mit allen übrigen gehalten worden. Indessen das mochte noch gehen. Der alte Herr besuchte mich zuweilen auf meinem Zimmer, wahrscheinlich um zu sehen, wie viel ich Holz verbrannte; dann um meine Studien bekümmerte er sich weiter nicht. Nur ein einziges Mal guckte er in meinen Ovid und fand statt der Metamorphosen die Amores aufgeschlagen, worüber ich denn einen stattlichen Leviten erhielt. Aber warum stand auch alles in einem Bande beisammen? Das Holz war der große Gegenstand des Zwistes, ohne daß es eben zur deutlichen Erörterung gekommen wäre. Mein Stubengeselle und Quasihofmeister war Herr Korbinsky, der älteste Sohn des Rektors in Borna, der mir noch einigen Unterricht im Hebräischen gab. Neben uns wohnten noch zwei veterane Studenten. Auch diese hatten sich ins Holz verdungen, und es ging ihnen wie uns. Da man uns spärlich hinlegte, langten wir selbst zu und bargen den Vorrat im Zimmer. Herr Martini entblödete sich nicht, ihn selbst wieder herauszuholen und das Holz zu verschließen. Es war ein Lattengitter davor; wir zwängten so lange, bis eine Latte losging, und meine kleinere Personalität, die andern waren

große, dicke, ſtattliche Kerle, hineinſchlüpfen konnte. Nun bargen wir das Holz im Koffer unter Verſchluß. In folgedeſſen ließ man es in eine feſtverſchloſſene Kammer des alten Gebäudes bringen. Zum Glück oder Unglück ſchloß aber einer der vielen Schlüſſel an den leeren, offenen Kammern, und die Gaunerei ging von beiden Seiten fort. Zuletzt ließ er den Vorrat hinunter bringen, und das arme Mädchen mußte alles drei Treppen herauf tragen. Auch von unten aus holte ich keck genug von Zeit zu Zeit einen Schlafrock voll, und es muß putzig anzuſehen geweſen ſein, wie der dicke Hebräer Dindorf und der nicht minder barbariſche Korbinsky auf Schildwache ſtanden, ich unten im Holzverſchlag lauſchte und mich vor dem herabrauſchenden Rektor in den Keller verſteckte und endlich mit einem Schlafrock voll Scheitholz die Flucht nahm. Das Ganze war doch nur Ueberſchuß vom Schuldeputat.*) Bei dieſer Einrichtung waren die Klaſſen auch nicht überwarm.

Martini war bekanntlich ein guter Altertumsforſcher und hatte vortreffliche Werke in dieſem Fache. Die Schüler bekamen ſelten eins davon zu ſehen, und ich lugte und guckte umſonſt nach den ſchönen Bücherſchränken, wenn ich zuweilen von ungefähr Zutritt zu dem Heiligtum ſeines Muſeums hatte. Ob mir gleich der Tacitus lieber war als die Prachtantiquitäten von Pompeji, ſo verdroß es mich doch, mich ſo ganz nachläſſig wegwerfend als einen Laien behandelt zu ſehen. Hier wurde denn auch gedichtert oder vielmehr nur geverſelt. Seine Methode war folgende. Er verſetzte ein Penſum eigener oder fremder

*) Das zum Schuldienſteinkommen des Rektors gehörige Holz.

Verſe in Proſa, doch ſo, daß kein Oedipus dazu gehörte, zu ſehen, was es geweſen war und wieder werden ſollte. Dieſes diktierte er und verlangte es in Verſen zurück. Das Spielwerk war zu leicht und unterhaltend. Ich pflegte da oft einen Sprung zu machen und die Verſe anders aufzubauen, als ſie wohl mochten geweſen ſein; darüber mußte meine voreilige Weisheit manchmal leiden.

Meine erſte Poeterei war in Borna, wo wir zuweilen aus Gellert und Hagedorn ſo was wie deklamieren mußten. Das hatte mich beſchäftigt, da ich ſonſt eben nichts zu tun hatte; ich ſetzte mich alſo hin und machte eine ſatiriſche Fabel: der Haſenſchwanz. Man pflegte ſich nämlich zum Abwiſchen der ſchwarzen Tafeln der Haſenpfoten oder auch wohl der kurzen Haſenſchwänze zu bedienen. Nun war einer der Alumnen, der ſich eben nicht durch Talente und Fleiß auszeichnete, beſtändig damit beſchäftiget, allerhand poſſierliche Spielwerke mit dem Haſenpörzel zu machen. Dabei blieb der Junge ein Geck, ein Dummkopf und ein Haſenſchwanz. Das war die ſehr ſinnreiche Erfindung, und ſie erhielt ungeheuern Beifall, weil denn doch wohl ſeit der Schwedenzeit in der Klaſſe von einem Zögling nichts ähnliches war ans Licht geſtellt worden. Es liefen Kopien herum; ich hoffe, es iſt keine mehr vorhanden. Wenn ich mit Martinis Verſen fertig war, fing ich nun zuweilen wohl auch noch an, eigene zu zimmern; ſie fielen aber alle ſehr hart und holperig aus. Der Rektor Martini kam einmal dazu, als ich eben einmal einige zu einer Feierlichkeit hatte drucken laſſen, und war anfangs höchlich aufgebracht, bis er ſie geleſen hatte. Ich machte ſogar griechiſche Verſe,

die nicht in der Schulordonnanz lagen: denn es wurde nur deutsch und lateinisch geverselt; in dem Deutschen meistens Alexandriner, die ich seit der Zeit nicht recht habe leiden können, und im Lateinischen verstieg man sich nicht über den Hexameter und das Distichon. Ich hatte zwar nicht das Herz, meine griechischen Verse geradezu dem Rektor zu übergeben, legte sie ihm aber doch so in den Weg, daß er sie füglich sehen konnte; er nahm aber keine Notiz davon. Martini pflegte mich selten in meiner Dachstube zu besuchen. Ich hatte, wenn ich nicht Lust hatte zu arbeiten, ein gutes Talent zu schlafen und tat mir etwas Gütliches im Morgenschlaf, da mich vor Mitternacht die Wanzen in dem alten verdammten Baue nicht ruhen ließen. Das sagte ich ihm geradezu; und er brummte. Einmal fand ich, als ich etwas spät aufstand, von seiner Hand mit Kreide an die Stubentüre geschrieben: Sex septemve horas dormisse sat est iuvenique senique.*) Ich veränderte das ve in que; und nun lautete es: Sex septemque (sechs und sieben, also dreizehn) horas. — So blieb es stehen, bis er wieder kam. „Ei seht doch die Variante," rief er halb komisch, halb strafend; „nicht übel, gar nicht übel für Faulenzer, wie wir sind." Hätte er den Hexameter nicht ungebührlich zum Heptameter verlängert, so hätte die Schnurre nicht Statt finden können.

Meine Seele hat von der frühen Kindheit an unbestimmt sehr an der Natur gehangen; dies ward nun zur Neigung. Das Einfachste war mir immer das Liebste, ein gutes Butterbrot und reines Wasser mein bester Genuß.

*) Sechs oder sieben Stunden Schlaf ist genügend für Jung und Alt.

Ich erinnere mich darüber eines drolligen Auftritts. Mein Vater nahm mich einmal mit nach Leipzig; ich mochte ungefähr ein Bube von sieben Jahren sein. Er traf einen alten Bekannten, und beide wurden einig, ein Frühstück in einem Italienerkeller zu nehmen. Da ich nicht Lust hatte mitzugehen und er mich nicht nötigen wollte, wies er mir eine Peripherie an, aus welcher ich nicht kommen sollte, und den Eckstein, an welchem man nach einer Viertelstunde mich treffen würde, und gab mir einige Groschen, sie auf dem Markte nach meinem Belieben zu verzehren. Als er zurückkam, hatte sich noch ein Bekannter angeschlossen. „Nun, hast du auch ordentlich gefrühstückt, Junge?" fragte er mich. „Ja, Vater." „Wie hast du denn dein Geld angewendet?" „Ich habe mir eine Semmel gekauft und Rüben dazu." „Was für Rüben?" fragten sie neugierig. „Solche weiße Rüben, wie sie sie hier haben;" antwortete ich, indem ich hin auf die Gärtner zeigte. Alle lachten laut. „Für wie viel denn?" „Für zwei Groschen." „Junge, bist du toll? Für zwei Groschen weiße Rüben? Für einen Dreier bekommst du ja draußen auf dem Dorfe so viel, daß sich sechs Fuhrknechte satt essen können." „Wo denn?" „Draußen überall." „Ich habe nichts gesehen." „Kannst du nicht warten, bis sie groß sind?" „Warten, ja warten;" sagte ich und kratzte mich hinter dem Ohre. Es war noch früh im Jahr; ich hätte wenigstens noch einige Monate auf mein Lieblingsgericht warten müssen. Man lachte immerfort über den Dreier für die Semmel und die zwei Groschen für weiße Rüben dazu. „Ei, so laßt doch den Jungen zufrieden," sagte der alte Ver-

wandte; „es ist doch wohl besser, als wenn er Pfeffernüßchen und Zuckerbrot gekauft hätte." Ich war blos dem Instinkt und der Neigung gefolgt; aber als man vernünftig darüber nachdachte, trat man denn doch auf meine Seite. Der nämliche Alte war auch mein Advokat gegen den Kaffee, der mir sehr zuwider war. Die ganze Familie trank ihn zum Frühstück; ich sollte also auch. „Wir werden dem jungen Herrn ein Süppchen apart kochen," sagte meine Mutter und wollte mich zur allgemeinen Kaffeepartie nötigen. „Ei, so laßt ihn doch zufrieden," sagte der Alte; „es wird ihm vielleicht einmal recht lieb sein, wenn er sich nicht an die verdammte Torke gewöhnt hat." Meine Mutter glaubte, Butterbrot und kaltes Wasser zum Frühstück ohne etwas Warmes würde mir übel bekommen; da sie aber das Gegenteil sah, ließ sie mich ruhig meinen Weg gehen. An dem Brunnen waschen und trinken war also die nämliche Partie; übrigens lief ich meistens allein in allen Dickichten herum, und kein Elsternest war mir zu hoch, ich mußte hinauf. Das setzte ich denn etwas verändert in Borna und Leipzig fort. Ich trank durchaus weder Wein noch Bier, bekümmerte mich nichts um Backwerk und feinere Gerichte; aber die schönsten Kirschen und Pflaumen wurden immer reichlich gekauft, sie mochten noch so teuer sein, und mein Aufwand darin ging für meine Umstände zuweilen fast bis zur Verschwendung. Jetzt verband ich meine Streifereien mit meinen Studien. Man sah mich seltener auf öffentlichen Promenaden; sondern ich lag in irgend einem Dickicht oder dem versteckten Winkel einer Wiese und las ohne weitere Wahl, was mir in die Hände

gefallen war: ſelten Romane, faſt eben ſo ſelten Gedichte im Deutſchen, aber deſto mehr ausgeſuchte Stellen aus den Römern und Griechen. Es freute mich beſonders, nun bei den Letzteren die Schwierigkeiten überwunden zu haben und mit Leichtigkeit vorwärts zu gehen. Die eklektiſchen Sprüche der Alten verdrängten immer mehr die bibliſchen; doch hinderte das nicht die Wirkung, die auch hier und da ein tief aus der Seele gegriffenes und in die Seele geſprochenes Wort eines Hagiographen tat.

In dieſer Periode gab ich dem jetzigen Profeſſor Höpfner in den Anfangsgründen der hebräiſchen Sprache Stunde, und wir haben nachher manchmal darüber gelacht, nachdem mir der Schüler ſo gewaltig zu Kopfe gewachſen war. Zuweilen ſetzt mir's wohl der Eitelkeitsteufel in den Sinn, daß er meiner guten Unterrichtsmethode im Anfange den ſchnellen Fortgang nachher verdanke.

Die gegenſeitige Unzufriedenheit zwiſchen mir und dem Rektor ſtieg immer höher. Ich ging durchaus nicht ſeinen Weg, und er wollte mich den meinigen nicht gehen laſſen.

Um dieſe Zeit war ein ſächſiſches Lager bei Schönau, an der Straße nach Weißenfels. Nichts kitzelt einen jungen Menſchen mehr, als militäriſche Unternehmungen, wenn auch nur im Schattenriß, zu ſehen, wo der menſchliche Erfindungsgeiſt und die menſchliche Kraft vereint mit furchtbarer Anſtrengung für moraliſche, politiſche oder phyſiſche Exiſtenz kämpfen. Einen Nachmittag hatte ich Erlaubnis erhalten hinaus zu gehen, zu ſchauen. Ich hatte einen Verwandten im Lager, ſteckte meinen Julius Cäſar zu mir, um doch auch etwas Militäriſches an mir zu haben, und

wandelte auf und davon. Im Lager traf ich, ich weiß nicht wo, den Grafen Hohenthal, der mir seinen Beifall über meine Neugierde zeigte und nichts gegen meinen Wunsch hatte, die Nacht hier zu bleiben und das Manöver des folgenden Tages zu sehen. Diese Erlaubnis oder Quasierlaubnis, denn eigentlich mußte sie vom Rektor kommen, dehnte ich auf zwei Nächte aus und war in einer ganz neuen Welt, an die bisher meine Phantasie nur wenig gedacht hatte. Ich hatte damals schon mathematischen Sinn genug, mich um den glänzenden, blitzenden Donnereinbruch der Reiterei weniger zu bekümmern, obgleich mein Vetter Dragoner war, und meine ganze Aufmerksamkeit auf die Behandlung und Bewegung des Geschützes und den Marsch, vorzüglich der Grenadierbataillone, zu richten. Das mucrone res agitur, ubi ad triarios rediit schwebte mir bei jeder Gelegenheit aus den Alten vor, und so verschieden auch unser Kriegssystem von dem ihrigen ist, hierin kommt es ganz gewiß mit demselben überein, wie die ganze Geschichte aller Feldzüge lehrt. Ohne eben Neigung zum Soldatenstande zu haben, las und studierte ich doch schon unwillkürlich solche Bücher, wo der Riesenkampf der menschlichen Natur hell und lebhaft geschildert war, und das fand ich mehr bei den Alten als bei den Neuern und finde es noch. Als ich nach Hause kam, runzelte der Rektor die Stirne mehr als gewöhnlich, sagte aber sehr wenig, und es schien, als ob er mich als einen Refractarium*) aufgegeben hätte. Da ich mein Unrecht fühlte, suchte ich durch Fleiß gut zu machen; da aber dieser Fleiß doch

*) rückfälliger Verbrecher.

nicht über seinen Stock geschlagen war, konnte ich damit nichts gewinnen. Ich erhielt um die nämliche Zeit ein Schulstipendium von zehn Talern. „Wir haben zwar Talente und sind nicht müßig," sagte er mir beim Aufzählen; „aber unsere Sitten haben diese Belohnung kaum verdient." Nun machte er Miene, das Sümmchen wieder einzustreichen und es mir zu vier und vier Groschen gelegentlich für die kleinen Bedürfnisse zuzustellen, als ich ihm sagte, der Graf, mein Wohltäter, wolle mir dieses Geld als Aufmunterung zur eigenen Verwendung überlassen und für das Uebrige Sorge tragen. Das schien er nicht zu billigen, wollte aber doch nichts dagegen haben. Ich erhielt das Geld, und da das für mich eine ungeheuere Summe war, dünkte ich mir damit wenigstens ein Crösus zu sein. Vor allen Dingen wurde Obst gekauft, dann Bücher, hier und da einem Armen reichlicher mitgeteilt; dann ging es zum ersten Male in die Komödie. Man kann sich denken, wie lange und wie weit ich reichte. Meine Mutter brauchte damals nichts und wollte durchaus nichts als eine Kleinigkeit nehmen, um meine Gutmütigkeit nicht zu beleidigen, wie sie sich ausdrückte. Da sie von meinen Bedürfnissen wenig verstand, so konnte sie über meine Verwendung bestimmt weder Billigung noch Mißbilligung äußern.

Das erste Theaterstück, das ich sah, war Ariadne auf Naxos von Benda, die damals neu war. Der bekannte mythologische Text rührte mich wenig, aber desto mehr die allgewaltige Magie der Musik, verbunden mit der schönen Darstellung und der mir ganz neuen zauberähnlichen Maschinerie.

Der letzte Vorfall, der wahrscheinlich meine Entfernung von der Schule bestimmte, war folgender. Wir lasen Xenophons Denkwürdigkeiten, ich mochte wohl etwas zerstreut gewesen sein, der Rektor war wegen einer andern Veranlassung schon aufgebracht und heftig; er wendete sich unversehens und kurz zu mir und verlangte die grammatische Auflösung eines schweren Wortes; ich machte sie; er schien schon in der Uebereilung zu sein und fuhr mich hart an: „Man ist nie, wo man sein soll; es ist der Infinitiv in diesem und diesem Tempus." Es war freilich augenscheinlich der Infinitiv; über das Tempus war Differenz. Er fuhr im Erklären fort, ich setzte mich, brummte ungläubig und suchte meine alte Grammatik aus dem Winkel hervor, wo ich denn fand, daß ich Recht hatte. Das zeigte ich höchst wahrscheinlich selbstgefällig genug meinem Nachbar: „Was hat man schon wieder?" stürzte der Rektor auf mich zu. „Herr Rektor," erwiderte ich ganz gelassen, „ich wollte mich blos überzeugen, daß ich Recht hatte." Das brachte den Mann ganz aus seiner Fassung, er stürmte und wütete und wollte mich ins Karzer führen lassen. „Herr Rektor, bedenken Sie," sagte ich ganz ruhig, „es könnte einige Folgen haben." Er überlas die Periode noch einmal, besann sich und ließ mich ohne Antwort sitzen. Die ganze Klasse war stutzig. Ich wollte heute noch die Stelle im Buche wieder finden. Nach der Stunde ließ er mich rufen, stellte mir etwas gelinde meine widerspenstige Sinnesart vor und gab mit einigen philosophischen Apophthegmen seinen Irrtum zu. Die Neckerei und das halbe Subordinationswesen war mir höchlich zuwider; ich kam

förmlich mit der Bitte beim Grafen ein, mich noch einige Zeit nach Grimma oder Pforte zu ſchicken; hier würde ich nunmehr meine Zeit ohne großen Nutzen zubringen. Man war Anfangs mit meiner Unzufriedenheit eher unzufrieden, mochte aber doch bei näherer Nachfrage finden, daß ich ſo ganz Unrecht nicht hatte, und beſchloß eine Aenderung zu machen. Außer etwas Chorgeſang in den öffentlichen Stunden hatte man mich weiter keine Muſik treiben laſſen, und ich ſah daraus, daß man es mit mir nicht auf die Schulmeiſterei anlegte. Ohne eben damit unzufrieden zu ſein, bedauerte ich doch im Stillen, daß ich eine ſo ganz unmuſikaliſche Seele bleiben ſollte; zumal da ich glaubte und noch glaube, daß in meinem Geiſte ſehr viel ſehr ſchöne eigentümliche Muſik zu wecken geweſen wäre.

Man ſchickte mich zu Morus und Wolf in die Prüfung. Der Erſte iſt nachher immer mein guter, väterlicher Lehrer geblieben und ward ſodann mein Freund bis an ſeinen Tod. Was ſie meinen Kenntniſſen für ein Zeugnis gaben, weiß ich nicht, ich erhielt es verſiegelt; es kann aber nicht ungünſtig geweſen ſein: denn ſtatt mich noch auf eine Schule zu ſchicken, wurde ich ſogleich auf die Univerſität getan. Und ſo war ich denn in einer Zeit von ungefähr drei Jahren ein wilder, unwiſſender Landjunge, ein gänzlicher Analphabete und Leipziger Student; das ging freilich ein wenig raſch. „Alles recht gut," ſagte mir der wackere Forbiger, als ich Abſchied nahm, „nur etwas zu früh!", ein Urteil, das ich ſelbſt gern unterſchrieb. Martini entließ mich mit Kälte und Würde, ohne jetzt weitere Empfindlichkeit zu äußern. Korbinsky blieb mein Stubenkamerad und Studienleiter, ohne

weitere Verbindlichkeit auf beiden Seiten. Ich danke der Gesellschaft dieses Mannes manche besseren Einsichten in die Alten und manchen guten Wink, den ich nachher benutzte. Er starb zu früh als Prediger in Waldheim, ich fürchte als Opfer des unmäßigen Tabakrauchens bei seiner schwachen Brust; er wäre gewiß ein ausgezeichneter Orientalist geworden.

Nun tummelte ich mich in der Freiheit herum und brauchte sie zwar nicht ganz weise, aber doch so, daß man es eben nicht Mißbrauch nennen konnte. Ich hatte nachzuholen, das fühlte ich, und tat es redlich und gewissenhaft: nicht eben durch viele Kollegien, sondern durch eigenen sehr hartnäckigen Fleiß. Vorher hatte ich die Alten nur fragmentarisch gelesen; jetzt fing ich an, sie strenge ganz durchzugehen. Da ich nun Philolog zu werden gedachte, bekümmerte ich mich weniger um das Partikelwesen und die Sprachnüancen: das kommt nach und nach unmerklich von selbst; sondern es beschäftigten mich die Sachen und die Sprache nur, insofern sie zur Sache gehörte und recht schön war. Ueber die Griechen hörte ich weniger; und doch tat ich in denselben mehr und war lebendiger in ihnen als in den Lateinern, weil mich ihr Geist besser ansprach. Oft pflegte ich und pflege noch jetzt halb im Scherz, halb im Ernste zu sagen: Was ich Gutes an und in mir habe, verdanke ich meiner Mutter und dem Griechischen. Die dicken Ausgaben mit einem Sumpfe von Noten waren mir als Zeitverderber verhaßt, und meine Meinung, wer mit gehörigen Sprachkenntnissen noch eine große Erklärung einer Horazischen Ode braucht, für den

hat Horaz gar nicht geschrieben. Die schönsten Stellen sind immer die einfachsten, und es ward mein ästhetisches Glaubensbekenntnis: Wer nicht in wenig Worten ein rührendes Gedicht, in wenig Strichen eine schöne Zeichnung und in wenig Takten eine vielwirkende Musik hervorbringe, sei nie der Liebling der Musen gewesen.

Von den Kollegien, deren ich mich aus dieser Periode mit vorzüglichem Vergnügen erinnere, waren Morus' Vorlesungen über die Annalen des Tacitus unstreitig das erste. Er war ein Muster von Exegeten in jeder Rücksicht. Seine Uebersetzung war ein durchdachtes Meisterstück; ich habe nie eine bessere gelesen: dazu wurde sie noch durch einen selbst tiefgefühlten Vortrag und einen Ausdruck großer Herzlichkeit gehoben.

Das Griechische des neuen Testaments wollte mir nach dem Honig der attischen Biene nicht schmecken. Die Barbarismen, Solöcismen und das halb morgenländische Wesen, wovon es voll ist, stießen mich immer zurück, und es gehörte der schöne, begeisterte Enthusiasmus Jesu und die liebenswürdige Moral seiner Lehre durch seine Schüler dazu, um mir es wieder in die Hände zu geben. Des Hebräischen hörte ich bei Dathe sehr viel und sehr fleißig, und ich erinnere mich, daß ich damals Dutzende Psalmen und ganze Kapitel aus den andern Büchern auswendig wußte. Es war blos Bedürfnis des Wissens, und um nicht hinter den Andern zurückzubleiben.

Ich hatte zur Unterhaltung meines Leibes monatlich fünf Taler. Es war damals zwar beträchtlich wohlfeiler als jetzt; doch kann man bedenken, daß ich mit dieser Summe

nicht ſehr ins Weite greifen oder üppig leben konnte. Aber ich hatte auch keine Bedürfniſſe, die ich damit nicht hätte befriedigen können, außer der verdammten Theaterepidemie, die ſich meiner damals in einem hohen Grade bemächtigt hatte. Ich weiß, daß ich damals monatlich gegen vier Taler ins Theater getragen habe; man denke ſich nun dabei meine Koſt. Mehrere Tage aß ich trockene Dreilinge, um nur einige Lieblingsſtücke zu hören und vorzüglich Reinekes Vortrag zu genießen. Als ich dieſen Mann das erſte Mal ſah, gab er die unbedeutendſte Rolle von der Welt, einen Bedienten, der einen Brief zu bringen und kaum ſechs Worte zu ſprechen hatte. Seine erſten Schritte zeigten, wer er war, und jedes Wort gab ihm ſeinen Rang. Ich, obgleich damals noch ziemlich Idiot, ärgerte mich über den Mißgriff der Direktion und ſetzte ihn ſogleich bei mir als den erſten Mann der Geſellſchaft nieder. Er hatte blos einmal gemächlich ausruhen wollen, und ich ſah ihn einige Tage nachher in ſeiner beſſern Sphäre. Es gewährt mir noch immer einen hohen Genuß in der Erinnerung, dieſen Liebling der Natur und der Muſe geſehen zu haben. Es konnte von ihm gelten, was Hamlet von ſeinem Vater ſagte: „Das iſt ein Mann!“ Die deutſche Bühne hat allerdings Künſtler von größerem Verdienſt, aber wohl ſchwerlich von größerem Wert. Seine letzte Rolle ſchwebt noch lebendig vor meiner Seele. Er gab Hamlets Geiſt, und ſein „Schwört, Schwört auf ſein Schwert!“ war ein ganzes Stück wert. Seit der Zeit habe ich immer und überall kaum Hamlets Geſpenſt, nie ſeinen Geiſt wieder geſehen.

Es fing nun an furchtbar in mir zu gären. Ich be-

griff, daß ich als ehrlicher Mann nicht auf dem Wege fortwandeln konnte. Mit jeder neuen Forschung entstand ein neuer Zweifel, und die Mystik fing an mir verhaßt zu werden, da ich sie so oft Hand in Hand mit weltlicher Klugheit gehen sah. Ich verehrte die Bibel und versagte dem moralischen Teil derselben den Eingang in meine Seele nicht. Ich verehrte Moses, Christum, aber nach meiner Weise und nicht nach dem System. Heuchelei war mir unerträglich; ich sagte immer nur, was ich dachte, ob ich gleich nicht alles sagte, was ich dachte.

Meine Lage war sehr precär und hing von der zufälligen Ueberzeugung Anderer ab. Es war natürlich, daß endlich der Graf alles erfahren mußte, und das Schlimmste war, nicht so lebendig, wie es in meinem Innern lag. Ohne seine Unterstützung konnte ich nicht in den Wissenschaften fortleben. Ich wollte der Katastrophe zuvorkommen, zog mich in mich selbst zurück und faßte den Entschluß, auf allen Fall meine eigene Kraft zu versuchen. Das konnte in Leipzig und überhaupt im Vaterlande nicht geschehen. Nach vielen Kämpfen, die mir allerdings wohl das Ansehen eines Melancholischen geben mochten, ging ich auf und davon, ohne einen fest bestimmten Vorsatz, wohin und wozu. Ich nahm mein Monatsgeld, verkaufte einige Bücher, die etwas Wert hatten, und nach Abzahlung meiner kleinen Schulden, die ich notwendig haben mußte, blieben mir ungefähr neun Taler. Mit diesen dachte ich schon nach Paris zu kommen und mich umzusehen, was da für mich zu tun sei. Von dort aus — wer sieht nicht gern zuvor Paris? — dachte ich nach Metz in die Artillerieschule, da

ich eben damals angefangen hatte, etwas ernſthaft Franzöſiſch und Mathematik zu treiben. Das Uebrige überließ ich billig dem Schickſal.

Das Traurigſte war der qualvolle Gedanke an meine Mutter; und ich muß bekennen, daß ich mir alle, obwohl vergebliche, Mühe gab, ihn zu unterdrücken, da ich die Unmöglichkeit ſah, meine Sinnesart zu ändern und die Unmöglichkeit, bei dieſer Sinnesart als ehrlicher Mann hier zu bleiben. Sie war zwar keine Zelotin und würde mich nicht ſogleich verdammt haben; doch würde ihr ruhiges Weſen es widerſprechend gefunden haben, daß Ein Kopf ſich nicht bei dem beruhigen könne, wobei ſich ſo viele Hunderttauſende ehrſam beruhigen. Auf alle Fälle würde ihr meine Lage, wenn ich geblieben wäre, faſt eben ſo ſchmerzlich geweſen ſein als meine Entfernung. Ich ging alſo nach Berichtigung meiner Schulden fort, ohne irgend jemand eine Silbe geſagt zu haben. Den Degen an der Seite, einige Hemden auf dem Leibe und im Reiſeſacke und einige Klaſſiker in der Taſche, marſchierte ich zwar ganz rüſtig und leicht, aber nichts weniger als ruhig durch die Dörfer nach Dürrenberg, ſetzte dort über die Saale, ging über das Schlachtfeld bei Roßbach und blieb die erſte Nacht in einem kleinen Dorfe bei Freiburg, das, glaube ich, Zeugfeld hieß. Hier ſchrieb ich in meiner Verlaſſenheit und mit ſchwerem Gefühl abends eine gar rührende Elegie über meinen Zuſtand. Sie gehört zu den Heiligtümern meiner Seele. Niemand hat ſie geſehen, und ſie hat ſich bald aus meinem Taſchenbuche verloren, ſo wie meine Stimmung ſich erheiterte und einen etwas ſtoiſchen Takt

erhielt. Den zweiten Abend blieb ich in einem Dorfe vor Erfurt, wo man mich mit vieler Teilnahme sehr gut, sehr wohlfeil bewirtete und mich schonend merken ließ, ich hätte wohl jemand mit dem Instrumente da, man wies auf den Degen, etwas übel behandelt und müsse das Weite suchen. Ich widersprach zwar; aber man schien doch so etwas zu glauben. In Erörterungen mochte ich mich nicht einlassen, und ihre Meinung tat mir weiter keinen Schaden. Den dritten Abend übernachtete ich in Dach, und hier übernahm trotz allem Protest der Landgraf von Kassel, der damalige große Menschenmäkler, durch seine Werber die Besorgung meiner ferneren Nachtquartiere nach Ziegenhain, Kassel und weiter nach der neuen Welt.

Ich erfuhr nachher, daß meine Entfernung in Leipzig einiges Aufsehen gemacht hatte, ob ich gleich fast immer für mich und eingezogen wie ein Klosterbruder gelebt hatte. Man hatte ungefähr vierzehn Tage vorher eine ungewöhnliche Stille und Schwermütigkeit an mir bemerkt, sehr natürlich: man machte also den voreiligen Schluß, ich habe mich ganz aus dem Leben hinausbegeben. Vorzüglich war ein alter Graf Isenburg, der gewöhnlich bei dem Grafen Hohenthal lebte und mich mit vieler Güte immer mit Zwieback gefüttert hatte, sehr beschäftigt, den eigentlichen Zusammenhang der Sache ausfindig zu machen. Der alte Herr ließ sich keine Mühe verdrießen und stieg Treppe auf und Treppe ab, wo er Nachricht von mir zu haben hoffte. Man erfuhr nichts von einem Duell, konnte sonst nichts Ungebührliches gegen mich aufbringen; meine kleinen Schulden waren, und zwar den Tag vorher, alle bezahlt.

Es blieb also den guten Leuten nichts übrig als zu glauben, der Melancholikus habe sich ein Leid angetan. In dieser Vermutung ließ man mich sogar in die Zeitung setzen; ich habe das Blatt viele Jahre nachher selbst gesehen. Daß ich meine Schulden vorher bezahlt hatte, schien mit ein starkes Argument gegen meinen Verstand zu sein: ein gräßlicher Gedanke über die Immoralität unserer Jugend!

Als der Graf durch meine Briefe aus Hessen die Geschichte, aber freilich nicht den Grund derselben erfuhr, schien er es für eine gewöhnliche Albernheit zu halten und mich für einen Menschen zu nehmen, den man seinem guten oder bösen Genius überlassen müsse. Ich hatte im Allgemeinen nur Drang, die Welt zu sehen, vorgeschützt und nur wenige Hindeutungen auf mein inneres Ich angegeben. Wozu sollten Erörterungen und Auseinandersetzungen führen, die niemandem frommen konnten? Also war ich eine Prise des Schicksals und mußte nun werden, wozu ich an der Hand desselben mich selbst machte.

Man brachte mich als Halbarrestanten nach der Festung Ziegenhain, wo der Jammergefährten aus allen Gegenden schon viele lagen, um mit dem nächsten Frühjahr nach Fawcets Besichtigung nach Amerika zu gehen. Ich ergab mich in mein Schicksal und suchte das Beste daraus zu machen, so schlecht es auch war. Wir lagen lange in Ziegenhain, ehe die gehörige Anzahl der Rekruten vom Pfluge und dem Heerwege und aus den Werbestädten zusammen gebracht wurde. Die Geschichte und Periode ist bekannt genug: Niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers sicher; Ueberredung, List,

Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingesteckt, fortgeschickt. Mir zerriß man meine akademische Inskription als das einzige Instrument meiner Legitimierung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall: wo so viele durchkommen, wirst du auch; über den Ozean zu schwimmen war für einen jungen Kerl einladend genug; und zu sehen gab es jenseits auch etwas. So dachte ich. Während unseres Aufenthalts in Ziegenhain brauchte mich der alte General Gore zum Schreiben und behandelte mich mit vieler Freundlichkeit. Hier war denn ein wahres Quodlibet von Menschenseelen zusammengeschichtet, gute und schlechte und andere, die abwechselnd beides waren. Meine Kameraden waren noch ein verlaufener Musensohn aus Jena, ein bankerotter Kaufmann aus Wien, ein Posamentierer aus Hannover, ein abgesetzter Postschreiber aus Gotha, ein Mönch aus Würzburg, ein Oberamtmann aus Meiningen, ein preußischer Husaren-Wachtmeister, ein kassierter hessischer Major von der Festung und andere von ähnlichem Stempel. Man kann denken, daß es an Unterhaltung nicht fehlen konnte, und nur eine Skizze von dem Leben der Herren müßte eine unterhaltende, lehrreiche Lektüre sein. Da es den meisten gegangen war wie mir oder noch schlimmer, entspann sich bald ein großes Komplot zu unserer aller Befreiung. Man hatte so viel gutes Zutrauen zu meinen Einsichten und meinem Mut, daß man mir Leitung und Kommando mit uneingeschränkter Vollmacht übertrug; und ich ging bei mir zu Rate und war nicht übel Willens, den Ehrenposten

anzunehmen und die fünfzehnhundert Mann auf die Freiheit zu führen und sie dann in Ehren zu entlassen, einen jeden seinen Weg. Außer dem glänzenden Antrage kitzelte mich vorzüglich, dem Ehrenmanne von Landgrafen für seine Seelenschacherei einen Streich zu spielen, an den er denken würde, weil er verteufelt viel kostete. Als ich so ziemlich entschlossen war, kam ein alter preußischer Feldwebel zu mir sehr vertraulich. „Junger Mensch," sagte er, „Sie eilen in Ihr Verderben unvermeidlich, wenn Sie den Antrag annehmen. Selten geht eine solche Unternehmung glücklich durch; der Zufälle sie scheitern zu machen sind zu viele. Glauben Sie mir altem Manne; ich bin leider bei dergleichen Gelegenheiten schon mehr gewesen. Sie scheinen gut und rechtschaffen, und ich liebe Sie wie ein Vater. Lassen Sie meinen Rat etwas gelten! Wenn die Sache glücklich durchgeht, werden wir nicht die Letzten sein, davon Vorteil zu ziehen." Ich überlegte, was mir der alte Kriegsmann gesagt hatte, und unterdrückte den kleinen Ehrgeiz, entschuldigte mich mit meiner Jugend und Unerfahrenheit und ließ die Sache vorwärts gehen. Der Kanonier-Feldwebel hatte Recht; es wurde alles verraten; ein Schneider aus Göttingen, der ein Stimmchen sang wie eine Nachtigall, erkaufte sich durch die Schurkerei eine Unteroffizierstelle bei der Garde, und da man ihn dort gehörig würdigte und er des Lebens nicht mehr sicher war, die Freiheit und eine Hand voll Dukaten. Ich erinnere mich der Sache noch recht lebhaft. Alle Anstalten zum Ausbruch waren getroffen. Wir lagen in verschiedenen Quartieren, in den Kasernen, dem Schlosse und einem alten Rittersaale. Man

wollte um Mitternacht auf ein Zeichen ausziehen, der Wache ſtürmend die Gewehre wegnehmen, was ſich widerſetzte, niederſtechen, das Zeughaus erbrechen, die Kanonen vernageln, das Gouvernementshaus verriegeln und zum Tore hinausmarſchieren. In drei Stunden wären wir in Freiheit geweſen; Leute, die den Weg wußten, waren genug dabei. Als wir aber den Tag vorher abteilungsweiſe auf den Exerzierplatz kamen, fanden wir ſtatt der gewöhnlichen zwanzig Mann deren über hundert, Kanonen auf den Flügeln mit Kanonieren, die brennende Lunten hatten, und Kartätſchen in der Ferne liegend. Jeder merkte, was die Glocke geſchlagen hatte. Der General kam und hielt eine wahre Galgenpredigt. „Am Tore ſind mehr Kanonen," rief er, „wollt ihr nicht gehen?" Die Adjutanten kamen und verlaſen zum Arreſt: Hans, Peter, Michel, Görge, Kunz. Meine Perſonalität war eine der erſten; denn daß der verlaufene Student nicht dabei ſein ſollte, kam den Herren gar nicht wahrſcheinlich vor. Da aber niemand etwas auf mich bringen konnte, wurde ich und vermutlich noch mehr, der Menge wegen, bald losgelaſſen. Der Prozeß ging an; zwei wurden zum Galgen verurteilt, worunter ich unfehlbar geweſen ſein würde, hätte mich nicht der alte preußiſche Feldwebel gerettet. Die Uebrigen mußten in großer Anzahl Gaſſen laufen, von ſechsunddreißig Malen herab bis zu zwölfen. Es war eine grelle Fleiſcherei. Die Galgenkandidaten erhielten zwar nach der Todesangſt unter dem Inſtrumente Gnade, mußten aber ſechsunddreißig Mal Gaſſen laufen und kamen auf Gnade des Fürſten nach Kaſſel in die Eiſen. Auf unbeſtimmte Zeit und auf Gnade

in die Eiſen, waren damals gleichbedeutende Ausdrücke und hießen ſo viel, als ewig ohne Erlöſung. Wenigſtens war die Gnade des Fürſten ein Fall, von dem niemand etwas wiſſen wollte. Mehr als dreißig wurden auf dieſe Weiſe grauſam gezüchtiget, und viele, unter denen auch ich war, kamen blos deswegen durch, weil der Mitwiſſer eine zu große Menge hätte beſtraft werden müſſen. Einige kamen bei dem Abmarſche wieder los, aus Gründen, die ſich leicht erraten laſſen; denn ein Kerl, der in Kaſſel in den Eiſen geht, wird von den Engländern nicht bezahlt.

Endlich ging es von Ziegenhain nach Kaſſel, wo uns der alte Betelkauer in höchſt eigenen Augenſchein nahm, keine Silbe ſagte und uns über die Schiffbrücke der Fulda, die ſteinerne war damals noch nicht gebaut, nach Hannövriſch-Minden ſpedierte. Unſer Zug glich ſo ziemlich Gefangenen; denn wir waren unbewaffnet, und die bewehrten Stiefletten-Dragoner und Gardiſten und Jäger hielten mit fertiger Ladung Reihe und Glied fein hübſch in Ordnung. Ich genoß, trotz der allgemeinen Mißſtimmung, doch die ſchöne Gegend zwiſchen den Bergen am Zuſammenfluß der Werra und der Fulda, die dort die Weſer bilden, mit zunehmender Heiterkeit. Das Reiſen macht froher, und unſere Geſellſchaft war ſo bunt, daß das lebendige Quodlibet alle Augenblicke neue Unterhaltung gab. So ging es denn auf ſogenannten Bremer Böcken den Strom hinab. Nicht weit von Hameln, glaube ich, machte man eine Abſonderung der Preußen, die man nicht durch Preußiſch-Minden bringen durfte, und ließ ſie einen Marſch zu Lande machen, um das Preußiſche zu vermeiden. Da mir

das zuſammengedrückte, eingepökelte Weſen auf den kleinen langen Fahrzeugen nicht ſonderlich behagen wollte, meldete ich mich als Preußen beim Verleſen. Der Offizier ſah in die Liſte und ſagte: „Hier ſteht ja ein Sachſe.“ — „So?“ ſagte ich; „nun ſo will ich ein Sachſe bleiben.“ Er ſchwieg, ließ mich aber, nachdem alle verleſen waren, mit den Preußen ausſteigen. Man ſtellte ſich, und es ging zu Lande weiter. Ich hatte damals die Gewohnheit, ein Buch zwiſchen Weſte und Beinkleider unter den Gürtel zu ſtecken. Das Buch mochte diesmal etwas zu ſtark ſein und den Leib unförmlich machen. „Was Teufel iſt dem Kerl?“ ſagte ein Hauptmann Leſthen, der eben vor mir ſtand, und hob die Weſte beim Flügel auf, und es wurde der Julius Cäſar zu Tage gefördert. „Was Henker, macht Er denn mit dem Buche?“ fuhr er fort. „Ich leſe darin“ war meine Antwort. „Wo hat Er denn das Latein gelernt?“ „Das Latein pflegt man gewöhnlich in der Schule zu lernen.“ Er ſchüttelte den Kopf. Ich hatte in dem Buche eine Menge Randnoten niedergeſchrieben. „Von wem ſind denn die Bemerkungen hier?“ — „Von mir und vor mir von den angegebenen Herren.“ Er ſah mich feſt an und endigte mit dem ſpöttiſchen Abſchied: „Er wird wohl einmal ein recht großer Mann werden.“ — „Schwerlich,“ ſagte ich; „das iſt unter den Deutſchen gar nicht wahrſcheinlich: aber wenigſtens will ich nicht ſchuld ſein, daß es nicht wird.“ Nun ging es fort, und ich las, ohne eben weiter an einen Zweck zu denken, in dem Ruheſtand zuweilen nach meiner Weiſe einige Kapitel, aus bloßem Bedürfnis, mich beſſer zu beſchäftigen, als ich in meinen Umgebungen ſonſt wohl konnte.

Hier entſpann ſich in einem Nachtquartiere wieder ein Komplot und ſollte der Kürze wegen, und da unſere Bedeckung nicht ſehr ſtark war, ſogleich ausgeführt werden; ich habe aber die Beſchaffenheit desſelben nicht recht erfahren können. Dieſe Rekrutenabteilung beſtand aus lauter preußiſchen Landeskindern und preußiſchen Deſerteuren, die beſtändig vom alten Fritz und Seidlitz und Schwerin ſprachen und ſich nichts Kleines dünkten. Aber weiß der Himmel, wie es war laut geworden: der kommandierende Offizier requirierte ſogleich die ganze bewaffnete Bürgerſchaft und die Bauern aus der Gegend, machte echt militäriſche Miene, uns in der alten Kirche, wo wir lagen, zuſammen zu ſchießen; und es ging alles wieder ganz ruhig bis an die Weſer auf die Bremer Böcke. Hier half mir meine ſtoiſche Genügſamkeit und meine Humanität einen Streich machen, der mir in meiner Sphäre zu keiner kleinen Ehre gereichte. Gewinnſucht und Leidenſchaft regiert, wie bekannt, die Welt. Damit wir nicht verhungerten, hatte ein Entrepreneur, ein Marketender im Großen, für keine kleine Summe ſich anheiſchig gemacht, uns zu beköſtigen. Man weiß, wie es geht. Wir wollten eben ſo viel als möglich eſſen, und er wollte ſo viel als möglich gewinnen, welches ſich zuſammen nicht wohl vertrug. Faſt unſere ganze Löhnung ging auf die Menage, und der Klagen liefen bei dem Oberſten von Hatzfeld, der den Transport kommandierte, viele ein. Der Mann hatte ein Gefühl für Recht und tat, was er konnte, den Speiſewirt zur guten Behandlung zu nötigen. Da Ermahnungen bei Gewinnſüchtigen gewöhnlich vergeblich ſind, wurden wechſelsweiſe von

dem Transport nach den Schiffen Deputierte gewählt, die auf dem Kochschiffe nach dem Rechten sehen sollten. Indeß es ging mit den Deputierten wie im englischen Parlament. Dort besticht man mit Guineen, Stellen und Pensionen; hier bestach man mit Wein, Schnaps und Kuchen, und so ging es denn, hier wie dort, nicht viel besser als vorher. Als die Reihe mein Schiff traf, wurde ich von der Rekrutenschaft einstimmig zum Deputierten erwählt. Auf dem Kochschiffe wollte man mich, wie gewöhnlich, höflich mit dem Weinglase empfangen und mit Konfekt in der Kajüte halten. Ich habe gefrühstückt, war mein Bescheid, und ich blieb bei den Kesseln stehen, um zu sehen, daß die gehörige Quantität Fleisch und Gemüse hinein kam. Als die Kähne kamen, um zu holen, drang ich darauf, daß die Menagekessel voll gegeben wurden. „Wir werden nicht auskommen," sagte man. „Wir werden wahrscheinlich auskommen," sagte ich, „auf meine Gefahr;" denn so viel hatte ich noch rechnen gelernt. Es blieb viel übrig, ich ließ zum zweiten Mal holen, und alle erhielten eine sehr gute Mahlzeit. Noch blieb viel übrig; doch nicht so viel, daß man noch einmal von vorn hätte anfangen können. Da kamen unsere Zwangswächter, die Dragoner, vom Ufer mit ihren Töpfen. Eine vorlaute, schnippische Köchin wollte austeilen und von den armen Teufeln Weißpfennige dafür einnehmen. „Was soll das?" rief ich: „das Essen ist unser, wir haben es bezahlt; die Leute müssen den Rest unentgeltlich haben." Das Liebchen ward böse, und ich ergriff im Amtseifer den Schöpflöffel und teilte aus bis auf den Boden, ohne einen Heller zu nehmen oder nehmen zu lassen.

Die alten Kerle drückten mir freundlich die Hand. „Wir ſehen leider deutlich genug," raunte mir einer zu, „wie ihr betrogen werdet; können aber nicht helfen." Als die belobte Keſſelprinzeſſin es noch einmal wagte, mich zu ſtören, ſchlug ich ſie im Aerger ſo heftig mit der Schöpfkelle auf die Hand, daß ſie laut ſchreiend und drohend zum Prinzipal in die Kajüte ſprang. Da man mich aber ſo feſt entſchloſſen ſah, unterſtand man ſich nicht, mich weiter anzutaſten. Ich bekam vom Ufer und von den Böcken eine Menge Dankadreſſen, mit der Verſicherung, daß man noch nicht ſo gut und ſo reichlich geſpeiſt habe, und dieſe Dankadreſſen hatten wohl wenigſtens einen eben ſo guten Grund als die im Parlamente. Man nehme es, wie man will, ich halte dieſen Tag für einen der ſchönſten meines Lebens; und das Bewußtſein macht mich ſtolz, daß ich als erſter Volksdeputierter, trotz jeder Verſuchung, Schmeichelei oder Drohung, mit eben der beharrlichen Entſchloſſenheit würde gehandelt haben. Die Sache lief unter den Offizieren herum, und ein jeder machte ſeine Gloſſen darüber nach ſeiner Sinnesweiſe. Die Reihe Deputierter zu ſein kam nicht wieder an unſern Bock, alſo auch nicht wieder an mich.

So fuhren wir denn den ganzen Strom hinab von Minden bis zu Bremerlee, wo uns die engliſchen Transportſchiffe erwarteten. In Minden auf der Wieſe beſichtigte uns der Mäkler Fawcet, und es gab von den Dragoner-Unteroffizieren und Gardiſten einige freundlichen Rippenſtöße, weil wir nicht laut und voll und ſonoriſch genug: „Es lebe der König!" ſchrieen. Da ich als ein

kleiner Kerl im Ranzengliede, das heißt im mittelſten, ſtand, entging ich den Püffen, ohne eine Silbe zu ſagen genötigt zu ſein. Aber den Hut mußte ich wenigſtens mit ſchwingen.

Es würde mir ein hoher Genuß geweſen ſein, an der Hand eines Freundes und Geſchichtskenners die Partien der Weſer von Corvey bis Bremen zu beſehen, wo die Schönheiten der Natur durch den Gedanken der alten, jetzt verlorenen Nationalehre magiſch beleuchtet werden; aber damals war unſere Reihe ein ſklaviſches, dumpfes Hinſtarren auf die Gegenden, wo ehemals Männer für ein beſſeres, nicht ſo üppiges Vaterland kämpften. Von Varus bis zu Bonifaz herab ſchwebten mir dunkel die Szenen vor. Von Bremen bis Bremerlee fuhren wir in andern Fahrzeugen, die ſchon See halten können, aber ſich nicht weit von den Küſten entfernen. Unbekümmert legte ich mich Abends hin und ſchlief mitten auf dem Strome und war ſehr verblüfft, als unſere ganze kleine Flotte des Morgens am Ufer ganz trocken da ſaß und wartete, bis die Flut ſie wieder emporhob; doch waren wir alle nicht halb ſo verblüfft als bei der ähnlichen Erſcheinung Alexanders Soldaten auf dem Indus.

In den engliſchen Transportſchiffen wurden wir gedrückt, geſchichtet und gepökelt wie die Heringe. Den Platz zu ſparen, hatte man keine Hängematten, ſondern Verſchläge in der Tabulatur des Verdecks, das ſchon niedrig genug war; und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein ausgewachſener Mann nicht gerade ſtehen und im Bettverſchlage nicht gerade ſitzen.

Die Bettkaſten waren für ſechs und ſechs Mann; man denke die Menage. Wenn viere darin lagen, waren ſie voll, und die beiden letzten mußten hineingezwängt werden. Das war bei warmem Wetter nicht kalt: es war für einen Einzelnen gänzlich unmöglich, ſich umzuwenden und ebenſo unmöglich auf dem Rücken zu liegen. Die geradeſte Richtung mit der ſchärfſten Kante war nötig. Wenn wir ſo auf einer Seite gehörig geſchwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: „Umgewendet!“ und es wurde umgeſchichtet; hatten wir nun auf der andern Seite quantum satis ausgehalten, rief das Nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorherige Quetſche. Das war eine erbauliche, vertrauliche Lage, ungefähr wie im hohen Paradieſe,*) wenn auf der Bühne des Volks Lieblingsſtück gegeben wurde.

Es war mir doch ein ſonderbares Gefühl, als ich den andern Morgen auf das Verdeck trat und zum erſten Mal nichts als Himmel und Waſſer um mich ſah. Bald kam Sturm und mit ihm die Seekrankheit. Beide waren weiter nicht gefährlich, aber doch den Neulingen furchtbar genug. Fünf von der ſechsmänniſchen Menage waren krank; ich blieb leider allein geſund. Ich ſage, leider! Die Seeluft gibt gewaltigen Appetit; die Schiffsportionen waren klein. Da niemand aus der Menage eſſen konnte, hatte ich die Fülle zur Sättigung und konnte Vorrat von Zwieback ſammeln, ſo daß ich wirklich eine ganze große Nachtmütze voll hatte. Bald kam einer und forderte ſeine Portion, dann der Andere, dann der Dritte und ſo fort; in kurzer Zeit war ich

*) Theatergalerie.

auf mein eigenes kleines Contingent gesetzt. Die Genesenden waren durch die Krankheit und das Fasten gehörig auf die beschränkte Portion vorbereitet; die Gesunden hingegen hatten eine sehr unangenehme Speisekapazität gewonnen. Bald war mein kleiner Vorrat aufgezehrt, und mein Magen war bei der ganzen Portion auf ein sehr unbehagliches Halbfasten reduziert. Hier sorgte denn zufällig die Muse für ihren Zögling. Ich saß auf dem Quarterdeck und las eben Horazens „Angustam, amici, pauperiem", als der dicke Steuermann mich sehr unfreundlich von der Bank schleudern wollte. Ich brummte meine Unzufriedenheit in meinem bischen Englisch, das ich von Rogler gelernt hatte, so gut ich konnte, und wollte hinunter in meinen Kasten schleichen, wo ich mich von niemandem hudeln ließ. Der Kapitän kam dazu, guckte mir in das Buch und hieß mich sitzen bleiben. Als er einige Anordnungen gemacht hatte, kam er zurück und fing eine Art von Unterhaltung mit mir an: „You read latin, my boy?" — „Yes Sir." — „And you understand it?" — „I believe, I do." — „Very well; it is a very good diversion in the situation, you are in." — „So I find, Sir; indeed a gread consolation."*) So ging es denn freundlich und teilnehmend weiter. Er nahm mich mit in seine Kajüte und zeigte mir seine Reisebibliothek, die aus guten Engländern und einigen Klassikern bestand, und versprach mir, wenn ich die Bücher gut halten würde, mir zuweilen eines daraus zu leihen. Durch seine

*) „Du lieſeſt Latein, mein Sohn?" — „Ja Herr!" — „Und verſtehſt es?" — „Ich glaube!" — „Sehr gut; das iſt eine ſehr gute Zerſtreuung in deiner Lage." — „Das finde ich auch, mein Herr! Es iſt in der Tat ein großer Troſt für mich."

Freundſchaft erhielt ich etwas mehr Freiheit auf dem Schiffe, zumal da ich etwas Vergnügen am Seeweſen zeigte und in wenigen Tagen mir die Nomenclatur der Taue und Segel merkte und ſehr flink und ſicher oben in dem Maſtwerke mit herum lief. Es war wieder das Bedürfnis der Tätigkeit, die mir allerhand kleine Vorteile ſchaffte und mich vorzüglich geſund erhielt. Da der Kapitän wohl merkte, daß die Schiffsportion meinem exemplariſchen Appetit nicht zureichend war, ließ er mir großmütig heimlich zuweilen eine Nachtmütze voll Zwieback und Rindfleiſch zukommen, welches in der Tat im eigentlichſten Verſtande ein ſehr wohltätiges Stipendium war.

Die Koſt war übrigens nicht ſehr fein, ſo wie ſie nicht ſehr reichlich war. Heute Speck und Erbſen und morgen Erbſen und Speck; übermorgen pease and pork und ſodann pork and pease: das war faſt die ganze Runde. Zuweilen Grütze und Graupen und zum Schmauſe Pudding, den wir aus muffigem Mehl halb mit Seewaſſer, halb mit ſüßem Waſſer und ganz altem Schöpſenfett machen mußten. Der Speck mochte wohl vier oder fünf Jahre alt ſein, war von beiden Seiten am Rande ſchwarzſtriefig, weiter hinein gelb und hatte nur in der Mitte noch einen kleinen weißen Gang. Eben ſo war es mit dem geſalzenen Rindfleiſche, das wir in beliebter Kürze oft roh als Schinken aßen. In dem Schiffsbrote waren ſo viele Würmer, die wir als Schmalz miteſſen mußten, wenn wir nicht die ſchon kleine Portion noch mehr reduzieren wollten; dabei war es ſo hart, daß wir nicht ſelten Kanonenkugeln brauchten, es nur aus dem Gröbſten zu zerbrechen;

und doch erlaubte uns der Hunger selten es einzuweichen; auch fehlte es oft an Wasser. Man sagte uns, und nicht ganz unwahrscheinlich, der Zwieback sei französisch; die Engländer haben ihn im Siebenjährigen Kriege den Franzosen abgenommen, seit der Zeit habe er in Portsmouth im Magazine gelegen, und nun fütterte man die Deutschen damit, um wieder die Franzosen unter Rochambeau und Lafayette, so Gott wolle, tot zu schlagen. Gott muß aber doch nicht recht gewollt haben. Das schwergeschwefelte Wasser lag in tiefer Verderbnis. Wenn ein Faß heraufgeschroten oder aufgeschlagen wurde, roch es auf dem Verdeck wie Styx, Phlegethon und Kokytus zusammen: große, fingerlange Fasern machten es fast consistent; ohne es durch ein Tuch zu seigen, war es nicht wohl trinkbar, und dann mußte man immer noch die Nase zuhalten, und dann schlug man sich doch noch, um nur die Jauche zu bekommen. An Filtrieren war für die Menge nicht zu denken. Guten, ehrlichen Landmenschen kommt dieses ohne Zweifel schrecklich vor; aber wer Feldzüge und Seefahrten mitgemacht hat, findet darin nichts Ungewöhnliches. Rum wurde gegeben und zuweilen etwas Bier, welches dem Porter ähnlich war und bei den Matrosen strong beer hieß. Da ich den ersten nicht genießen konnte, tauschte ich ihn gegen das letzte aus, welches mir Wohltat war. Zuweilen wurde mir auch eine Flasche Porter zugesteckt, da ich am Wein durchaus keinen Geschmack fand.

Stürme hatten wir oft und einmal so stark, daß uns der Aufsatz des Vordermastes und die große Raa zerbrach. Die Türmung der Wogen, das Heulen der Winde

durch die Segel, das Schlagen und Klirren der Taue, das Donnern der Wellen an die Borde, das Geschrei und Lärmen des Schiffsvolks, der ganze furchtbar empörte Ozean, alles ist dem Neuling schrecklich; aber bald wird man es gewohnt und schläft ruhig unter dem Kampfe der Elemente. Nichts gibt dem Sinn ein größeres Bild von der Kraft des menschlichen Geistes als das Regiment eines großen Schiffes. Man nehme eines aus der Linie. Man gebe ihm neunzig Kanonen: es ist noch keines von den ersten. Sie sind alle von dem größten Kaliber. Für jedes Stück habe man zweihundert Schüsse an Pulver und Kugeln: welcher Vorrat! Segel und Taue und Stangenwerk, vieles doppelt: eine Besatzung von tausend Mann, welche ungeheure Masse für ein Auge, das sie zusammen auf dem Lande sieht! Für diese Mannschaft Lebensmittel an Essen und Trinken für viele Monate. Dieses alles in einer einzigen Maschine beisammen, mit welcher die Wogen wie mit einem Federballe spielen; und dieses ungeheure Ganze führt der menschliche Geist stolz und ruhig durch empörte Elemente hin und her nach seiner Wahl.

Wir fuhren nicht durch den Kanal und die spanische See, weil damals noch die Spanier und Franzosen dort mit Flotten kreuzten und auf uns lauerten; sondern segelten um die Inseln nördlich an den Orkaden weg. Der Sturm trieb uns weit nordwärts: und der Sicherheit wegen gab man vielleicht mehr nach, als nötig war. Wir konnten mutmaßlich nicht weit von Grönland sein; wir froren tief im Sommer, daß wir zitterten Tag und Nacht. Alles ging schlecht genug; wir brachten über einer Fahrt,

die ſonſt gewöhnlich nur vier Wochen dauert, zweiundzwanzig zu. Die Portionen wurden noch knapper an Bord und Fleiſch und Waſſer, und meine Bekanntſchaft mit dem Kapitän war mir noch wohltätiger. Krankheiten nahmen ſehr überhand; doch ſtarben von ungefähr fünfhundert Mann nur ſiebenundzwanzig, wenn ich nicht irre. Einige meiner näheren Bekannten waren darunter, und unter andern der Exmönch aus Würzburg. Er hatte für einen Mönch recht artige Kenntniſſe, wußte viel Geſchichte und Mathematik und ſprach beſſer als gewöhnlich Latein. Er war vom Anfange an meine Zuflucht geweſen, wenn die Langeweile ſich meiner zuweilen zu bemächtigen drohte; aber vom Anfange an zeigte er einen Mißmut und eine Gleichgiltigkeit gegen das Leben, die ich für nichts weniger als philoſophiſch hielt. Perfer et obdura*) war ſchon damals eines meiner Schibolete, und ich hielt es billig für entehrend, mich von gewöhnlichen Streichen des Schickſals niederſchlagen zu laſſen. In Ziegenhain und auf dem Marſche hatte ich alle Mühe, den Kleinmütigen aufrecht zu halten. Auf dem Fluſſe waren wir getrennt, und als wir auf dem Schiffe wieder zuſammen kamen, hatte er ſo völlig Verzicht auf das Leben getan, daß keine Kraft mehr zu wecken war. Er ſtarb denn auch bald auf jämmerliche Art.

Einige Monate iſt das Herumſchwimmen auf dem Ozean, bei gehörigen Veränderungen, ſo lange die Erſcheinungen neu ſind, keine üble Partie; zumal wenn man in ſo zahlreicher Geſellſchaft ſegelt wie wir. Unſere Flotte von Transportſchiffen aller Art, begleitenden Kriegsſchiffen

*) Ertrage und halte aus!

und Kaufmannsfahrzeugen, die die Gelegenheit der Sicherheit benutzten, mochte sich wohl auf siebig Segel belaufen, und der Abend und Morgen einer solchen schwimmenden Kolonie hat sein Angenehmes, wenn die See nicht zu hoch und zu still ist. Besonders hat das Geläute etwas traulich Heimisches und doch etwas sehr Feierliches auf der unermeßlichen Fläche, daß ich nicht selten zu einem sehr innigen Gebet gestimmt wurde.

Wenn ich nicht mit den Matrosen arbeitete, lag ich bei schönem Wetter mit dem Virgil oben im Mastkorbe und verglich unsern überstandenen Sturm mit dem seinigen und fand ihn nie so lebendig wahr als eben jetzt, wo ich an den vorigen dachte und den kommenden erwartete. Sein „Insequitur clamorque virum stridorque rudentum" ist einfach malerisch schön, daß es den ganzen Auftritt gibt. Das hat er selbst gefühlt, weil es mit wenigen Veränderungen in allen seinen Beschreibungen eines Seesturms wieder kommt. Wenn wir auch nicht wüßten, daß er zur See war, aus diesen Stellen würden wir es fast untrüglich schließen können, so wie ich aus seiner Beschreibung des Atlas schließe, daß er nie auf einem Berge erster Höhe war. Ob ich gleich viele Hilfsmittel der Beschäftigung in und außer mir hatte, die den andern fehlten, so fing das Einerlei der Szenen doch endlich an, mir lästig zu werden. Das Kabeljauangeln und das Einsalzen zu Laberdan auf einigen Bänken in der Nähe von Amerika gab einige Tage wieder gutes Essen und gute Unterhaltung. Ich erinnere mich, daß wir einmal so reichlich fingen, daß außer der

Verteilung elf Tonnen in einem Nachmittage eingesalzen wurden.

Endlich bekamen wir das Ufer von Akadien zu Gesichte und liefen unter allgemeinem Freudengeschrei in der Bucht von Halifax ein.

Man brachte uns wahrscheinlich nach Halifax, weil es in Newyork und den andern Provinzen schon höchst mißlich mit den Royalisten stand, und man das Ausschiffen kaum wagen durfte. Der Tag der Ausschiffung war einer der schönsten und einer der schlimmsten. Zweiundzwanzig Wochen waren wir herumgeschwommen, ohne das geringste Land gesehen zu haben. Da wir keine britischen Amphibienseelen waren, sehnte sich alles ohne Ausnahme nach festem Fuße, zumal da der Scharbock empfindlich zu werden anfing. Es war ein Hungertag, da uns die Schiffe an das Land wiesen und das Landkommissariat, zumal da das Ausschiffen sich sehr spät verzögerte, noch nicht geliefert hatte. Doch vergaß jeder in der Freude gern die Forderung des Magens, wenn er nur den Boden begrüßen konnte. Das Ufer um Halifax her ist unfreundlich, ziemlich öde und unfruchtbar. Der Ort, der uns zum Lager angewiesen wurde, war abhängiger Felsenboden. Wir kamen spät ans Land, und ehe die Bedürfnisse herbeigeschafft wurden, ward es fast Nacht. Die Zelte kamen an und sollten aufgeschlagen werden. Man hatte mich zum Unteroffizier ernannt; ich sollte also für das Aufschlagen sorgen. Nun hatte ich in meinem Leben nur ein einziges Lager ganz nahe gesehen und wußte von der Maschinerie eines Zeltes nicht einen Pfifferling. „Schlippe", sagte ich zu einem alten

preußiſchen Grenadier, der mir zugeteilt war, „Latein und Griechiſch verſtehe ich ſo ziemlich, aber wenig vom praktiſchen Militär; helfe Er mir durch, vielleicht kann ich wieder durchhelfen.“ Der alte Soldat lächelte, ergriff das Beil, nahm einige mit ſich, tat, als ob er meine weiſen Befehle ausführte, und in einer Stunde ſtand unſer Zelt trotz den übrigen ſo gut da, als es der harte Boden erlauben wollte.

Da man den Transport nicht zu den Regimentern bringen konnte, wurden wir in ein Bataillon von fünf Kompagnien formiert und ſollten für uns Dienſte tun. Das ging toll genug; der Oberſt Haßfeld tat ſein Möglichſtes, das Geſindel in Ordnung zu bringen. Faſt die Hälfte waren gediente Leute; das machte die Sache etwas leichter. Ich als Unteroffizier ſollte nun den Exerziermeiſter machen und wußte ſelbſt noch blutwenig. „Schlippe,“ ſagte ich wieder, „Er ſieht wohl, daß es mit mir noch etwas hapert. Wir wollen täglich eine Stunde in den Wald gehen, als ob's zur Jagd wäre; da iſt Er wohl ſo gut, mir einige Handgriffe gründlicher zu zeigen, als ich ſie bis jetzt gefaßt habe.“ Der alte Satyr lächelte und meinte, es würde ſchon gehen; zur Not auch ohne ihn. Es ging; gerade wie bei einem Profeſſor, der beim Lehren lernt, ward es täglich mit mir beſſer, und bald galt ich für einen Kerl, der ſein Gewehr meiſterhaft zu handhaben verſtand und ſich in die kleinen Evolutionen geſchickt genug zu finden wußte. Es gehört nur einige Kenntnis mathematiſcher Figuren und etwas Geiſtesgegenwart zu dem Letzten.

Das Leben im Lager im Spätjahr war ſchlecht genug; keine gute Koſt und Kälte bis zum Heulen und Zähneklappern. Unſer Bataillon ſah aus buntſcheckig wie eine Harlekinsjacke, da es aus den Uniformen aller Regimenter beſtand. Wir hatten weder Fahnen noch Kanonen, da es täglich hieß, wir ſollten zu unſern Regimentern ſtoßen. Ich nebſt ungefähr zwanzig andern war dem Regiment Erbprinz zugefallen, habe aber das Regiment nie geſehen.

In dieſer Zeit machte ich Münchhauſens, oder er vielmehr meine Bekanntſchaft. Ich ſaß im Zelte und wärmte mich gegen die naſſe Kälte etwas an Flaccus' Ofenfeuer, da ſchlug ein Offizier den Zeltflügel zurück und fragte, ob ich der Sergeant Seume wäre. Da ich denn der war, hieß er mich herauskommen. Ich warf mich in die Ordonnanz und trat hervor; er belugte mich etwas neugierig, faßte mich am Arm, und fort ging's durch mehrere Kompagniegaſſen dem Ende des Lagers zu, wo ſein Zelt ſtand. Ich wartete der Dinge, die da kommen ſollten, da der Herr unterwegs ziemlich einſilbig war. In ſeinem Zelte lagen auf dem Tiſche einige Verſe, die er mir hingab und mich fragte, ob ſie von mir wären. Ich beſah ſie und ſagte ja. Es war eine tragikomiſche Elegie über unſer Leben im Lager, die wie der Gegenſtand ſelbſt lächerlich-weinerlich genug ſein mochte. „Wir müſſen bekannter werden," ſagte er. „Sehr gern," ſagte ich. Er bat mich auf ein Stückchen Wildbraten den Abend zu Tiſche, und da in meinem Zelte Schmalhans Küchenmeiſter war, ſo kam mir die Einladung ſehr willkommen. Seitdem waren wir faſt überall zuſammen, wenn uns der Dienſt nicht trennte, welches leider

denn oft genug geſchah. Münchhauſen war damals ein Mann von geſundem, gediegenem, ungelehrtem Verſtande, welches ihm und mir ſehr zu ſtatten kam; denn ich hatte verdammt viel Schulſtaub und nicht wenig Schuldünkel an mir, obgleich meine klaſſiſchen Kenntniſſe noch ſehr ſeicht waren. Sein Beifall war nun meine beſte Belohnung und ſeine Kritik meine beſte Belehrung.

Es hatte ſich ein freundſchaftlicher Zirkel von Offizieren gebildet, in den man mich unvermerkt faſt unzertrennlich hinein zog und mit vieler Herzlichkeit behandelte. Münchhauſen war ſtillſchweigend durch ſeine Miſchung von Ernſt, Bonhomie und heiterer Laune darin die Hauptperſon. Jeder trug das Seinige dazu bei, die Unterhaltung und die Menage zu würzen. Die meiſten jungen Herren waren tüchtige Nimrode, und ſo fehlte es uns ſelten an etwas friſchem Wild auf den Tiſch; denn die Lieferungsartikel, ausgenommen das Brot, welches vortrefflich war, waren nicht viel beſſer als auf dem Schiffe. Die Lieblingsneigung eines jungen Mannes, welcher Buttlar hieß, zur Konditorei machte beſonders unſere Deſſerte ſehr reich und köſtlich, da es uns an Ingredienzen nicht fehlte, und ich erinnere mich ſelten beſſeres Backwerk genoſſen zu haben als aus ſeiner Offizin. Es war keine unintereſſante Gruppe, wenn einer eine wilde Ente ſpickte, der andere Madeira brachte, der Dritte das Gewehr putzte, der Vierte Dienſtaudienz gab, der Fünfte mit Schürze und Geſchirr vor dem Kamine Paſtetchen ſchuf, der Sechſte den poſſierlichen Anſteller machte und der Siebente im Julius Cäſar las, aber mehr auf die Ente und die Paſtetchen als auf den Text

ſah. Der Dominus Konditor hatte eine paradieſiſche Freude und ein ganz verklärtes Antlitz, wenn wir ſeinem Machwerk durch heroiſches Eſſen und kräftige Lobſprüche Ehre erwieſen; denn er genoß ſelten etwas davon. Nun gab es aber undankbare Schäker, die zuweilen nach dem Genuß eine bittere Kritik darüber anfingen, und dann geriet nicht ſelten der junge Künſtler in ſo heftiges Feuer, daß er Pfannen, Kaſſerole, Kuchenformen und alle Gerätſchaften zornentflammt durcheinander warf und dreimal heilig ſchwur, er wolle für uns undankbare Geſellen keine Schürze mehr umbinden; welches er dann nach echter Dilettantenart gewöhnlich drei Tage hielt, wo ihn die Gutmütigkeit wieder beſiegte. Es gelang den Herren nicht, mich zum Jäger zu machen, ob ich gleich zuweilen aus Gefälligkeit mitzog, aber auch wohl allein mit dem Gewehr am Waſſer herumſtreifte, woran vorzüglich mein kurzes Auge Schuld haben mochte.

Münchhauſen munterte mich beſtändig auf zur Arbeit, das hieß zum Dichten, wozu ich aber weder viel Zeit noch Luſt hatte. Dafür lief ich, wenn ich Zeit hatte, mit Horaz oder Virgil in der Hand oder auch wohl mit einem Homer, in den Wäldern herum, lagerte mich in einer Grotte oder alten Baumgruppe und vergaß nicht ſelten über meinen Lieblingsſtellen den Sonnenuntergang, ſo daß ich ſehr ſpät in das Lager oder die Kaſernen zurückkam. Daneben waren ein alter Hagedorn und ein Exemplar von Hölty, die ich irgendwo aufgetrieben hatte, meine Begleiter. Das Beſte von Hölty wußte ich damals auswendig. Ich zeigte Münchhauſen die Schönheiten und ihre Gründe, welches mir bei

ihm sehr leicht ward; denn ich habe selten eine Seele für wahre Schönheit empfänglicher und enthusiastischer gefunden als die seinige. Er bedauerte, daß er mir in den Klassikern nicht folgen konnte; aber was ich ihm daraus übersetzte, so wenig meisterhaft auch die Uebersetzung sein mochte, bewies ihm doch, daß meine Vorliebe für sie kein Vorurteil war, und weckte ganz leise die Neigung, die bald Entschluß und Ausführung ward, selbst bekannt zu werden mit diesen reichen Schätzen echter Kunst. Er überraschte mich einige Jahre nachher mit einer Kenntnis, die in Erstaunen setzte.

Der Dienst war, zumal für mich als Unteroffizier, beschwerlich genug und ließ nicht viel Zeit übrig. Ueberdies spannte mich noch dazu der Oberst Hatzfeld in das Joch als Schreibersknecht, so daß ich die noch übrigen Musestunden beim Adjutanten als Adjuvant saß, mir fast die Finger krumm schmierte und weiter nichts erntete als ein freundliches „Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen."

Bald aber ging es gut; ich schrieb eine lange Zeit viel Regimentslisten und tat übrigens sehr wenig. Die Arbeit war zwar trocken und langweilig genug, da oft wegen eines alten, morschen Pfannendeckels, der nicht zwei Pfennige wert war, einige Bogen umkopiert werden mußten; dafür fing aber eben auch damals dort das papierne Jahrhundert recht praktisch an und hat seit der Zeit gehörige reichliche Früchte getragen. Bei Münchhausen konnte ich nun nicht so oft sein, als ich wünschte und er zu wünschen schien, und die guten Leute hoben mir manchmal mein Stück wilde Ente und einige Pastetchen auf, bis ich erst spät zur Partie

kommen konnte. Ich tat abwechſelnd Dienſte als Korporal, Sergeant, Fourier und Feldwebel, ſo daß ich alle Süßigkeiten des kleinen Soldatenlebens recht auskoſten konnte. Als Fourier war ich ein reicher Mann, weil bei den Lieferungen immer etwas an Brot, Butter, Fleiſch, Rum uſw. übrig blieb; nur ein einziges Mal mußte ich über zehn ſpaniſche Taler zuſetzen; da hieß es denn: „Tut der Herr nicht die Augen auf, ſo tue er den Beutel auf."

Das Skalpieren der Wilden iſt bekannt genug, und man erzählt davon fürchterliche Beiſpiele. Mir ſelbſt iſt keines bekannt geworden. Sie ſkalpieren ſehr ehrlich nur ihre Feinde, und unſere Wilden waren durchaus nur freundſchaftliche Leute. Sie kamen ſehr häufig in großer Anzahl in die Stadt, um ihre Jagdbeute zu verkaufen, die meiſtens aus Moostieren, Geflügel und zuweilen Fiſchen, vorzüglich Aalen, beſtand. Dafür bekamen ſie Rum, europäiſche Bedürfniſſe und ſpaniſche Taler. Sie wußten den Wert des Geldes ſchon ſehr gut zu ſchätzen und betrogen eben ſo oft, als ſie betrogen wurden. Das Moostier oder das Elen iſt ein majeſtätiſches Geſchöpf, das an Größe dem größten Holſteiner Pferde nichts nachgibt, Schaufelgeweihe wie der Damhirſch hat, die prächtig und furchtbar ausgreifen und ihm ein ſchreckbares Anſehen geben. Das Fleiſch iſt nicht immer gut; von einem jungen kann man es zu den Leckerbiſſen zählen, wenn es gut zubereitet wird. Man kann ſich die Menge dieſer Tiere denken, die dort müſſen geweſen ſein, da ganze engliſche Regimenter Torniſter von Elensfellen hatten. Die ſogenannten Wilden waren nicht viel ſchlechter gekleidet, als ich die Letten, Eſthen und

Sinnen gefunden habe. Ein grobes, graues Tuch, künſtlich genug um den Körper gewickelt, machte das Hauptkleidungsſtück. Sie kamen gewöhnlich zur See in ihren bekannten Booten von Birkenrinde, die meiſterhaft gebaut waren und die ſie mit ihren kleinen Rudern ebenſo meiſterhaft zu führen verſtanden. Die engliſchen Matroſen, die es ihnen nachtun wollten, verloren ſehr oft das Gleichgewicht und fielen in die See, worüber denn die Indianer und über das europäiſche ſchwerfällige Schwimmen recht herzlich lachten. Sie machen mit dieſen Booten große Küſtenreiſen und ſtechen damit außerordentlich weit in die See.

Die Wilden benahmen ſich, ſo viel ich habe beobachten können, immer anſtändig; doch ſoll das nicht ſtets der Fall geweſen ſein, und der Gouverneur ſoll ſie militäriſch haben einſtecken laſſen müſſen, um ihren Natürlichkeiten Einhalt zu tun. Wenn ſie des Rums etwas voll und luſtig wurden, führten ſie drollig genug ſogleich am Ufer den Ball auf und tanzten nach einer Art von brummendem Geſang, wozu einige mit Kieſelſteinen aus dem Stegreife den Takt ſchlugen. Wir kamen nicht ſelten auf unſeren größeren Streifereien in ihre Hütten an Felſen und Bächen, die meiſten hatten ſich tiefer zurückgezogen; ich habe aber nie gehört, daß ſie einem von den Unſrigen etwas zu Leide getan hätten, und dann wäre es wahrſcheinlich blos die Schuld des Europäers geweſen. Mit dem Feuergewehr wußten ſie ſchon ſeit langer Zeit ſehr geſchickt umzugehen und hatten gemeiniglich alte, große, lange holländiſche Schießprügel, mit welchen ſie mehrere hundert Schritte vor-

trefflich das Ziel trafen und manchen Posten im Gebüsche wegschossen, ohne daß man gewahr werden konnte, woher die Kugel kam. Die ich gesehen habe, waren alle ein großer, schöner, nerviger Menschenschlag, mit länglich regelmäßigen Gesichtern. Ich erinnere mich nicht einen unter ihnen gesehen zu haben, der über fünf Fuß neun Zoll oder unter fünf Fuß drei Zoll gewesen wäre; also sehr selten war einer so klein wie meine eigene Personalität, die doch unter uns noch nicht zwerghaft ist. Die kupferbraune Farbe kleidete die Männer sehr anständig ernsthaft; ungefähr wie bei uns ein Grenadier, der ein halbes Dutzend Feldzüge mitgemacht hat, eine Farbe bekommt, die von seinem Feldkessel nicht sehr verschieden ist. Die meisten sprechen jetzt etwas Englisch, da sie vom höchsten Norden bis an die spanische Grenze hinab von lauter ursprünglich englischen Kolonien umgeben sind.

Kriegerische Vorfälle haben wir außer einigen Märschen nicht gehabt; ein einziges Mal schien es zu etwas Ernsthaftem kommen zu wollen, da die Franzosen den Ort anzugreifen drohten. Aber außer einigen Schüssen von den äußersten Batterien fiel nichts vor: es blieb bei den Drohungen, vermutlich da sie die Engländer stärker und in besserer Bereitschaft fanden, als sie vermuteten. Mich ärgerte das; denn ich sah der Landung und dem blutigen Handel mit aller Neugier eines jungen Menschen entgegen, bei dem Kraftgefühl und Tätigkeitstrieb die natürliche Furchtsamkeit überwand.

So kam denn endlich die Nachricht vom Frieden uns eben nicht erwünscht; denn junge, tatendurstige Leute sehen

nicht gern ihrer Bahn ein Ziel gesteckt. Man hat mir geschmeichelt, ich könnte Offizier werden und mir eine Laufbahn eröffnen. Mit dem Frieden war alles geschlossen; denn nach unserer Ordnung konnte kein Bürgerlicher in der Regel weiter aspirieren als bis zum Feldwebel; ein Ehrenposten, dessen lebenslängliche Dauer ich eben nicht sehr beneidete. Bei uns mußte man Edelmann sein oder viel Geld haben, um im Staate ein Mann zu werden. Zuweilen tat Verbindung und Empfehlung auch etwas, und noch seltener wurde zufälligerweise auch wohl wirkliches Talent bemerkt. Im Kriege, wo man Männer für Aemter und nicht Aemter für Männer sucht, sind die Ausnahmen häufiger, und es tritt da, dem Kastengeist zum schweren Aerger, nicht selten das alte primitive Menschenrecht wieder ein, daß jeder nur das gilt, was er wert ist.

Auf dem Schiffe wurde ich von Münchhausen getrennt; er kam auf ein anderes Fahrzeug. Ich sah ihn seit der Zeit nur zweimal wieder: einmal als sich auf dem Meere unsere Schiffe so näherten, daß wir mit der größten Anstrengung uns einige Worte zurufen konnten; das andere Mal, als ich aus Italien und Frankreich kam und ihn in Schmalkalden besuchte.

Unser Leben in Halifax bestand in einem Drittel deutscher Gewöhnlichkeit, einem Drittel huronischer Wildheit und einem Drittel englischer Verfeinerung. Während eines ganzen Winters bestand mein Abendbrot fast immer aus geröstetem Butterbrot mit geräuchertem Lachs, dem wohlfeilsten Artikel der Gegend. Das Pfund frisches Fleisch kostete nicht selten nach unserm Gelde einen halben Taler;

frisches Gemüse war kaum zu bezahlen. Wenn Münchhausen nichts Wildes lieferte, und ich den schwarzstriefigen Kommisspeck und auch den Rauchlachs zum Ueberdruß gegessen hatte, schoß uns einer in den Außengegenden auch wohl einen fetten Hund oder einen feisten Kater, deren frisches Fleisch und Fett uns nicht selten leckere Mahlzeiten gaben.

Unsere Hinfahrt dauerte, wie ich oben sagte, zweiundzwanzig Wochen, eine ungeheure Länge; den nämlichen Weg machten wir rückwärts in dreiundzwanzig Tagen; also machte ich eine der besten und eine der schlimmsten Fahrten mit. Heimwärts segelten wir, als flögen wir davon; und es gewährte ein eigenes, großes, kühnes Vergnügen, auf den ungeheuren Maschinen im Sturm daher geschleudert zu werden. Es hatte sich eine große Menge Schiffe aller Arten und aller Nationen zuerst nach dem Frieden gesammelt, und wir liefen wohl über zweihundert zusammen in den Kanal ein, unter denen sich auch zwei amerikanische Fregatten mit der neuen freien Staatenflagge befanden, für einen Alt-Engländer wohl das größte Herzeleid, seitdem die britischen Flotten die Meere besegelten. Die letzte Nacht gehört zu den schönsten, die ich auf dem Wasser erlebt habe. Es war ein gewaltiger Gewittersturm auf dem Kanale in der Gegend von Portsmouth. Die zusammengeengte Flotte, das Heulen des Sturms, das Schlagen des Tauwerks, das Rollen des Donners, das Leuchten der Blitze, das grelle Aufhellen der glühenden Wogen und das augenblickliche Schließen zur schwärzesten Nacht, das Rufen und Schreien der Matrosen, das Geläute der Glocken, der ferne, dumpfe Hall der Signal-

ſchüſſe, das Dröhnen und Krachen der Schiffsfugen und die Angſt, daß wir vielleicht über Klippen ſtürzten — man denke ſich die Wirkung des Ganzen auf die entzündete Einbildungskraft! Und mit dem ſich heiternden Morgenhimmel waren wir wirklich in der Nähe der Kreideberge, die dem Lande den Namen Albion geben. Es war ſtill und friſch und freundlich wie nach einer Gewitternacht, und die Schiffe ſchaukelten nur noch unwillkürlich heftig auf der empörten See. Die Fahrt über die Nordſee war diesmal ſehr ſtürmiſch und langweilig, welches deſto verdrießlicher war, da die Reiſe über den Ozean ſo ſchnell ging und wir das Uebrige nur noch für einen Katzenſprung hielten. Auf einmal befanden wir uns bei Cuxhafen und Ritzebüttel, vermutlich weil wir nicht in die Weſer einlaufen konnten. Nach einigen Tagen ſegelten wir wieder nach Bremerlee, wo wir Fahrzeuge wechſelten und eben ſo wieder hinauf bugſiert wurden, wie wir hinunter fuhren.

Hier erſchreckte uns die Beſorgnis, daß wir bei Minden würden an die Preußen verkauft werden. Es wurde laut geſprochen, und der bekannte gewiſſenloſe Seelenſchacher des alten Landgrafen machte die Sache nicht unwahrſcheinlich. Zwei Freunde und ich hatten bei Elsfleth den löblichen Entſchluß gefaßt, uns den Feſſeln der ſchändlichen Dienſtbarkeit zu entziehen. Einige Nächte lauerten wir ohne Erfolg auf Gelegenheit; denn die Büchſenſchützen hatten ihre geladenen Läufe überall hingerichtet. Aus Verdruß und Müdigkeit war ich auf meinem Haberſack eingeſchlafen, und als ich den Morgen erwachte, waren die beiden Hechte fort und hatten mich vermutlich mit

Sicherheit nicht wecken können. Ich kratzte mich hinter den Ohren und sah ärgerlich nach dem Kahne, der sie in Freiheit geführt hatte. In Bremen versuchte ich's indessen allein auf meine eigene Hand, und es gelang mir am hellen, lichten Tage unter ziemlicher Gefahr. Die nächste Veranlassung war ein Gezänk mit dem Feldwebel über Brotlieferung, in welches sich der kommandierende Offizier etwas diktatorisch handgreiflich mischte. Das Gespenst der Preußen saß mir fest im Gehirn; ich hatte, ganz gegen meine Gewohnheit, ohne alle Absicht in einigen Gläsern Wein mich etwas warm getrunken und machte kurz und gut auf und davon, am Ufer hin, über die Brücke weg, in die Altstadt hinein. Ein guter, alter, ehrlicher Spießbürger mochte mir doch wohl einige Verwirrung ansehen; er kam freundlich zu mir und fragte: „Freund! Ihr seid wohl ein hessischer Deserteur?" „Und wenn ich denn einer wäre?" sagte ich. „Da muß ich Euch sagen, unser Magistrat hat Kartell mit dem Landgrafen." Und nun —

Hier beginnt die Fortsetzung des Lebensbildes durch C. A. H. Clodius:

„Und nun" — das sind die letzten Worte, welche Seume geschrieben hat; das Folgende ist leider nur Erzählung aus den Erinnerungen einiger Freunde des Verewigten. Das gutmütige Volk der guten Stadt Bremen drängte sich als eine Schutzwehr um Seume herum und schob gewissermaßen den Fremdling hilfreich zum nächsten Tore hinaus. Seume, ein trefflicher Läufer, flog wie ein Pfeil. Demungeachtet waren seine Verfolger, die hessi-

ſchen Jäger, ihm immer ganz nahe und trieben ihn endlich in den Sack zwiſchen den beiden Flüſſen der Hunte und der Weſer. Hier, glaubten ſie, könnte er ihnen nicht entſpringen, und er hielt ſich verloren; denn wollte er ſich ins Waſſer ſtürzen, ſo tötete ihn, den durch und durch Erhitzten, der Schlag; blieb er ſtehen, ſo war er das Opfer ſeiner Flucht. Zum Glück ſah er in einem Weidenbuſche am Ufer der Hunte einen Fiſcherkahn und ſprang hinein. Der mitleidige Fiſcher, welcher der Menſchenjagd zugeſehen hatte, hieß ihn ſich gleich auf den Boden niederlegen und ſtieß augenblicklich vom Lande ab. Nun kamen auch die Jäger und ſchoſſen; aber die Kugeln flogen über das Schiff, und der gleichmütige Schiffer arbeitete ruhig durch die Gefahr, bis er glücklich das jenſeitige Ufer erreichte. „Hier, Freund," ſagte der Mann, „ſeid Ihr frei und auf oldenburgiſchem Grund und Boden. Gott helf' Euch weiter!" Das Leben war gerettet, die Kette zerbrochen, und der Landgraf litt einen Verluſt von einer Handvoll Taler, die er aus Seumes Verkauf zum zweiten Mal hätte löſen können.

Den folgenden Tag kamen heſſiſche Offiziere mit freundlichen Worten, brachten Pardon, boten Geld, verſprachen Beförderung; aber Seume ließ ſich nicht verleiten, empfahl ſich höflich und ging aus ihrer Geſellſchaft weg nach der Stadt Oldenburg. Der damalige, jetzt noch in Rußland lebende Herzog dieſes Landes, ein gebildeter, edler Fürſt, unterſtützte den einnehmenden, intereſſanten jungen Deſerteur und tat Vorſchläge zu künftigen Lebensplänen; als aber Seume die Sehnſucht nach der geliebten

Mutter und dem Vaterlande äußerte, entließ er ihn mit einem anſehnlichen Geſchenk. Durch dieſe Großmut konnte der ſo lange Geplagte und Verkaufte nun bequem, frei und froh die Rückkehr zur lieben Heimat antreten, und der gerettete Sohn konnte wieder in die Arme der Mutter eilen. Schon hatte er wohlgemut die oldenburgiſche Grenze überſchritten, als das unglückliche Vergeſſen, die heſſiſche Uniform mit einem Civilrock zu vertauſchen, ihn gerade in den verhaßten Dienſt brachte, dem er durch ſeine Flucht hatte entgehen wollen, und ihm in einem Augenblick wieder Freiheit, Hoffnung und kaum genoſſenes Glück raubte. Preußiſche Werber hielten ihn an und ſchleppten ihn, als Deſerteur, ohne Umſtände nach Emden, wo er gemeiner Soldat werden mußte. Den Käfig, in welchen man ihn, wie alle unfreiwillig genommenen Soldaten, eingeſperrt hatte, zu zerbrechen, dem ehemals ſtrengen preußiſchen Dienſt und der verächtlichen Behandlung der Soldaten wieder zu entgehen, das war die einzige tröſtliche Ausſicht, welche ihm hier in der Garniſon übrig blieb, und die ihn reizte, ſo bald als möglich zu entfliehen. Einſt in einer ſternenhellen Nacht führte er ſeinen Entſchluß wirklich aus. Er mochte ungefähr eine Stunde gelaufen ſein, als die Lärmkanone ſeine Flucht ankündigte und die ganze Gegend zum Verfolgen aufrief. Seume ließ ſich dadurch nicht ſchrecken; aber ein dicker Nebel verhüllte ihm den Weg, machte ihn irre und führte ihn wieder gerade nach Emden in die Hände derer, welchen er zu entgehen glaubte. In ſeinem Arreſt ſchrieb er mit Kreide einen lateiniſchen Vers an die Türe der Wachtſtube, welcher die traurige Stimmung

ſeiner Seele ausdrückte. Der wachthabende Offizier fragte, wer den Vers geſchrieben habe. „Vermutlich der kleine, ſchwarze Arreſtant" antwortete die Wache. Das Kriegsverhör begann mit der Unterſuchung über den Hexameter, und ein Kapitän behauptete, er ſei nicht richtig. Seume bewies aus der Proſodie, daß er vollkommen ſchön ſei, und lehrte die Richter, was zu einem guten Hexameter erfordert werde. Als aber demungeachtet der Kapitän ſeine Kritik noch zu behaupten ſuchte, brachte Seume einen Beweis vor, der entſcheiden mußte: er zog ſeinen Virgil aus der Taſche und zeigte, daß jener Vers aus dem größten Künſtler der lateiniſchen Poeſie genommen war. Die Unterſuchung über eine Stelle aus dem Virgil führte zu der Frage, wie er in den Dienſt gekommen ſei; und als Seume hierauf finſter antwortete: „durch Gewalt von den Preußen, wie von den Heſſen," ließ man Gnade für Recht ergehen und befreite ihn von dem Arreſt. Der brave General Courbière, welchen die Preußen nach der Schlacht bei Jena mit Achtung öffentlich genannt haben, nahm ſich ſeiner an, erleichterte ihm den Dienſt, trug ihm auf, ſeine Kinder zu unterrichten, und empfahl ihn mehreren Familien. Jetzt hatte Seume keine Not. Aber weil er nicht hoffen durfte, wieder los zu kommen, und keine Ausſicht hatte, befördert zu werden bei der Einrichtung Friedrichs II., nach welcher nur die Adeligen Offizierſtellen erhalten konnten, dachte er an einen neuen Verſuch, zu entfliehen, ungeachtet der erſte ſo wenig gelungen war. Es war Winter; die grundloſen Wege und Felder in Oſtfriesland mochten eben hart und die weiten, tiefen Gräben eben zugefroren

ſein, als Seume ſeinen Poſten verließ und, in Dunkelheit der Nacht, das Weite ſuchte. Noch in eben der Nacht fing es an zu tauen; der Regen ſtrömte vom Himmel und machte die Felder, worauf Seume ſeinen Weg in der Entfernung von der Landſtraße und den Dörfern ſuchen mußte, zu tiefen Moräſten. Länger als 24 Stunden war er, durchnäßt und erhitzt, fortgewatet, durch das Eis in tiefe Gräben geſunken, und hatte mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung ſich bis nahe an die Grenze gearbeitet, als er ſich erſchöpft fühlte und der Ohnmacht nahe in ein Dorf ging. Die Leute halfen ihm; aus ſeinen Stiefeln floß das Blut; man legte ihn in ein Bett. Der freundliche Amtmann des Orts beſuchte ihn, gab ihm Erquickungen und ſandte ihn den andern Tag auf einem Wagen, ſorgfältig in Stroh gepackt, unter einer handfeſten Bedeckung, wieder nach Emden in die Ketten zurück. Wer vermochte jetzt den Unglücklichen, welchen jedermann ſchon froh in Sicherheit glaubte, den ſeine Offiziere ſelbſt mit Jammer wieder eingeliefert ſahen, zu retten? Zum Unglück war der General, ſein Gönner, mit dem Oberſten des Regiments geſpannt. Keiner traute dem andern, um etwas für den Arreſtanten gegen die fürchterlichen Kriegsgeſetze zu wagen. Die angeſehenſten Männer in Emden verwandten ſich für Seume mit allen Kräften, doch ohne glücklichen Erfolg; vergeblich bat faſt die ganze Stadt. Endlich kam die Jugend, an ihrer Spitze die eigenen Kinder des Generals, und baten mit Tränen und Händeringen für ihren geliebten Lehrer um Gnade. „Kinder," ſagte der General, konnte aber vor Wehmut kaum ſprechen, „Kinder, ich kann nicht, ſo gern ich wollte." — Man nahm

Seume die Ketten ab und ſtellte ihn vor das Kriegsgericht, welches ihn zu zwölfmal Spießruten verurteilte. Finſter und ſchweigend trat er ab, als der Oberſt „Halt!“ rief. Seume trat wieder vor. Der Oberſt ſprach weiter: „In Rückſicht des ſonſtigen guten Betragens des Arreſtanten, ſeines moraliſchen Lebenswandels und des guten Gebrauchs, welchen er von ſeinen Talenten macht, auch wegen der Art und Weiſe, wie er in den Dienſt gekommen iſt, verwandelt das Kriegsgericht die beſtimmte Strafe in ſechswöchentliches Gefängnis bei Waſſer und Brot.“ — Der General ſetzte halblaut hinzu: „Arreſtant wird es wohl auch nicht übel nehmen, wenn ihm die Bürger zuweilen ein Stück Braten ſpenden.“ Dieſer Wink wurde gut verſtanden. Seume ſchmauſete während der ſechs Wochen ſeines Arreſtes, durch die Gutmütigkeit der Bürger in Emden, beſſer als der General und konnte noch von ſeinem Ueberfluß den Kameraden reichlich mitteilen.

Dieſe letzte Flucht, die blutige Strafe, welche die preußiſche Disziplin für eine zweite Deſertion beſtimmte, und die unerwartete glückliche Wendung, mußten Seume noch bekannter machen, als er es ſchon vorher war, und ihm allgemeine Teilnahme erwecken. Die Sache hatte durchaus keine nachteiligen Folgen für ihn; der Dienſt wurde ihm nicht ſchwerer gemacht, ſeine Freiheit nicht beſchränkter, als ſie vor ſeiner Entfernung war; er konnte ſeine Lehrſtunden wieder fortſetzen, und es fehlte ihm an nichts als an Unabhängigkeit vom preußiſchen Dienſtzwange. Einſt fragte ihn ein begüterter, braver Mann, ein Bürger der Stadt: „Warum, Seume, ſuchen Sie nicht Urlaub, um einmal nach

Johann Gottfried Seume.

Sachſen zu reiſen?" — „Ich würde ihn nicht erhalten." — „Sie werden ihn gewiß erhalten; bieten Sie nur eine Kaution." — „Das kann ich nicht, denn ich habe nicht ſo viel Geld." — „Dann habe ich. Bieten Sie achtzig Taler; ſprechen Sie morgen mit dem General!" — „Ich komme nicht wieder." — „Was geht das mich an? machen Sie das, wie Sie wollen; achtzig Taler ſtehen parat." — Seume bat um den Urlaub, erhielt ihn und kam glücklich bei ſeiner glücklichen Mutter in Poſerna an.

Von da begab ſich der vielgeprüfte junge Mann nach Leipzig, wo er ſeinen Unterhalt mit Privatſtunden und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verdiente. Nachdem er hierauf einige Jahre eine Leutnantsſtelle im ruſſiſchen Heere bekleidet hatte, trat er 1796 in den Dienſt eines ſächſiſchen Buchhändlers. Im Jahr 1801 unternahm der unruhige Mann ſeine berühmte Fußwanderung, die er bis nach Syrakus auf Sizilien durchführte. Er hat dieſe intereſſante Reiſe in einem dreibändigen Werk „Spaziergang nach Syrakus" beſchrieben. 1805 wanderte er durch einen Teil Rußlands, Finnlands und Schwedens. In dem böhmiſchen Bad Teplitz, wo er die Kur gebrauchte, endigte am 13. Juni 1810 ſein unſtetes Leben.

Außer ſeiner Lebensbeſchreibung und dem „Spaziergang" ſind noch manche Gedichte Seumes in weiteren Kreiſen bekannt, ſo „Der Wilde".

7.

Johann Wolfgang von Goethe.

Geboren am 28. Auguſt 1749 in Frankfurt a. M.
Geſtorben am 22. März 1832 in Weimar.

„Goethes Kindheit hat durch und durch einen lachenden, freudigen Charakter. Freundlicher Ueberfluß in jeder Beziehung, Sicherheit, Liebe, mannigfache Anregung und Belehrung umgibt ihn, ein ganzes Element von Sonnenschein und Himmelsbläue, worin der erwachende und aufstrebende junge Geiſt ſich nach allen Seiten hin ungehindert entfalten kann. —

Lieblich erglänzen uns dieſe jungen Jahre in dem alten teutoniſchen Frankfurt; in der fernen Erinnerung des Autobiographen widergeſpiegelt, der Wirklichkeit angehörend und dennoch Ideal, gehören ſie zu unſern echteſten poetiſchen Idyllen. Nicht die kleinſte Kleinigkeit iſt für uns zu klein, wenn wir bedenken, w e r es war, der es tat oder es litt."

(Carlyle.)

Als ein beſonderes Glück dürfen wir es betrachten, daß uns der größte Dichter, den wir haben, noch als Greis mit einer Geſchichte ſeines Lebens beſchenkt hat, die einen einzigartigen Schatz unſerer Litteratur bildet. In unvergleichlicher Schönheit der Sprache verſchmilzt ſie „den älteren deutſchen Chronikenſtil mit den auserleſenſten Darſtellungsmitteln eines modernen deutſchen Roman- und Geſchichtsſchreibers“ und ſpiegelt ebenſo den Geiſt der Zeit wie den Werdegang des Dichters wider. Unter dem Titel „Dichtung und Wahrheit“ liegt das Werk in vier Teilen vor, von denen die drei erſten in den Jahren 1811—1814, der vierte erſt nach Goethes Tod 1833 erſchienen ſind.

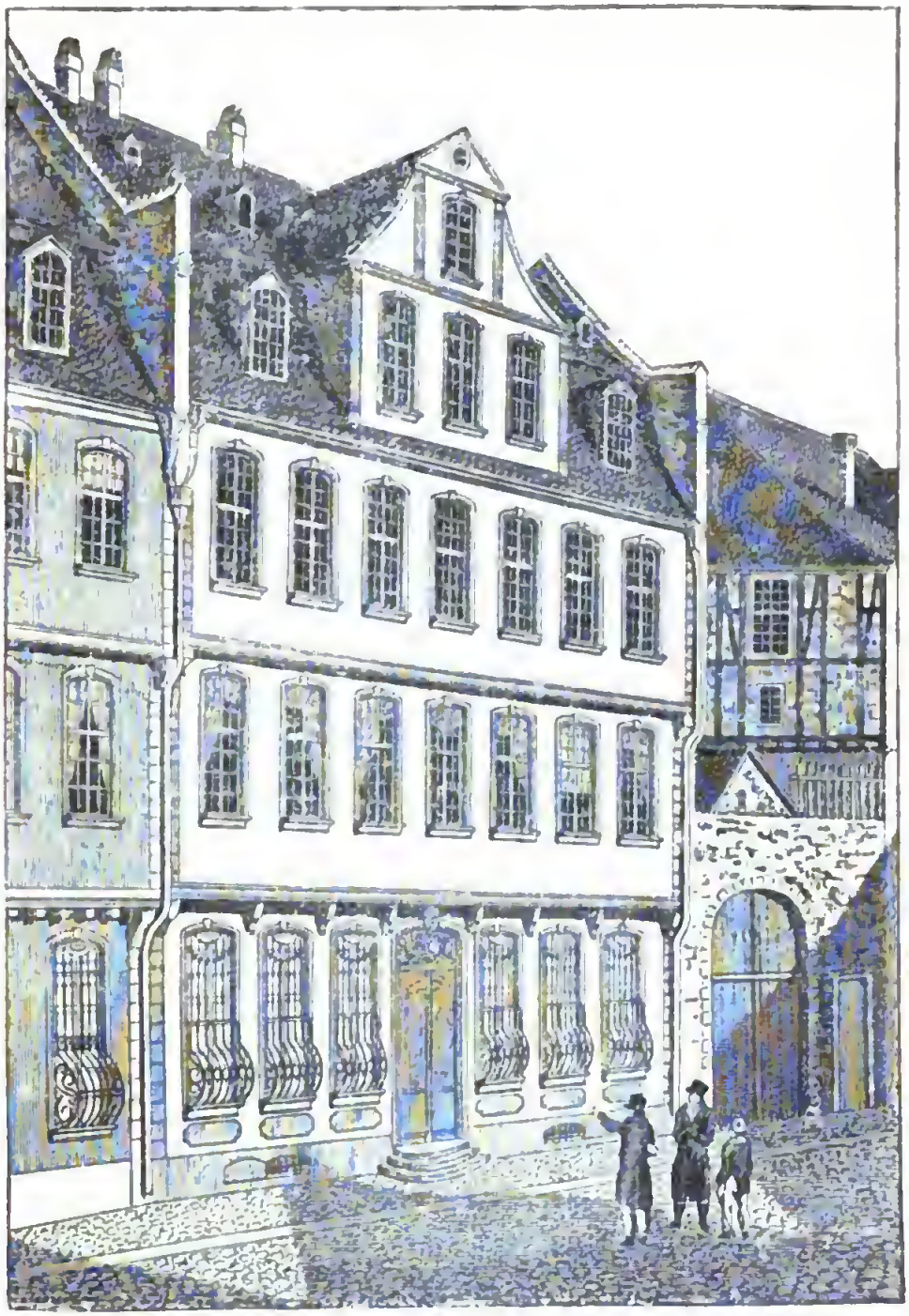
Im nachſtehenden iſt zunächſt der erſte Teil, der die Knabenjahre umfaßt, mit Kürzungen mitgeteilt; daran ſchließt ſich noch Einiges aus dem zweiten Teil. Etliche Stellen aus Briefen und aus „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“ ſind an geeignetem Orte eingefügt.

I.

Am 28. Auguſt 1749, mittags mit dem Glockenſchlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Durch Ungeſchicklichkeit der Hebamme kam ich für tot auf die

Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Dieser Umstand, welcher die Meinigen in große Not versetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vorteil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angestellt und der Hebammenunterricht eingeführt oder erneuert wurde; welches denn manchem der Nachgebornen mag zu gute gekommen sein.

Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühsten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigner anschauender Erfahrung besitzen. Ohne also hierüber eine genaue Untersuchung anzustellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häusern bestand. Eine turmartige Treppe führte zu unzusammenhangenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war der untere weitläuftige Hausflur der liebste Raum, welcher neben der Türe ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher mit einander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten



Goethes Geburtshaus in Frankfurt a. M. nach dem Umbau von 1755, jetzt Großer Hirschgraben Nr. 23.

Jahreszeit ein ſüdliches Anſehen. Man fühlte ſich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. So kamen auch durch dieſe Gerämſe die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüber wohnende Brüder von Ochſenſtein, hinterlaſſene Söhne des verſtorbenen Schultheißen, gar lieb und beſchäftigten und neckten ſich mit mir auf mancherlei Weiſe.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenſpiegeleien, zu denen mich jene ſonſt ernſte und einſame Männer angereizt. Ich führe nur einen von dieſen Streichen an. Es war eben Topfmarkt geweſen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächſte Zeit mit ſolchen Waren verſorgt, ſondern auch uns Kindern dergleichen Geſchirre im kleinen zu ſpielender Beſchäftigung eingekauft. An einem ſchönen Nachmittag, da alles ruhig im Hauſe war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüſſeln und Töpfen mein Weſen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geſchirr auf die Straße und freute mich, daß es ſo luſtig zerbrach. Die von Ochſenſtein, welche ſahen, wie ich mich daran ergötzte, daß ich ſo gar fröhlich in die Händchen patſchte, riefen: Noch mehr! Ich ſäumte nicht, ſogleich einen Topf und, auf immer fortwährendes Rufen: Noch mehr! nach und nach ſämtliche Schüſſelchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaſter zu ſchleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrat aber war aufgezehrt, und ſie riefen immer: Noch mehr! Ich eilte daher ſtracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein

luſtigeres Schauſpiel gaben; und ſo lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich ſie auf dem Topfbrett der Reihe nach erreichen konnte, und weil ſich jene gar nicht zufrieden gaben, ſo ſtürzte ich alles, was ich von Geſchirr erſchleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur ſpäter erſchien jemand, zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geſchehen, und man hatte für ſo viel zerbrochne Töpferware wenigſtens eine luſtige Geſchichte, an der ſich beſonders die ſchalkiſchen Urheber bis an ihr Lebensende ergötzten.

Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hauſe wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unſere Spiele bis an ihren Seſſel, ja, wenn ſie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnere mich ihrer gleichſam als eines Geiſtes, als einer ſchönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend iſt ſie mir im Gedächtnis geblieben.

Wir hatten die Straße, in welcher unſer Haus lag, den Hirſchgraben nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirſche ſahen, ſo wollten wir dieſen Ausdruck erklärt wiſſen. Man erzählte ſodann, unſer Haus ſtehe auf einem Raum, der ſonſt außerhalb der Stadt gelegen, und da, wo jetzt die Straße ſich befinde, ſei ehmals ein Graben geweſen, in welchem eine Anzahl Hirſche unterhalten worden. Man habe dieſe Tiere hier bewahrt und genährt, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirſch öffentlich verſpeiſet, den man denn für einen ſolchen Feſttag hier im Graben immer zur Hand gehabt, wenn auch aus-

Goethes Vater.

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen"

Goethes Schwester Cornelia.

„Wie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachstum und Bildung den Geschwistern völlig gemein war, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwicklung physischer und moralischer Kräfte."

Goethes Mutter.

„Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zum Fabulieren."

wärts Fürſten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugnis verkümmerten und ſtörten, oder wohl gar Feinde die Stadt eingeſchloſſen oder belagert hielten. Das gefiel uns ſehr, und wir wünſchten, eine ſolche zahme Wildbahn wäre auch noch bei unſern Zeiten zu ſehen geweſen.

Die Hinterſeite des Hauſes hatte, beſonders aus dem oberen Stock, eine ſehr angenehme Ausſicht über eine beinah unabſehbare Fläche von Nachbarsgärten, die ſich bis an die Stadtmauern verbreiteten.

Im zweiten Stock befand ſich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man ſich daſelbſt durch wenige Gewächſe vor dem Fenſter den Mangel eines Gartens zu erſetzen geſucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebſter, zwar nicht trauriger, aber doch ſehnſüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle ſah man in eine ſchöne, fruchtbare Ebene; es iſt die, welche ſich nach Höchſt hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lektionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenſter gerade gerichtet waren, nicht ſatt genug ſehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen beſorgen, die Kinder ſpielen, die Geſellſchaften ſich ergötzen ſah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, ſo erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einſamkeit und einer daraus entſpringenden Sehnſucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernſten und Ahnungsvollen entſprechend, ſeinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düſtere Beſchaffenheit des Hauſes war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemütern zu erwecken. Unglücklicherweiſe hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unſichtbaren zu benehmen und ſie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder ſollten daher allein ſchlafen, und wenn uns dieſes unmöglich fiel und wir uns ſacht aus den Betten hervormachten und die Geſellſchaft der Bedienten und Mägde ſuchten: ſo ſtellte ſich, in umgewandtem Schlafrock und alſo für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und ſchreckte uns in unſere Ruheſtätte zurück. Die daraus entſpringende üble Wirkung denkt ſich jedermann. Wie ſoll derjenige die Furcht los werden, den man zwiſchen ein doppeltes Furchtbare einklemmt? Meine Mutter, ſtets heiter und froh und andern das Gleiche gönnend, erfand eine beſſere pädagogiſche Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirſchen, deren reichlichen Genuß ſie uns jeden Morgen verſprach, wenn wir nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Teile waren zufrieden.

[Die Mutter hat von Wolfgangs Kindheit allerlei hübſche Erinnerungen bewahrt: *)

Ein buntes Röckchen, mit Streifen von Blumen durchwirkt, und ein Flormützchen, mit ſilbernen Blümchen geſchmückt, war ſein erſter Anzug. — Er ſpielte nicht gern mit kleinen Kindern, ſie mußten denn ſehr ſchön ſein. In

*) Vergl. das vortreffliche Werk von Karl Heinemann, „Goethes Mutter", Leipzig 1893, S. 27.

einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: „Das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden!“ Er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause

Moderne Goethe-Plakette von Rudolf Bosselt in Düsseldorf.

kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart: er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit. Damals war er drei Jahre alt. Seine um 15 Monate jüngere

Schweſter Cornelia*) liebte er dagegen ſchon zärtlich, als ſie noch in der Wiege lag. Er brachte ihr ſein Spielzeug, pflegte heimlich Brot in der Taſche zu tragen, das er dem Kind in den Mund ſtopfte, wenn es ſchrie, und war eiferſüchtig auf alle, die dem Schweſterchen nahe kamen. Wenn man es aus der Wiege nahm, ſo ward er zornig; er war überhaupt leichter zum Zürnen als zum Weinen zu bringen.

Es gibt wohl kein anziehenderes Bild glücklichen Familienlebens als das Geſchwiſterpaar zu Füßen der Mutter, die durch ihre packenden Erzählungen es meiſterhaft verſtand, ihre Lieblinge ins Wunderland der Dichtung und Phantaſie zu führen.

„Da ſaß ich denn — plaudert Frau Rat — und wurde nicht müde zu erzählen.

Luft, Feuer, Waſſer und Erde ſtellte ich ihm als ſchöne Prinzeſſinen dar, und allen natürlichen Erſcheinungen legte ich eine Bedeutung unter, an die ich bald feſter noch glaubte als meine kleinen Zuhörer. Da wir uns Straßen dachten von Geſtirn zu Geſtirn, und daß wir einſtmals Sterne bewohnen ſollten, und welchen großen Geiſtern wir da begegnen würden, da war kein Menſch ſo eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern wie ich; ja, ich war im höchſten Grad begierig, unſere kleinen eingebildeten Erzählungen weiter zu führen, und eine Einladung, die mich um einen ſolchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da ſaß ich, und er verſchlang mich mit ſeinen großen, dunkeln Augen, und wenn das Schick-

*) Sie heiratete 1773 den badiſchen Hofrat Schloſſer und ſtarb 1777.

ſal irgend eines Lieblings nicht recht nach ſeinem Sinn ging, da ſah ich, wie die Zornader an ſeiner Stirn ſchwoll und wie er die Tränen verbiß. Manchmal griff er ein und ſagte: „Nicht wahr, Mutter, die Prinzeſſin heiratet nicht den verdammten Schneider, auch wenn er den Rieſen totſchlägt?“ Wenn ich nun Halt machte und die Kataſtrophe auf den nächſten Tag verſchob, ſo konnte ich ſicher ſein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt hatte, und ſo ward mir dann meine Einbildungskraft, wo ſie nicht mehr ausreichte, durch die ſeine erſetzt. Wenn ich dann am nächſten Abend die Schickſalsfäden nach ſeiner Angabe weiter lenkte und ſagte: „Du haſt's geraten! ſo iſt's gekommen!“, da war er Feuer und Flamme, und man konnte ſein Herzchen unter der Halskrauſe ſchlagen ſehen. Der Großmutter, deren Liebling er war, vertraute er nun allemal ſeine Anſichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieſer erfuhr ich, wie ich ſeinen Wünſchen gemäß weiter im Texte fortfahren ſollte, und ſo war ein geheimes diplomatiſches Treiben zwiſchen uns, das keiner an den andern verriet; ſo hatte ich die Satisfaktion, zum Genuſſe und zum Erſtaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je ſich als den Urheber aller merkwürdigen Ereigniſſe zu erkennen, ſah mit glühenden Augen der Erfüllung ſeiner kühn angelegten Pläne entgegen und begrüßte das Ausmalen derſelben mit enthuſiaſtiſchem Beifalle.“] — —

Innerhalb des Hauſes zog meinen Blick am meiſten eine Reihe römiſcher Proſpekte auf ſich, mit welchen der Vater einen Vorſaal ausgeſchmückt hatte, geſtochen von

einigen geschickten Vorgängern des Piranese,*) die sich auf Architektur und Perspektive wohl verstanden und deren Nadel sehr deutlich und schätzbar ist. Hier sah ich täglich die Piazza del Popolo, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und so manches andere. Diese Gestalten drückten sich tief bei mir ein, und der sonst sehr lakonische Vater hatte wohl manchmal die Gefälligkeit, eine Beschreibung des Gegenstandes vernehmen zu lassen. Seine Vorliebe für die italienische Sprache und für alles, was sich auf jenes Land bezieht, war sehr ausgesprochen. Eine kleine Marmor- und Naturaliensammlung, die er von dorther mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Teil seiner Zeit verwendete er auf seine italienisch verfaßte Reisebeschreibung, deren Abschrift und Redaktion er eigenhändig, heftweise, langsam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer italienischer Sprachmeister, Giovinazzi genannt, war ihm daran behilflich. Auch sang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte sich bequemen, ihn und sich selbst mit dem Klavier täglich zu akkompagnieren; da ich denn das Solitario bosco ombroso („Einsamer schattiger Hain")**) bald kennen lernte und auswendig wußte, ehe ich es verstand.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unsern Freistunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinlänglich Platz zu unsern Spielen fanden. Sie

*) Der römische Maler Piranese gab 1756 ein kunstgeschichtliches Prachtwerk heraus.

**) Anfang eines Liedes von Metastasio.

wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beſchäftigen und mit allerlei guten Biſſen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch ſetzte ſie allen ihren Wohltaten die Krone auf, indem ſie uns ein Puppenſpiel vorſtellen ließ und ſo in dem alten Hauſe eine neue Welt erſchuf. Dieſes unerwartete Schauſpiel zog die jungen Gemüter mit Gewalt an ſich; beſonders auf den Knaben machte es einen ſehr ſtarken Eindruck, der in eine große, lang dauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihrem ſtummen Perſonal, die man uns anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu eigner Uebung und dramatiſcher Belebung übergab, mußte uns Kindern um ſo viel werter ſein, als es das letzte Vermächtnis unſerer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unſern Augen erſt entzogen und dann für immer durch den Tod entriſſen wurde. Ihr Abſcheiden war für die Familie von deſto größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem Zuſtande derſelben nach ſich zog.

Solange die Großmutter lebte, hatte mein Vater ſich gehütet, nur das mindeſte im Hauſe zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er ſich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch ſogleich vorgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehreren alten Städten, hatte man bei Aufführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, ſich erlaubt, nicht allein mit dem erſten, ſondern auch mit den folgenden Stocken überzubauen, wodurch denn freilich beſonders enge Straßen etwas Düſteres und Aengſtliches bekamen. Endlich ging ein Ge-

ſetz durch, daß, wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem erſten Stock über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber ſenkrecht aufführen müſſe. Mein Vater, um den vorſpringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektoniſches Anſehen und nur um innere gute und bequeme Einrichtung beſorgt, bediente ſich, wie ſchon mehrere vor ihm getan, der Ausflucht, die oberen Teile des Hauſes zu unterſtützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen und das Neue gleichſam einzuſchalten, ſo daß, wenn zuletzt gewiſſermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reperatur gelten konnte. Da nun alſo das Einreißen und Aufrichten allmählich geſchah, ſo hatte mein Vater ſich vorgenommen, nicht aus dem Hauſe zu weichen, um deſto beſſer die Aufſicht zu führen und die Anleitung geben zu können: denn aufs Techniſche des Baues verſtand er ſich ganz gut; dabei wollte er aber auch ſeine Familie nicht von ſich laſſen. Dieſe neue Epoche war den Kindern ſehr überraſchend und ſonderbar. Die Zimmer, in denen man ſie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängſtigt, die Gänge, auf denen ſie geſpielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man ſonſt ſo ſehr geſorgt, alles das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu ſehen, und zwar von unten herauf, und indeſſen oben auf unterſtützten Balken gleichſam in der Luft zu ſchweben und dabei immer noch zu einer gewiſſen Lektion, zu einer beſtimmten Arbeit angehalten zu werden — dieſes alles brachte eine Ver-

wirrung in den jungen Köpfen hervor, die sich so leicht nicht wieder ins Gleiche setzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als bisher und manche Gelegenheit, sich auf Balken zu schaukeln und auf Brettern zu schwingen, gelassen ward.

Hartnäckig setzte der Vater die erste Zeit seinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach teilweise abgetragen wurde und, ohngeachtet alles übergespannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten, der Regen bis zu unsern Betten gelangte: so entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder wohlhabenden Freunden, welche sich schon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeitlang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.

Um diese Zeit war es eigentlich, daß ich meine Vaterstadt zuerst gewahr wurde: wie ich denn nach und nach immer freier und ungehinderter, teils allein, teils mit muntern Gespielen, darin auf und ab wandelte. Um den Eindruck, den diese ernsten und würdigen Umgebungen auf mich machten, einigermaßen mitzuteilen, muß ich hier mit der Schilderung meines Geburtsortes vorgreifen, wie er sich in seinen verschiedenen Teilen allmählich vor mir entwickelte. Am liebsten spazierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Festigkeit, ihr gutes Ansehen machte sie zu einem bemerkenswerten Bauwerk; auch ist es aus früherer Zeit beinahe das einzige Denkmal jener Vorsorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern schuldig ist. Der schöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach sich; und wenn auf dem Brückenkreuz der

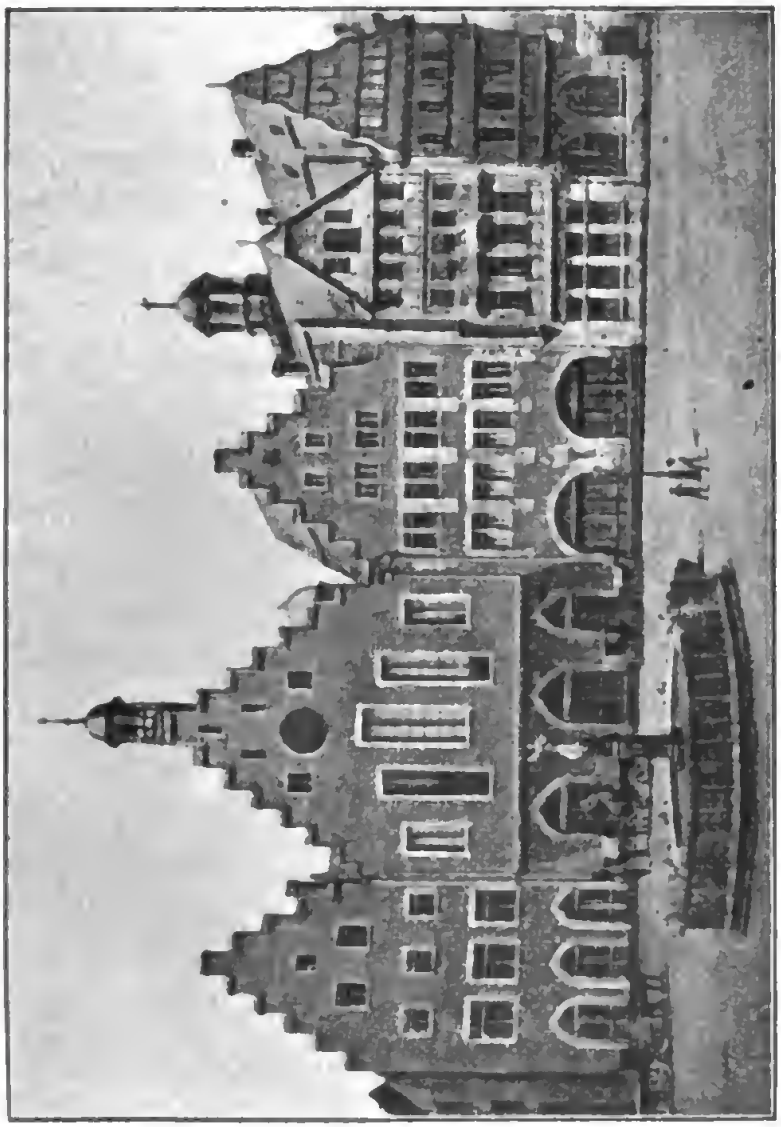
goldene Hahn im Sonnenſchein glänzte, ſo war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachſenhauſen ſpaziert und die Ueberfahrt für einen Kreuzer gar behaglich genoſſen. Da befand man ſich nun wieder diesſeits, da ſchlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waren ausgeladen wurden; beſonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktſchiffe, wo man ſo mancherlei und mitunter ſo ſeltſame Figuren ausſteigen ſah. Ging es nun in die Stadt herein, ſo ward jederzeit der Saalhof, der wenigſtens an der Stelle ſtand, wo die Burg Kaiſer Karls des Großen und ſeiner Nachfolger geweſen ſein ſollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor ſich in die alte Gewerbſtadt und beſonders Markttages gern in dem Gewühl, das ſich um die Bartholomäuskirche herum verſammelte. Hier hatte ſich von den frühſten Zeiten an die Menge der Verkäufer und Krämer über einander gedrängt, und wegen einer ſolchen Beſitznahme konnte nicht leicht in den neuern Zeiten eine geräumige und heitere Anſtalt Platz finden. Die Buden des ſogenannten Pfarreiſen waren uns Kindern ſehr bedeutend, und wir trugen manchen Batzen hin, um uns farbige, mit goldenen Tieren bedruckte Bogen anzuſchaffen. Nur ſelten aber mochte man ſich über den beſchränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entſetzen vor den daranſtoßenden engen und häßlichen Fleiſchbänken geflohen bin. Der Römerberg*) war ein deſto angenehmerer Spazierplatz. Der Weg nach der neuen Stadt

*) Der freie Platz vor dem Rathaus, demzufolgen. Römer.

durch die neue Kräme war immer aufheiternd und ergötzlich; nur verdroß es uns, daß nicht neben der Liebfrauenkirche eine Straße nach der Zeil zu ging und wir immer den großen Umweg durch die Hasengasse oder die Katharinenpforte machen mußten. Was aber die Aufmerksamkeit des Kindes am meisten an sich zog, waren die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung, die ummauerten Klosterbezirke nämlich und die aus früheren Jahrhunderten noch übrigen mehr oder minder burgartigen Räume: so der Nürnberger Hof, das Kompostell, das Braunfels, das Stammhaus derer von Stalburg und mehrere in den spätern Zeiten zu Wohnungen und Gewerbsbenutzungen eingerichtete Festen. Nichts architektonisch Erhebendes war damals in Frankfurt zu sehen, alles deutete auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Türme, welche die Grenze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Türme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war, alles sprach noch zu deutlich aus, daß die Notwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicherheit zu verschaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, selbst die neuen, breiter und schöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatten. Eine gewisse Neigung zum Altertümlichen setzte sich bei dem Knaben fest, welche besonders durch alte Chroniken, Holzschnitte genährt und begünstigt wurde; wobei noch eine andre Lust, bloß menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anspruch

auf Intereſſe oder Schönheit, zu erfaſſen, ſich hervortat. So war es eine von unſern liebſten Promenaden, die wir uns des Jahrs ein paarmal zu verſchaffen ſuchten, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuſpazieren. Gärten, Höfe, Hintergebäude ziehen ſich bis an den Zwinger heran; man ſieht mehrern tauſend Menſchen in ihre häuslichen, kleinen, abgeſchloſſenen, verborgenen Zuſtände. Von dem Putz- und Schaugarten des Reichen zu den Obſtgärten des für ſeinen Nutzen beſorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anſtalten, ja bis zum Gottesacker ſelbſt — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt — ging man an dem mannigfaltigſten, wunderlichſten, mit jedem Schritt ſich verändernden Schauſpiel vorbei, an dem unſre kindiſche Neugier ſich nicht genug ergötzen konnte. Denn fürwahr, der bekannte hinkende Teufel, als er für ſeinen Freund die Dächer von Madrid in der Nacht abhob, hat kaum mehr für dieſen geleiſtet, als hier vor uns unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenſchein, getan war. Die Schlüſſel, deren man ſich auf dieſem Wege bedienen mußte, um durch mancherlei Türme, Treppen und Pförtchen durchzukommen, waren in den Händen der Zeugherren, und wir verfehlten nicht, ihren Subalternen aufs beſte zu ſchmeicheln.

Bedeutender noch und in einem andern Sinne fruchtbarer blieb für uns das Rathaus, der Römer genannt. In ſeinen untern gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gerne. Wir verſchafften uns Eintritt in das große, höchſt einfache Seſſionszimmer des Rates. Bis auf eine gewiſſe Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände



Der Römer in Frankfurt a. M. vor der Renovierung.

ſowie die Wölbung weiß und das Ganze ohne Spur von Malerei oder irgend einem Bildwerk. Nur an der mittelſten Wand in der Höhe las man die kurze Inſchrift:

Eines Manns Rede
Iſt keines Manns Rede:
Man ſoll ſie billig hören beede.

Waren wir einmal im Römer, so mischten wir uns auch wohl in das Gedränge vor den burgemeisterlichen Audienzen. Aber größern Reiz hatte alles, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog. Wir wußten uns die Gunst der Schließer zu verschaffen, um die neue, heitre, in Fresko gemalte, sonst durch ein Gitter verschlossene Kaisertreppe hinaufsteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verschnörkelten Goldleisten verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein. Die Türstücke, auf welchen kleine Kinder oder Genien, mit dem kaiserlichen Ornat bekleidet und belastet mit den Reichsinsignien, eine gar wunderliche Figur spielen, betrachteten wir mit großer Aufmerksamkeit und hofften wohl auch, noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben. Aus dem großen Kaisersaale konnte man uns nur mit sehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war, hineinzuschlüpfen; und wir hielten denjenigen für unsern wahrsten Freund, der uns bei den Brustbildern der sämtlichen Kaiser, die in einer gewissen Höhe umher gemalt waren, etwas von ihren Taten erzählen mochte.

Von Karl dem Großen vernahmen wir manches Märchenhafte; aber das historisch Interessante für uns fing erst mit Rudolf von Habsburg an, der durch seine Mannheit so großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Auch Karl der Vierte zog unsre Aufmerksamkeit an sich. Wir hatten schon von der Goldnen Bulle und der Peinlichen Halsgerichtsordnung*) gehört, auch daß er den Frankfurtern ihre Anhänglichkeit an seinen edlen Gegenkaiser, Günter von

*) Diese stammt nicht von Karl IV., sondern von Karl V.

Schwarzburg, nicht entgelten ließ. Maximilianen hörten wir als einen Menſchen- und Bürgerfreund loben, und daß von ihm prophezeit worden, er werde der letzte Kaiſer aus einem deutſchen Hauſe ſein; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach ſeinem Tode die Wahl nur zwiſchen dem König von Spanien, Karl dem Fünften, und dem König von Frankreich, Franz dem Erſten, geſchwankt habe. Bedenklich fügte man hinzu, daß nun abermals eine ſolche Weisſagung oder vielmehr Vorbedeutung umgehe: denn es ſei augenfällig, daß nur noch Platz für das Bild eines Kaiſers übrig bleibe; ein Umſtand, der, obgleich zufällig ſcheinend, die Patriotiſchgeſinnten mit Beſorgnis erfülle.

Wenn wir nun ſo einmal unſern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben und daſelbſt das Grab jenes braven, von Freund und Feinden geſchätzten Günter zu beſuchen. Der merkwürdige Stein, der es ehmals bedeckte, iſt in dem Chor aufgerichtet. Die gleich daneben befindliche Türe, welche ins Konklave führt, blieb uns lange verſchloſſen, bis wir endlich durch die obern Behörden auch den Eintritt in dieſen ſo bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten beſſer getan, ihn durch unſere Einbildungskraft, wie bisher, auszumalen: denn wir fanden dieſen in der deutſchen Geſchichte ſo merkwürdigen Raum, wo die mächtigſten Fürſten ſich zu einer Handlung von ſolcher Wichtigkeit*) zu verſammeln pflegten, keineswegs würdig ausgeziert, ſondern noch obendrein mit Balken, Stangen, Gerüſten und anderem ſolchen Geſperr, das man beiſeite ſetzen wollte, verunſtaltet. Deſto

*) Die Kaiſerwahl.

mehr ward unſere Einbildungskraft angeregt und das Herz uns erhoben, als wir kurz nachher die Erlaubnis erhielten, beim Vorzeigen der Goldnen Bulle an einige vornehme Fremden auf dem Rathauſe gegenwärtig zu ſein.

Mit vieler Begierde vernahm der Knabe ſodann, was ihm die Seinigen ſowie ältere Verwandte und Bekannte gern erzählten und wiederholten, die Geſchichten der zuletzt kurz auf einander gefolgten Krönungen; denn es war kein Frankfurter von einem gewiſſen Alter, der nicht dieſe beiden Ereigniſſe, und was ſie begleitete, für den Gipfel ſeines Lebens gehalten hätte. So prächtig die Krönung Karls des Siebenten geweſen war, bei welcher beſonders der franzöſiſche Geſandte mit Koſten und Geſchmack herrliche Feſte gegeben, ſo war doch die Folge für den guten Kaiſer deſto trauriger, der ſeine Reſidenz München nicht behaupten konnte und gewiſſermaßen die Gaſtfreiheit ſeiner Reichsſtädter anflehen mußte.

War die Krönung Franz' des Erſten nicht ſo auffallend prächtig wie jene, ſo wurde ſie doch durch die Gegenwart der Kaiſerin Maria Thereſia verherrlicht, deren Schönheit ebenſo einen großen Eindruck auf die Männer ſcheint gemacht zu haben als die ernſte würdige Geſtalt und die blauen Augen Karls des Siebenten auf die Frauen. Wenigſtens wetteiferten beide Geſchlechter, dem aufhorchenden Knaben einen höchſt vorteilhaften Begriff von jenen beiden Perſonen beizubringen. Alle dieſe Beſchreibungen und Erzählungen geſchahen mit heitrem und beruhigtem Gemüt: denn der Aachener Friede hatte für den Augenblick aller Fehde ein Ende gemacht, und wie von jenen feierlich-

keiten, so sprach man mit Behaglichkeit von den vorübergegangenen Kriegszügen, von der Schlacht bei Dettingen, und was die merkwürdigsten Begebenheiten der verflossenen Jahre mehr sein mochten; und alles Bedeutende und Gefährliche schien, wie es nach einem abgeschlossenen Frieden zu gehen pflegt, sich nur ereignet zu haben, um glücklichen und sorgenfreien Menschen zur Unterhaltung zu dienen.

Hatte man in einer solchen patriotischen Beschränkung kaum ein halbes Jahr hingebracht, so traten schon die Messen wieder ein, welche in den sämtlichen Kinderköpfen jederzeit eine unglaubliche Gärung hervorbrachten. Eine durch Erbauung so vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit entspringende neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waren erregte von den ersten Momenten des Bewußtseins an eine unbezwinglich tätige Neugierde und ein unbegrenztes Verlangen nach kindischem Besitz, das der Knabe mit wachsenden Jahren, bald auf diese, bald auf jene Weise, wie es die Kräfte seines kleinen Beutels erlauben wollten, zu befriedigen suchte. Zugleich aber bildete sich die Vorstellung von dem, was die Welt alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Teile gegen einander auswechseln.

Diese großen, im Frühjahr und Herbst eintretenden Epochen wurden durch seltsame Feierlichkeiten angekündigt, welche um desto würdiger schienen, als sie die alte Zeit, und was von dorther noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geleitstag war das ganze Volk auf den Beinen, drängte sich nach der Fahrgasse, nach der

Brücke, bis über Sachſenhauſen hinaus; alle Fenſter waren beſetzt, ohne daß den Tag über was Beſonderes vorging; die Menge ſchien nur da zu ſein, um ſich zu drängen, und die Zuſchauer, um ſich unter einander zu betrachten; denn das, worauf es eigentlich ankam, ereignete ſich erſt mit ſinkender Nacht und wurde mehr geglaubt als mit Augen geſehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein jeder nach Belieben Unrecht tat oder nach Luſt das Rechte beförderte, wurden die auf die Meſſen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern edlen und unedlen Geſchlechts willkürlich geplagt und geplackt, ſo daß Fürſten und andre mächtige Stände die Ihrigen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsſtädter ſich ſelbſt und ihrem Gebiet nichts vergeben; ſie zogen den Ankömmlingen entgegen: da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden heran kommen, oder ob ſie wohl gar ihren Eintritt in die Stadt nehmen könnten.

Unterdeſſen ritt die bürgerliche Kavallerie in mehreren Abteilungen, mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze, an jenen Tagen zu verſchiedenen Toren hinaus, fand an einer gewiſſen Stelle einige Reiter oder Huſaren der zum Geleit berechtigten Reichsſtände, die nebſt ihren Anführern wohl empfangen und bewirtet wurden; man zögerte bis gegen Abend und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge geſehen, zur Stadt herein; da denn mancher bürgerliche Reiter weder ſein Pferd noch ſich ſelbſt auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückentore kamen

die bedeutendſten Züge herein, und deswegen war der Andrang dorthin am ſtärkſten. Ganz zuletzt und mit ſinkender Nacht langte der auf gleiche Weiſe geleitete Nürnberger Poſtwagen an, und man trug ſich mit der Rede, es müſſe jederzeit dem Herkommen gemäß eine alte Frau darin ſitzen; weshalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geſchrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen ſitzenden Paſſagiere keineswegs mehr unterſcheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in dieſem Augenblick durch das Brückentor herein dem Wagen nachſtürzte; deswegen auch die nächſten Häuſer von den Zuſchauern am meiſten geſucht wurden.

Eine andere, noch viel ſeltſamere Feierlichkeit, welche am hellen Tage das Publikum aufregte, war das Pfeifergericht. Es erinnerte dieſe Zeremonie an jene erſten Zeiten, wo bedeutende Handelsſtädte ſich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigſtens eine Milderung derſelben zu erlangen ſuchten. Der Kaiſer, der ihrer bedurfte, erteilte eine ſolche Freiheit da, wo es von ihm abhing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und ſie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieſes geſchah durch ſymboliſche Gaben, welche dem kaiſerlichen Schultheißen, der auch wohl gelegentlich Oberzöllner ſein konnte, vor Eintritt der Bartholomäi-Meſſe gebracht wurden, und zwar des Anſtands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht ſaß. Als der Schultheiß ſpäterhin nicht mehr vom Kaiſer geſetzt, ſondern von der Stadt ſelbſt gewählt

wurde, behielt er doch dieſe Vorrechte, und ſowohl die Zollfreiheiten der Städte, als die Zeremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg dieſe uralte Vergünſtigung anerkannten, waren bis auf unſere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt (8. Sept.) ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaiſerſaale, in einem umſchränkten Raume, ſaßen erhöht die Schöffen und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte, die von den Parteien bevollmächtigten Prokuratoren unten zur rechten Seite. Der Aktuarius fängt an, die auf dieſen Tag geſparten wichtigen Urteile laut vorzuleſen; die Prokuratoren bitten um Abſchrift, appellieren, oder was ſie ſonſt zu tun nötig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Muſik gleichſam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es ſind drei Pfeifer, deren einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe bläſt. Sie tragen blaue, mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Aermeln die Noten befeſtigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren ſie aus ihrem Gaſthauſe, die Geſandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt zehn ausgezogen, von Einheimiſchen und Fremden angeſtaunt, und ſo treten ſie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne, Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgeſandte tritt hinein und ſtellt ſich dem Schultheißen gegenüber. Die ſymboliſchen Gaben, welche auf das genaueſte nach dem alten Herkommen gefordert wurden, beſtanden gewöhnlich in ſolchen Waren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichſam

für alle Waren, und so brachte auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal mit Pfeffer angefüllt. Ueber demselben lagen ein Paar Handschuhe, wunderlam geschlitzt, mit Seide besteppt und bequastet, als Zeichen einer gestatteten und angenommenen Vergünstigung, dessen sich auch wohl der Kaiser selbst in gewissen Fällen bediente. Daneben sah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei gesetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den sie immer wieder einlöste, so daß derselbe viele Jahre ein Zeuge dieser Zeremonien gewesen.

Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk abgegeben, von dem Schultheißen die Versicherung fortdauernder Begünstigung empfangen: so entfernte er sich aus dem geschlossenen Kreise, die Pfeifer bliesen, der Zug ging ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte seine Geschäfte, bis der zweite und endlich der dritte Gesandte eingeführt wurden; denn sie kamen erst einige Zeit nach einander, teils damit das Vergnügen des Publikums länger daure, teils auch weil es immer dieselben altertümlichen Virtuosen waren, welche Nürnberg für sich und seine Mitstädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

Wir Kinder waren bei diesem Feste besonders interessiert, weil es uns nicht wenig schmeichelte, unsern Großvater an einer so ehrenvollen Stelle zu sehen, und weil wir gewöhnlich noch selbigen Tag ihn ganz bescheiden zu besuchen pflegten, um, wenn die Großmutter den Pfeffer in

ihre Gewürzladen geſchüttet hätte, einen Becher und Stäbchen, ein Paar Handſchuh oder einen alten Räderalbus*) zu erhaſchen. Man konnte ſich dieſe ſymboliſchen, das Altertum gleichſam hervorzaubernden Zeremonien nicht erklären laſſen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne ſich nach Sitten, Gebräuchen und Geſinnungen unſerer Altvordern zu erkundigen, die ſich durch wieder auferſtandene Pfeifer und Abgeordnete, ja durch handgreifliche und für uns beſitzbare Gaben auf eine ſo wunderliche Weiſe vergegenwärtigten.

Das Haus war indeſſen fertig geworden, und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nötige Geldſumme geſorgt war. Wir fanden uns nun alle wieder verſammelt und fühlten uns behaglich; denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt daſteht, läßt alles vergeſſen, was die Mittel, um zu dieſem Zweck zu gelangen, Unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorſäle luſtig und jene Ausſicht über die Gärten aus mehreren Fenſtern bequem zu genießen. Der innere Ausbau, und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht und diente zugleich zur Beſchäftigung und zur Unterhaltung.

Das erſte, was man in Ordnung brachte, war die Bücherſammlung des Vaters, von welcher die beſten, in Franz- oder Halbfranzband gebundenen Bücher die Wände ſeines Arbeits- und Studierzimmers ſchmücken ſollten.

*) Eine kleine Silbermünze.

Zunächſt aber wurden die Gemälde, die ſonſt in dem alten Hauſe zerſtreut herumgehangen, nunmehr zuſammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studierſtube, alle in ſchwarzen, mit goldenen Stäbchen verzierten Rahmen, ſymmetriſch angebracht. Mein Vater hatte den Grundſatz, den er öfters und ſogar leidenſchaftlich ausſprach, daß man die lebenden Meiſter beſchäftigen und weniger auf die abgeſchiedenen wenden ſolle, bei deren Schätzung ſehr viel Vorurteil mit unterlaufe.

Nach dieſen Grundſätzen beſchäftigte er mehrere Jahre hindurch die ſämtlichen Frankfurter Künſtler.

Durch ein außerordentliches Weltereignis wurde die Gemütsruhe des Knaben zum erſtenmal im tiefſten erſchüttert. Am 1. November 1755 ereignete ſich das Erdbeben von Liſſabon und verbreitete über die in Frieden und Ruhe ſchon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große, prächtige Reſidenz, zugleich Handels- und Hafenſtadt, wird ungewarnt von dem furchtbarſten Unglück betroffen. Die Erde bebt und ſchwankt, das Meer brauſt auf, die Schiffe ſchlagen zuſammen, die Häuſer ſtürzen ein, Kirchen und Türme darüber her, der königliche Palaſt zum Teil wird vom Meere verſchlungen, die geborſtene Erde ſcheint Flammen zu ſpeien; denn überall meldet ſich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtauſend Menſchen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der Glücklichſte darunter iſt der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Beſinnung über das Unglück mehr geſtattet iſt. Die Flammen wüten fort, und mit ihnen wütet eine Schar ſonſt

verborgner oder durch dieſes Ereignis in Freiheit geſetzter Verbrecher. Die unglücklichen Uebriggebliebenen ſind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgeſtellt; und ſo behauptet von allen Seiten die Natur ihre ſchrankenloſe Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten ſchon Andeutungen von dieſem Vorfall ſich durch große Landſtrecken verbreitet; an vielen Orten waren ſchwächere Erſchütterungen zu verſpüren; an manchen Quellen, beſonders den heilſamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken geweſen: um deſto größer war die Wirkung der Nachrichten ſelbſt, welche erſt im allgemeinen, dann aber mit ſchrecklichen Einzelheiten ſich raſch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philoſophen nicht an Troſtgründen, an Strafpredigten die Geiſtlichkeit nicht fehlen. So vieles zuſammen richtete die Aufmerkſamkeit der Welt eine Zeitlang auf dieſen Punkt, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüter wurden durch Sorgen für ſich ſelbſt und die Ihrigen um ſo mehr geängſtigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieſer Exploſion von allen Orten und Enden immer mehrere und umſtändlichere Nachrichten einliefen. Ja, vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit ſo ſchnell und ſo mächtig ſeine Schauer über die Erde verbreitet. Der Knabe, der alles dieſes wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen.

Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das Alte Teſtament ſo viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unverſehens

brach ein Hagelwetter herein und ſchlug die neuen Spiegelſcheiben der gegen Abend gelegenen Hinterſeite des Hauſes unter Donner und Blitzen auf das gewaltſamſte zuſammen, beſchädigte die neuen Möbeln, verderbte einige ſchätzbare Bücher und ſonſt werte Dinge und war für die Kinder um ſo fürchterlicher, als das ganz außer ſich geſetzte Hausgeſinde ſie in einen dunkeln Gang mit fortriß und dort auf den Knieen liegend durch ſchreckliches Geheul und Geſchrei die erzürnte Gottheit zu verſöhnen glaubte, indeſſen der Vater, ganz allein gefaßt, die Fenſterflügel aufriß und aushob; wodurch er zwar manche Scheiben rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen deſto offnern Weg bereitete, ſo daß man ſich, nach endlicher Erholung, auf den Vorſälen und Treppen von flutendem und rinnendem Waſſer umgeben ſah.

Solche Vorfälle, wie ſtörend ſie auch im ganzen waren, unterbrachen doch nur wenig den Gang und die Folge des Unterrichts, den der Vater ſelbſt uns Kindern zu geben ſich einmal vorgenommen. Er hatte ſeine Jugend auf dem Koburger Gymnaſium zugebracht, welches unter den deutſchen Lehranſtalten eine der erſten Stellen einnahm. Er hatte daſelbſt einen guten Grund in den Sprachen, und was man ſonſt zu einer gelehrten Erziehung rechnete, gelegt, nachher in Leipzig ſich der Rechtswiſſenſchaft befliſſen und zuletzt in Gießen promoviert. Seine mit Ernſt und Fleiß verfaßte Diſſertation: Electa de aditione heredidatis, wird noch von den Rechtslehrern mit Lob angeführt.

Es iſt ein frommer Wunſch aller Väter, das, was

ihnen ſelbſt abgegangen, an den Söhnen realiſiert zu ſehen, ſo ungefähr, als wenn man zum zweitenmal lebte und die Erfahrungen des erſten Lebenslaufes nun erſt recht nutzen wollte. Im Gefühl ſeiner Kenntniſſe, in Gewißheit einer treuen Ausdauer und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer, nahm der Vater ſich vor, ſeine Kinder ſelbſt zu unterrichten und nur ſo viel, als es nötig ſchien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeiſter zu beſetzen. Ein pädagogiſcher Dilettantismus fing ſich überhaupt ſchon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübſinnigkeit der an öffentlichen Schulen angeſtellten Lehrer mochte wohl die erſte Veranlaſſung dazu geben. Man ſuchte nach etwas Beſſerem und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht ſein muß, der nicht durch Leute vom Metier erteilt wird.

Durch ſchnelles Ergreifen, Verarbeiten und Feſthalten entwuchs ich ſehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeiſter geben konnten, ohne daß ich doch in irgend etwas begründet geweſen wäre. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich ſie nur als ein willkürliches Geſetz anſah; die Regeln ſchienen mir lächerlich, weil ſie durch ſo viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder beſonders lernen ſollte. Und wäre nicht der gereimte „Angehende Lateiner" geweſen, ſo hätte es ſchlimm mit mir ausgeſehen; doch dieſen trommelte und ſang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in ſolchen Gedächtnisverſen, wo uns die abgeſchmackteſten Reime das zu Behaltende am beſten einprägten, z. B.:

Ober-Yſſel; viel Moraſt
Macht das gute Land verhaßt.

Die Sprachformen und -Wendungen faßte ich leicht; ſo auch entwickelte ich mir ſchnell, was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetoriſchen Dingen, Chrien und dergleichen tat es mir niemand zuvor, ob ich ſchon wegen Sprachfehler oft hintanſtehen mußte. Solche Aufſätze waren es jedoch, die meinem Vater beſondere Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem, für einen Knaben bedeutenden Geldgeſchenk belohnte.

Mein Vater lehrte die Schweſter in demſelben Zimmer Italieniſch, wo ich den Cellarius*) auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Penſum bald fertig war und doch ſtillſitzen ſollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italieniſche, das mir als eine luſtige Abweichung des Lateiniſchen auffiel, ſehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Abſicht auf Gedächtnis und Kombination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Deshalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, gleichfalls Jura ſtudieren, alsdann noch eine andre Univerſität beſuchen und promovieren ſollte.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen ſollte; ob er gleich wiederholt behauptete, man müſſe Paris voraus ſehen, weil man aus Italien kommend ſich an nichts mehr ergötze.

Dieſes Märchen meines künftigen Jugendganges ließ

*) Verfaſſer einer damals weit verbreiteten lateiniſchen Grammatik.

ich mir gern wiederholen, beſonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beſchreibung von Neapel auslief. Sein ſonſtiger Ernſt und Trockenheit ſchien ſich jederzeit aufzulöſen und zu beleben, und ſo erzeugte ſich in uns Kindern der leidenſchaftliche Wunſch, auch dieſer Paradieſe teilhaft zu werden.

Privatſtunden, welche ſich nach und nach vermehrten, teilte ich mit Nachbarskindern. Dieſer gemeinſame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösartigkeiten meiner Geſellen brachten Unruh, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrſtunden.

Wir Knaben hatten eine ſonntägliche Zuſammenkunft, wo jeder von ihm ſelbſt verfertigte Verſe produzieren ſollte. Meine Gedichte, wie ſie auch ſein mochten, mußte ich immer für die beſſern halten.

Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranſtaltet. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius kam uns kein Buch dieſer Art in die Hände; aber die große Foliobibel, mit Kupfern von Merian, ward häufig von uns durchblättert; Gottfrieds Chronik, mit Kupfern desſelben Meiſters, belehrte uns von den merkwürdigſten Fällen der Weltgeſchichte; die Acerra philologica tat noch allerlei Fabeln, Mythologien und Seltſamkeiten hinzu; und da ich gar bald die Ovidiſchen Verwandlungen gewahr wurde und beſonders die erſten Bücher fleißig ſtudierte: ſo war mein junges Gehirn ſchnell genug mit einer Maſſe von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Geſtalten und Ereigniſſen an-

gefüllt, und ich konnte niemals Langeweile haben, indem ich mich immerfort beſchäftigte, dieſen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.

Daß Robinſon Cruſoe ſich zeitig angeſchloſſen, liegt wohl in der Natur der Sache; daß die „Inſel Felſenburg" nicht gefehlt habe, läßt ſich denken. Lord Anſons Reiſe um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantaſiereichen des Märchens, und indem wir dieſen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt und verſuchten, ihm mit unſern Fingern auf dem Globus zu folgen....

Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, in der folgenden Zeit unter dem Titel: Volksſchriften, Volksbücher, bekannt und ſogar berühmt geworden, war in Frankfurt ſelbſt, und ſie wurden wegen des großen Abgangs mit ſtehenden Lettern auf das ſchrecklichſte Löſchpapier faſt unleſerlich gedruckt. Wir Kinder hatten alſo das Glück, dieſe ſchätzbaren Ueberreſte der Mittelzeit auf einem Tiſchchen vor der Haustüre eines Büchertrödlers täglich zu finden und ſie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenſpiegel, die vier Haimonskinder, die ſchöne Meluſine, der Kaiſer Oktavian, die ſchöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippſchaft bis auf den ewigen Juden, alles ſtand uns zu Dienſten, ſobald uns gelüſtete, nach dieſen Werken anſtatt nach irgend einer Näſcherei zu greifen. Der größte Vorteil dabei war, daß, wenn wir ein ſolches Heft zerleſen oder ſonſt beſchädigt hatten, es bald wieder angeſchafft und aufs neue verſchlungen werden konnte.

Wie eine Familienſpazierfahrt im Sommer durch ein plötzliches Gewitter auf eine höchſt verdrießliche Weiſe geſtört und ein froher Zuſtand in den widerwärtigſten verwandelt wird, ſo fallen auch die Kinderkrankheiten unerwartet in die ſchönſte Jahreszeit des Frühlebens. Mir erging es auch nicht anders. Ich hatte mir eben den Fortunatus mit ſeinem Säckel und Wünſchhütlein gekauft, als mich ein Mißbehagen und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken ſich ankündigten. Die Einimpfung derſelben ward bei uns noch immer für ſehr problematiſch angeſehen, und ob ſie gleich populare Schriftſteller ſchon faßlich und eindringlich empfohlen, ſo zauderten doch die deutſchen Aerzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen ſchien. Spekulierende Engländer kamen daher aufs feſte Land und impften, gegen ein anſehnliches Honorar, die Kinder ſolcher Perſonen, die ſie wohlhabend und frei von Vorurteil fanden. Die Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Unheil ausgeſetzt; die Krankheit wütete durch die Familien, tötete und entſtellte viele Kinder, und wenige Eltern wagten es, nach einem Mittel zu greifen, deſſen wahrſcheinliche Hilfe doch ſchon durch den Erfolg mannigfaltig beſtätigt war. Das Uebel betraf nun auch unſer Haus*) und überfiel

*) Der Krankheit fiel im Januar 1759 Wolfgangs Bruder Jakob im Alter von 6 Jahren zum Opfer. Von der Mutter erfahren wir dabei folgende anmutige Geſchichte:

„Bei dem Tode ſeines jüngeren Bruders Jakob, ſeines Spielkameraden, vergoß er keine Träne, er ſchien vielmehr eine Art Aerger über die Klagen der Eltern und Geſchwiſter zu empfinden. Als ich ihn nun nach Tagen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt, lief er in ſeine Kammer, brachte unter dem Bett eine Menge Papier hervor, die er mit Lektionen und Geſchichten beſchrieben hatte. Dieſes alles, ſagte er, habe ich gemacht, um es den Bruder zu lehren."

mich mit ganz beſonderer Heftigkeit. Der ganze Körper war mit Blattern überſäet, das Geſicht zugedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man ſuchte die möglichſte Linderung und verſprach mir goldene Berge, wenn ich mich ruhig verhalten und das Uebel nicht durch Reiben und Kratzen vermehren wollte. Ich gewann es über mich; indeſſen hielt man uns, nach herrſchendem Vorurteil, ſo warm als möglich und ſchärfte dadurch nur das Uebel. Endlich, nach traurig verfloſſener Zeit, fiel es mir wie eine Maske vom Geſicht, ohne daß die Blattern eine ſichtbare Spur auf der Haut zurückgelaſſen; aber die Bildung war merklich verändert. Ich ſelbſt war zufrieden, nur wieder das Tageslicht zu ſehen und nach und nach die fleckige Haut zu verlieren.

Weder von Maſern noch Windblattern, und wie die Quälgeiſter der Jugend heißen mögen, blieb ich verſchont, und jedesmal verſicherte man mir, es wäre ein Glück, daß dieſes Uebel nun für immer vorüber ſei; aber leider drohte ſchon wieder ein andres im Hintergrund und rückte heran. Alle dieſe Dinge vermehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das Peinliche der Ungeduld von mir zu entfernen, mich ſchon öfter im Ausdauern geübt hatte, ſo ſchienen mir die Tugenden, welche ich an den Stoikern hatte rühmen hören, höchſt nachahmenswert, um ſo mehr, als durch die chriſtliche Duldungslehre ein Aehnliches empfohlen wurde.

Jene Krankheiten und andere unangenehme Störungen wurden in ihren Folgen doppelt läſtig: denn mein Vater, der ſich einen gewiſſen Erziehungs- und Unterrichtskalen-

der gemacht zu haben ſchien, wollte jedes Verſäumnis unmittelbar wieder einbringen und belegte die Geneſenen mit doppelten Lektionen, welche zu leiſten mir zwar nicht ſchwer, aber inſofern beſchwerlich fiel, als es meine innere Entwicklung, die eine entſchiedene Richtung genommen hatte, aufhielt und gewiſſermaßen zurückdrängte.

Vor dieſen Bedrängniſſen flüchteten wir gewöhnlich zu den Großeltern. Ihre Wohnung lag auf der Friedberger Gaſſe und ſchien ehmals eine Burg geweſen zu ſein; denn wenn man herankam, ſah man nichts als ein großes Tor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuſer ſtieß. Trat man hinein, ſo gelangte man durch einen ſchmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof, umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich eilten wir ſogleich in den Garten, der ſich lang und breit hinter den Gebäuden hin erſtreckte und ſehr gut unterhalten war; die Gänge, meiſtens mit Rebgeländer eingefaßt, ein Teil des Raums den Küchengewächſen, ein andrer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbſt in reichlicher Abwechslung die Rabatten ſowie die Beete ſchmückten. Die lange, gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohl gezogenen Spalier-Pfirſichbäumen genützt, von denen uns die verbotenen Früchte den Sommer über gar appetitlich entgegenreiften. Doch vermieden wir lieber dieſe Seite, weil wir unſere Genäſchigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengeſetzten, wo eine unabſehbare Reihe Johannis- und Stachelbeerbüſche unſerer Gierigkeit eine Folge von Ernten

bis in den Herbſt eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend, ſowohl wegen ſeiner Früchte, als auch weil man uns erzählte, daß von ſeinen Blättern die Seidenwürmer ſich ernährten. In dieſem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geſchäftigkeit eigenhändig die feinere Obſt- und Blumenzucht beſorgend, indes ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete.

Alle dieſe Gartenarbeiten betrieb er ebenſo regelmäßig und genau als ſeine Amtsgeſchäfte. Ebenſo fuhr er morgens aufs Rathaus, ſpeiſte nach ſeiner Rückkehr, nickte hierauf in ſeinem Großſtuhl, und ſo ging alles einen Tag wie den andern. Er ſprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht, ihn zornig geſehen zu haben. Alles, was ihn umgab, war altertümlich. In ſeiner getäfelten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen.

Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für dieſen würdigen Greis empfanden, bis zum Höchſten ſteigerte, war die Ueberzeugung, daß derſelbe die Gabe der Weisſagung beſitze, beſonders in Dingen, die ihn ſelbſt und ſein Schickſal betrafen. Aber auf keines ſeiner Kinder und Enkel hat eine ſolche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren ſie meiſtenteils rüſtige Perſonen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche geſtellt.

Bei dieſer Gelegenheit gedenk' ich derſelben mit Dankbarkeit für vieles Gute, das ich von ihnen in meiner Jugend empfangen. So waren wir z. B. auf gar mannigfaltige Weiſe beſchäftigt und unterhalten, wenn wir die an

einen Materialhändler Melber verheiratete zweite Tochter beſuchten, deren Wohnung und Laden mitten im lebhafteſten, gedrängteſten Teile der Stadt an dem Markte lag. Hier ſahen wir nun dem Gewühl und Gedränge, in welches wir uns ſcheuten zu verlieren, ſehr vergnüglich aus den Fenſtern zu; und wenn uns im Laden unter ſo vielerlei Waren anfänglich nur das Süßholz und die daraus bereiteten braunen geſtempelten Zeltlein vorzüglich intereſſierten, ſo wurden wir doch allmählich mit der großen Menge von Gegenſtänden bekannt, welche bei einer ſolchen Handlung aus- und einfließen.

In ihrem Hauſe war um ſie her alles bewegt, lebensluſtig und munter, und wir Kinder ſind ihr manche frohe Stunde ſchuldig geworden.

In einem ruhigern, aber auch ihrer Natur angemeſſenen Zuſtand befand ſich eine zweite Tante, welche mit dem bei der St. Katharinen-Kirche angeſtellten Pfarrer Starck verheiratet war. Er lebte ſeiner Geſinnung und ſeinem Stande gemäß ſehr einſam und beſaß eine ſchöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerſt den Homer kennen, und zwar in einer proſaiſchen Ueberſetzung, mit Kupfern im franzöſiſchen Theaterſinne geziert. Dieſe Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homeriſchen Helden mir nur unter dieſen Geſtalten vergegenwärtigen konnte. Die Begebenheiten ſelbſt gefielen mir unſäglich; nur hatte ich an dem Werke ſehr auszuſetzen, daß es uns von der Eroberung Trojas keine Nachricht gebe und ſo ſtumpf mit dem Tode Hektors endige. Mein Oheim, gegen den ich dieſen Tadel äußerte,

verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommen Genüge tat.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Kinder, neben den übrigen Lehrſtunden, auch eines fortwährenden und fortſchreitenden Religionsunterrichts genoſſen.....

[Der Knabe] kam auf den Gedanken, ſich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, deſſen frühere Zornäußerungen ſchon lange über die Schönheit der Welt und das mannigfaltige Gute, das uns darin zu teil wird, vergeſſen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war ſehr ſonderbar.

Der Knabe hatte ſich überhaupt an den erſten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung ſtehe, ſie als ſein Werk anerkenne und liebe, dieſer ſchien ihm der eigentliche Gott. Eine Geſtalt konnte der Knabe dieſem Weſen nicht verleihen; er ſuchte ihn alſo in ſeinen Werken auf und wollte ihm auf gut altteſtamentliche Weiſe einen Altar errichten. Naturprodukte ſollten die Welt im Gleichnis vorſtellen, über dieſen ſollte eine Flamme brennen und das zu ſeinem Schöpfer ſich aufſehnende Gemüt des Menſchen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandnen und zufällig vermehrten Naturalienſammlung die beſten Stufen und Exemplare herausgeſucht; allein, wie ſolche zu ſchichten und aufzubauen ſein möchten, das war nun die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen ſchönen rotlackierten, goldgeblümten Muſikpult, in Geſtalt einer vierſeitigen Pyramide mit verſchiedenen Abſtufungen. Deſſen bemächtigte ſich der Knabe und baute nun ſtufenweiſe die Abgeordneten der Natur über einander,

ſo daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug ausſah. Nun ſollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erſte Gottesverehrung angeſtellt werden; nur war der junge Prieſter nicht mit ſich einig, auf welche Weiſe er eine Flamme hervorbringen ſollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von ſich geben müſſe. Endlich gelang ihm ein Einfall, beides zu verbinden, indem er Räucherkerzchen beſaß, welche, wo nicht flammend, doch glimmend den angenehmſten Geruch verbreiteten. Ja, dieſes gelinde Verbrennen und Verdampfen ſchien noch mehr das, was im Gemüte vorgeht, auszudrücken als eine offene Flamme. Die Sonne war ſchon längſt aufgegangen, aber Nachbarhäuſer verdeckten den Oſten. Endlich erſchien ſie über den Dächern; ſogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen und die in einer ſchönen Porzellanſchale auf dem Gipfel ſtehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunſch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine beſondre Zierde des Zimmers, das man ihm im neuen Hauſe eingeräumt hatte, ſtehen. Jedermann ſah darin nur eine wohl aufgeputzte Naturalienſammlung; der Knabe hingegen wußte beſſer, was er verſchwieg. Er ſehnte ſich nach der Wiederholung jener Feierlichkeit. Unglücklicherweiſe war eben, als die gelegenſte Sonne hervorſtieg, die Porzellantaſſe nicht bei der Hand; er ſtellte die Räucherkerzchen unmittelbar auf die obere Fläche des Muſikpultes; ſie wurden angezündet, und die Andacht war ſo groß, daß der Prieſter nicht merkte, welchen Schaden ſein Opfer anrichtete, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzen hatten ſich nämlich in den roten Lack und in

die ſchönen, goldnen Blumen auf eine ſchmähliche Weiſe eingebrannt und, gleich als wäre ein böſer Geiſt verſchwunden, ihre ſchwarzen, unauslöſchlichen Fußſtapfen zurückgelaſſen. Hierüber kam der junge Prieſter in die äußerſte Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größeſten Prachtſtufen zu bedecken, allein der Mut zu neuen Opfern war ihm vergangen.

II.

Den Frankfurtern verfloß während meiner Kindheit eine Reihe glücklicher Jahre. Aber kaum hatte ich am 28. Auguſt 1756 mein ſiebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächſten ſieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben ſollte. Friedrich der Zweite, König von Preußen, war mit 60 000 Mann in Sachſen eingefallen, und ſtatt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifeſt, wie man ſagte, von ihm ſelbſt verfaßt, welches die Urſachen enthielt, die ihn zu einem ſolchen Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die ſich nicht nur als Zuſchauer, ſondern auch als Richter aufgefordert fand, ſpaltete ſich ſogleich in zwei Parteien, und unſere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Erſten den Krönungshimmel getragen und von der Kaiſerin eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildnis erhalten hatte, war mit einigen Schwiegerſöhnen und Töchtern auf öſterreichiſcher Seite. Mein Vater, von Karl

dem Siebenten zum kaiſerlichen Rat ernannt und an dem Schickſale dieſes unglücklichen Monarchen gemütlich teilnehmend, neigte ſich mit der kleinern Familienhälfte gegen Preußen. Gar bald wurden unſere Zuſammenkünfte, die man ſeit mehrern Jahren Sonntags ununterbrochen fortgeſetzt hatte, geſtört. Man ſtritt, man überwarf ſich, man ſchwieg, man brach los. Der Großvater, ſonſt ein heitrer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen ſuchten vergebens das Feuer zu tüſchen, und nach einigen unangenehmen Szenen blieb mein Vater zuerſt aus der Geſellſchaft. Nun freuten wir uns ungeſtört zu Hauſe der preußiſchen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenſchaftliche Tante mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Intereſſe mußte dieſem weichen, und wir brachten den Ueberreſt des Jahres in beſtändiger Agitation zu. Die Beſitznahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, die zwar langſamen, aber ſichern Fortſchritte, der Sieg bei Lowoſitz, die Gefangennehmung der Sachſen waren für unſere Partei ebenſo viele Triumphe. Alles, was zum Vorteil der Gegner angeführt werden konnte, wurde geleugnet oder verkleinert; und da die entgegengeſetzten Familienglieder das Gleiche taten, ſo konnten ſie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel ſetzte, wie in „Romeo und Julie."

Und ſo war ich denn auch preußiſch oder, um richtiger zu reden, Fritziſch geſinnt: denn was ging uns Preußen an! Es war die Perſönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unſerer Siege, ſchrieb ſehr gern die Siegeslieder ab und faſt noch

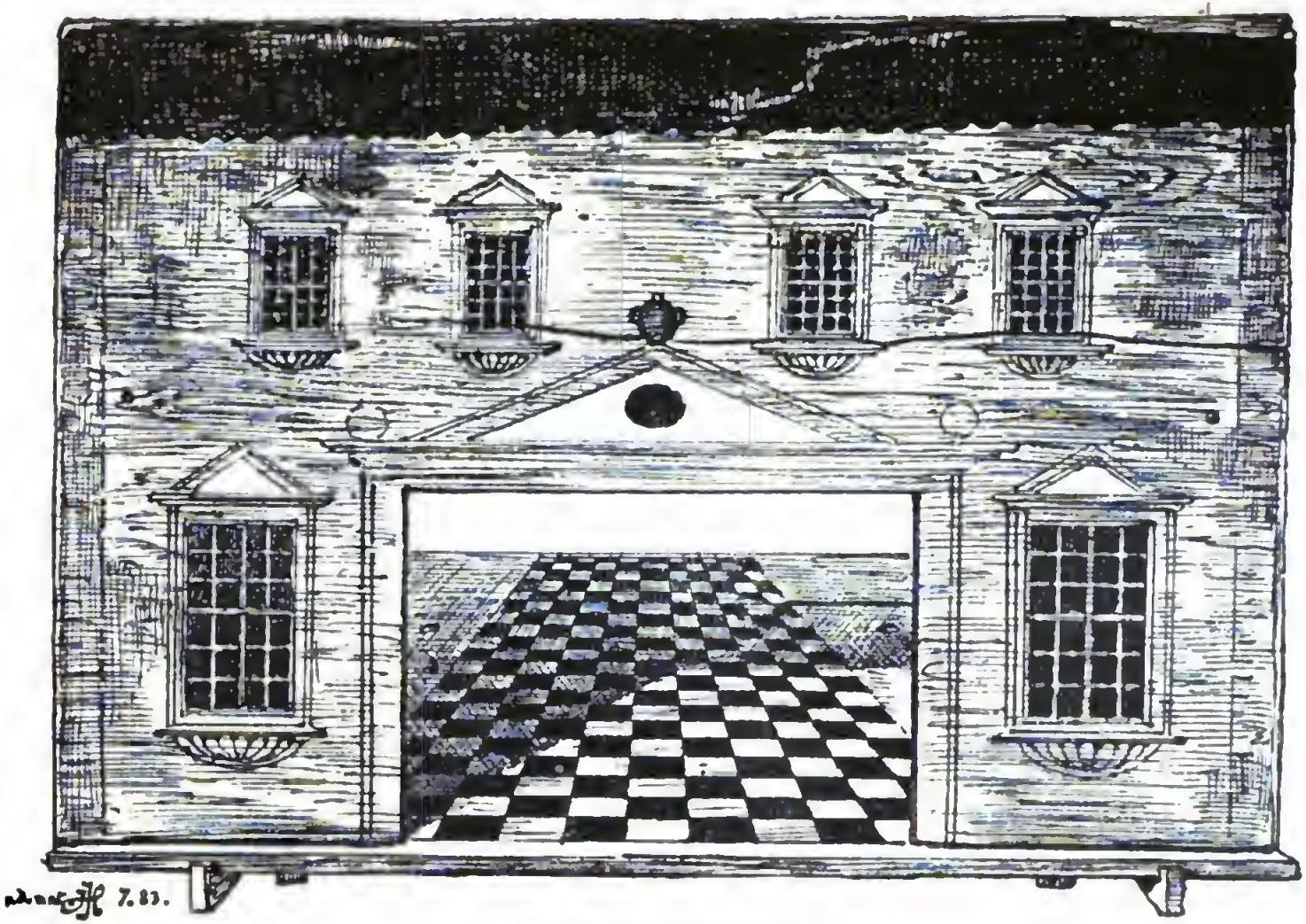
lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, ſo platt die Reime auch ſein mochten.

Als älteſter Enkel und Pate hatte ich ſeit meiner Kindheit jeden Sonntag bei den Großeltern geſpeiſt: es waren meine vergnügteſten Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Biſſen mehr ſchmecken; denn ich mußte meinen Helden aufs greulichſte verleumden hören. Hier wehte ein anderer Wind, hier klang ein anderer Ton als zu Hauſe. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großeltern nahm ab. Bei den Eltern durfte ich nichts davon erwähnen; ich unterließ es aus eigenem Gefühl und auch, weil die Mutter mich gewarnt hatte.

Ob nun gleich die meiſten ſich dieſer wichtigen, in der Ferne vorgehenden Ereigniſſe nur zu einer leidenſchaftlichen Unterhaltung bedienten, ſo waren doch auch andre, welche den Ernſt dieſer Zeiten wohl einſahen und befürchteten, daß bei einer Teilnahme Frankreichs der Kriegsſchauplatz ſich auch in unſern Gegenden auftun könne. Man hielt uns Kinder mehr als bisher zu Hauſe und ſuchte uns auf mancherlei Weiſe zu beſchäftigen und zu unterhalten. Zu ſolchem Ende hatte man das von der Großmutter hinterlaſſene Puppenſpiel wieder aufgeſtellt, und zwar dergeſtalt eingerichtet, daß die Zuſchauer in meinem Giebelzimmer ſitzen, die ſpielenden und dirigierenden Perſonen aber, ſowie das Theater ſelbſt vom Proſzenium an, in einem Nebenzimmer Platz und Raum fanden.

[In ſeinem Werke „Wilhelm Meiſters Lehrjahre", I. Buch, erzählt Goethe von dem Puppentheater ausführlich wie folgt:

„Ich ſehe es dieſen Augenblick noch vor mir, ich



Goethes Puppentheater.

weiß, wie ſonderbar es mir vorkam, als man uns nach Empfang der gewöhnlichen Chriſtgeſchenke vor einer Türe niederſitzen hieß, die aus einem andern Zimmer hereinging. Sie eröffnete ſich, allein nicht wie ſonſt zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Feſtlichkeit ausgefüllt. Es baute ſich ein Portal in die Höhe, das von einem myſtiſchen Vorhang verdeckt war; wie unſre Neugierde größer ward, um zu ſehen, was wohl Blinkendes und Raſſelndes ſich hinter der halb durchſichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem ſein Stühlchen an und gebot uns, in Geduld zu warten.

So ſaß nun alles und war ſtill; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochrot gemalte Ausſicht in den Tempel. Der Hoheprieſter Samuel erſchien mit Jonathan, und ihre wechſelnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchſt ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Szene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des ſchwerlötigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher, als der zwerggeſtaltete Sohn Iſai mit Schäferſtab, Hirtentaſche und Schleuder hervorhüpfte und ſprach: „Großmächtigſter König und Herr Herr! Es entfalle keinem der Mut um deswillen; wenn Ihre Majeſtät mir erlauben wollen, ſo will ich hingehen und mit dem gewaltigen Rieſen in den Streit treten.“ — Der erſte Akt war geendet und die Zuſchauer höchſt begierig, zu ſehen, was nun weiter vorgehen ſollte; jedes wünſchte, die Muſik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihte das

Fleiſch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde; der Philiſter ſprach Hohn, ſtampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausſchlag. Wie dann nachher die Jungfrauen ſangen: „Saul hat Tauſend geſchlagen, David aber Zehntauſend!", der Kopf des Rieſen vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen wurde und er die ſchöne Königstochter zur Gemahlin erhielt, verdroß es mich doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz ſo zwergmäßig gebildet ſei. Denn nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, beide recht charakteriſtiſch zu machen.

Nun fiel der Vorhang, die Türe ſchloß ſich, und die ganze kleine Geſellſchaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bett; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einſchlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen tat, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.

Den andern Morgen war leider das magiſche Gerüſte wieder verſchwunden, der myſtiſche Schleier weggehoben, man ging durch jene Türe wieder frei aus einer Stube in die andere, und ſo viel Abenteuer hatten keine Spur zurückgelaſſen. Meine Geſchwiſter liefen mit ihren Spielſachen auf und ab, ich allein ſchlich hin und her, es ſchien mir unmöglich, daß da nur zwei Türpfoſten ſein ſollten, wo geſtern noch ſo viel Zauberei geweſen war.

Mein einziger Wunſch war nunmehr, eine zweite Aufführung des Stücks zu ſehen. Ich lag der Mutter an, und dieſe ſuchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu be-

reden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein seltenes Vergnügen könne bei den Menschen einen Wert haben, Kinder und Alte wüßten nicht zu schätzen, was ihnen Gutes täglich begegnete.

Wir hätten auch noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten, warten müssen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Direktor des Schauspiels selbst Lust gefühlt, die Vorstellung zu wiederholen und dabei in einem Nachspiele einen ganz frisch fertig gewordenen Hanswurst zu produzieren.

Ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, besonders in mechanischen Arbeiten geschickt, der dem Vater während des Bauens viele wesentliche Dienste geleistet hatte und von ihm reichlich beschenkt worden war, wollte sich am Christfeste der kleinen Familie dankbar erzeigen und machte dem Hause seines Gönners ein Geschenk mit diesem ganz eingerichteten Theater, das er ehemals in müßigen Stunden zusammen gebaut, geschnitzt und gemalt hatte. Er war es, der mit Hilfe eines Bedienten selbst die Puppen regierte und mit verstellter Stimme die verschiedenen Rollen hersagte. Ihm ward nicht schwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugestand, was er seinen Kindern aus Ueberzeugung abgeschlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgestellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

Hatte ich das erste Mal die Freude der Ueberraschung und des Staunens, so war zum zweitenmale die Wollust des Aufmerkens und Forschens groß. Wie das zugehe?

war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht ſelbſt redeten, hatte ich mir ſchon das erſte Mal geſagt; daß ſie ſich nicht von ſelbſt bewegten, vermutete ich auch; aber warum das alles doch ſo hübſch war? und es doch ſo ausſah, als wenn ſie ſelbſt redeten und ſich bewegten? und wo die Lichter und die Leute ſein möchten? Dieſe Rätſel beunruhigten mich um deſto mehr, je mehr ich wünſchte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu ſein, zugleich meine Hände verſteckt im Spiel zu haben und als Zuſchauer die Freude der Illuſion zu genießen.

Das Stück war zu Ende, man machte Vorbereitungen zum Nachſpiel, die Zuſchauer waren aufgeſtanden und ſchwatzten durch einander, ich drängte mich näher an die Türe und hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beſchäftigt ſei. Ich hub den untern Teppich auf und guckte zwiſchen dem Geſtelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch ſo viel geſehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath, und wie ſie alle heißen mochten, in einen Schiebkaſten packte, und ſo erhielt meine halbbefriedigte Neugierde friſche Nahrung. Dabei hatte ich zu meinem Erſtaunen den Leutnant im Heiligtum ſehr geſchäftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurſt, ſo ſehr er mit den Abſätzen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlor mich in tiefes Nachdenken und war nach dieſer Entdeckung ruhiger und unruhiger als vorher. Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erſt vor, als ob ich gar nichts wiſſe, und ich hatte Recht: denn es fehlte mir der Zuſammenhang, und darauf kommt doch eigentlich alles an. —

Die Kinder haben in wohleingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen: sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohlnen wollüstigen Furcht, die einen großen Teil des kindischen Glücks ausmacht.

Ich war vor allen meinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verschlossenen Türen in meinem Herzen herumtrug, an denen ich wochen- und monatelang vorbeigehen mußte, und in die ich nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligtum öffnete, um etwas heraus zu holen, einen verstohlnen Blick tat; desto schneller war ich, einen Augenblick zu benutzen, den mich die Nachlässigkeit der Wirtschafterinnen manchmal treffen ließ.

Unter allen Türen war, wie man leicht erachten kann, die Türe der Speisekammer diejenige, auf die meine Sinne am schärfsten gerichtet waren. Wenig ahnungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinrief, um ihr etwas heraustragen zu helfen, und ich dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder meiner List zu verdanken hatte. Die aufgehäuften Schätze über einander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherlei Spezereien durcheinander aushauchten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, so oft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröffneten Atmosphäre zu weiden. Dieser

merkwürdige Schlüſſel blieb eines Sonntagmorgens, da die Mutter von dem Geläute übereilt ward und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathſtille lag, ſtecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etlichemal ſachte an der Wand hin und her ging, mich endlich ſtill und fein andrängte, die Türe öffnete und mich mit einem Schritt in der Nähe ſo vieler langgewünſchter Glückſeligkeit fühlte. Ich beſah Käſten, Säcke, Schachteln, Büchſen, Gläſer mit einem ſchnellen, zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen ſollte, griff endlich nach den vielgeliebten, gewelkten Pflaumen, verſah mich mit einigen getrockneten Aepfeln und nahm genügſam noch eine eingemachte Pomeranzenſchale dazu; mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts glitſchen wollte, als mir ein paar neben einander ſtehende Kaſten in die Augen fielen, aus deren einem Drähte, oben mit Häkchen verſehen, durch den übel verſchloſſenen Schieber heraushingen. Ahnungsvoll fiel ich darüber her, und mit welcher überirdiſchen Empfindung entdeckte ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt auf einander gepackt ſei! Ich wollte die oberſten aufheben, betrachten, die unterſten hervorziehen; allein gar bald verwirrte ich die leichten Drähte, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, beſonders da die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegungen machte, daß ich alles, ſo gut ich konnte, zuſammendrückte, den Kaſten zuſchob, nur ein geſchriebenes Büchelchen, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das oben auf gelegen hatte, zu mir ſteckte und mich mit dieſer Beute leiſe die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete. Von der Zeit an wandte

ich alle verſtohlenen einſamen Stunden darauf, mein Schauſpiel wiederholt zu leſen, es auswendig zu lernen und mir in Gedanken vorzuſtellen, wie herrlich es ſein müßte, wenn ich auch die Geſtalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken ſelbſt zum David und Goliath. In allen Winkeln des Bodens, der Ställe, des Gartens, unter allerlei Umſtänden ſtudierte ich das Stück ganz in mich hinein, ergriff alle Rollen und lernte ſie auswendig, nur daß ich mich meiſt an den Platz der Haupthelden zu ſetzen pflegte und die übrigen Trabanten nur im Gedächtniſſe mitlaufen ließ. So lagen mir die großmütigen Reden Davids, mit denen er den übermütigen Rieſen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinne; ich murmelte ſie oft vor mich hin, niemand gab acht darauf als der Vater, der manchmal einen ſolchen Ausruf bemerkte und bei ſich ſelbſt das gute Gedächtnis ſeines Knaben pries, der von ſo wenigem Zuhören ſo mancherlei habe behalten können.

Hierdurch ward ich immer verwegener und rezitierte eines Abends das Stück zum größten Teil vor meiner Mutter, indem ich mir einige Wachsklümpchen zu Schauſpielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich geſtand.

Glücklicherweiſe fiel dieſe Entdeckung in die Zeit, da der Leutnant ſelbſt den Wunſch geäußert hatte, mich in dieſe Geheimniſſe einweihen zu dürfen. Meine Mutter gab ihm ſogleich Nachricht von dem unerwarteten Talente ihres Sohnes, und er wußte nun einzuleiten, daß man ihm ein paar Zimmer im oberſten Stocke, die gewöhnlich leer

ſtanden, überließ, in deren einem wieder die Zuſchauer ſitzen, in dem andern die Schauſpieler ſein und das Proſzenium abermals die Oeffnung der Türe ausfüllen ſollte. Der Vater hatte ſeinem Freunde das alles zu veranſtalten erlaubt, er ſelbſt ſchien nur durch die Finger zu ſehen, nach dem Grundſatze, man müſſe den Kindern nicht merken laſſen, wie lieb man ſie habe, ſie griffen immer zu weit um ſich; er meinte, man müſſe bei ihren Freuden ernſt ſcheinen und ſie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit ſie nicht übermäßig und übermütig mache.]

Ich hatte früh gelernt, mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie erteilte, ſogleich in das Tätige verwandte, und Pappenarbeiten konnten mich höchlich beſchäftigen. Doch blieb ich nicht bei geometriſchen Körpern, bei Käſtchen und ſolchen Dingen ſtehen, ſondern erſann mir artige Luſthäuſer, welche mit Pilaſtern, Freitreppen und flachen Dächern ausgeſchmückt wurden; wovon jedoch wenig zu ſtande kam.

Weit beharrlicher hingegen war ich, mit Hilfe unſers Bedienten, eines Schneiders von Profeſſion, eine Rüſtkammer auszuſtatten, welche zu unſern Schau- und Trauerſpielen dienen ſollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf gewachſen waren, ſelbſt aufzuführen Luſt hatten. Meine Geſpielen verfertigten ſich zwar auch ſolche Rüſtungen und hielten ſie für ebenſo ſchön und gut als die meinigen; allein ich hatte es nicht bei den Bedürfniſſen einer Perſon bewenden laſſen, ſondern konnte mehrere des kleinen Heeres mit allerlei Requiſiten ausſtatten und machte mich daher unſerm kleinen Kreiſe immer not-

wendiger. Daß ſolche Spiele auf Parteiungen, Gefechte und Schläge hinwieſen und gewöhnlich auch mit Händeln und Verdruß ein ſchreckliches Ende nahmen, läßt ſich denken. In ſolchen Fällen hielten gewöhnlich gewiſſe, beſtimmte Geſpielen an mir, andre auf der Gegenſeite, ob es gleich öfter manchen Parteiwechſel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, verließ nur ein einzig Mal, von den andern aufgehetzt, meine Partei, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mir feindſelig gegenüberzuſtehen; wir verſöhnten uns unter vielen Tränen und haben eine ganze Weile treulich zuſammengehalten.

Dieſen ſowie andre Wohlwollende konnte ich ſehr glücklich machen, wenn ich ihnen Märchen erzählte, und beſonders liebten ſie, wenn ich in eigner Perſon ſprach, und hatten eine große Freude, daß mir, als ihrem Geſpielen, ſo wunderliche Dinge könnten begegnet ſein, und dabei gar kein Arges, wie ich Zeit und Raum zu ſolchen Abenteuern finden könnten, da ſie doch ziemlich wußten, wie ich beſchäftigt war und wo ich aus- und einging. —

Uebrigens war ich den Lügen und der Verſtellung abgeneigt und überhaupt keineswegs leichtſinnig; vielmehr zeigte ſich der innere Ernſt, mit dem ich ſchon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Aeußern, und ich ward, oft freundlich, oft auch ſpöttiſch über eine gewiſſe Würde berufen, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten, ausgeſuchten Freunden nicht fehlte, ſo waren wir doch immer die Minderzahl gegen jene, die uns mit rohem Mutwillen anzufechten ein Vergnügen fanden und uns freilich oft ſehr unſanft aus jenen märchenhaften,

ſelbſtgefälligen Träumen aufweckten, in die wir uns nur allzugern verloren. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man anſtatt ſich der Weichlichkeit und phantaſtiſchen Vergnügungen hinzugeben, wohl eher Urſache habe, ſich abzuhärten, um die unvermeidlichen Uebel entweder zu ertragen oder ihnen entgegen zu wirken.

Goethes Name aus der „Stechſchrift", womit er am 29. März 1757 (alſo 7½jährig) unter 20 Bewerbern den vierten Platz erhielt.

Unter die Uebungen des Stoizismus, den ich deshalb ſo ernſtlich, als es einem Knaben möglich iſt, bei mir ausbildete, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unſere Lehrer behandelten uns oft ſehr unfreundlich und ungeſchickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um ſo mehr verhärteten, als Widerſetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs höchſte verpönt war.

Ich erzähle einen Fall von Zudringlichkeit der andern. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen; ſolange wir Kinder alle beiſammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir Wohlwollenden, nachdem ſie lange genug gewartet, hinweggingen und ich mit drei Mißwollenden allein blieb, ſo dachten dieſe mich zu quälen, zu beſchämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlaſſen und kamen mit Ruten zurück, die ſie ſich aus einem geſchwind zerſchnittenen Beſen verſchafft hatten. Ich merkte ihre

Abſicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, ſo ſetzte ich aus dem Stegreife bei mir feſt, mich bis zum Glockenſchlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grauſamſte zu peitſchen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte und daß ein ſolcher Schmerz die Minuten ſehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wut, und mit dem erſten Stundenſchlag fuhr ich dem einen, der ſich's am wenigſten verſah, mit der Hand in die Nackenhaare und ſtürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie ſeinen Rücken drückte; den andern, einen jüngeren und ſchwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdroſſelte ihn faſt, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der letzte noch übrig und nicht der ſchwächſte, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Verteidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide, und durch eine geſchickte Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von ſeiner brachte ich ihn nieder und ſtieß ihn mit dem Geſicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vorteil, in dem ich mich befand, ſtieß ich ſie wiederholt mit den Köpfen zuſammen. Sie erhuben zuletzt ein entſetzliches Zetergeſchrei, und wir ſahen uns bald von allen Hausgenoſſen umgeben. Die umhergeſtreuten Ruten und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich. Man behielt ſich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hauſe; ich erklärte aber, daß ich künftig bei der geringſten Beleidigung

einem oder dem andern die Augen auskratzen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde.

Dieser Vorfall, ob man ihn gleich, wie es in kindischen Dingen zu geschehen pflegt, bald wieder vergaß und sogar belachte, war jedoch Ursache, daß diese gemeinsamen Unterrichtsstunden seltner wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war also wieder wie vorher mehr ins Haus gebannt, wo ich an meiner Schwester Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine an Annehmlichkeit immer wachsende Gesellschafterin fand.

Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde dem ungeachtet in großer Gemütsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieses war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großtaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten auf einander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde bitterer, und die Verschiedenheit der Ansichten, welche selbst Familien zerspaltete, trug nicht wenig dazu bei, die ohnehin schon auf mancherlei Weise von einander getrennten Bürger noch mehr zu isolieren. Denn in einer Stadt wie Frankfurt, wo drei Religionen die Einwohner in drei ungleiche Massen teilen, wo nur wenige Männer, selbst von der herrschenden, zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der sich auf sich zurückzieht und durch Studien und Liebhabereien sich eine eigne und abgeschlossene Existenz bildet.

Auch fehlte es nicht an Liebhabern des Altertums. Es fanden ſich Gemäldekabinette, Kupferſtichſammlungen, beſonders aber wurden vaterländiſche Merkwürdigkeiten mit Eifer geſucht und aufgehoben. Die älteren Verordnungen und Mandate der Reichsſtadt, von denen keine Sammlung veranſtaltet war, wurden in Druck und Schrift ſorgfältig aufgeſucht, nach der Zeitfolge geordnet und als ein Schatz vaterländiſcher Rechte und Herkommen mit Ehrfurcht verwahrt. Auch die Bildniſſe von Frankfurtern, die in großer Anzahl exiſtierten, wurden zuſammengebracht und machten eine beſondere Abteilung der Kabinette.

Solche Männer ſcheint mein Vater ſich überhaupt zum Muſter genommen zu haben. Ihm fehlte keine der Eigenſchaften, die zu einem rechtlichen und angeſehnen Bürger gehören. Auch brachte er, nachdem er ſein Haus erbaut, ſeine Beſitzungen von jeder Art in Ordnung. Eine vortreffliche Landkartenſammlung der Schenkiſchen und anderer damals vorzüglicher geographiſchen Blätter, jene oberwähnten Verordnungen und Mandate, jene Bildniſſe, ein Schrank alter Gewehre, ein Schrank merkwürdiger venetianiſcher Gläſer, Becher und Pokale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert andere Dinge wurden geſondert und aufgeſtellt, und ich verfehlte nicht, bei vorfallenden Auktionen mir jederzeit einige Aufträge zu Vermehrung des Vorhandenen zu erbitten.

Aus der Ferne machte der Name Klopſtock auch ſchon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man ſich, wie ein ſo vortrefflicher Mann ſo wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man ſich bald daran und

dachte nicht mehr an die Bedeutung dieſer Silben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, beſonders die zu ſeiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle dieſe hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetiſche Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller ſtanden in ſchönen Franzbänden in einer Reihe. An dieſe ſchloſſen ſich Neukirchs Telemach, Koppens befreites Jeruſalem und andre Ueberſetzungen. Ich hatte dieſe ſämtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgeleſen und teilweiſe memoriert, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Geſellſchaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegenteil eröffnete ſich für meinen Vater, als durch Klopſtocks Meſſias Verſe, die ihm keine Verſe ſchienen, ein Gegenſtand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er ſelbſt hatte ſich wohl gehütet, dieſes Werk anzuſchaffen; aber unſer Hausfreund, Rat Schneider, ſchwärzte es ein und ſteckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf dieſen geſchäftstätigen Mann, welcher wenig las, hatte der „Meſſias“ gleich bei ſeiner Erſcheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Dieſe ſo natürlich ausgedrückten und doch ſo ſchön veredelten frommen Gefühle, dieſe gefällige Sprache, wenn man ſie auch nur für harmoniſche Proſa gelten ließ, hatten den übrigens trocknen Geſchäftsmann ſo gewonnen, daß er die zehn erſten Geſänge, denn von dieſen iſt eigentlich die Rede, als das herrlichſte Erbauungsbuch betrachtete und ſolches alle Jahre einmal in der Karwoche, in welcher er ſich von allen

Geschäften zu entbinden wußte, für sich im stillen durchlas und sich daran fürs ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er seine Empfindungen seinem alten Freunde mitzuteilen; allein er fand sich sehr bestürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von so köstlichem Gehalt, wegen einer, wie es ihm schien, gleichgültigen äußern Form, gewahr werden mußte. Es fehlte, wie sich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Gesprächs über diesen Gegenstand; aber beide Teile entfernten sich immer weiter von einander, es gab heftige Szenen, und der nachgiebige Mann ließ sich endlich gefallen, von seinem Lieblingswerke zu schweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagssuppe verlöre.

Proselyten zu machen, ist der natürlichste Wunsch eines jeden Menschen, und wie sehr fand sich unser Freund im stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für seinen Heiligen so offen gesinnte Gemüter entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geschwister bemächtigten uns desselben, wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtnis zu fassen.

Porcias Traum rezitierten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech, welche ins Rote Meer gestürzt worden, hatten wir uns geteilt. Die erste Rolle, als die gewaltsamste, war auf mein Teil gekommen, die andere, um ein wenig kläg-

licher, übernahm meine Schweſter. Die wechſelſeitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünſchungen floſſen nur ſo vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit dieſen hölliſchen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samstagsabend im Winter — der Vater ließ ſich immer bei Licht raſieren, um Sonntags früh ſich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir ſaßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einſeifte, unſere herkömmlichen Flüche ziemlich leiſe. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eiſernen Händen zu faſſen, meine Schweſter packte mich gewaltig an und rezitierte, zwar leiſe genug, aber doch mit ſteigender Leidenſchaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderſt,
Ungeheuer, dich an! . . . Verworfner, ſchwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes!
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Haſſe dich haſſen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dies iſt ſtechender Jammer!

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme, rief ſie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt! . . .

Der gute Chirurgus erſchrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Bruſt. Da gab es einen großen Aufſtand, und eine ſtrenge Unterſuchung ward gehalten, beſonders in Betracht des Unglücks, das hätte entſtehen können, wenn man ſchon im Raſieren begriffen geweſen wäre. Um allen Verdacht des Mutwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unſern teufliſchen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten,

war zu offenbar, als daß man ſie nicht aufs neue hätte verrufen und verbannen ſollen.

III.

Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von perſönlichen Glückwünſchungen für die Stadt ſehr belebend. Wer ſonſt nicht leicht aus dem Hauſe kam, warf ſich in ſeine beſten Kleider, um Gönnern und Freunden einen Augenblick freundlich und höflich zu ſein. Für uns Kinder war beſonders die Feſtlichkeit in dem Hauſe des Großvaters an dieſem Tage ein höchſt erwünſchter Genuß. Mit dem frühſten Morgen waren die Enkel ſchon daſelbſt verſammelt, um die Trommeln, die Hoboen und Klarinetten, die Poſaunen und Zinken, wie ſie das Militär, die Stadtmuſici und wer ſonſt alles ertönen ließ, zu vernehmen. Die verſiegelten und überſchriebenen Neujahrsgeſchenke wurden von den Kindern unter die geringern Gratulanten ausgeteilt, und wie der Tag wuchs, ſo vermehrte ſich die Anzahl der Honoratioren. Erſt erſchienen die Vertrauten und Verwandten, dann die untern Staatsbeamten; die Herren vom Rate ſelbſt verfehlten nicht, ihren Schultheiß zu begrüßen, und eine auserwählte Anzahl wurde abends in Zimmern bewirtet, welche das ganze Jahr über kaum ſich öffneten. Die Torten, Biskuitkuchen, Marzipane, der ſüße Wein übte den größten Reiz auf die Kinder aus, wozu noch kam, daß der Schultheiß ſowie die beiden Burgemeiſter aus einigen Stiftungen jährlich etwas Silberzeug erhielten, welches denn den Enkeln

und Paten nach einer gewiſſen Abſtufung verehrt ward; genug, es fehlte dieſem Feſte im kleinen an nichts, was die größten zu verherrlichen pflegt.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünſcht und vergnüglich wie die vorigen, aber den ältern Perſonen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärſche der Franzoſen war man zwar gewohnt, und ſie ereigneten ſich öfters und häufig, aber doch am häufigſten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsſtädtiſcher Sitte poſaunte der Türmer des Hauptturms, ſo oft Truppen heranrückten, und an dieſem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung ſeien. Wirklich zogen ſie auch in größeren Maſſen an dieſem Tage durch die Stadt; man lief, ſie vorbeipaſſieren zu ſehen. Sonſt war man gewohnt, daß ſie nur in kleinen Partien durchmarſchierten; dieſe aber vergrößerten ſich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2. Januar, nachdem eine Kolonne durch Sachſenhauſen über die Brücke durch die Fahrgaſſe bis an die Konſtablerwache gelangt war, machte ſie Halt, überwältigte das kleine, ſie durchführende Kommando, nahm Beſitz von gedachter Wache, zog die Zeil hinunter, und nach einem geringen Widerſtand mußte ſich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsſchauplatz verwandelt. Dort verharrten und biwakierten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen geſorgt wäre.

Dieſe unerwartete, ſeit vielen Jahren unerhörte Laſt

drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und niemanden konnte sie beschwerlicher sein als dem Vater, der in sein kaum vollendetes Haus fremde militärische Bewohner aufnehmen, ihnen seine wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer einräumen und das, was er so genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkür preisgeben sollte; er, ohnehin preußisch gesinnt, sollte sich nun von Franzosen in seinen Zimmern belagert sehen: es war das Traurigste, was ihm nach seiner Denkweise begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich gewesen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut französisch sprach und im Leben sich wohl mit Würde und Anmut betragen konnte, so hätte er sich und uns manche trübe Stunde ersparen mögen; denn man quartierte bei uns den Königsleutnant, der, obgleich Militärperson, doch nur die Zivilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten hatte. Es war Graf Thorane, von Grasse in der Provence, unweit Antibes, gebürtig, eine lange, hagre, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen, feurigen Augen und von einem würdigen zusammengenommenen Betragen. Gleich sein Eintritt war für den Hausbewohner günstig. Man sprach von den verschiedenen Zimmern, welche teils abgegeben werden, teils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das

verbindlichſte, und als er vernahm, daß die meiſten Künſtler noch lebten, ſich in Frankfurt und in der Nachbarſchaft aufhielten, ſo verſicherte er, daß er nichts mehr wünſche, als ſie baldigſt kennen zu lernen und ſie zu beſchäftigen.

Aber auch dieſe Annäherung von ſeiten der Kunſt vermochte nicht die Geſinnung meines Vaters zu ändern noch ſeinen Charakter zu beugen. Er ließ geſchehen, was er nicht verhindern konnte, hielt ſich aber in unwirkſamer Entfernung, und das Außerordentliche, was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringſte Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane indeſſen betrug ſich muſterhaft. Nicht einmal ſeine Landkarten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, ſtill und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Teil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem andern folgte, Arreſtanten gebracht und fortgeführt, alle Offiziere und Adjutanten vorgelaſſen wurden, da der Graf noch überdies täglich offne Tafel hielt: ſo gab es in dem mäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hauſe, das nur eine durch alle Stockwerke unverſchloſſen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Geſumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich alles ſehr gemäßigt, ernſthaft und ſtreng zuging.

Zum Vermittler zwiſchen einem verdrießlichen, täglich mehr ſich hypochondriſch quälenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden, aber ſehr ernſten und genauen Militärgaſt fand ſich glücklicherweiſe ein behag-

licher Dolmetſcher, ein ſchöner wohlbeleibter heitrer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut franzöſiſch ſprach, ſich in alles zu ſchicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur ſeinen Spaß trieb. Durch dieſen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemütszuſtande ihres Gatten vorſtellen laſſen; er hatte die Sache ſo klüglich ausgemalt, das neue noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Beſitzers, die Beſchäftigung mit der Erziehung ſeiner Familie, und was ſich alles ſonſt noch ſagen ließ, zu bedenken gegeben: ſo daß der Graf, der an ſeiner Stelle auf die höchſte Gerechtigkeit, Unbeſtechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz ſetzte, auch hier ſich als Einquartierter muſterhaft zu betragen vornahm und es wirklich die einigen Jahre ſeines Dableibens unter mancherlei Umſtänden unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter beſaß einige Kenntnis des Italieniſchen, welche Sprache überhaupt niemanden von der Familie fremd war; ſie entſchloß ſich daher ſogleich, franzöſiſch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetſcher, dem ſie unter dieſen ſtürmiſchen Ereigniſſen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte und der nun auch als Gevatter zu dem Hauſe eine doppelte Neigung ſpürte, ſeiner Gevatterin jeden abgemüßigten Augenblick ſchenkte (denn er wohnte gerade gegenüber) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phraſen einlernte, welche ſie perſönlich dem Grafen vorzutragen habe; welches denn zum beſten geriet. Der Graf war geſchmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau ſich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern, geiſtreichen Zug in ſeinem

Charakter hatte, auch eine gewiſſe trockne Galanterie gern ausübte, ſo entſtand daraus das beſte Verhältnis, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen, was ſie wollten.

Wäre es, wie ſchon geſagt, möglich geweſen, den Vater zu erheitern, ſo hätte dieſer veränderte Zuſtand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die ſtrengſte Uneigennützigkeit; ſelbſt Gaben, die ſeiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das Geringſte, was einer Beſtechung hätte ähnlich ſehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewieſen; ſeinen Leuten war aufs ſtrengſte befohlen, dem Hausbeſitzer nicht die mindeſten Unkoſten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtiſche mitgeteilt. Bei dieſer Gelegenheit muß ich, um von der Unſchuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem ſie das Gefrorene, das man uns von der Tafel ſendete, weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch ſo durchzuckert ſei, vertragen könne.

Außer dieſen Leckereien, die wir denn doch allmählich ganz gut genießen und vertragen lernten, deuchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrſtunden und ſtrenger Zucht einigermaßen entbunden zu ſein. Des Vaters üble Laune nahm zu, er konnte ſich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie ſehr quälte er ſich, die Mutter und den Gevatter, die Ratsherren, alle ſeine Freunde, nur um den Grafen los zu werden!

Auf dieſe Weiſe ward ſeine Tätigkeit gelähmt, die

er ſonſt hauptſächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das, was er uns aufgab, forderte er nicht mehr mit der ſonſtigen Genauigkeit, und wir ſuchten, wie es nur möglich ſchien, unſere Neugierde an militäriſchen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hauſe, ſondern auch auf den Straßen, welches um ſo leichter anging, da die Tag und Nacht unverſchloſſene Haustüre von Schildwachen beſetzt war, die ſich um das Hin- und Widerlaufen unruhiger Kinder nichts bekümmerten.

Gleich in den erſten Tagen der Anweſenheit des Grafen wurden die ſämtlichen Frankfurter Maler, als Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete ſich das Verkäufliche zu. Ihm wurde mein hübſches, helles Giebelzimmer in der Manſarde eingeräumt und ſogleich in ein Kabinett und Atelier umgewandelt.

Da ich alle dieſe Männer von meiner frühſten Jugend an gekannt und ſie oft in ihren Werkſtätten beſucht hatte, auch der Graf mich gern um ſich leiden mochte, ſo war ich bei den Aufgaben, Beratſchlagungen und Beſtellungen, wie auch bei den Ablieferungen gegenwärtig und nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, meine Meinung zu eröffnen gar wohl heraus. Ich hatte mir ſchon früher bei Gemäldeliebhabern, beſonders aber auf Auktionen, denen ich fleißig beiwohnte, den Ruhm erworben, daß ich gleich zu ſagen wiſſe, was irgend ein hiſtoriſches Bild vorſtelle, es ſei nun aus der bibliſchen oder der Profangeſchichte oder aus der Mythologie ge-

nommen; und wenn ich auch den Sinn der allegoriſchen Bilder nicht immer traf, ſo war doch ſelten jemand gegenwärtig, der es beſſer verſtand als ich. So hatte ich auch öfters die Künſtler vermocht, dieſen oder jenen Gegenſtand vorzuſtellen, und ſolcher Vorteile bediente ich mich gegenwärtig mit Luſt und Liebe. Ich erinnere mich noch, daß ich einen umſtändlichen Aufſatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beſchrieb, welche die Geſchichte Joſephs darſtellen ſollten; einige davon wurden ausgeführt.

Nach dieſen, für einen Knaben allerdings löblichen Verrichtungen, will ich auch einer kleinen Beſchämung, die mir innerhalb dieſes Künſtlerkreiſes begegnete, Erwähnung tun. Ich war nämlich mit allen Bildern wohl bekannt, welche man nach und nach in jenes Zimmer gebracht hatte. Meine jugendliche Neugierde ließ nichts ungeſehen und ununterſucht. Einſt fand ich hinter dem Ofen ein ſchwarzes Käſtchen; ich ermangelte nicht, zu forſchen, was darin verborgen ſei, und ohne mich lange zu beſinnen, zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freilich von der Art, die man den Augen nicht auszuſtellen pflegt, und ob ich es gleich alſobald wieder zuzuſchieben Anſtalt machte, ſo konnte ich doch nicht geſchwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich. — „Wer hat Euch erlaubt, dieſes Käſtchen zu eröffnen?“ ſagte er mit ſeiner Königsleutnantsmiene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er ſprach ſogleich die Strafe ſehr ernſthaft aus: „Ihr werdet in acht Tagen,“ ſagte er, „dieſes Zimmer nicht betreten.“ — Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus.

Auch gehorchte ich dieſem Gebot aufs pünktlichſte, ſo daß es dem guten Seekatz [einem Maler aus Darmſtadt], der eben in dem Zimmer arbeitete, ſehr verdrießlich war: denn er hatte mich gern um ſich; und ich trieb aus einer kleinen Tücke den Gehorſam ſo weit, daß ich Seekatzen ſeinen Kaffee, den ich ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle ſetzte; da er denn von ſeiner Arbeit aufſtehen und ihn holen mußte, welches er ſo übel empfand, daß er mir faſt gram geworden wäre.

Nun aber ſcheint es nötig, umſtändlicher anzuzeigen und begreiflich zu machen, wie ich mir in ſolchen Fällen in der franzöſiſchen Sprache, die ich doch nicht gelernt, mit mehr oder weniger Bequemlichkeit durchgeholfen. Auch hier kam mir die angeborne Gabe zu ſtatten, daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton und was ſonſt von äußern Eigentümlichkeiten, faſſen konnte. Aus dem Lateiniſchen waren mir viele Worte bekannt; das Italieniſche vermittelte noch mehr, und ſo horchte ich in kurzer Zeit von Bedienten und Soldaten, Schildwachen und Beſuchen ſo viel heraus, daß ich mich, wo nicht ins Geſpräch miſchen, doch wenigſtens einzelne Fragen und Antworten beſtehen konnte. Aber dieſes war alles nur wenig gegen den Vorteil, den mir das Theater brachte. Von meinem Großvater hatte ich ein Freibillett erhalten, deſſen ich mich, mit Widerwillen meines Vaters, unter dem Beiſtand meiner Mutter, täglich bediente. Hier ſaß ich nun im Parterre vor einer fremden Bühne und paßte um ſo mehr auf Bewegung, Mimiſchen und Redeausdruck, als ich wenig oder nichts von dem verſtand, was

da oben geſprochen wurde, und alſo meine Unterhaltung nur vom Gebärdenſpiel und Sprachton nehmen konnte. Von der Komödie verſtand ich am wenigſten, weil ſie geſchwind geſprochen wurde und ſich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam ſeltner vor, und der gemeſſene Schritt, das Taktartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten ſie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, ſo nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand und deklamierte mir die Stücke nach theatraliſcher Art und Weiſe, wie ſie das Organ meines Ohrs und das ihm ſo genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zuſammenhang hätte verſtehen können. Ja, ich lernte ganze Stellen auswendig und rezitierte ſie wie ein eingelernter Sprachvogel; welches mir um ſo leichter ward, als ich früher die für ein Kind meiſt unverſtändlichen bibliſchen Stellen auswendig gelernt und ſie in dem Ton der proteſtantiſchen Prediger zu rezitieren mich gewöhnt hatte. Es dauerte nicht lange, ſo regte ſich der Wunſch bei mir, mich auf dem Theater ſelbſt umzuſehen, wozu ſich mir ſo mancherlei Gelegenheit darbot. Denn da ich nicht immer die ganzen Stücke auszuhören Geduld hatte und manche Zeit in den Korridors, auch wohl bei gelinderer Jahreszeit vor der Tür mit andern Kindern meines Alters allerlei Spiele trieb, ſo geſellte ſich ein ſchöner, munterer Knabe zu uns, der zum Theater gehörte und den ich in manchen kleinen Rollen, obwohl nur beiläufig, geſehen hatte. Mit mir

konnte er ſich am beſten verſtändigen, indem ich mein Franzöſiſch bei ihm geltend zu machen wußte; und er knüpfte ſich um ſo mehr an mich, als kein Knabe ſeines Alters und ſeiner Nation beim Theater oder ſonſt in der Nähe war. Wir gingen auch außer der Theaterzeit zuſammen, und ſelbſt während der Vorſtellung ließ er mich ſelten in Ruhe. Er war ein allerliebſter kleiner Aufſchneider, ſchwätzte ſcharmant und unaufhörlich und wußte ſo viel von ſeinen Abenteuern, Händeln und andern Sonderbarkeiten zu erzählen, daß er mich außerordentlich unterhielt und ich von ihm, was Sprache und Mitteilung durch dieſelbe betrifft, in vier Wochen mehr lernte, als man ſich hätte vorſtellen können; ſo daß niemand wußte, wie ich auf einmal, gleichſam durch Inſpiration, zu der fremden Sprache gelangt war.

Gleich in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft zog er mich mit ſich aufs Theater und führte mich beſonders in die Foyers, wo die Schauſpieler und Schauſpielerinnen in der Zwiſchenzeit ſich aufhielten und ſich an- und auskleideten.

Der junge Derones, ſo will ich den Knaben nennen, mit dem ich mein Verhältnis immer fortſetzte, war außer ſeinen Aufſchneidereien ein Knabe von guten Sitten und recht artigem Betragen.

Was mir meine Beſuche auf dem Theater ſehr erleichterte, war, daß mir mein Freibillet, als aus den Händen des Schultheißen, den Weg zu allen Plätzen eröffnete und alſo auch zu den Sitzen im Proſzenium. Dieſes war nach franzöſiſcher Art ſehr tief und an beiden Seiten mit Sitzen eingefaßt, die, durch eine niedrige Barriere beſchränkt, ſich

in mehreren Reihen hinter einander aufbauten und zwar dergeſtalt, daß die erſten Sitze nur wenig über die Bühne erhoben waren. Das Ganze galt für einen beſonderen Ehrenplatz; nur Offiziere bedienten ſich gewöhnlich desſelben, obgleich die Nähe der Schauſpieler, ich will nicht ſagen jede Illuſion, ſondern gewiſſermaßen jedes Gefallen aufhob. Sogar jenen Gebrauch oder Mißbrauch, über den ſich Voltaire ſo ſehr beſchwert, habe ich noch erlebt und mit Augen geſehen. Wenn bei ſehr vollem Hauſe und etwa zur Zeit von Durchmärſchen angeſehene Offiziere nach jenem Ehrenplatz ſtrebten, der aber gewöhnlich ſchon beſetzt war, ſo ſtellte man noch einige Reihen Bänke und Stühle ins Proſzenium auf die Bühne ſelbſt, und es blieb den Helden und Heldinnen nichts übrig, als in einem ſehr mäßigen Raume zwiſchen den Uniformen und Orden ihre Geheimniſſe zu enthüllen. Ich habe die „Hypermneſtra" ſelbſt unter ſolchen Umſtänden aufführen ſehen.

Der Vorhang fiel nicht zwiſchen den Akten; und ich erwähne noch eines ſeltſamen Gebrauchs, den ich ſehr auffallend finden mußte, da mir, als einem guten deutſchen Knaben, das Kunſtwidrige daran ganz unerträglich war. Das Theater nämlich ward als das größte Heiligtum betrachtet, und eine vorfallende Störung auf demſelben hätte als das größte Verbrechen gegen die Majeſtät des Publikums ſogleich müſſen gerügt werden. Zwei Grenadiere, das Gewehr beim Fuß, ſtanden daher in allen Luſtſpielen ganz öffentlich zu beiden Seiten des hinterſten Vorhangs und waren Zeugen von allem, was im Innerſten der Familie vorging. Da, wie geſagt, zwiſchen den Akten

der Vorhang nicht niedergelaſſen wurde, ſo löſten bei einfallender Muſik zwei andere dergeſtalt ab, daß ſie aus den Kuliſſen ganz ſtrack vor jene hintraten, welche ſich dann ebenſo gemeſſentlich zurückzogen. Von einer ſolchen militäriſchen Polizeianſtalt war jedoch die Tragödie entbunden, und die Helden des Altertums hatten das Recht, ſich ſelbſt zu bewachen; die gedachten Grenadiere ſtanden indes nahe genug hinter den Kuliſſen.

Nun fehlte es von dem erſten Tage der Beſitznehmung unſerer Stadt, zumal Kindern und jungen Leuten, nicht an immerwährender Zerſtreuung. Theater und Bälle, Paraden und Durchmärſche zogen unſere Aufmerkſamkeit hin und her. Die letztern beſonders nahmen immer zu, und das Soldatenleben ſchien uns ganz luſtig und vergnüglich.

Der Aufenthalt des Königsleutnants in unſerm Hauſe verſchaffte uns den Vorteil, alle bedeutenden Perſonen der franzöſiſchen Armee nach und nach zu ſehen und beſonders die erſten, deren Name ſchon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So ſahen wir von Treppen und Podeſten, gleichſam wie von Galerien, ſehr bequem die Generalität bei uns vorübergehn. Vor allen erinnere ich mich des Prinzen Soubiſe*) als eines leutſeligen Herrn; am deutlichſten aber des Marſchalls von Broglio**) als eines jüngern, nicht großen, aber wohlgebauten, lebhaften, geiſtreich um ſich blickenden, behenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königsleutnant, und man

*) Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Armee im ſiebenjährigen Krieg.

**) Franzöſiſcher Kommandant von Frankfurt a. M.

merkte wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im erſten Vierteljahr der Einquartierung kaum in dieſen neuen Zuſtand gefunden, als ſchon die Nachricht ſich dunkel verbreitete: die Alliierten ſeien im Anmarſch, und Herzog Ferdinand von Braunſchweig komme, die Franzoſen vom Main zu vertreiben. Man hatte von dieſen, die ſich keines beſondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorſtellung, und ſeit der Schlacht von Roßbach glaubte man ſie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand ſetzte man das größte Vertrauen, und alle preußiſch Geſinnten erwarteten mit Sehnſucht ihre Befreiung von der bisherigen Laſt. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug, einzuſehen, daß ein gegenwärtiges geringes Uebel leicht mit einem großen Ungemach vertauſcht werden könne: denn es zeigte ſich nur allzu deutlich, daß man dem Herzog nicht entgegengehen, ſondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzoſen, eine Flucht, eine Verteidigung der Stadt, wäre es auch nur, um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, alles ſtellte ſich der erregten Einbildungskraft dar und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, ließ durch den Dolmetſcher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen; worauf ſie die in ſolchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt: ſie ſolle ganz ruhig ſein, es ſei nichts zu befürchten, ſich übrigens ſtill halten und mit niemand von der Sache ſprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr,

daß ſie bei Bergen haltmachten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte ſich immer, und unſer Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieſer Zeit habe ich den Marſchall Broglio öfter geſehen, immer heiter, ein wie das andre Mal an Gebärden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut, den Mann, deſſen Geſtalt einen ſo guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geſchichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich, nach einer unruhigen Karwoche, 1759 der Karfreitag heran. Eine große Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten, aus dem Hauſe zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich ſtieg auf den oberſten Boden, wo ich zwar die Gegend zu ſehen verhindert war, aber den Donner der Kanonen und das Maſſenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden ſahen wir die erſten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verſtümmelungen und Gebärden ſachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazarett umgewandelte Liebfrauenkloſter gebracht zu werden. Sogleich regte ſich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brot, Geld ward denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf bleſſierte und gefangene Deutſche unter dieſem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Grenze, und es ſchien, als wollte jeder ſich von allem entblößen, was er nur Bewegliches beſaß, um ſeinen bedrängten Landsleuten beizuſtehen.

Dieſe Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für

die Alliierten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in seiner Parteilichkeit ganz sicher, daß diese gewinnen würden, hatte die leidenschaftliche Verwegenheit, den gehofften Siegern entgegenzugehen, ohne zu bedenken, daß die geschlagene Partei erst über ihn wegfliehen müßte. Erst begab er sich in seinen Garten vor dem Friedberger Tore, wo er alles einsam und ruhig fand; dann wagte er sich auf die Bornheimer Heide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Troßknechte ansichtig ward, die sich den Spaß machten, nach den Grenzsteinen zu schießen, so daß dem neugierigen Wandrer das abprallende Blei um den Kopf sauste. Er hielt es deshalb doch für geratner, zurückzugehen, und erfuhr bei einiger Nachfrage, was ihm schon der Schall des Feuers hätte klar machen sollen, daß alles für die Franzosen gut stehe und an kein Weichen zu denken sei. Nach Hause gekommen, voll Unmut, geriet er beim Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Fassung. Auch er ließ den Vorbeiziehenden mancherlei Spende reichen; aber nur die Deutschen sollten sie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schicksal Freunde und Feinde zusammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir schon früher auf des Grafen Wort gebaut und deshalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut und die Mutter doppelt getröstet, da sie des Morgens, als sie das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich befragt, eine für die Gegenwart sowohl als für die Zukunft sehr tröstliche Antwort erhalten hatte. Wir wünsch-

ten unſerm Vater gleichen Glauben und gleiche Geſinnung, wir ſchmeichelten ihm, was wir konnten, wir baten ihn, etwas Speiſe zu ſich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unſre Liebkoſungen und jeden Genuß und begab ſich auf ſein Zimmer. Unſre Freude ward indeſſen nicht geſtört; die Sache war entſchieden; der Königsleutnant, der dieſen Tag gegen ſeine Gewohnheit zu Pferde geweſen, kehrte endlich zurück; ſeine Gegenwart zu Hauſe war nötiger als je. Wir ſprangen ihm entgegen, küßten ſeine Hände und bezeigten ihm unſre Freude. Es ſchien ihm ſehr zu gefallen. „Wohl!“ ſagte er freundlicher als ſonſt, „ich bin auch um euertwillen vergnügt, liebe Kinder!“ Er befahl ſogleich, uns Zuckerwerk, ſüßen Wein, überhaupt das Beſte zu reichen, und ging auf ſein Zimmer, ſchon von einer großen Maſſe Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köſtliche Kollation, bedauerten den guten Vater, der nicht teil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter, ihn herbeizurufen; ſie aber, klüger als wir, wußte wohl, wie unerfreulich ihm ſolche Gaben ſein würden. Indeſſen hatte ſie etwas Abendbrot zurecht gemacht und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geſchickt; aber eine ſolche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußerſten Fällen; und nachdem man die ſüßen Gaben beiſeite geſchafft, ſuchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speiſezimmer zu kommen. Endlich ließ er ſich bewegen, ungern, und wir ahneten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durchs ganze Haus an allen Vorſälen

vorbei. Der Vater mußte, indem er herabſtieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehn. Sein Vorſaal ſtand ſo voller Leute, daß der Graf ſich entſchloß, um mehreres auf einmal abzutun, herauszutreten; und dies geſchah leider in dem Augenblick, als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und ſagte: „Ihr werdet uns und euch Glück wünſchen, daß dieſe gefährliche Sache ſo glücklich abgelaufen iſt.“ Keineswegs! verſetzte mein Vater mit Ingrimm; ich wollte, ſie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren ſollen. — Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Wut auf: „Dieſes ſollt Ihr büßen!“ rief er; „Ihr ſollt nicht umſonſt der gerechten Sache und mir eine ſolche Beleidigung zugefügt haben!“

Der Vater war indes gelaſſen heruntergeſtiegen, ſetzte ſich zu uns, ſchien heiterer als bisher und fing an zu eſſen. Wir freuten uns darüber und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weiſe er ſich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Luſt, dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf für Süßigkeiten verehrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetſcher herein. Auf ſeinen Wink ſchickte man uns zu Bette; es war ſchon ſpät, und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchſchlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltſame Bewegung, die geſtern Abend das Haus erſchüttert hatte. Der Königsleutnant hatte ſogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widerſprechen war; doch hatten ſie

ſich manchmal Dank verdient, wenn ſie mit der Ausführung zauderten. Dieſe Geſinnung wußte der Gevatter Dolmetſch, den die Geiſtesgegenwart niemals verließ, aufs lebhafteſte bei ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnehin ſo groß, daß eine Zögerung ſich von ſelbſt verſteckte und entſchuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen und ihr den Adjutanten gleichſam in die Hände gegeben, daß ſie durch Bitten und Vorſtellungen nur einigen Aufſchub erlangen möchte. Er ſelbſt eilte ſchnell hinauf zum Grafen, der ſich bei der großen Beherrſchung ſeiner ſelbſt ſogleich ins innre Zimmer zurückgezogen hatte und das dringendſte Geſchäft lieber einen Augenblick ſtocken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten böſen Mut an einem Unſchuldigen gekühlt und eine ſeiner Würde nachteilige Entſcheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetſchers an den Grafen, die Führung des ganzen Geſprächs hat uns der dicke Gevatter, der ſich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zugute tat, oft genug wiederholt....

So ward die Sache beigelegt, und wir feierten den andern Morgen, bei den Ueberbleibſeln der geſtrigen Zuckergeſchenke, das Vorübergehen eines Uebels, deſſen Androhen wir glücklich verſchlafen hatten.

Nach ſolchen Verwirrungen, Unruhen und Bedrängniſſen fand ſich gar bald die vorige Sicherheit und der Leichtſinn wieder, mit welchem beſonders die Jugend von Tage zu Tag lebt, wenn es nur einigermaßen angehen will. Meine Leidenſchaft zu dem franzöſiſchen Theater wuchs mit jeder Vorſtellung; ich verſäumte keinen Abend, ob ich

gleich jedesmal, wenn ich nach dem Schauſpiel mich zur ſpeiſenden Familie an den Tiſch ſetzte und mich gar oft nur mit einigen Reſten begnügte, die ſteten Vorwürfe des Vaters zu dulden hatte: das Theater ſei zu gar nichts nütze und könne zu gar nichts führen. Ich rief in ſolchem Falle gewöhnlich alle und jede Argumente hervor, welche den Verteidigern des Schauſpiels zur Hand ſind, wenn ſie in eine gleiche Not wie die meinige geraten. Beide Parteien überzeugten einander nicht; doch wurde mein Vater ſehr bald mit der Bühne ausgeſöhnt, als er ſah, daß ich mit unglaublicher Schnelligkeit in der franzöſiſchen Sprache zunahm.

Ich hatte nun bald den ganzen Kurſus der franzöſiſchen Bühne durchgemacht; mehrere Stücke kamen ſchon zum zweiten und drittenmal; von der würdigſten Tragödie bis zum leichtfertigſten Nachſpiel war mir alles vor Augen und Geiſt vorbeigegangen; und wie ich als Kind den Terenz nachzuahmen wagte, ſo verfehlte ich nunmehr nicht als Knabe, bei einem viel lebhafter dringenden Anlaß, auch die franzöſiſchen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige halb mythologiſche, halb allegoriſche Stücke gegeben; ſie hatten etwas von der Parodie und gefielen ſehr. Dieſe Vorſtellungen zogen mich beſonders an: die goldnen Flügelchen eines heitern Merkur, der Donnerkeil des verkappten Jupiter ꝛc. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovids Verwandlungen u. a. ſehr häufig im Kopfe herum ſummten, ſo hatte ich bald ein ſolches Stückchen in meiner Phantaſie zuſammengeſtellt, wovon ich nur ſo viel zu ſagen weiß,

daß die Szene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Der Merkur besonders war mir dabei so lebhaft im Sinne, daß ich noch schwören wollte, ich hätte ihn mit Augen gesehen.

Eine von mir selbst sehr reinlich gefertigte Abschrift legte ich meinem Freunde Derones vor, welcher sie mit ganz besonderem Anstand und einer wahrhaften Gönnermiene aufnahm, das Manuskript flüchtig durchsah, mir einige Sprachfehler nachwies, einige Reden zu lang fand und zuletzt versprach, das Werk bei gehöriger Muße näher zu betrachten und zu beurteilen. Auf meine bescheidene Frage, ob das Stück wohl aufgeführt werden könne, versicherte er mir, daß es gar nicht unmöglich sei. Sehr vieles komme beim Theater auf Gunst an, und er beschütze mich von ganzem Herzen; nur müsse man die Sache geheim halten; denn er habe selbst einmal mit einem von ihm verfertigten Stück die Direktion überrascht, und es wäre gewiß aufgeführt worden, wenn man nicht zu früh entdeckt hätte, daß er der Verfasser sei. Ich versprach ihm alles mögliche Stillschweigen und sah schon im Geist den Titel meiner Piece an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen.

So leichtsinnig übrigens der Freund war, so schien ihm doch die Gelegenheit, den Meister zu spielen, allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Laufe der Unterhaltung das ganze

Stück um und um, so daß auch kein Stein auf dem andern blieb.

Ich nahm meine zerfetzte Geburt mit nach Hause und suchte sie wiederherzustellen, aber vergebens. Weil ich sie jedoch nicht ganz aufgeben wollte, so ließ ich aus meinem ersten Manuskript, nach wenigen Veränderungen, eine saubere Abschrift durch unsern Schreibenden anfertigen, die ich denn meinem Vater überreichte und dadurch so viel erlangte, daß er mich nach vollendetem Schauspiel meine Abendkost eine Zeitlang ruhig verzehren ließ.

Dieser mißlungene Versuch hatte mich nachdenklich gemacht, und ich warf den ganzen Plunder von mir. Ich eilte wieder zu dem lebendig Vorhandenen, besuchte das Schauspiel weit eifriger, las gewissenhafter und ununterbrochner, so daß ich in dieser Zeit Racine und Molière ganz und von Corneille einen großen Teil durchzuarbeiten die Anhaltsamkeit hatte.

Der Königsleutnant wohnte noch immer in unserm Hause. Er hatte sein Betragen in nichts geändert, besonders gegen uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dolmetsch wußte es uns deutlicher zu machen, daß er sein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltete wie anfangs, obgleich immer mit derselben Rechtschaffenheit und Treue. Sein Wesen und Betragen, das eher einen Spanier als einen Franzosen ankündigte, seine Launen, die doch mitunter Einfluß auf ein Geschäft hatten, seine Unbiegsamkeit gegen die Umstände, seine Reizbarkeit gegen alles, was seine Person oder Charakter berührte, dieses zusammen mochte ihn doch zu-

weilen mit ſeinen Vorgeſetzten in Konflikt bringen. Hiezu kam noch, daß er in einem Duell, welches ſich im Schauſpiel entſponnen hatte, verwundet wurde und man dem Königsleutnant übel nahm, daß er ſelbſt eine verpönte Handlung als oberſter Polizeimeiſter begangen. Alles dieſes mochte, wie geſagt, dazu beitragen, daß er in ſich gezogner lebte und hier und da vielleicht weniger energiſch verfuhr.

Indeſſen war nun ſchon eine anſehnliche Partie der beſtellten Gemälde abgeliefert. Graf Thorane brachte ſeine Freiſtunden mit der Betrachtung derſelben zu. Immer wurden die Arbeiten aufs neue unterſucht, man erfreute ſich wiederholt an den Stellen, die man für die gelungenſten hielt; aber es fehlte auch nicht an Wünſchen, dieſes oder jenes anders geleiſtet zu ſehen....

Nach den fortgeſchafften Bildern zeigte ſich ein großer Friede im Hauſe. Das Giebelzimmer im Manſard wurde gereinigt und mir übergeben, und mein Vater, wie er die Kaſten fortſchaffen ſah, konnte ſich des Wunſches nicht erwehren, den Grafen hinterdrein zu ſchicken.

Kaum hatten alſo die Kiſten und Kaſten das Haus geräumt, als der früher eingeleitete, aber unterbrochne Betrieb, den Grafen zu entfernen, wieder angeknüpft wurde. Man ſuchte durch Vorſtellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen und brachte es endlich dahin, daß die Quartierherren den Beſchluß faßten: es ſolle der Graf umlogiert und unſer Haus, in Betracht der ſeit einigen Jahren unausgeſetzt Tag und Nacht getragnen Laſt, künftig mit

Einquartierung verſchont werden. Damit ſich aber hierzu ein ſcheinbarer Vorwand finde, ſo ſolle man in eben den erſten Stock, den bisher der Königsleutnant beſetzt gehabt, Mietleute einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichſam unmöglich machen. Der Graf, der nach der Trennung von ſeinen geliebten Gemälden kein beſonderes Intereſſe mehr am Hauſe fand, auch ohnehin bald abgerufen und verſetzt zu werden hoffte, ließ es ſich ohne Widerrede gefallen, eine andere gute Wohnung zu beziehen, und ſchied von uns in Frieden und gutem Willen. Auch verließ er bald darauf die Stadt und erhielt ſtufenweiſe noch verſchiedene Chargen, doch, wie man hörte, nicht zu ſeiner Zufriedenheit. Er hatte indes das Vergnügen, jene ſo emſig von ihm beſorgten Gemälde in dem Schloſſe ſeines Bruders glücklich angebracht zu ſehen; ſchrieb einige Male, ſendete Maße und ließ von den mehr genannten Künſtlern verſchiedenes nacharbeiten. Endlich vernahmen wir nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren verſichern wollte, er ſei in Weſtindien, auf einer der franzöſiſchen Kolonien, als Gouverneur geſtorben.

IV.

So viel Unbequemlichkeit uns auch die franzöſiſche Einquartierung mochte verurſacht haben, ſo waren wir ſie doch zu gewohnt geworden, als daß wir ſie nicht hätten vermiſſen, daß uns Kindern das Haus nicht hätte tot ſcheinen ſollen. Der Kanzleidirektor Moritz mit den Seinigen, ſehr werte Freunde meiner Eltern, zogen ein.

Dieſer, kein geborner Frankfurter, aber ein tüchtiger Juriſt und Geſchäftsmann, beſorgte die Rechtsangelegenheiten mehrerer kleinen Fürſten, Grafen und Herren. Ich habe ihn niemals anders als heiter und gefällig und über ſeinen Akten emſig geſehen. Frau und Kinder, ſanft, ſtill und wohlwollend, vermehrten zwar nicht die Geſelligkeit in unſerm Hauſe: denn ſie blieben für ſich; aber es war eine Stille, ein Friede zurückgekehrt, den wir lange Zeit nicht genoſſen hatten. Ich bewohnte nun wieder mein Manſardzimmer, in welchem die Geſpenſter der vielen Gemälde mir zuweilen vorſchwebten, die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verſcheuchen ſuchte.

Der Legationsrat Moritz, ein Bruder des Kanzleidirektors, kam von jetzt an auch öfters in unſer Haus. Er war ſchon mehr Weltmann, von einer anſehnlichen Geſtalt und dabei von bequem gefälligem Betragen. Auch er beſorgte die Angelegenheiten verſchiedener Standesperſonen und kam mit meinem Vater, bei Anlaß von Konkurſen und kaiſerlichen Kommiſſionen, mehrmals in Berührung. Der Legationsrat teilte ſeine Kenntniſſe gern mit, war ein Freund der Mathematik, und weil dieſe in ſeinem gegenwärtigen Lebensgange gar nicht vorkam, ſo machte er ſich ein Vergnügen daraus, mir in dieſen Kenntniſſen weiter zu helfen. Dadurch ward ich in den Stand geſetzt, meine architektoniſchen Riſſe genauer als bisher auszuarbeiten und den Unterricht eines Zeichenmeiſters, der uns jetzt auch täglich eine Stunde beſchäftigte, beſſer zu nutzen.

Dieſer gute alte Mann war freilich nur ein Halbkünſtler. In dieſem Beſtreben ging uns der Vater auf eine

muſterhafte Weiſe vor. Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da ſeine Kinder dieſe Kunſt trieben, nicht zurückbleiben, ſondern ihnen, ſelbſt in ſeinem Alter, ein Beiſpiel

Goethe etwa im Alter von 13 Jahren.

geben, wie ſie in ihrer Jugend verfahren ſollten. Er kopierte alſo einige Köpfe des Piazetta. Sein anhaltender, unermüdlicher Fleiß ging ſo weit, daß er die ganze an-

ſehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durchzeichnete, indeſſen wir Kinder von einem Kopf zum andern ſprangen und uns nur die auswählten, die uns gefielen.

Um dieſe Zeit ward auch der ſchon längſt in Beratung gezogne Vorſatz, uns in der Muſik unterrichten zu laſſen, ausgeführt; und zwar verdient der letzte Anſtoß dazu wohl einige Erwähnung. Daß wir das Klavier lernen ſollten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meiſters war man immer ſtreitig geweſen. Endlich komme ich einmal zufälligerweiſe in das Zimmer eines meiner Geſellen, der eben Klavierſtunde nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebſten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn aufs luſtigſte bezeichnet, wenn er gebraucht werden ſoll. Die ſchwarzen und weißen Taſten werden gleichfalls bildlich benannt, ja die Töne ſelbſt erſcheinen unter figürlichen Namen. Eine ſolche bunte Geſellſchaft arbeitet nun ganz vergnüglich durch einander. Applikatur und Takt ſcheinen ganz leicht und anſchaulich zu werden, und indem der Schüler zu dem beſten Humor aufgeregt wird, geht auch alles zum ſchönſten von ſtatten.

Kaum war ich nach Hauſe gekommen, als ich den Eltern anlag, nunmehr Ernſt zu machen und uns dieſen unvergleichlichen Mann zum Klaviermeiſter zu geben. Man nahm noch einigen Anſtand, man erkundigte ſich; man hörte zwar nichts Uebles von dem Lehrer, aber auch nichts ſonderlich Gutes. Ich hatte indeſſen meiner Schweſter alle die luſtigen Benennungen erzählt, wir konnten den Unterricht

kaum erwarten und ſetzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

Das Notenleſen ging zuerſt an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, tröſteten wir uns mit der Hoffnung, daß, wenn es erſt ans Klavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das ſcherzhafte Weſen ſeinen Anfang nehmen würde. Allein weder Taſtatur noch Fingerſetzung ſchien zu einigem Gleichnis Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten mit ihren Strichen auf und zwiſchen den fünf Linien blieben auch die ſchwarzen und weißen Claves, und weder von einem Däumerling noch Deuterling noch Goldfinger war mehr eine Silbe zu hören; und das Geſicht verzog der Mann ſo wenig beim trocknen Unterricht, als er es vorher beim trocknen Spaß verzogen hatte. Meine Schweſter machte mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich ſie getäuſcht habe, und glaubte wirklich, es ſei nur Erfindung von mir geweſen. Ich war aber ſelbſt betäubt und lernte wenig, ob der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging: denn ich wartete immer noch, die frühern Späße ſollten zum Vorſchein kommen, und vertröſtete meine Schweſter von einem Tage zum andern. Aber ſie blieben aus, und ich hätte mir dieſes Rätſel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöſt hätte.

Einer meiner Geſpielen trat herein, mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten ſich die ſämtlichen Röhren des humoriſtiſchen Springbrunnens; die Däumerlinge und Deuterlinge, die Krabler und Zabler, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Fakchen und Gakchen, wie er

z. B. die Noten f und g, die Fiekchen und Giekchen, wie er fis und gis benannte, waren auf einmal wieder vorhanden und machten die wunderſamſten Männerchen. Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen und freute ſich, daß man auf eine ſo luſtige Weiſe ſo viel lernen könne. Er ſchwur, daß er ſeinen Eltern keine Ruhe laſſen würde, bis ſie ihm einen ſolchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

Und ſo war mir, nach den Grundſätzen einer neuern Erziehungslehre, der Weg zu zwei Künſten früh genug eröffnet, bloß auf gut Glück, ohne Ueberzeugung, daß ein angebornes Talent mich darin weiter fördern könne. Zeichnen müſſe jedermann lernen, behauptete mein Vater und verehrte deshalb beſonders Kaiſer Maximilian, welcher dieſes ausdrücklich ſolle befohlen haben. Auch hielt er mich ernſtlicher dazu an als zur Muſik, welche er dagegen meiner Schweſter vorzüglich empfahl, ja dieſelbe außer ihren Lehrſtunden eine ziemliche Zeit des Tages am Klaviere feſthielt.

Je mehr ich aber auf dieſe Weiſe zu treiben veranlaßt wurde, deſto mehr wollte ich treiben, und ſelbſt die Freiſtunden wurden zu allerlei wunderlichen Beſchäftigungen verwendet. Schon ſeit meinen frühſten Zeiten fühlte ich einen Unterſuchungstrieb gegen natürliche Dinge. Man legt es manchmal als eine Anlage zur Grauſamkeit aus, daß die Kinder ſolche Gegenſtände, mit denen ſie eine Zeit lang geſpielt, die ſie bald ſo, bald ſo gehandhabt, endlich zerſtücken, zerreißen und zerfetzen. Doch pflegt ſich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren, wie ſolche

Dinge zuſammenhängen, wie ſie inwendig ausſehen, auf dieſe Weiſe an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerpflückt, um zu ſehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vögel berupft, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Iſt doch Kindern dieſes nicht zu verdenken, da ja ſelbſt Naturforſcher öfter durch Trennen und Sondern als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Töten als durch Beleben ſich zu unterrichten glauben.

Ein bewaffneter Magnetſtein, ſehr zierlich in Scharlachtuch eingenäht, mußte auch eines Tages die Wirkung einer ſolchen Forſchungsluſt erfahren. Denn dieſe geheime Anziehungskraft, die er nicht allein gegen das ihm angepaßte Eiſenſtäbchen ausübte, ſondern die noch überdies von der Art war, daß ſie ſich verſtärken und täglich ein größres Gewicht tragen konnte, dieſe geheimnisvolle Tugend hatte mich dergeſtalt zur Bewunderung hingeriſſen, daß ich mir lange Zeit bloß im Anſtaunen ihrer Wirkung gefiel. Zuletzt aber glaubte ich doch einige nähere Aufſchlüſſe zu erlangen, wenn ich die äußere Hülle wegtrennte. Dies geſchah, ohne daß ich dadurch klüger geworden wäre: denn die nackte Armatur belehrte mich nicht weiter. Auch dieſe nahm ich herab und behielt nun den bloßen Stein in Händen, mit dem ich durch Feilſpäne und Nähnadeln mancherlei Verſuche zu machen nicht ermüdete, aus denen jedoch mein jugendlicher Geiſt, außer einer mannigfaltigen Erfahrung, keinen weiteren Vorteil zog. Ich wußte die ganze Vorrichtung nicht wieder zuſammenzubringen, die Teile zerſtreuten ſich,

und ich verlor das eminente Phänomen zugleich mit dem Apparat.

Nicht glücklicher ging es mir mit der Zuſammenſetzung einer Elektriſiermaſchine. Ein Hausfreund, deſſen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Elektrizität alle Geiſter beſchäftigte, erzählte uns öfter, wie er als Knabe eine ſolche Maſchine zu beſitzen gewünſcht, wie er ſich die Hauptbedingungen abgeſehen und mit Hilfe eines alten Spinnrades und einiger Arzneigläſer ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieſes gern und oft wiederholte und uns dabei von der Elektrizität überhaupt unterrichtete, ſo fanden wir Kinder die Sache ſehr plauſibel und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläſern lange Zeit herum, ohne auch nur die mindeſte Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten dem ungeachtet am Glauben feſt und waren ſehr vergnügt, als zur Meßzeit unter andern Raritäten, Zauber- und Taſchenſpielerkünſten auch eine Elektriſiermaſchine ihre Kunſtſtücke machte, welche, ſo wie die magnetiſchen, für jene Zeit ſchon ſehr vervielfältigt waren.

Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht vermehrte ſich von Tage zu Tage. Man ſah ſich nach Hauslehrern um, und weil einzelne Familien den Aufwand nicht beſtreiten konnten, ſo traten mehrere zuſammen, um eine ſolche Abſicht zu erreichen. Allein die Kinder vertrugen ſich ſelten; der junge Mann hatte nicht Autorität genug, und nach oft wiederholtem Verdruß gab es nur gehäſſige Trennungen. Kein Wunder daher, daß man auf andere

Anſtalten dachte, welche ſowohl beſtändiger als vorteilhafter ſein ſollten.

Auf den Gedanken, Penſionen zu errichten, war man durch die Notwendigkeit gekommen, welche jedermann empfand, daß die franzöſiſche Sprache lebendig gelehrt und überliefert werden müſſe. Mein Vater hatte einen jungen Menſchen erzogen, der bei ihm Bedienter, Kammerdiener, Sekretär, genug, nach und nach alles in allem geweſen war. Dieſer, namens Pfeil, ſprach gut franzöſiſch und verſtand es gründlich. Nachdem er ſich verheiratet hatte und ſeine Gönner für ihn auf einen Zuſtand denken mußten, ſo fielen ſie auf den Gedanken, ihn eine Penſion errichten zu laſſen, die ſich nach und nach zu einer kleinen Schulanſtalt erweiterte, in der man alles Notwendige, ja zuletzt ſogar Lateiniſch und Griechiſch lehrte. Die weitverbreiteten Konnexionen von Frankfurt gaben Gelegenheit, daß junge Franzoſen und Engländer, um Deutſch zu lernen und ſonſt ſich auszubilden, dieſer Anſtalt anvertraut wurden. Pfeil, der ein Mann in ſeinen beſten Jahren, von der wunderſamſten Energie und Tätigkeit war, ſtand dem Ganzen ſehr lobenswürdig vor, und weil er nie genug beſchäftigt ſein konnte, ſo warf er ſich bei Gelegenheit, da er ſeinen Schülern Muſikmeiſter halten mußte, ſelbſt in die Muſik und betrieb das Klavierſpielen mit ſolchem Eifer, daß er, der niemals vorher eine Taſte angerührt hatte, ſehr bald recht fertig und brav ſpielte. Er ſchien die Maxime meines Vaters angenommen zu haben, daß junge Leute nichts mehr aufmuntern und anregen könne, als wenn man ſelbſt ſchon in gewiſſen Jahren ſich wieder zum Schüler erklärte und in

einem Alter, worin man ſehr ſchwer neue Fertigkeiten erlangt, dennoch durch Eifer und Anhaltſamkeit Jüngern, von der Natur mehr Begünſtigten den Rang abzulaufen ſuche.

Durch dieſe Neigung zum Klavierſpiel ward Pfeil auf die Inſtrumente ſelbſt geführt, und indem er ſich die beſten zu verſchaffen hoffte, kam er in Verhältniſſe mit Friederici in Gera, deſſen Inſtrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Kommiſſion und hatte nun die Freude, nicht nur etwa einen Flügel, ſondern mehrere in ſeiner Wohnung aufgeſtellt zu ſehen, ſich darauf zu üben und hören zu laſſen.

Auch in unſer Haus brachte die Lebendigkeit dieſes Mannes einen größeren Muſikbetrieb. Mein Vater blieb mit ihm, bis auf die ſtrittigen Punkte, in einem dauernden guten Verhältniſſe. Auch für uns ward ein großer friedericiſcher Flügel angeſchafft, den ich, bei meinem Klavier verweilend, wenig berührte, der aber meiner Schweſter zu deſto größerer Qual gedieh, weil ſie, um das neue Inſtrument gehörig zu ehren, täglich noch einige Zeit mehr auf ihre Uebungen zu wenden hatte; wobei mein Vater als Aufſeher, Pfeil aber als Muſterbild und antreibender Hausfreund abwechſelnd zur Seite ſtanden.

Eine beſondere Liebhaberei meines Vaters machte uns Kindern viel Unbequemlichkeit. Es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vorteil, wenn ſie allgemeiner verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanntſchaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer ſehr ſorgfältig betrieb, gaben ihm die nächſte Veranlaſſung.

Von dorther wurden ihm zu rechter Zeit die Eier geſendet; und ſobald die Maulbeerbäume genugſames Laub zeigten, ließ man ſie ausſchlüpfen und wartete der kaum ſichtbaren Geſchöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Manſardzimmer waren Tiſche und Geſtelle mit Brettern aufgeſchlagen, um ihnen mehr Raum und Unterhalt zu bereiten: denn ſie wuchſen ſchnell und waren nach der letzten Häutung ſo heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbeiſchaffen konnte, ſie zu nähren; ja, ſie mußten Tag und Nacht gefüttert werden, weil eben alles darauf ankommt, daß ſie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und wunderſame Veränderung in ihnen vorgehen ſoll. War die Witterung günſtig, ſo konnte man freilich dieſes Geſchäft als eine luſtige Unterhaltung anſehen; trat aber Kälte ein, daß die Maulbeerbäume litten, ſo machte es große Not. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Regen einfiel: denn dieſe Geſchöpfe können die Feuchtigkeit gar nicht vertragen; und ſo mußten die benetzten Blätter ſorgfältig abgewiſcht und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer ſo genau geſchehen konnte, und aus dieſer oder vielleicht auch einer andern Urſache kamen mancherlei Krankheiten unter die Herde, wodurch die armen Kreaturen zu Tauſenden hingerafft wurden. Die daraus entſtehende Fäulnis erregte einen wirklich peſtartigen Geruch, und da man die toten und kranken wegſchaffen und von den geſunden abſondern mußte, um nur einige zu retten, ſo war es in der Tat ein äußerſt beſchwerliches und widerliches Geſchäft, das uns Kindern manche böſe Stunde verurſachte.

Damit es uns Kindern aber ja nicht an dem Allerlei des Lebens und Lernens fehlen möchte, so mußte sich gerade um diese Zeit ein englischer Sprachmeister melden, welcher sich anheischig machte, innerhalb vier Wochen einen jeden, der nicht ganz roh in Sprachen sei, die englische zu lehren und ihn so weit zu bringen, daß er sich mit einigem Fleiß weiter helfen könne. Er nahm ein mäßiges Honorar; die Anzahl der Schüler in einer Stunde war ihm gleichgültig. Mein Vater entschloß sich auf der Stelle, den Versuch zu machen, und nahm mit mir und meiner Schwester bei dem expediten Meister Lektion. Die Stunden wurden treulich gehalten, am Repetieren fehlte es auch nicht; man ließ die vier Wochen über eher einige andere Uebungen liegen; der Lehrer schied von uns und wir von ihm mit Zufriedenheit. Da er sich länger in der Stadt aufhielt und viele Kunden fand, so kam er von Zeit zu Zeit nachzusehen und nachzuhelfen, dankbar, daß wir unter die ersten gehörten, welche Zutrauen zu ihm gehabt, und stolz, uns den übrigen als Muster anführen zu können.

In Gefolg von diesem hegte mein Vater eine neue Sorgfalt, daß auch das Englische hübsch in der Reihe der übrigen Sprachbeschäftigungen bliebe. Nun bekenne ich, daß es mir immer lästiger wurde, bald aus dieser, bald aus jener Grammatik oder Beispielsammlung, bald aus diesem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen und so meinen Anteil an den Gegenständen zugleich mit den Stunden zu verzetteln. Ich kam daher auf den Gedanken, alles mit einmal abzutun, und erfand einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die, von einander

entfernt und in der Welt zerſtreut, ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mitteilen. Der älteſte Bruder gibt in gutem Deutſch Bericht von allerlei Gegenſtänden und Ereigniſſen ſeiner Reiſe. Die Schweſter, in einem frauenzimmerlichen Stil, mit lauter Punkten und in kurzen Sätzen, erwidert bald ihm, bald den andern Geſchwiſtern, was ſie teils von häuslichen Verhältniſſen, teils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder ſtudiert Theologie und ſchreibt ein ſehr förmliches Latein, dem er manchmal ein griechiſches Poſtſkript hinzufügt. Einem folgenden, in Hamburg als Handlungsdiener angeſtellt, ward natürlich die engliſche Korreſpondenz zu teil, ſowie einem jüngern, der ſich in Marſeille aufhielt, die franzöſiſche. Zum Italieniſchen fand ſich ein Muſikus auf ſeinem erſten Ausflug in die Welt, und der Jüngſte, eine Art von naſeweiſem Neſtquackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeſchnitten waren, ſich aufs Judendeutſch gelegt und brachte durch ſeine ſchrecklichen Chiffern die übrigen in Verzweiflung und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.

Für dieſe wunderliche Form ſuchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geſchöpfe ſich aufhielten, ſtudierte und zu jenen trockenen Lokalitäten allerlei Menſchlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Charakter der Perſonen und ihrer Beſchäftigung einige Verwandtſchaft hatten. Auf dieſe Weiſe wurden meine Exerzitienbücher viel voluminöſer; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr, was mir an eigenem Vorrat und an Fertigkeiten abging.

Wie nun dergleichen Dinge, wenn ſie einmal im Gang ſind, kein Ende und keine Grenzen haben, ſo ging es auch hier: denn indem ich mir das barocke Judendeutſch zuzueignen und es eben ſo gut zu ſchreiben ſuchte, als ich es leſen konnte, fand ich bald, daß mir die Kenntnis des Hebräiſchen fehlte, wovon ſich das moderne verdorbene und verzerrte allein ableiten und mit einiger Sicherheit behandeln ließ. Ich eröffnete daher meinem Vater die Notwendigkeit, Hebräiſch zu lernen, und betrieb ſehr lebhaft ſeine Einwilligung: denn ich hatte noch einen höhern Zweck. Ueberall hörte ich ſagen, daß zum Verſtändnis des Alten Teſtaments ſowie des Neuen die Grundſprachen nötig wären. Das letzte las ich ganz bequem, weil die ſogenannten Evangelien und Epiſteln, damit es ja auch Sonntags nicht an Uebung fehle, nach der Kirche rezitiert, überſetzt und einigermaßen erklärt werden mußten. Ebenſo dachte ich es nun auch mit dem Alten Teſtamente zu halten, das mir wegen ſeiner Eigentümlichkeit ganz beſonders von jeher zugeſagt hatte.

Mein Vater, der nicht gern etwas halb tat, beſchloß, den Rektor unſeres Gymnaſiums, Doktor Albrecht, um Privatſtunden zu erſuchen, die er mir wöchentlich ſo lange geben ſollte, bis ich von einer ſo einfachen Sprache das Nötigſte gefaßt hätte; denn er hoffte, ſie werde, wo nicht ſo ſchnell, doch wenigſtens in doppelter Zeit als die engliſche ſich abtun laſſen.

Der Rektor Albrecht war eine der originalſten Figuren von der Welt, klein, nicht dick, aber breit, unförmlich, ohne verwachſen zu ſein, kurz, ein Aeſop mit Chorrock und Perücke. Sein überſiebzigjähriges Geſicht war durchaus

zu einem ſarkaſtiſchen Lächeln verzogen, wobei ſeine Augen immer groß blieben und, obgleich rot, doch immer leuchtend und geiſtreich waren. Er wohnte in dem alten Kloſter zu den Barfüßern, dem Sitz des Gymnaſiums. Ich hatte ſchon als Kind, meine Eltern begleitend, ihn manchmal beſucht und die langen dunklen Gänge, die in Viſitenzimmer verwandelten Kapellen, das unterbrochne treppen- und winkelhafte Lokal mit ſchaurigem Behagen durchſtrichen. Ohne mir unbequem zu ſein, examinierte er mich, ſo oft er mich ſah, und lobte und ermunterte mich. Eines Tages, bei der Translokation nach öffentlichem Examen, ſah er mich als einen auswärtigen Zuſchauer, während er die ſilbernen praemia virtutis et diligentiae austeilte, nicht weit von ſeinem Katheder ſtehen. Ich mochte gar ſehnlich nach dem Beutelchen blicken, aus welchem er die Schaumünzen hervorzog; er winkte mir, trat eine Stufe herunter und reichte mir einen ſolchen Silberling. Meine Freude war groß, obgleich andre dieſe einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe außer aller Ordnung fanden. Allein daran war dem guten Alten wenig gelegen. Er hatte als Schulmann einen ſehr guten Ruf und verſtand ſein Handwerk, ob ihm gleich das Alter ſolches auszuüben nicht mehr ganz geſtattete. Dieſen ſeltſamen Mann fand ich mild und willig, als ich anfing, meine Stunden bei ihm zu nehmen. Ich ging nun täglich abends um ſechs Uhr zu ihm und fühlte immer ein heimliches Behagen, wenn ſich die Klingeltüre hinter mir ſchloß und ich nun den langen düſtern Kloſtergang durchzuwandeln hatte. Wir ſaßen in ſeiner Bibliothek

an einem mit Wachstuch beſchlagenen Tiſche; ein ſehr durchleſener Lucian kam nie von ſeiner Seite.

Indem ich nun dasjenige, was mir dem Inhalt nach ſchon bekannt war, in einem fremden kauderwelſchen Idiom herſtottern ſollte, wobei mir denn ein gewiſſes Näſeln und Gurgeln als ein Unerreichbares nicht wenig empfohlen wurde, ſo kam ich gewiſſermaßen von der Sache ganz ab und amüſierte mich auf eine kindiſche Weiſe an den ſeltſamen Namen dieſer gehäuften Zeichen. Da waren Kaiſer, Könige und Herzoge, die, als Accente hie und da dominierend, mich nicht wenig unterhielten.

Der Menſch mag ſich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch ſei, ſtets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir im gegenwärtigen Falle. Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften ſelbſt endigten zuletzt damit, daß von jenem ſchönen und viel geprieſenen Lande, ſeiner Umgebung und Nachbarſchaft, ſowie von den Völkern und Ereigniſſen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtauſende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorſtellung in meiner Einbildungskraft hervorging. [Folgt eine ausführliche Schilderung der älteſten jüdiſchen Geſchichte.]

Ein ſo großes Werk als jenes bibliſche proſaiſch-epiſche Gedicht hatte ich noch nicht unternommen. Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit, und nichts rief meine Einbildungskraft aus Paläſtina und Aegypten zurück. So quoll mein Manuſkript täglich um ſo mehr auf, als das Gedicht ſtreckenweiſe, wie ich es mir ſelbſt gleichſam in

die Luft erzählte, auf dem Papier ſtand und nur wenige Blätter von Zeit zu Zeit umgeſchrieben zu werden brauchten.

Als das Werk fertig war, denn es kam zu meiner eignen Verwunderung wirklich zu ſtande, bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden ſeien, die mir auch jetzt nicht verwerflich ſchienen, welche, in ein Format mit Joſeph [deſſen Geſchichte er gleichfalls bearbeitet hatte] zuſammengeſchrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel Vermiſchte Gedichte geben könnte; welches mir ſehr wohl gefiel, weil ich dadurch im ſtillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl ſogenannter Anakreontiſcher Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Silbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhaltes ſehr wohl von der Hand gingen. Allein dieſe durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil ſie keine Reime hatten und ich doch vor allem meinem Vater etwas Angenehmes zu erzeigen wünſchte. Deſto mehr ſchienen mir geiſtliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des jüngſten Gerichts von Elias Schlegel ſehr eifrig verſucht hatte. Eine zur Feier der Höllenfahrt Chriſti geſchriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und ſie hatte das Glück, mir ſelbſt noch einige Jahre zu gefallen. Die ſogenannten Texte der ſonntägigen Kirchenmuſiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, ſtudierte ich fleißig. Sie waren freilich ſehr ſchwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeſchriebenen Art verfertigt hatte, eben ſo gut verdienten, komponiert

und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Dieſe und mehrere dergleichen hatte ich ſeit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeſchrieben, weil ich durch dieſe Privatübung von den Vorſchriften des Schreibemeiſters entbunden wurde. Nunmehr aber ward alles redigiert und in gute Ordnung geſtellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um ſolche von jenem ſchreibeluſtigen jungen Manne reinlich abgeſchrieben zu ſehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den ſaubern Band meinem Vater überreichte, munterte er mich mit beſonderm Wohlgefallen auf, alle Jahre einen ſolchen Quartanten zu liefern, welches er mit deſto größerer Ueberzeugung tat, als ich das alles nur in ſogenannten Nebenſtunden geleiſtet hatte.

Noch ein anderer Umſtand vermehrte den Hang zu dieſen theologiſchen oder vielmehr bibliſchen Studien. Schon früher, da ich doch einmal in die Kirche gehen mußte, hatte ich mir die Einteilung gemerkt und konnte dann und wann mit ziemlich vollſtändiger Rezitation einer Predigt großtun. Da nun über den neuen Senior manches für und wider in der Gemeine geſprochen wurde und viele kein ſonderliches Zutrauen in ſeine angekündigten didaktiſchen Predigten ſetzen wollten: ſo nahm ich mir vor, ſorgfältiger nachzuſchreiben, welches mir um ſo eher gelang, als ich auf einem zum Hören ſehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitz ſchon geringere Verſuche gemacht hatte. Ich war höchſt aufmerkſam und behend; in dem Augenblick, daß er Amen ſagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein paar Stunden daran, das, was ich auf dem Papier und

im Gedächtnis fixiert hatte, eilig zu diktieren, so daß ich die geschriebene Predigt noch vor Tische überreichen konnte. Mein Vater war sehr glorios über dieses Gelingen, und der gute Hausfreund, der eben zu Tische kam, mußte die Freude teilen. Dieser war mir ohnehin höchst günstig, weil ich mir seinen Messias so zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm, bei meinen öftern Besuchen, um Siegelabdrücke für meine Wappensammlung zu holen, große Stellen davon vortragen konnte, so daß ihm die Tränen in den Augen standen.

Den nächsten Sonntag setzte ich die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und weil mich der Mechanismus derselben sogar unterhielt, so dachte ich nicht nach über das, was ich schrieb und aufbewahrte. Das erste Vierteljahr mochten sich diese Bemühungen ziemlich gleich bleiben; als ich aber zuletzt nach meinem Dünkel weder besondere Aufklärung über die Bibel selbst, noch eine freiere Ansicht des Dogmas zu finden glaubte, so schien mir die kleine Eitelkeit, die dabei befriedigt wurde, zu teuer erkauft, als daß ich mit gleichem Eifer das Geschäft hätte fortsetzen sollen. Die erst so blätterreichen Kanzelreden wurden immer magerer, und ich hätte zuletzt diese Bemühung ganz abgebrochen, wenn nicht mein Vater, der ein Freund der Vollständigkeit war, mich durch gute Worte und Versprechungen dahin gebracht, daß ich bis auf den letzten Sonntag Trinitatis aushielt, obgleich am Schlusse kaum etwas mehr als der Text, die Proposition und die Einteilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden.

Was das Vollbringen betrifft, darin hatte mein Vater

eine beſondere Hartnäckigkeit. Was einmal unternommen ward, ſollte ausgeführt werden. Hatten wir in langen Winterabenden im Familienkreiſe ein Buch angefangen vorzuleſen, ſo mußten wir es auch durchbringen, wenn wir gleich ſämtlich dabei verzweifelten und er mitunter ſelbſt der erſte war, der zu gähnen anfing. Ich erinnere mich noch eines ſolchen Winters, wo wir Bowers Geſchichte der Päpſte ſo durchzuarbeiten hatten. Es war ein fürchterlicher Zuſtand, indem wenig oder nichts, was in jenen kirchlichen Verhältniſſen vorkommt, Kinder und junge Leute anſprechen kann. Indeſſen iſt mir bei aller Unachtſamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorleſung ſo viel geblieben, daß ich in ſpäteren Zeiten manches daran zu knüpfen im ſtande war.

Bei allen dieſen fremdartigen Beſchäftigungen und Arbeiten, die ſo ſchnell auf einander folgten, daß man ſich kaum beſinnen konnte, ob ſie zuläſſig und nützlich wären, verlor mein Vater ſeinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Er ſuchte mein Gedächtnis, meine Gabe, etwas zu faſſen und zu kombinieren, auf juriſtiſche Gegenſtände zu lenken, und gab mir daher ein kleines Buch, in Geſtalt eines Katechismus, von Hoppe, nach Form und Inhalt der Inſtitutionen gearbeitet, in die Hände. Ich lernte Fragen und Antworten bald auswendig und konnte ſo gut den Katecheten als den Katechumenen vorſtellen; und wie bei dem damaligen Religionsunterricht eine der Hauptübungen war, daß man auf das behendeſte in der Bibel aufſchlagen lernte, ſo wurde auch hier eine gleiche Bekanntſchaft mit dem Corpus Juris für nötig befunden, worin ich auch

bald auf das vollkommenſte bewandert war. Mein Vater wollte weiter gehen, und der kleine Struve ward vorgenommen; aber hier ging es nicht ſo raſch.

Wir waren nun herangewachſen, und dem Schlendriane nach ſollten wir auch neben andern Dingen fechten und reiten lernen, um uns gelegentlich unſerer Haut zu wehren und zu Pferde kein ſchülerhaftes Anſehen zu haben. Was den erſten Punkt betrifft, ſo war uns eine ſolche Uebung ſehr angenehm: denn wir hatten uns ſchon längſt Haurapiere von Haſelſtöcken, mit Körben von Weiden ſauber geflochten, um die Hand zu ſchützen, zu verſchaffen gewußt. Nun durften wir uns wirklich ſtählerne Klingen zulegen, und das Geraſſel, das wir damit machten, war ſehr lebhaft.

Zwei Fechtmeiſter befanden ſich in der Stadt: ein älterer ernſter Deutſcher, der auf die ſtrenge und tüchtige Weiſe zu Werke ging, und ein Franzoſe, der ſeinen Vorteil durch Avancieren und Retirieren, durch leichte flüchtige Stöße, welche ſtets mit einigen Ausrufungen begleitet waren, zu erreichen ſuchte. Die Meinungen, welche Art die beſte ſei, waren geteilt. Der kleinen Geſellſchaft, mit welcher ich Stunde nehmen ſollte, gab man den Franzoſen, und wir gewöhnten uns bald, vorwärts und rückwärts zu gehen, auszufallen und uns zurückzuziehen und dabei immer in die herkömmlichen Schreilaute auszubrechen. Mehrere von unſern Bekannten aber hatten ſich zu dem deutſchen Fechtmeiſter gewendet und übten gerade das Gegenteil. Dieſe verſchiedenen Arten, eine ſo wichtige Uebung zu behandeln, die Ueberzeugung eines jeden, daß ſein Meiſter

der beſſere ſei, brachte wirklich eine Spaltung unter die jungen Leute, die ungefähr von einem Alter waren, und es fehlte wenig, ſo hätten die Fechtſchulen ganz ernſtliche Gefechte veranlaßt. Denn faſt ward eben ſo ſehr mit Worten geſtritten als mit der Klinge gefochten, und um zuletzt der Sache ein Ende zu machen, ward ein Wettkampf zwiſchen beiden Meiſtern veranſtaltet, deſſen Erfolg ich nicht umſtändlich zu beſchreiben brauche. Der Deutſche ſtand in ſeiner Poſitur wie eine Mauer, paßte auf ſeinen Vorteil und wußte mit Battieren und Legieren ſeinen Gegner ein über das andre Mal zu entwaffnen. Dieſer behauptete, das ſei nicht Raiſon, und fuhr mit ſeiner Beweglichkeit fort, den andern in Atem zu ſetzen. Auch brachte er dem Deutſchen wohl einige Stöße bei, die ihn aber ſelbſt, wenn es Ernſt geweſen wäre, in die andre Welt geſchickt hätten.

Im ganzen ward nichts entſchieden, noch gebeſſert, nur wendeten ſich einige zu dem Landsmann, worunter ich auch gehörte. Allein ich hatte ſchon zu viel von dem erſten Meiſter angenommen, daher eine ziemliche Zeit darüber hinging, bis der neue mir es wieder abgewöhnen konnte, der überhaupt mit uns Renegaten weniger als mit ſeinen Urſchülern zufrieden war.

Mit dem Reiten ging es mir noch ſchlimmer. Zufälligerweiſe ſchickte man mich im Herbſt auf die Bahn, ſo daß ich in der kühlen und feuchten Jahreszeit meinen Anfang machte. Die pedantiſche Behandlung dieſer ſchönen Kunſt war mir höchlich zuwider. Zum erſten und letzten war immer vom Schließen die Rede, und es konnte einem doch niemand ſagen, worin denn eigentlich der Schluß

beſtehe, worauf doch alles ankommen ſolle: denn man fuhr ohne Steigbügel auf dem Pferde hin und her. Uebrigens ſchien der Unterricht nur auf Prellerei und Beſchämung der Scholaren angelegt. Vergaß man die Kinnkette ein- oder auszuhängen, ließ man die Gerte fallen oder wohl gar den Hut, jedes Verſäumnis, jedes Unglück mußte mit Geld gebüßt werden, und man ward noch obenein ausgelacht. Dies gab mir den allerſchlimmſten Humor, beſonders da ich den Uebungsort ſelbſt ganz unerträglich fand. Der garſtige, große, entweder feuchte oder ſtaubige Raum, die Kälte, der Modergeruch, alles zuſammen war nur im höchſten Grade zuwider; und da der Stallmeiſter den andern, weil ſie ihn vielleicht durch Frühſtücke und ſonſtige Gaben, vielleicht auch durch ihre Geſchicklichkeit beſtachen, immer die beſten Pferde, mir aber die ſchlechteſten zu reiten gab, mich auch wohl warten ließ und mich, wie es ſchien, hintanſetzte, ſo brachte ich die allerverdrießlichſten Stunden über einem Geſchäft hin, das eigentlich das luſtigſte von der Welt ſein ſollte. Ja, der Eindruck von jener Zeit, von jenen Zuſtänden iſt mir ſo lebhaft geblieben, daß, ob ich gleich nachher leidenſchaftlich und verwegen zu reiten gewohnt war, auch tage- und wochenlang kaum vom Pferde kam, daß ich bedeckte Reitbahnen ſorgfältig vermied und höchſtens nur wenig Augenblicke darin verweilte.

Mit der Annäherung des Frühlings ward es bei uns auch wieder ruhiger, und wenn ich mir früher das Anſchauen der Stadt, ihrer geiſtlichen und weltlichen, öffentlichen und Privatgebäude zu verſchaffen ſuchte und beſonders an dem damals noch vorherrſchenden Altertümlichen

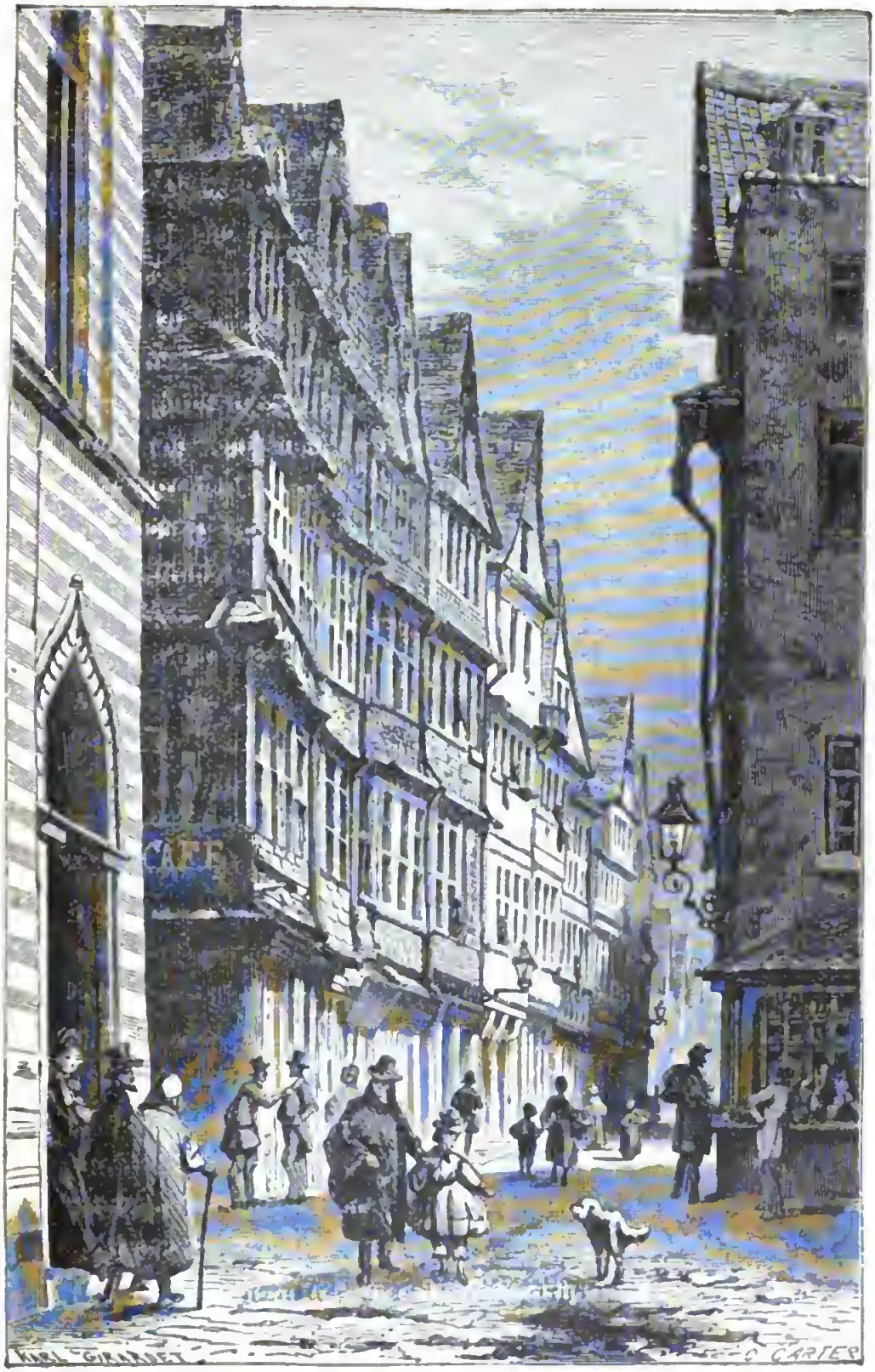
das größte Vergnügen fand, so war ich nachher bemüht, durch die Lersnersche Chronik und durch andere unter meines Vaters Frankofurtensien befindliche Bücher und Hefte die Personen vergangener Zeiten mir zu vergegenwärtigen; welches mir denn auch durch große Aufmerksamkeit auf das Besondere der Zeiten und Sitten und bedeutender Individualitäten ganz gut zu gelingen schien.

Unter den altertümlichen Resten war mir, von Kindheit an, der auf dem Brückenturm aufgesteckte Schädel eines Staatsverbrechers merkwürdig gewesen, der von dreien oder vieren, wie die leeren eisernen Spitzen auswiesen, seit 1616 sich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte. So oft man von Sachsenhausen nach Frankfurt zurückkehrte, hatte man den Turm vor sich, und der Schädel fiel ins Auge. Ich ließ mir als Knabe schon gern die Geschichte dieser Aufrührer, des Fettmilch und seiner Genossen, erzählen, wie sie mit dem Stadtregiment unzufrieden gewesen, sich gegen dasselbe empört, Meuterei angesponnen, die Judenstadt geplündert und gräßliche Händel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiserlichen Abgeordneten zum Tode verurteilt worden. Späterhin lag mir daran, die nähern Umstände zu erfahren und, was es denn für Leute gewesen, zu vernehmen. Als ich nun aus einem alten, gleichzeitigen, mit Holzschnitten versehenen Buche erfuhr, daß zwar diese Menschen zum Tode verurteilt, aber zugleich auch viele Ratsherren abgesetzt worden, weil mancherlei Unordnung und sehr viel Unverantwortliches im Schwange gewesen; da ich nun die nähern Umstände vernahm, wie alles hergegangen: so bedauerte

ich die unglücklichen Menſchen, welche man wohl als Opfer, die einer künftigen beſſern Verfaſſung gebracht worden, anſehen dürfe.

Zu den ahnungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten, gehörte beſonders der Zuſtand der Judenſtadt, eigentlich die Judengaſſe genannt, weil ſie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Straße beſteht, welche in frühen Zeiten zwiſchen Stadtmauer und Graben wie in einem Zwinger mochte eingeklemmt worden ſein. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, alles zuſammen machte den unangenehmſten Eindruck, wenn man auch nur am Tore vorbeigehend hineinſah. Es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten ſo vieler etwas zu ſchachern unermüdet fordernder oder anbietender Menſchen entgangen war. Dabei ſchwebten die alten Märchen von Grauſamkeit der Juden gegen die Chriſtenkinder, die wir in Gottfrieds Chronik gräßlich abgebildet geſehen, düſter vor dem jungen Gemüt. Und ob man gleich in der neuern Zeit beſſer von ihnen dachte, ſo zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenturm an einer Bogenwand, zu ihrem Unglimpf, noch ziemlich zu ſehen war, außerordentlich gegen ſie: denn es war nicht etwa durch einen Privatmutwillen, ſondern aus öffentlicher Anſtalt verfertigt worden.

Indeſſen blieben ſie doch das auserwählte Volk Gottes und gingen, wie es nun mochte gekommen ſein, zum Andenken der älteſten Zeiten umher. Außerdem waren ſie



Die Judengaſſe in Frankfurt a. M.

ja auch Menſchen, tätig, gefällig, und ſelbſt dem Eigenſinn, womit ſie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man ſeine Achtung nicht verſagen. Ueberdies waren die Mädchen hübſch und mochten es wohl leiden, wenn ein Chriſtenknabe, ihnen am Sabbat auf dem Fiſcherfelde begegnend, ſich freundlich und aufmerkſam bewies. Aeußerſt neugierig war ich daher, ihre Zeremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters beſucht, einer Beſchneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Laubhüttenfeſt mir ein Bild gemacht hatte. Ueberall war ich wohl aufgenommen, gut bewirtet und zur Wiederkehr eingeladen; denn es waren Perſonen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen.

So wurde ich denn als ein junger Bewohner einer großen Stadt von einem Gegenſtand zum andern hin und wider geworfen, und es fehlte mitten in der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit nicht an gräßlichen Auftritten. Bald weckte ein näherer oder entfernter Brand uns aus unſerm häuslichen Frieden, bald ſetzte ein entdecktes großes Verbrechen, deſſen Unterſuchung und Beſtrafung die Stadt auf viele Wochen in Unruhe. Wir mußten Zeugen von verſchiedenen Exekutionen ſein, und es iſt wohl wert, zu gedenken, daß ich auch bei Verbrennung eines Buchs gegenwärtig geweſen bin. Es war der Verlag eines franzöſiſchen komiſchen Romans, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten ſchonte. Es hatte wirklich etwas Fürchterliches, eine Strafe an einem lebloſen Weſen ausgeübt zu ſehen. Die Ballen platzten im Feuer und wurden durch Ofengabeln aus einander geſchürt und mit den Flammen mehr in Be-

rührung gebracht. Es dauerte nicht lange, so flogen die angebrannten Blätter in der Luft herum, und die Menge haschte begierig darnach. Auch ruhten wir nicht, bis wir ein Exemplar auftrieben, und es waren nicht wenige, die sich das verbotene Vergnügen gleichfalls zu verschaffen wußten. Ja, wenn es dem Autor um Publizität zu tun war, so hätte er selbst nicht besser dafür sorgen können.

Jedoch auch friedlichere Anlässe führten mich in der Stadt hin und wider. Mein Vater hatte mich früh gewöhnt, kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Besonders trug er mir auf, die Handwerker, die er in Arbeit setzte, zu mahnen, da sie ihn gewöhnlich länger als billig aufhielten, weil er alles genau wollte gearbeitet haben und zuletzt bei prompter Bezahlung die Preise zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch fast in alle Werkstätten, und da es mir angeboren war, mich in die Zustände anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran teilzunehmen, so brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß solcher Aufträge zu, lernte eines jeden Verfahrungsart kennen, und was die unerläßlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für Freude, für Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen. Ich näherte mich dadurch dieser tätigen, das Untere und Obere verbindenden Klasse. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand meiner stillen Aufmerksamkeit, und so entwickelte, so bestärkte sich in mir das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte

Daſein als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgültig und zufällig erſchien.

Da mein Vater ſich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuß ſogleich wäre aufgezehrt worden — wie ich mich denn kaum erinnere, daß wir zuſammen ſpazieren gefahren und auf einem Luſtorte etwas verzehrt hätten — ſo war er dagegen nicht karg mit Anſchaffung ſolcher Dinge, die bei innerm Wert auch einen guten äußern Schein haben. Niemand konnte den Frieden mehr wünſchen als er, ob er gleich in der letzten Zeit vom Kriege nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit empfand. In dieſen Geſinnungen hatte er meiner Mutter eine goldne, mit Diamanten beſetzte Doſe verſprochen, welche ſie erhalten ſollte, ſobald der Friede publiziert würde. In Hoffnung dieſes glücklichen Ereigniſſes arbeitete man ſchon einige Jahre an dieſem Geſchenk. Die Doſe ſelbſt von ziemlicher Größe ward in Hanau verfertigt: denn mit den dortigen Goldarbeitern, ſowie mit den Vorſtehern der Seidenanſtalt ſtand mein Vater in gutem Vernehmen. Mehrere Zeichnungen wurden dazu verfertigt; den Deckel zierte ein Blumenkorb, über welchem eine Taube mit dem Oelzweig ſchwebte. Im Anfange ließ mein Vater die Sache noch ſo anſtehen; als aber die Hoffnung zum Frieden immer lebhafter wurde, als man zuletzt ſchon die Bedingungen, beſonders die Erhebung des Erzherzogs Joſeph zum Römiſchen König, genauer wiſſen wollte, ſo ward mein Vater immer ungeduldiger, und ich mußte wöchentlich ein paarmal, ja zuletzt faſt täglich den ſaumſeligen Künſtler, der die Bearbeitung der Juwelen-

Verzierung übernommen hatte, namens Lautensack] besuchen. Durch mein unabläſſiges Quälen und Zureden rückte die Arbeit, wiewohl langſam genug, vorwärts.

Endlich, als wirklich der Kongreß zu Hubertsburg ſchon feſtgeſetzt war, tat er aus Liebe zu mir ein übriges, und die Taube zuſamt den Blumen gelangte am Friedensfeſte wirklich in die Hände meiner Mutter.

Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich denn auch, um bei den Malern beſtellte Bilder zu betreiben. Da ich hier wieder der Malerei gedenke, ſo tritt in meiner Erinnerung eine große Anſtalt hervor, in der ich viele Zeit zubrachte, weil ſie und deren Vorſteher mich beſonders an ſich zog. Es war die große Wachstuchfabrik, welche der Maler Nothnagel errichtet hatte: ein geſchickter Künſtler, der aber ſowohl durch ſein Talent als durch ſeine Denkweiſe mehr zum Fabrikweſen als zur Kunſt hinneigte. In einem ſehr großen Raume von Höfen und Gärten wurden alle Arten von Wachstuch gefertigt, von dem rohſten an, das mit der Spatel aufgetragen wird und das man zu Rüſtwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Tapeten hindurch, welche mit Formen abgedruckt wurden, bis zu den feineren und feinſten, auf welchen bald chineſiſche und phantaſtiſche, bald natürliche Blumen abgebildet, bald Figuren, bald Landſchaften durch den Pinſel geſchickter Arbeiter dargeſtellt wurden. Dieſe Mannigfaltigkeit, die ins Unendliche ging, ergötzte mich ſehr. Die Beſchäftigung ſo vieler Menſchen von der gemeinſten Arbeit bis zu ſolchen, denen man einen gewiſſen Kunſtwert kaum verſagen konnte, war für mich höchſt an-

ziehend. Ich machte Bekanntschaft mit dieser Menge in vielen Zimmern hinter einander arbeitenden jüngern und ältern Männer und legte auch wohl selbst mitunter Hand an. Der Vertrieb dieser Ware ging außerordentlich stark. Wer damals baute oder ein Gebäude möblierte, wollte für seine Lebenszeit versorgt sein, und diese Wachstuchtapeten waren allerdings unverwüstlich. Nothnagel selbst hatte genug mit Leitung des Ganzen zu tun und saß in seinem Kontor, umgeben von Faktoren und Handlungsdienern. Die Zeit, die ihm übrig blieb, beschäftigte er sich mit seiner Kunstsammlung, die vorzüglich aus Kupferstichen bestand, mit denen er, sowie mit Gemälden, die er besaß, auch wohl gelegentlich Handel trieb. Zugleich hatte er das Radieren liebgewonnen; er ätzte verschiedene Blätter und setzte diesen Kunstzweig bis in seine spätesten Jahre fort.

Da seine Wohnung nahe am Eschenheimer Tore lag, so führte mich, wenn ich ihn besucht hatte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundstücken, welche mein Vater vor dem Tore besaß. Das eine war ein großer Baumgarten, dessen Boden als Wiese benutzt wurde und worin mein Vater das Nachpflanzen der Bäume, und was sonst zur Erhaltung diente, sorgfältig beobachtete, obgleich das Grundstück verpachtet war. Noch mehr Beschäftigung gab ihm ein sehr gut unterhaltener Weinberg vor dem Friedberger Tore, woselbst zwischen den Reihen der Weinstöcke Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflanzt und gewartet wurden. Es verging in der guten Jahrszeit fast kein Tag, daß nicht mein Vater sich hinaus begab,

da wir ihn denn meiſt begleiten durften und ſo von den erſten Erzeugniſſen des Frühlings bis zu den letzten des Herbſtes Genuß und Freude hatten. Wir lernten nun auch mit den Gartengeſchäften umgehen, die, weil ſie ſich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden. Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbſtes war aber doch zuletzt die Weinleſe das Luſtigſte und am meiſten Erwünſchte; ja, es iſt keine Frage, daß, wie der Wein ſelbſt den Orten und Gegenden, wo er wächſt und getrunken wird, einen freiern Charakter gibt, ſo auch dieſe Tage der Weinleſe, indem ſie den Sommer ſchließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Luſt und Jubel erſtreckt ſich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da, bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter dieſe Feier gern ſo lange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen Bemühungen beim Keltern und während der Gärung im Keller gaben uns auch zu Hauſe eine heitere Beſchäftigung, und ſo kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein, ohne es recht gewahr zu werden.

Dieſer ländlichen Beſitzungen erfreuten wir uns im Frühling 1763 um ſo mehr, als uns der 15. Februar dieſes Jahrs durch den Abſchluß des Hubertsburger Friedens zum feſtlichen Tage geworden, unter deſſen glücklichen Folgen der größte Teil meines Lebens verfließen ſollte. Ehe ich weiter ſchreite, halte ich es für meine Schuldigkeit,

einiger Männer zu gedenken, welche einen bedeutenden Einfluß auf meine Jugend ausgeübt.

Von Olenſchlager, Mitglied des Hauſes Frauenſtein und Schöff, ein ſchöner, behaglicher, ſanguiniſcher Mann. Er hätte in ſeiner burgemeiſterlichen Feſttracht gar wohl den angeſehenſten franzöſiſchen Prälaten vorſtellen können. Er hielt mich beſonders wert und ſprach oft mit mir von den Dingen, die ihn vorzüglich intereſſierten. Ich war um ihn, als er eben ſeine Erläuterung der güldnen Bulle ſchrieb, da er mir denn den Wert und die Würde dieſes Dokuments ſehr deutlich herauszuſetzen wußte. Auch dadurch wurde meine Einbildungskraft in jene wilden und unruhigen Zeiten zurückgeführt, daß ich nicht unterlaſſen konnte, dasjenige, was er mir geſchichtlich erzählte, gleichſam als gegenwärtig, mit Ausmalung der Charakter und Umſtände und manchmal ſogar mimiſch darzuſtellen; woran er denn große Freude hatte und durch ſeinen Beifall mich zur Wiederholung aufregte.

Ich hatte von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit, immer die Anfänge der Bücher und Abteilungen eines Werks auswendig zu lernen, zuerſt der fünf Bücher Moſis, ſodann der Aeneide und der Metamorphoſen. So machte ich es nun auch mit der Goldenen Bulle und reizte meinen Gönner oft zum Lächeln, wenn ich ganz ernſthaft und unverſehens ausrief: Omne regnum in se divisum desolabitur: nam principes ejus facti sunt socii furum. Der kluge Mann ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte bedenklich: Was müſſen das für Zeiten geweſen ſein, in welchen der Kaiſer auf einer großen Reichsverſammlung

ſeinen Fürſten dergleichen Worte ins Geſicht publizieren ließ.

Von Olenſchlager veranlaßte uns junge Leute, von Zeit zu Zeit ein Schauſpiel aufzuführen: denn man hielt dafür, daß eine ſolche Uebung der Jugend beſonders nützlich ſei. Wir wurden mehr gelobt, als wir verdienten, und glaubten es noch beſſer gemacht zu haben, als wie wir gelobt wurden. So ſtand ich mit dieſer Familie in dem beſten Verhältnis und bin ihr manches Vergnügen und eine ſchnellere Entwicklung ſchuldig geworden. [Ferner Kriegsrat v. Reineck, der Nelkenliebhaber Herr v. Malapart, der treffliche Juriſt Hüsgen, der zugleich Mathematik und Mechanik trieb.]

Die verſchiedenen Unterhaltungen mit dieſen Männern waren nicht unbedeutend, und jeder wirkte auf mich nach ſeiner Weiſe. Für einen jeden hatte ich ſo viel, oft noch mehr Aufmerkſamkeit als die eigenen Kinder, und jeder ſuchte an mir, als an einem geliebten Sohne, ſein Wohlgefallen zu vermehren, indem er an mir ſein moraliſches Ebenbild herzuſtellen trachtete. Olenſchlager wollte mich zum Hofmann, Reineck zum diplomatiſchen Geſchäftsmann bilden; beide, beſonders letzterer, ſuchten mir Poeſie und Schriftſtellerei zu verleiden. Hüsgen wollte mich zum Timon [= Menſchenfeind] ſeiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben.

Hielt ich mich gern an der Seite jener Männer, um ihren Rat, ihren Fingerzeig zu benutzen, ſo forderten jüngere, an Alter mir nur wenig vorausgeſchrittene mich auf zum unmittelbaren Nacheifern. Ich nenne hier vor allen andern

die Gebrüder Schloſſer und Griesbach. Da ich jedoch mit dieſen in der Folge in genauere Verbindung trat, welche viele Jahre ununterbrochen dauerte, ſo ſage ich gegenwärtig nur ſo viel, daß ſie uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und andern die akademiſche Laufbahn eröffnenden Studien geprieſen und zum Muſter aufgeſtellt wurden, und daß jedermann die gewiſſe Erwartung hegte, ſie würden einſt im Staat und in der Kirche etwas Ungemeines leiſten.

Was mich betrifft, ſo hatte ich auch wohl im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen; worin es aber beſtehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienſt, das man ſich erwerben ſollte: ſo leugne ich nicht, daß, wenn ich an ein wünſchenswertes Glück dachte, dieſes mir am reizendſten in der Geſtalt des Lorbeerkranzes erſchien, der den Dichter zu zieren geflochten iſt.

V.

Mein Vater tat mir die Eröffnung, es ſei nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joſeph zum Römiſchen König gewählt und gekrönt werden ſolle. Ein ſo höchſt bedeutendes Ereignis müſſe man nicht unvorbereitet erwarten und etwa nur gaffend und ſtaunend an ſich vorbei gehen laſſen. Er wolle daher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahlkapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen

Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeſchlagen, und wir beſchäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht.

Mit jenem großen ſtaatsrechtlichen Gegenſtande, der Wahl und Krönung eines Römiſchen Königs, wollte es nun immer mehr Ernſt werden. Der anfänglich auf Augsburg im Oktober 1763 ausgeſchriebene kurfürſtliche Kollegialtag ward nun nach Frankfurt verlegt, und ſowohl zu Ende dieſes Jahrs als zu Anfang des folgenden regten ſich die Vorbereitungen, welche dieſes wichtige Geſchäft einleiten ſollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie geſehener Aufzug. Eine unſerer Kanzleiperſonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittnen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläuftiges Edikt, das uns von dem Bevorſtehenden benachrichtigte und den Bürgern ein geziemendes und den Umſtänden angemeſſenes Betragen einſchärfte. Bei Rat wurden große Ueberlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, ſo zeigte ſich der Reichsquartiermeiſter, vom Erbmarſchall abgeſendet, um die Wohnungen der Geſandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unſer Haus lag im kurpfälziſchen Sprengel, und wir hatten uns einer neuen, obgleich erfreulichern Einquartierung zu verſehen. Der mittlere Stock, welchen ehemals Graf Thorane innegehabt, wurde einem kurpfälziſchen Kavalier eingeräumt, und da Baron von Königsthal, Nürnbergiſcher Geſchäftsträger, den oberen Stock eingenommen hatte, ſo waren wir noch mehr als zur Zeit der

Franzoſen zuſammengedrängt. Dieſes diente mir zu einem neuen Vorwand, außer dem Hauſe zu ſein und die meiſte Zeit des Tages auf der Straße zuzubringen, um das, was öffentlich zu ſehen war, ins Auge zu faſſen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Einrichtung der Zimmer auf dem Rathauſe ſehenswert geſchienen, nachdem die Ankunft der Geſandten eines nach dem andern und ihre erſte ſolenne Geſamtauffahrt den 6. Februar ſtattgefunden, ſo bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiſerlichen Kommiſſarien und deren Auffahrt, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geſchah. Die würdige Perſönlichkeit des Fürſten von Liechtenſtein machte einen guten Eindruck.

Der Wahlkonvent war endlich auf den 3. März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung, und die wechſelſeitigen Zeremoniellbeſuche der Geſandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpaſſen, weil wir nicht nur gaffen, ſondern alles wohl bemerken ſollten, um zu Hauſe gehörig Rechenſchaft zu geben, ja, manchen kleinen Aufſatz auszufertigen, worüber ſich mein Vater und Herr von Königsthal, teils zu unſerer Uebung, teils zu eigner Notiz beredet hatten. Und wirklich gereichte mir dies zu beſondrem Vorteil, indem ich über das Aeußerliche ſo ziemlich ein lebendiges Wahl- und Krönungsdiarium vorſtellen konnte.

Einerſeits hatte ich an dieſen Dingen manche Luſt: weil alles, was vorging, es mochte ſein, von welcher Art es wollte, doch immer eine gewiſſe Deutung verbarg,

irgend ein innres Verhältnis anzeigte, und ſolche ſymboliſche Zeremonien das durch ſo viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verſchüttete Deutſche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darſtellten; andrerſeits aber konnte ich mir ein geheimes Mißfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hauſe die innern Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abſchreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüber ſtanden, die ſich das Gleichgewicht hielten und nur inſofern einig waren, als ſie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beſchränken gedachten; daß jedermann ſich nur inſofern ſeines Einfluſſes freute, als er ſeine Privilegien zu erhalten und zu erweitern und ſeine Unabhängigkeit mehr zu ſichern hoffte. Ja, man war diesmal noch aufmerkſamer als ſonſt, weil man ſich vor Joſeph dem Zweiten, vor ſeiner Heftigkeit und ſeinen vermutlichen Planen zu fürchten anfing.

Bei meinem Großvater und den übrigen Ratsverwandten, deren Häuſer ich zu beſuchen pflegte, war es auch keine gute Zeit: denn ſie hatten ſo viel mit Einholen der vornehmen Gäſte, mit Bekomplimentieren, mit Ueberreichung von Geſchenken zu tun.

Selbſt wir jungen Leute, die wir das alles wohl mit anſehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unſere Augen, für unſre Einbildungskraft. Die ſpaniſchen Mantelkleider, die großen Federhüte der Geſandten und hie und da noch einiges andere gaben wohl ein echt altertümliches Anſehen; manches dagegen war wieder ſo halb neu oder ganz modern, daß überall nur ein buntes, unbefriedigendes, öfter ſogar geſchmackloſes

Weſen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreiſe des Kaiſers und des künftigen Königs große Anſtalten gemacht wurden, daß die kurfürſtlichen Kollegialhandlungen, bei welchen die letzte Wahlkapitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen, und daß der Wahltag auf den 27. März feſtgeſetzt ſei. Nun ward an die Herbeiſchaffung der Reichsinſignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächſt den Einzug des Kurfürſten von Mainz.

Sehr vielen und beſchwerlichen Geſchäften mußte ſich indeſſen das Reichsmarſchallamt unterziehen: die Maſſe der Fremden wuchs, es wurde immer ſchwieriger, ſie unterzubringen. Ueber die Grenzen der verſchiedenen kurfürſtlichen Bezirke war man nicht einig. Der Magiſtrat wollte von den Bürgern die Laſten abhalten, zu denen ſie nicht verpflichtet ſchienen, und ſo gab es bei Tag und bei Nacht ſtündlich Beſchwerden, Rekurſe, Streit und Mißhelligkeiten.

Der Einzug des Kurfürſten von Mainz erfolgte den 21. März. Hier fing nun das Kanonieren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden ſollten. Wichtig in der Reihe der Zeremonien war dieſe Feſtlichkeit: denn alle die Männer, die wir bisher auftreten ſahen, waren, ſo hoch ſie auch ſtanden, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erſchien ein Souverän, ein ſelbſtändiger Fürſt, der erſte nach dem Kaiſer, von einem großen, ſeiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet.

Gleich den nächſten Tag war große Bewegung in der Stadt, wegen der Viſiten und Gegenviſiten, welche nunmehr mit dem größten Zeremoniell abgeſtattet wurden. Was

mich aber als einen Frankfurter Bürger beſonders intereſſierte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheitseides, den der Rat, das Militär, die Bürgerſchaft, nicht etwa durch Repräſentanten, ſondern perſönlich und in Maſſe leiſteten; erſt auf dem großen Römerſaale der Magiſtrat und die Stabsoffiziere, dann auf dem großen Platze, dem Römerberg, die ſämtliche Bürgerſchaft nach ihren verſchiedenen Graden, Abſtufungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeinweſen mit einem Blick überſchauen, verſammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit und bei dem bevorſtehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Kur-Trier und Kur-Köln in Perſon angekommen. Am Vorabend des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewieſen, die Tore ſind geſchloſſen, die Juden in ihrer Gaſſe eingeſperrt, und der Frankfurter Bürger dünkt ſich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer ſo großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war alles noch ziemlich modern hergegangen: die höchſten und hohen Perſonen bewegten ſich nur in Kutſchen hin und wider; nun aber ſollten wir ſie, nach uralter Weiſe, zu Pferde ſehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich, wie eine Maus den heimiſchen Kornboden, genau kannte, ſo lange herumzuſchmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Kurfürſten und Geſandten, die zuerſt in Prachtkutſchen herangefahren und und ſich oben verſammelt hatten, nunmehr zu Pferde ſteigen

ſollten. Die ſtattlichſten, wohlzugerittenen Roſſe waren mit reichgeſtickten Waldrappen überhangen und auf alle Weiſe geſchmückt. Kurfürſt Emmerich Joſeph, ein ſchöner behaglicher Mann, nahm ſich zu Pferde gut aus. Der beiden andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns dieſe roten, mit Hermelin ausgeſchlagenen Fürſtenmäntel, die wir ſonſt nur auf Gemälden zu ſehen gewohnt waren, unter freiem Himmel ſehr romantiſch vorkamen. Auch die Botſchafter der abweſenden weltlichen Kurfürſten in ihren goldſtoffnen, mit Gold überſtrickten, mit goldnen Spitzentreſſen reich beſetzten ſpaniſchen Kleidern taten unſern Augen wohl; beſonders wehten die großen Federn von den altertümlich aufgekrempten Hüten aufs prächtigſte. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider, die weißſeidenen Strümpfe und modiſchen Schuhe. Wir hätten Halbſtiefelchen, ſo golden als man gewollt, Sandalen oder dergleichen gewünſcht, um nur ein etwas konſequenteres Koſtüm zu erblicken.

Im Betragen unterſchied ſich auch hier der preußiſche Geſandte von Plotho wieder vor allen andern. Er zeigte ſich lebhaft und munter und ſchien vor der ganzen Zeremonie nicht ſonderlichen Reſpekt zu haben. Denn als ſein Vordermann, ein ältlicher Herr, ſich nicht ſogleich aufs Pferd ſchwingen konnte und er deshalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er ſich des Lachens nicht, bis ſein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er ſich denn ſehr behend hinaufſchwang und von uns abermals als ein würdiger Abgeſandter Friedrichs des Zweiten bewundert wurde.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen geſucht; allein es fand ſich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Luſt. Die Wählenden hatten ſich ins Allerheiligſte zurückgezogen, in welchem weitläuftige Zeremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Joſephs des Zweiten, der zum Römiſchen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer ſtärker. Alles fuhr und ging in Galakleidern, ſo daß man zuletzt nur die ganz goldnen Anzüge bemerkenswert fand. Kaiſer und König waren ſchon in Heuſenſtamm, einem gräflich Schönborniſchen Schloſſe, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen; die Stadt aber feierte dieſe wichtige Epoche durch geiſtliche Feſte ſämtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite, zu Begleitung des Tedeum, durch unabläſſiges Kanonieren.

Der Einzug des Kurfürſten von Mainz war prächtig und impoſant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen geweisſagten Weltherrſchers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber ſpannte ſich unſere Erwartung aufs höchſte, als es hieß, der Kaiſer und der künftige König näherten ſich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachſenhauſen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magiſtrat ſich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und

die Stadtſchlüſſel anzubieten. Weiter hinaus auf einer ſchönen geräumigen Ebene ſtand ein anderes, ein Prachtgezelt, wohin ſich die ſämtlichen Kurfürſten und Wahlbotſchafter zum Empfang der Majeſtäten verfügten, indeſſen ihr Gefolge ſich den ganzen Weg entlang erſtreckte, um nach und nach, wie die Reihe an ſie käme, ſich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu ſetzen und gehörig in den Zug einzutreten. Nunmehr fuhr der Kaiſer bei dem Zelt an, betrat ſolches, und nach ehrfurchtsvollem Empfange beurlaubten ſich die Kurfürſten und Geſandten, um ordnungsgemäß dem höchſten Herrſcher den Weg zu bahnen.

Wir andern, die wir in der Stadt geblieben, um dieſe Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geſchehen können, wir waren durch das von der Bürgerſchaft in den Gaſſen aufgeſtellte Spalier, durch den Zudrang des Volks, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unſchicklichkeiten einſtweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrſchers ankündigten. Was einem Frankfurter beſonders wohltun mußte, war, daß bei dieſer Gelegenheit, bei der Gegenwart ſo vieler Souveräne und ihrer Repräſentanten, die Reichsſtadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erſchien: denn ihr Stallmeiſter eröffnete den Zug, Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im roten Felde ſich gar gut ausnahm, folgten ihm, Bediente und Offizianten, Pauker und Trompeter, Deputierte des Rats, von Ratsbedienten in der Stadtlivree zu Fuße begleitet. Hieran ſchloſſen ſich die drei Kompagnien der

Bürgerkavallerie, ſehr wohl beritten, dieſelbigen, die wir von Jugend auf bei Einholung des Geleites und andern öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieſer Ehre und an dem Hunderttauſendteilchen einer Souveränität, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erſchien. Die verſchiedenen Gefolge des Reichserbmarſchalls und der von den ſechs weltlichen Kurfürſten abgeordneten Wahlgeſandten zogen ſodann ſchrittweiſe daher. Keins derſelben beſtand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen; bei einigen aus einer noch größern Anzahl. Das Gefolge der geiſtlichen Kurfürſten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausoffizianten ſchienen unzählig, Kur-Köln und Kur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Kur-Mainz allein eben ſo viel. Die Dienerſchaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus aufs prächtigſte gekleidet, die Herren in den Equipagen, geiſtliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen laſſen, reich und ehrwürdig angetan und geſchmückt mit allen Ordenszeichen zu erſcheinen. Das Gefolge der Kaiſerlichen Majeſtät übertraf nunmehr, wie billig, die übrigen. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, Schabracken und Decken zogen aller Augen auf ſich, und ſechzehn ſechsſpännige Galawagen der kaiſerlichen Kammerherren, Geheimenräte, des Oberkämmerers, Oberhofmeiſters, Oberſtallmeiſters beſchloſſen mit großem Prunk dieſe Abteilung des Zugs, welche ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung doch nur der Vortrab ſein ſollte.

Nun aber konzentrierte ſich die Reihe, indem ſich Würde und Pracht ſteigerten, immer mehr. Denn unter

einer ausgewählten Begleitung eigener Hausdienerſchaft, die meiſten zu Fuß, wenige zu Pferde, erſchienen die Wahlbotſchafter ſo wie die Kurfürſten in Perſon nach aufſteigender Ordnung, jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Kur-Mainz kündigten zehn kaiſerliche Laufer, einundvierzig Lakaien und acht Heiducken die Majeſtäten ſelbſt an. Der prächtigſte Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas verſehen, mit Malerei, Lackierung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rotem geſtickten Samt obenher und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiſer und König, die längſt erwünſchten Häupter, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, teils aus Notwendigkeit, damit er ſich nur entfalten könne, teils um ihn der großen Menge Menſchen ſichtbar zu machen. Er war durch Sachſenhauſen, über die Brücke, die Fahrgaſſe, ſodann die Zeil hinuntergegangen und wendete ſich nach der innern Stadt durch die Katharinenpforte, ein ehemaliges Tor und ſeit Erweiterung der Stadt ein offner Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt ſeit einer Reihe von Jahren ſich immer mehr in die Höhe und Breite ausgedehnt. Man hatte gemeſſen und gefunden, daß durch dieſen Torweg, durch welchen ſo mancher Fürſt und Kaiſer aus- und eingezogen, der jetzige kaiſerliche Staatswagen, ohne mit ſeinem Schnitzwerk und andern Aeußerlichkeiten anzuſtoßen, nicht hindurchkommen könne. Man beratſchlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs entſchloß man ſich, das Pflaſter aufzuheben und eine ſanfte Ab- und Auffahrt zu

veranſtalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anſtoß und Schaden nehmen möchten.

So ſehr wir auch, als dieſes koſtbare Gefäß mit ſo koſtbarem Inhalt ſich uns näherte, auf die hohen Perſonen unſere Augen gerichtet hatten, ſo konnten wir doch nicht umhin, unſern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geſchirr und deſſen Poſamentſchmuck zu wenden; beſonders aber fielen uns die wunderlichen, beide auf den Pferden ſitzenden, Kutſcher und Vorreiter auf. Sie ſahen wie aus einer andern Nation, ja, wie aus einer andern Welt, in langen ſchwarz- und gelbſamtnen Röcken und Kappen mit großen Federbüſchen, nach kaiſerlicher Hofſitte. Nun drängte ſich ſo viel zuſammen, daß man wenig mehr unterſcheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiten Seiten des Wagens, der Erbmarſchall, das ſächſiſche Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarſchälle, als Anführer der kaiſerlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiſerlichen Edelknaben in Maſſe und endlich die Hatſchiergarde ſelbſt, in ſchwarzſamtnen Flügelröcken, alle Nähte reich mit Gold galonniert, darunter rote Leibröcke und lederfarbne Kamiſole, gleichfalls reich mit Gold beſetzt. Man kam vor lauter Sehen, Deuten und Hinweiſen gar nicht zu ſich ſelbſt, ſo daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Kurfürſten kaum beachtet wurden; ja, wir hätten uns vielleicht von den Fenſtern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unſern Magiſtrat, der in fünfzehn zweiſpännigen Kutſchen den Zug beſchloß, und beſonders in der letzten den

den Ratsſchreiber mit den Stadtſchlüſſeln auf rotſamtnem Kiſſen hätten in Augenſchein nehmen wollen. Daß unſere Stadtgrenadier-Kompagnie das Ende deckte, deuchte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutſche und als Frankfurter von dieſem Ehrentag doppelt und höchlich erbaut.

Wir hatten in einem Hauſe Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dom zurückkam, ebenfalls wieder an uns vorbei mußte. Des Gottesdienſtes, der Muſik, der Zeremonien und Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Vorträge und Vorleſungen waren in Kirche, Chor und Konklave ſo viel, bis es zur Beſchwörung der Wahlkapitulation kam, daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Kollation einzunehmen und auf die Geſundheit des alten und jungen Herrſchers manche Flaſche zu leeren. Das Geſpräch verlor ſich indes, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die vergangene Zeit, und es fehlte nicht an bejahrten Perſonen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigſtens in Abſicht auf ein gewiſſes menſchliches Intereſſe und einer leidenſchaftlichen Teilnahme, welche dabei vorgewaltet. Bei Franz' des Erſten Krönung war noch nicht alles ſo ausgemacht, wie gegenwärtig; der Friede war noch nicht abgeſchloſſen, Frankreich, Kur-Brandenburg und Kur-Pfalz widerſetzten ſich der Wahl; die Truppen des künftigen Kaiſers ſtanden bei Heidelberg, wo er ſein Hauptquartier hatte, und faſt wären die von Aachen heraufkommenden Reichsinſignien von den Pfälzern weggenommen worden. Indeſſen unterhandelte man doch und nahm von beiden Seiten die

Sache nicht aufs ſtrengſte. Maria Thereſia ſelbſt, obgleich in geſegneten Umſtänden, kommt, um die endlich durchgeſetzte Krönung ihres Gemahls in Perſon zu ſehen. Sie traf in Aſchaffenburg ein und beſtieg eine Jacht, um ſich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt ſeiner Gemahlin zu begegnen, aber er kommt zu ſpät, ſie iſt ſchon abgefahren. Ungekannt wirft er ſich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut ſich dieſer überraſchenden Zuſammenkunft. Das Märchen davon verbreitet ſich ſogleich, und alle Welt nimmt teil an dieſem zärtlichen, mit Kindern reich geſegneten Ehepaar, das ſeit ſeiner Verbindung ſo unzertrennlich geweſen, daß ſie ſchon einmal auf einer Reiſe von Wien nach Florenz zuſammen an der venetianiſchen Grenze Quarantäne halten müſſen. Maria Thereſia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt, ſie betritt den Gaſthof zum Römiſchen Kaiſer, indeſſen auf der Bornheimer Heide das große Zelt, zum Empfang ihres Gemahls, errichtet iſt. Dort findet ſich von den geiſtlichen Kurfürſten nur Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachſen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Vollſtändigkeit und Pracht abgehen mag, erſetzt reichlich die Gegenwart einer ſchönen Frau. Sie ſteht auf dem Balkon des wohlgelegnen Hauſes und begrüßt mit Vivatruf und Händeklatſchen ihren Gemahl: das Volk ſtimmt ein, zum größten Enthuſiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menſchen ſind, ſo denkt ſie der Bürger, wenn er ſie lieben will, als ſeinesgleichen; und das kann er am füglichſten, wenn er ſie

als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geſchwiſter, als treue Freunde ſich vorſtellen darf. Man hatte damals alles Gute gewünſcht und prophezeit, und heute ſah man es erfüllt an dem erſtgebornen Sohne, dem jedermann wegen ſeiner ſchönen Jünglingsgeſtalt geneigt war und auf den die Welt bei den hohen Eigenſchaften, die er ankündigte, die größten Hoffnungen ſetzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen.

So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt und gedrängter, vor unſern Augen vorbeiwogte; und wir konnten das Einzelne näher beobachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

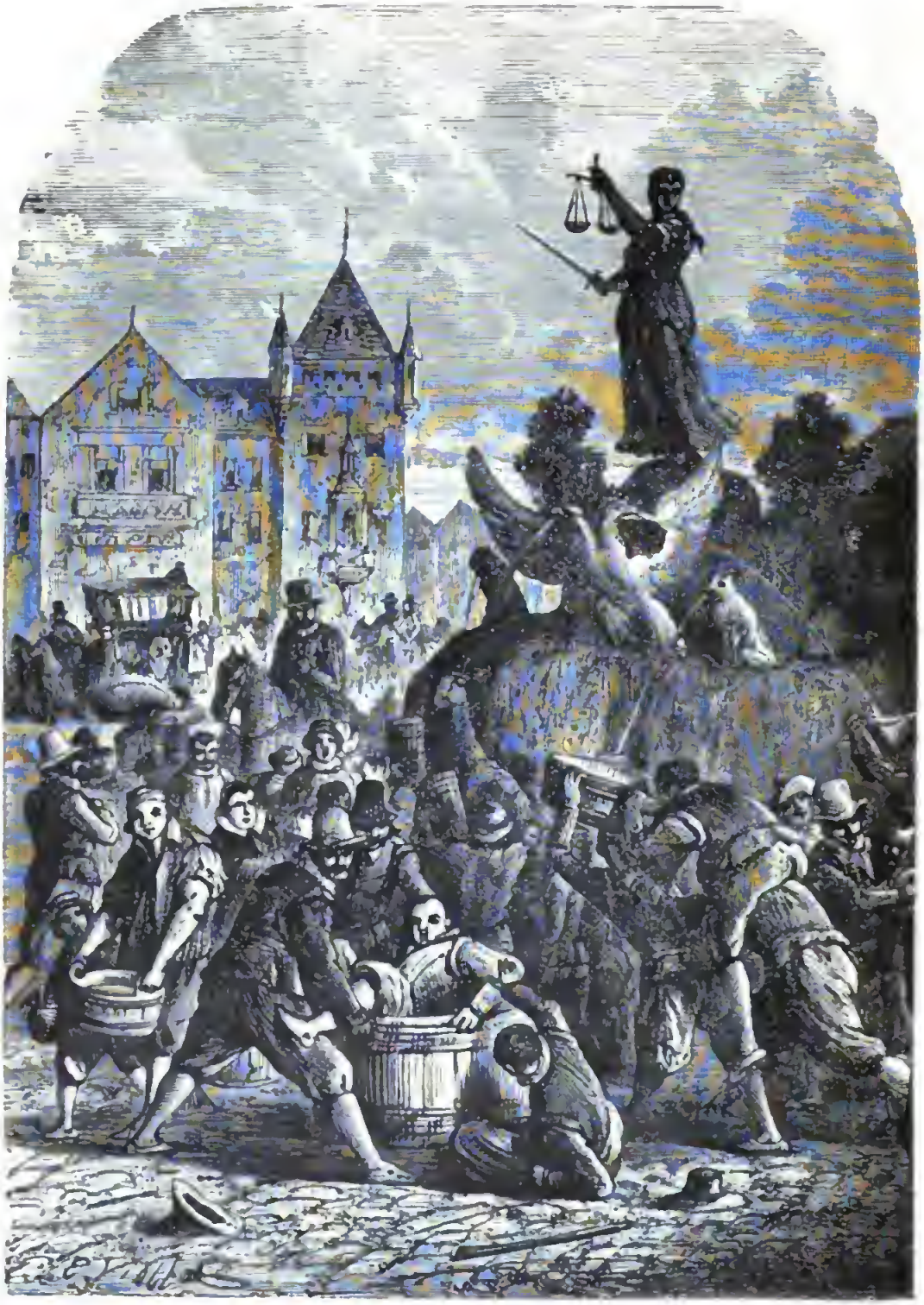
Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung: denn bis alle und jede, denen es zukommt und von denen es gefordert wird, den höchſten Häuptern ihre Aufwartung gemacht und ſich einzeln denſelben dargeſtellt hatten, war des Hin- und Widerziehens kein Ende, und man konnte den Hofſtaat eines jeden der hohen Gegenwärtigen ganz bequem im einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichsinſignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlen möge, ſo mußten ſie auf freiem Felde den halben Tag bis in die ſpäte Nacht zubringen, wegen einer Territorial- und Geleitsſtreitigkeit zwiſchen Kur-Mainz und der Stadt. Die

letzte gab nach, die Mainzischen geleiteten die Insignien bis an den Schlagbaum, und somit war die Sache für diesmal abgetan.

In diesen Tagen kam ich nicht zu mir selbst. Zu Hause gab es zu schreiben und zu kopieren; sehen wollte und sollte man alles, und so ging der März zu Ende, dessen zweite Hälfte für uns so festreich gewesen war.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspektive, die Anstalten, die wir tags vorher in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und roten Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Haber, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von anderen Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge womöglich immer nach der



Der Springbrunnen vor dem Römer am Krönungstag.
(Nach einer alten Zeichnung.)

Gegend hinſtrebte, wo ein neuer Auftritt erſchien und etwas Beſonderes angekündigt wurde.

Bei alledem herrſchte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, ſchien das ganze Volk von Schauer und Erſtaunen ergriffen. Was nun zuerſt die Aufmerkſamkeit aller, die von oben herab den Platz überſehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Dieſe hatten als Schutzheiligtümer den erſten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputierten ſaßen vor ihnen in anſtändiger Verehrung auf dem Rückſitz. Nunmehr begeben ſich die drei Kurfürſten in den Dom. Nach Ueberreichung der Inſignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert ſogleich nach dem kaiſerlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anſtalten und mancherlei Zeremoniell beſchäftigten mittlerweile die Hauptperſonen ſowie die Zuſchauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unſern Augen fuhren indeſſen die Geſandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiſerliche Quartier getragen wird. Sogleich beſteigt der Erbmarſchall Graf von Pappenheim ſein Pferd, ein ſehr ſchöner ſchlankgebildeter Herr, den die ſpaniſche Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die geſtrählten fliegenden Haare ſehr wohl kleideten. Er ſetzt ſich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Geſandten nach dem kaiſerlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch ſein

mögen, wie man ſich an dieſen Tagen durchaus zu vervielfältigen wünſchte. Wir erzählten einander indeſſen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiſer ſeinen Hausornat an, ſagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muſter der alten karolingiſchen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinſignien und ſetzten ſich damit zu Pferde. Der Kaiſer im Ornat, der Römiſche König im ſpaniſchen Habit beſtiegen gleichfalls ihre Roſſe, und indem dieſes geſchieht, hat ſie uns der vorausgeſchrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war ſchon ermüdet durch die Menge der reich gekleideten Dienerſchaft und der übrigen Behörden, durch den ſtattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotſchafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgeſtickten, von zwölf Schöffen und Ratsherrn getragenen Baldachin der Kaiſer in romantiſcher Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, ſein Sohn in ſpaniſcher Tracht langſam auf prächtig geſchmückten Pferden einherſchwebten, war das Auge nicht mehr ſich ſelbſt genug. Man hätte gewünſcht, durch eine Zauberformel die Erſcheinung nur einen Augenblick zu feſſeln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltſam vorbei, und den kaum verlaſſenen Raum erfüllte ſogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entſtand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römertüre eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beſchreiten ſollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen

Zeremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterſchlag vorbereiten und begleiten, alles dieſes ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu ſein.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unſern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem feſtlichſten Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beſte und älteſte Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, ſo daß wir von dieſer Seite wenigſtens dies altertümliche Feſt altertümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigſte die fertig gewordene und mit rotgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir ſollten den Kaiſer, den wir zuerſt im Wagen, dann zu Pferde ſitzend angeſtaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und ſonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meiſten; denn uns deuchte dieſe Weiſe, ſich darzuſtellen, ſo wie die natürlichſte, ſo auch die würdigſte.

Aeltere Perſonen, welche der Krönung Franz' des Erſten beigewohnt, erzählten: Maria Thereſia, über die Maßen ſchön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenſter des Hauſes Frauenſtein, gleich neben dem Römer, zugeſehen. Als nun ihr Gemahl in der ſeltſamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und ſich ihr ſo zu ſagen als ein Geſpenſt Karls des Großen dargeſtellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Zepter und die wunderſamen Handſchuh

hingewieſen, worüber ſie in ein unendliches Lachen ausgebrochen; welches dem ganzen zuſchauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehgattenverhältnis des allerhöchſten Paares der Chriſtenheit mit Augen zu ſehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiſerin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geſchwungen und ihm ſelbſt ein lautes Vivat zugerufen, ſei der Enthuſiasmus und der Jubel des Volks aufs höchſte geſtiegen, ſo daß das Freudengeſchrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenſchall und nun die vorderſten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz ſachte einherſchritten, daß alles getan ſei. Die Aufmerkſamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, beſonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir ſahen ihn ſowie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu ſehr drängte ſich am Ende die Pracht; denn die Geſandten, die Erbämter, Kaiſer und König unter dem Baldachin, die drei geiſtlichen Kurfürſten, die ſich anſchloſſen, die ſchwarz gekleideten Schöffen und Ratsherren, der goldgeſtickte Himmel, alles ſchien nur eine Maſſe zu ſein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmoniſch und ſoeben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenſtrahlte.

Eine politiſch religiöſe Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir ſehen die irdiſche Majeſtät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem ſie ſich vor der himmliſchen beugt, bringt ſie uns die Ge-

meinſchaft beider vor die Sinne. Denn auch der einzelne vermag ſeine Verwandtſchaft mit der Gottheit nur dadurch zu betätigen, daß er ſich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete ſich nun auch über den großen Platz, und ein ungeſtümes Vivat erſcholl aus tauſend und aber tauſend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieſes große Feſt ſollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutſchland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben und alſo nicht vom Volke wie ſonſt angetaſtet werden ſolle. Es geſchah dies, um manches bei ſolchem Anſtürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens beſtellte Perſonen hinter dem Zuge her, löſten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweiſe zuſammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entſtand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte ſich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menſchen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und ſolche an ſich zogen, riſſen all die Mittleren zu Boden, umhüllten und ängſtigten ſie ſo lange, bis ſie ſich durchgeriſſen oder durchgeſchnitten und jeder nach ſeiner Weiſe einen Zweifel dieſes, durch die Fußtritte der Majeſtäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieſer wilden Beluſtigung ſah ich nicht lange zu, ſondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei

Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerſtiege, wo die aus der Ferne angeſtaunte, ſo vornehme als herrliche Maſſe heraufwallen ſollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathauſes wohl beſetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiſerne Geländer. Nun ſtiegen die Hauptperſonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte ſie auf der dreimal gebrochnen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majeſtäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaiſers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, ſowie Krone, Zepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran und die Nachahmung des Altertums geſchmackvoll. So bewegte er ſich auch in ſeinem Anzuge ganz bequem, und ſein treuherzig würdiges Geſicht gab zugleich den Kaiſer und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen ſchleppte ſich in den ungeheuren Gewandſtücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, ſo daß er ſelbſt, von Zeit zu Zeit ſeinen Vater anſehend, ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man ſehr hatte füttern müſſen, ſtand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatika, die Stola, ſo gut ſie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vorteilhaftes Ausſehen. Zepter und Reichsapfel ſetzten in Verwunderung; aber man konnte ſich nicht leugnen, daß man lieber eine

mächtige, dem Anzuge gewachſene Geſtalt, um der günſtigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeſchmückt geſehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter dieſen Geſtalten wieder geſchloſſen, ſo eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Not mir wieder zu teil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenſter wieder Beſitz nahm; denn das Merkwürdigſte, was öffentlich zu erblicken war, ſollte eben vorgehen. Alles Volk hatte ſich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatſchreien gab uns zu erkennen, daß Kaiſer und König an dem Balkonfenſter des großen Saales in ihrem Ornate ſich dem Volke zeigten. Aber ſie ſollten nicht allein zum Schauſpiel dienen, ſondern vor ihren Augen ſollte ein ſeltſames Schauſpiel vorgehen. Vor allen ſchwang ſich nun der ſchöne ſchlanke Erbmarſchall auf ſein Roß; er hatte das Schwert abgelegt; in ſeiner Rechten hielt er ein ſilbernes gehenkeltes Gemäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, ſprengte hinein, ſchöpfte das Gefäß übervoll, ſtrich es ab und trug es mit großem Anſtande wieder zurück. Der kaiſerliche Marſtall war nunmehr verſorgt. Der Erbkämmerer ritt ſodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebſt Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuſchauer war der Erbtruchſeß, der ein Stück von dem gebratnen Ochſen zu holen kam. Auch er ritt mit einer ſilbernen Schüſſel durch die Schranken bis zu der großen

Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um ſeinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbſchenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiſerliche Tafel beſtellt, und aller Augen warteten auf den Erbſchatzmeiſter, der das Geld auswerfen ſollte. Auch er beſtieg ein ſchönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anſtatt der Piſtolenhalftern ein Paar prächtige, mit dem kurpfälziſchen Wappen geſtickte Beutel befeſtigt hingen. Kaum hatte er ſich in Bewegung geſetzt, als er in dieſe Taſchen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausſtreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar luſtig glänzten. Tauſend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, ſo wühlte die Maſſe in ſich ſelbſt gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen ſein. Da nun dieſe Bewegung von beiden Seiten ſich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, ſo war es für die Zuſchauer ein ſehr beluſtigender Anblick. Zum Schluſſe ging es am allerlebhafteſten her, als er die Beutel ſelbſt auswarf und ein jeder noch dieſen höchſten Preis zu erhaſchen trachtete.

Die Majeſtäten hatten ſich vom Balkon zurückgezogen, und nun ſollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in ſolchen Fällen lieber die Gaben rauben als ſie gelaſſen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrſchte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarſchall das Teil weggenommen, den

Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, soviel es sich tun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß, wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postiert, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu teil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letzte Mal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davongetragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst preisgemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und her-

Der Kampf um den gebratenen Ochſen vor dem Römer am Krönungstag.

(Nach einer alten Zeichnung.)

untergeſtürzt, ſo daß man, beſonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden totſchlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menſchen hingen an Sparren und Balken, um auch dieſe aus den Fugen zu reißen; ja manche ſchwebten noch oben herum, als ſchon unten die Pfoſten abgeſägt waren, das Gerippe hin- und widerſchwankte und jähen Einſturz drohte. Zarte Perſonen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete ſich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beſchädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltſam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiſer und König aus dem Kabinett, wohin ſie vom Balkon abgetreten, ſich wieder hervorbegeben und in dem großen Römerſaale ſpeiſen würden. Man hatte die Anſtalten dazu tags vorher bewundern können, und mein ſehnlichſter Wunſch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu tun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Türe des Saals gerade gegenüber ſteht. Hier ſtaunte ich nun die vornehmen Perſonen an, welche ſich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speiſen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, ſo daß der Kontraſt ihres Anſtandes mit der Handlung für einen Knaben wohl ſinnverwirrend ſein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saaltür war bewacht, indes gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen

pfälziſchen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er beſann ſich nicht lange, gab mir eines der ſilbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um ſo eher konnte, als ich ſauber gekleidet war; und ſo gelangte ich denn in das Heiligtum. Das pfälziſche Büffett ſtand links, unmittelbar an der Tür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desſelben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenſtern, ſaßen auf Thronſtufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiſer und König in ihren Ornaten; Krone und Zepter aber lagen auf goldnen Kiſſen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geiſtlichen Kurfürſten hatten, ihre Büffette hinter ſich, auf einzelnen Eſtraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majeſtäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten und Kur-Köln zur Linken. Dieſer obere Teil des Saals war würdig und erfreulich anzuſehen und erregte die Bemerkung, daß die Geiſtlichkeit ſich ſo lange als möglich mit dem Herrſcher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffette und Tiſche der ſämtlichen weltlichen Kurfürſten an das Mißverhältnis denken, welches zwiſchen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entſtanden war. Die Geſandten derſelben hatten ſich ſchon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu ſpeiſen; und wenn dadurch der größte Teil des Saales ein geſpenſterhaftes Anſehn bekam, daß ſo viele unſichtbare Gäſte auf das prächtigſte bedient wurden, ſo war eine große unbeſetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzuſehen: denn hier ſtanden

auch ſo viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, ſich daran zu ſetzen, anſtandshalber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn ſie ſich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzuſtellen, erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich, alles möglichſt ins Auge zu faſſen, und wie der Nachtiſch aufgetragen wurde, da die Geſandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, ſuchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarſchaft nach dem heutigen Halbfaſten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Der Saalhof iſt nach dem Main zu ein regelmäßiges und anſehnliches Gebäude, deſſen nach der Stadt gerichteter Teil aber uralt, unregelmäßig und unſcheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinſtimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung geſetzte Fenſter, unſymmetriſch angebrachte Tore und Türen, ein meiſt in Kramläden verwandeltes Untergeſchoß, bilden eine verworrene Außenſeite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzuſammenhängenden Architektur gefolgt und hatte jedes Fenſter, jede Tür, jede Oeffnung für ſich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hauſe tun kann, wodurch aber hier die ſchlechteſte und mißgebildetſte aller Faſſaden ganz unglaublich in das hellſte Licht geſetzt wurde.

Der hohe Botſchafter Eſterhazy hatte, dieſen Tag zu

ehren, ſein ungünſtig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigern Proſpekte verzieren laſſen. Die ganze Einfaſſung bezeichneten Lampen. Zwiſchen den Bäumen ſtanden Lichtpyramiden und Kugeln auf durchſcheinenden Piedeſtalen; von einem Baum zum andern zogen ſich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter ſchwebten. An mehreren Orten verteilte man Brot und Würſte unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

[Später zeigte man den Neugierigen die Reichsinſignien vor. Es folgten öffentliche Feierlichkeiten mancher Art, der große Galatag mit zahlreichen Standeserhöhungen, die öffentliche Tafel des Kaiſers und Königs, die Aufwartung des Kurfürſten von der Pfalz bei beiden Majeſtäten, die ihrerſeits die Kurfürſten beſuchten. Man fuhr zur letzten kurfürſtlichen Sitzung zuſammen, um die rückſtändigen Punkte zu erledigen und den Kurverein zu erneuern. Zum Schluß fand ein Dankfeſt unter dem Geläute der Glocken ſtatt, der Kaiſer begab ſich in die Kapuzinerkirche. Unter Kanonendonner reiſten die Majeſtäten und die Kurfürſten ab.]

[In Geſellſchaft eines jungen Mannes, der früher eine Hofmeiſterſtelle in einem befreundeten Hauſe bekleidet hatte und jetzt Wolfgang als „Aufſeher" beigegeben war, ging dieſer die Geſchichte der alten Philoſophie durch, unternahm weitere Spaziergänge und übte ſich dabei fleißig in landſchaftlichen Zeichnungen.]

Ich hatte meinen Freund und Aufſeher unvermerkt ge-

wöhnt, ja genötigt, mich allein zu laſſen. Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte. Ich hatte von Kindheit auf zwiſchen Malern gelebt und mich gewöhnt, die Gegenſtände, wie ſie, in Bezug auf die Kunſt anzuſehen. Jetzt, da ich mir ſelbſt und der Einſamkeit überlaſſen war, trat dieſe Gabe, halb natürlich, halb erworben, hervor; wo ich hinſah, erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich feſthalten, und ich fing an, auf die ungeſchickteſte Weiſe nach der Natur zu zeichnen. Es fehlte mir hierzu nichts weniger als alles; doch blieb ich hartnäckig daran, ohne irgend ein techniſches Mittel, das Herrlichſte nachbilden zu wollen, was ſich meinen Augen darſtellte. Ich gewann freilich dadurch eine große Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände, aber ich faßte ſie nur im ganzen, inſofern ſie Wirkung taten; und ſo wenig mich die Natur zu einem deſkriptiven Dichter beſtimmt hatte, eben ſo wenig wollte ſie mir die Fähigkeit eines Zeichners fürs einzelne verleihen. Da jedoch nur dies allein die Art war, die mir übrig blieb, mich zu äußern, ſo hing ich mit eben ſo viel Hartnäckigkeit, ja mit Trübſinn daran, daß ich immer eifriger meine Arbeiten fortſetzte, je weniger ich etwas dabei herauskommen ſah.

Leugnen will ich jedoch nicht, daß ſich eine gewiſſe Schelmerei mit einmiſchte: denn ich hatte bemerkt, daß, wenn ich einen halbbeſchatteten alten Stamm, an deſſen mächtig gekrümmte Wurzeln ſich wohlbeleuchtete Farnkräuter anſchmiegten, von blinkenden Graslichtern begleitet, mir zu einem qualreichen Studium ausgeſucht hatte, mein Freund, der aus Erfahrung wußte, daß unter einer Stunde

da nicht loszukommen sei, sich gewöhnlich entschloß, mit einem Buche ein anderes gefälliges Plätzchen zu suchen. Nun störte mich nichts, meiner Liebhaberei nachzuhängen, die um desto emsiger war, als mir meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte, an ihnen nicht sowohl das zu sehen, was darauf stand, als dasjenige, was ich zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte. So können uns Kräuter und Blumen der gemeinsten Art ein liebes Tagebuch bilden, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Moments zurückruft, unbedeutend sein kann; und noch jetzt würde es mir schwer fallen, manches dergleichen, was mir aus verschiedenen Epochen übrig geblieben, als wertlos zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten versetzt, deren ich mich zwar mit Wehmut, doch nicht ungern erinnere.

Wenn aber solche Blätter irgend ein Interesse an und für sich haben könnten, so wären sie diesen Vorzug der Teilnahme und Aufmerksamkeit meines Vaters schuldig. Dieser, durch meinen Aufseher benachrichtigt, daß ich mich leidenschaftlich auf das Zeichen nach der Natur gewendet habe, war damit gar wohl zufrieden, teils weil er selbst sehr viel auf Zeichnung und Malerei hielt, teils weil Gevatter Seekatz ihm einigemal gesagt hatte, es sei schade, daß ich nicht zum Maler bestimmt sei. Allein hier kamen die Eigenheiten des Vaters und Sohns wieder zum Konflikt: denn es war mir fast unmöglich, bei meinen Zeichnungen ein gutes, weißes, völlig reines Papier zu gebrauchen; graue, veraltete, ja schon von einer Seite beschriebene Blätter reizten mich am meisten, eben als wenn meine Un-

fähigkeit ſich vor dem Prüfſtein eines weißen Grundes gefürchtet hätte. So war auch keine Zeichnung ganz ausgefüllt; und wie hätte ich denn ein Ganzes leiſten ſollen, das ich wohl mit Augen ſah, aber nicht begriff, und wie ein Einzelnes, das ich zwar kannte, aber dem zu folgen ich weder Fertigkeit noch Geduld hatte! Wirklich war auch in dieſem Punkte die Pädagogik meines Vaters zu bewundern. Er fragte wohlwollend nach meinen Verſuchen und zog Linien um jede unvollkommene Skizze: er wollte mich dadurch zur Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit nötigen; die unregelmäßigen Blätter ſchnitt er zurechte und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er ſich dereinſt der Fortſchritte ſeines Sohnes freuen wollte. Es war ihm daher keineswegs unangenehm, wenn mich mein wildes unſtetes Weſen in der Gegend umhertrieb, vielmehr zeigte er ſich zufrieden, wenn ich nur irgend ein Heft zurückbrachte, an dem er ſeine Geduld üben und ſeine Hoffnungen einigermaßen ſtärken konnte.

Durch zufällige Anregung, ſowie in zufälliger Geſellſchaft ſtellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf ſo fern und ernſthaft vor mir geſtanden hatte. So beſuchten wir Homburg, Kroneburg, beſtiegen den Feldberg, von dem uns die weite Ausſicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königſtein nicht unbeſucht; Wiesbaden, Schwalbach mit ſeinen Umgebungen beſchäftigten uns mehrere Tage; wir gelangten an den Rhein, den wir, von den Höhen herab, weit her ſchlängeln geſehen. Mainz ſetzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht feſſeln, der ins Freie

ging; wir erheiterten uns an der Lage von Biberich und nahmen zufrieden und froh unſern Rückweg.

Dieſe ganze Tour, von der ſich mein Vater manches Blatt verſprach, wäre beinahe ohne Frucht geweſen; denn welcher Sinn, welches Talent, welche Uebung gehört nicht dazu, eine weite und breite Landſchaft als Bild zu begreifen! Unmerklich wieder zog es mich jedoch ins Enge, wo ich einige Ausbeute fand: denn ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen Gegenſtand gehalten und ſo gut als möglich nachgebildet hätte. Selbſt den Druſenſtein auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unſtatten, die ein jeder erleben muß, der ſich von Reiſen einige bildliche Erinnerungen mit nach Hauſe nehmen will. Leider hatte ich abermals nur das ſchlechteſte Konzeptpapier mitgenommen und mehrere Gegenſtände unſchicklich auf ein Blatt gehäuft; aber mein väterlicher Lehrer ließ ſich dadurch nicht irre machen; er ſchnitt die Blätter aus einander, ließ das Zuſammenpaſſende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nötigte mich dadurch wirklich, die Umriſſe verſchiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

Konnten ſeine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht ſteigern, ſo hatte doch dieſer Zug ſeiner Ordnungsliebe einen geheimen Einfluß auf mich, der ſich ſpäterhin auf mehr als eine Weiſe lebendig erwies.

Von ſolchen halb lebensluſtigen, halb künſtleriſchen Streifpartien, welche ſich in kurzer Zeit vollbringen und

öfters wiederholen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hauſe gezogen, und zwar durch einen Magnet, der von jeher ſtark auf mich wirkte; es war meine Schweſter. Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir herangelebt und ſich dadurch mit mir aufs innigſte verbunden. Zu dieſen natürlichen Anläſſen geſellte ſich noch ein aus unſerer häuslichen Lage hervorgehender Drang; ein zwar liebevoller und wohlgeſinnter, aber ernſter Vater, der, weil er innerlich ein ſehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konſequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möge, ſeinen Kindern die beſte Erziehung zu geben, ſein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter, faſt noch Kind, welche erſt mit und in ihren beiden Aelteſten zum Bewußtſein heranwuchs; dieſe drei, wie ſie die Welt mit geſundem Blick gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein ſolcher in der Familie ſchwebender Widerſtreit vermehrte ſich mit den Jahren. Der Vater verfolgte ſeine Abſicht unerſchüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünſche nicht aufgeben.

Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß Bruder und Schweſter ſich feſt an einander ſchloſſen und ſich zur Mutter hielten, um die im ganzen verſagten Freuden wenigſtens einzeln zu erhaſchen. Da aber die Stunden der Eingezogenheit und Mühe ſehr lang und weit waren gegen die Augenblicke der Erholung und des Vergnügens, beſonders für meine Schweſter, die das Haus niemals auf

ſo lange Zeit als ich verlaſſen konnte, ſo ward ihr Bedürfnis, ſich mit mir zu unterhalten, noch durch die Sehnſucht geſchärft, mit der ſie mich in die Ferne begleitete.

Und ſo wie in den erſten Jahren Spiel und Lernen, Wachstum und Bildung den Geſchwiſtern völlig gemein war, ſo daß ſie ſich wohl für Zwillinge halten konnten, ſo blieb auch unter ihnen dieſe Gemeinſchaft, dieſes Vertrauen bei Entwickelung phyſiſcher und moraliſcher Kräfte.

.... Die gute Jahrszeit, die ſchöne Gegend blieb für eine ſo muntere Geſellſchaft nicht unbenutzt; Waſſerfahrten ſtellte man häufig an, weil dieſe die geſelligſten von allen Luſtpartien ſind.

Indem nun unſere geſelligen Freuden nur einen Abend und die Vorbereitungen dazu wenige Stunden erforderten, ſo hatte ich Zeit genug, zu leſen und, wie ich glaubte, zu ſtudieren. Meinem Vater zuliebe repetierte ich fleißig den kleinen Hoppe und konnte mich vorwärts und rückwärts darin examinieren laſſen, wodurch ich mir denn den Hauptinhalt der Inſtitutionen vollkommen zu eigen machte. Allein unruhige Wißbegierde trieb mich weiter, ich geriet in die Geſchichte der alten Litteratur und von da in einen Encyklopädismus, indem ich mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehr' und Leben ſchon mochte vorgekommen ſein. Durch dieſen anhaltenden und haſtigen, Tag und Nacht fortgeſetzten Fleiß verwirrte ich mich eher, als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth.

Eine Hauptüberzeugung aber, die ſich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen: denn

ſo viel drängte ſich mir aus dem litterariſchen Wirrwar immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muſter der Redekünſte und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals beſeſſen, aufbewahrt ſei. Das Hebräiſche ſowie die bibliſchen Studien waren in den Hintergrund getreten, das Griechiſche gleichfalls, da meine Kenntniſſe desſelben ſich nicht über das Neue Teſtament hinaus erſtreckten. Deſto ernſtlicher hielt ich mich ans Lateiniſche, deſſen Muſterwerke uns näher liegen und das uns, nebſt ſo herrlichen Originalproduktionen, auch den übrigen Erwerb aller Zeiten in Ueberſetzungen und Werken der größten Gelehrten darbietet. Ich las daher viel in dieſer Sprache mit großer Leichtigkeit und durfte glauben, die Autoren zu verſtehn, weil mir am buchſtäblichen Sinne nichts abging.

So hatte ich denn das Lateiniſche gelernt, wie das Deutſche, das Franzöſiſche, das Engliſche, nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zuſtand des Schulunterrichts kennt, wird nicht ſeltſam finden, daß ich die Grammatik überſprang, ſowie die Redekunſt; mir ſchien alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Unbildungen in Ohr und Sinn und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwätzen.

Michael, die Zeit, da ich die Akademie beſuchen ſollte, rückte heran, und mein Inneres ward eben ſo ſehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterſtadt ward mir immer deutlicher. Meine Wanderungen durch die Straßen hatten aufgehört, ich ging nur, wie andere, die notwendigen Wege. Wie mir meine

alten Mauern und Türme nach und nach verleideten, ſo mißfiel mir auch die Verfaſſung der Stadt: alles, was mir ſonſt ſo ehrwürdig vorkam, erſchien mir in verſchobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer ſolchen Republik nicht unbekannt geblieben, um ſo weniger, als Kinder ein ganz eignes Erſtaunen fühlen und zu emſigen Unterſuchungen angereizt werden, ſobald ihnen etwas, das ſie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtſchaffener Männer im Widerſtreit mit ſolchen, die von Parteien zu gewinnen, wohl gar zu beſtechen ſind, war mir nur zu deutlich geworden; ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen; denn die Kinder ſind alle moraliſche Rigoriſten. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte ſich im Verdruß über manches Mißlungene ſehr lebhaft. Und ſah ich ihn nicht nach ſo viel Studien, Bemühungen, Reiſen und mannigfaltiger Bildung endlich zwiſchen ſeinen Brandmauern ein einſames Leben führen, wie ich mir es nicht wünſchen konnte? Dies zuſammen lag als eine entſetzliche Laſt auf meinem Gemüte, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem ich mir einen ganz anderen Lebensplan als den mir vorgeſchriebenen zu erſinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juriſtiſchen Studien weg und widmete mich allein den Sprachen, den Altertümern, der Geſchichte und allem, was daraus hervorquillt.

Zwar machte mir jederzeit die poetiſche Nachbildung deſſen, was ich an mir ſelbſt, an anderen und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich tat es

mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus Instinkt geschah und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Produktionen nicht recht traute, so konnte ich sie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward mir dieses oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer besser werden müßte und daß ich wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und anderen solchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine solche Bestimmung allein schien mir allzu leer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernst zu jenen gründlichen Studien bekennen und, indem ich, bei einer vollständigeren Ansicht des Altertums, in meinen eigenen Werken rascher vorzuschreiten dachte, mich zu einer akademischen Lehrstelle fähig machen, welche mir das Wünschenswerteste schien für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen gedachte.

Bei diesen Gesinnungen hatte ich immer Göttingen im Auge. Aber mein Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hausfreunde, die meiner Meinung waren, auf ihn zu wirken suchten, er bestand darauf, daß ich nach Leipzig gehen müsse. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der, ohne es zu wissen, sich meinen Planen entgegensetzte, bestärkte mich in meiner Impietät, daß ich mir gar kein Gewissen daraus machte, ihm stundenlang zuzuhören, wenn er mir den Kursus der Studien und des Lebens, wie ich ihn auf Akademien und in der Welt zu durchlaufen hätte, vorerzählte und wiederholte.

Da mir alle Hoffnung nach Göttingen abgeschnitten

war, wendete ich nun meinen Blick nach Leipzig. Ich erſann mir im ſtillen einen Gegenkurſus, oder vielmehr ich baute ein Luftſchloß auf einen ziemlich ſoliden Grund; und es ſchien mir ſogar romantiſch ehrenvoll, ſich ſeine eigne Lebensbahn vorzuzeichnen. Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er ſeine Ketten abgelöſt und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer ſein, als die meine war, indem ich die Tage ſchwinden und den Oktober herannahen ſah. Die unfreundliche Jahreszeit, die böſen Wege, von denen jedermann zu erzählen wußte, ſchreckten mich nicht. Der Gedanke, an einem fremden Orte zu Winterszeit Einſtand geben zu müſſen machte mich nicht trübe; genug, ich ſah nur meine gegenwärtigen Verhältniſſe düſter und ſtellte mir die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete ich mir meine Träume, denen ich ausſchließlich nachhing, und verſprach mir in der Ferne nichts als Glück und Zufriedenheit.

So ſehr ich auch gegen jedermann von dieſen meinen Vorſätzen ein Geheimnis machte, ſo konnte ich ſie doch meiner Schweſter nicht verbergen, die, nachdem ſie anfangs darüber ſehr erſchrocken war, ſich zuletzt beruhigte, als ich ihr verſprach, ſie nachzuholen, damit ſie ſich meines erworbenen glänzenden Zuſtandes mit mir erfreuen und an meinem Wohlbehagen teilnehmen könnte.

Michael kam endlich, ſehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleiſcher und deſſen Gattin, einer geborenen Triller, welche ihren Vater in Wittenberg beſuchen wollte, mit Vergnügen abfuhr und die

werte Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte.

So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern los, und ein solcher Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.

Im Herbst 1765 also bezog Goethe, sechzehnjährig, als Student der Rechte die Universität Leipzig, wo ihn auch Künste und schöne Wissenschaften lebhaft beschäftigten. Infolge eingetretener Erkrankung kehrte er 1768 ins Elternhaus zurück. 1770 setzte er die juristischen Studien an der Universität Straßburg fort, trat hier u. a. dem Dichter Herder näher, der ebenso wie die Bekanntschaft mit Shakespeares Dichtkunst entscheidend auf Goethes Bildungsgang einwirkte. Von Straßburg hat recht eigentlich der größte deutsche Dichter seinen Ausgang genommen. Nach kurzer Beschäftigung am Kammergericht in Wetzlar lebte Goethe wieder einige Jahre in Frankfurt, von wo ihn im November 1775 Herzog Karl August von Sachsen-Weimar an seinen Hof zog. Mit diesem blieb Goethe von nun an dauernd verbunden. Im Jahr 1779 wurde er Geheimrat und Minister des Herzogs; 1782 erhob ihn der Kaiser in den Adelstand. Am 22. März 1832 ist er hochbetagt in Weimar gestorben.

In einer alle Gebiete des Geiſteslebens umfaſſenden Tätigkeit hat Goethe herrliche Werke geſchaffen, in denen er als Lehrer der Menſchheit für alle Zeiten unvergänglich leben und wirken wird.

J. W. v. Goethe.

Nach dem Gemälde von G. v. Kügelgen aus dem Jahre 1810.

8.

Friedrich von Schiller.

Geboren am 10. November 1759 in Marbach a. N.
Gestorben am 9. Mai 1805 in Weimar.

Und weil des deutſchen Lebens tiefſter Bronnen
Geheimnisreich ihm in die Seele floß,
Und weil in jedes Werk, das er begonnen,
Er dieſe Seele voll und flutend goß,
So war ihm bald des Volkes Herz gewonnen,
Das ſtolz in ihm ſein beſtes Selbſt genoß,
Und ob es and're fromm bewundern mochte,
Für keinen wie für ihn in Liebe pochte.

Ach, wie der Baum, den Blüten ſtets umkleiden,
Am eignen Reichtum hinſtirbt vor der Zeit;
Zu früh erlag er dem verborgnen Leiden,
Ein Opfer, das ſich achtlos ſelbſt geweiht;
Doch ſein erlöſchend Auge ſah im Scheiden
Den Sonnenaufgang der Unſterblichkeit.
Er ging nur hin, um aus des Todes Wehen
In Millionen Herzen zu erſtehen.

Er iſt entſtanden! Seine Worte ſchweben
Wie reine Flammen fort von Mund zu Mund,
Begeiſtert lehrt ſein Lied den Jüngling ſtreben
Und tut dem Greis erhab'ne Weisheit kund,
Und wo ſich deutſche Männer kühn erheben
Zu hoher Tat, da ſegnet er den Bund.
So lebt er glorreich, ewig unvergeſſen;
Heil ihm! Heil unſerm Volk, das ihn beſeſſen!

Emanuel Geibel.

Schillers Wappen.

Das von Sang und Sage umwobene Schwabenland iſt Schillers Heimat. Manches große Geſchlecht, mancher bedeutende Mann iſt von hier ausgegangen und hat entſcheidend in die Entwicklung deutſchen Lebens und deutſchen Geiſtes eingegriffen.

Ein echter und rechter Schwabe iſt unſer Dichter geweſen. Seine Familie war, ſoweit ihre Spuren zurückreichen, in Schwaben anſäſſig. Und in der Familiengeſchichte der Schiller zeigt ſich die beſondere Eigenart, die das köſtlichſte Erbteil des Schwabenſtammes iſt, der feſte und zähe Wille, der Trutzſinn, der nicht ſo leicht nachgibt und bis zum äußerſten ſtandhält in den Stürmen des Lebens. Der iſt's auch, der dem Dichter von väterlicher Seite mit ins Leben gegeben wurde.

„Jeder iſt ſeines Glückes Schmied" — das erſcheint uns als der Wahlſpruch dieſer charaktervollen, tüchtigen Familie, deren jedes Glied, von den ehrſamen Bäckermeiſtern der früheren Zeit bis zum Hauptmann, dem Vater des Dichters, ein ganzer Mann geweſen iſt.

In eine harte Schule hat das Leben den Vater genommen, der das Los des Kriegsmannes ſich ſelbſt erwählt hatte und jahrelang in aller Herren Länder herumgeworfen wurde, in Süd- und Norddeutſchland, in Hol-

land und England, in Böhmen und Schleſien. „Wer wagt gewinnt!“ — und Johann Kaſpar Schiller (geb. 1723) hat gewonnen: Er iſt innerlich gereift und gefeſtigt, äußer-

Schillers Vater.

lich geachtet und angeſehen, in die Heimat zurückgekehrt. Hier erblühte ihm an der Seite ſeiner trefflichen Gattin Eliſabeth Dorothea, der Tochter des Wirtes Kodweis zum „Goldenen Löwen“ in Marbach (geb. 1732) das häus-

liche Glück. Ein Sohn und drei Töchter waren der Stolz und die Freude der Eltern.

Des Vaters ſturm- und wetterfeſte Art wurde glück-

Schillers Mutter.

lich ergänzt und ausgeglichen durch der Mutter weiches, tiefinnerlich veranlagtes Gemüt. Ein Freund Schillers gibt ihr das herrlichſte Zeugnis, das einer Frau werden kann: „Nie habe ich ein beſſeres Mutterherz, ein trefflicheres,

häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt." Und Friedrich Schiller ſelbſt verleiht ſeiner kindlich dankbaren Geſinnung der Mutter gegenüber Ausdruck nach deren Tode (1802) mit den Worten: „Möge der Himmel, der teuern Abgeſchiedenen alles mit reichem Zins vergelten, was ſie im Leben gelitten und für die Ihrigen getan. Wahrlich, ſie verdiente, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn ſie war ſelbſt eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern."

Die Eltern unſeres Dichters mußten in der äußerſt beſchränkten Vermögenslage, in die ſie ohne eigene Schuld durch allerlei Widerwärtigkeiten geraten waren, die Mühen und Bekümmerniſſe des Alltags gründlich koſten. So wuchſen denn auch die Kinder nicht in ſorgenloſem Wohlleben heran, ſondern ſie lernten frühzeitig etwas kennen von dem unerbittlichen Ernſt des Lebens, der an ſie wie an die Eltern herantrat mit den alten Forderungen: „Bete und arbeite!"

Ein geſunder religiöſer Geiſt herrſchte im Schillerſchen Hauſe. Echte Frömmigkeit und ſtarkes Gottvertrauen ließen keine Kopfhängerei aufkommen. Frohſinn und Heiterkeit waren trotz allem in den beſcheidenen Räumen heimiſch, und das für Poeſie empfängliche Herz der Mutter ſpendete den Kindern viel Wärme und Sonnenſchein auf ihrem Lebenswege. Des Dichters Gemüt hat hierdurch Eindrücke fürs Leben gewonnen. Bei aller Dürftigkeit der Vermögensverhältniſſe iſt doch die Erziehung der Kinder, insbeſondere des Knaben Fritz, in keiner Weiſe vernachläſſigt worden. Der Vater, der in allem, was er unternahm, wußte, was er wollte, ging auch hier plan-

Schillers Geburtshaus in Marbach.

„Ein armes Dach nur war's im Gau der Schwaben,
Zu dem der Genius ſegnend eingekehrt,
Der Sorge Wohnſitz, die den blonden Knaben
Früh lehrte, wie man duldet, kämpft, entbehrt."

Geibel.

mäßig und zielbewußt vor, im vollen Gefühle der Verantwortung für die Zukunft seiner Kinder.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 in dem württembergischen Städtchen Marbach am Neckar geboren. Am folgenden

Schillers Geburtszimmer.

Tage fand die feierliche Taufe statt. Die Stätte der Geburt unseres Dichters ist ein denkbar bescheidener Raum im Erdgeschoß des kleinen Häuschens des Secklers Schölkopf, in dem die Mutter mit ihrem damals 2 Jahre alten Töchterchen Christophine zur Miete wohnte, während der Vater zu dieser Zeit draußen im württembergischen Lager dem rauhen Kriegsdienste oblag. Dieses Zimmerchen mit nur einem Fenster bildete nebst der anstoßenden rußge-

ſchwärzten Küche die ganze Wohnung der Familie — welch' ein Gegenſatz zu dem vornehmen, überall Wohlſtand und Sorgenloſigkeit verratenden Frankfurter Bürgerhaus, in dem Goethe das Licht der Welt erblickt hat.*) „Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen, und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen!" hat Schiller dreißig Jahre ſpäter einmal im Hinblick auf dieſen Gegenſatz geſchrieben. Aber eben indem unſern Dichter frühzeitig das Leben ſo ernſt, mit ſo rauher Hand angefaßt hat, hat es ihn zum willensſtarken Charakter gebildet, als der er uns ſo groß erſcheint in ſeinem Leben wie in ſeinem Dichten.

Ernſt liegt das Leben vor der ernſten Seele.
Daß ich mir ſelbſt gehöre, weiß ich nun,
Den feſten Willen hab' ich kennen lernen,
Den unbezwinglichen, in meiner Bruſt,
Und an das Höchſte kann ich alles ſetzen.

(Wallenſtein.)

Die erwähnte ältere Schweſter Schillers, Chriſtophine, die Freundin und Eſpielin ſeiner Kindheit, hat uns ſehr anſprechend von der Jugend des Bruders erzählt:

Er war ein zartes ſchwächliches Kind, das bei den gewöhnlichen Kinderkrankheiten oft krampfhafte Anfälle bekam, ſich aber immer bald wieder erholte und bis ins 14. Jahr größtenteils geſund blieb.

Schon frühe zeigten ſich bei dem kleinen Fritz gute Anlagen.

Als Kind von 5 Jahren war er ſchon auf alles aufmerkſam, was der Vater ſeiner Gewohnheit gemäß im

*) Vergl. o. S. 331.

Familienzirkel vorlas: er fragte immer noch besonders über den Inhalt desselben, bis er ihn recht erfaßt hatte. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel las oder im Familienkreise seine Morgen- und Abendandachten verrichtete, wo er sich immer von seinen liebsten Spielen losmachte und herbei eilte. Es war ein erfreuender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf seinem jugendlichen Gesichte zu sehen. Seine frommen, blauen Augen zum Himmel gerichtet, das rötlich-gelbe Haar, das seine feine Stirne ummalte, und die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen, man mußte ihn lieben.

Einst da wir als Kinder — erzählt die Schwester — mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg*) nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter teilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor!

Seine Folgsamkeit und sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zogen unwiderstehlich an. Immer liebreich gegen seine Geschwister und Gespielen, immer bereit, ihre Fehler zu entschuldigen, ward er aller Liebling.

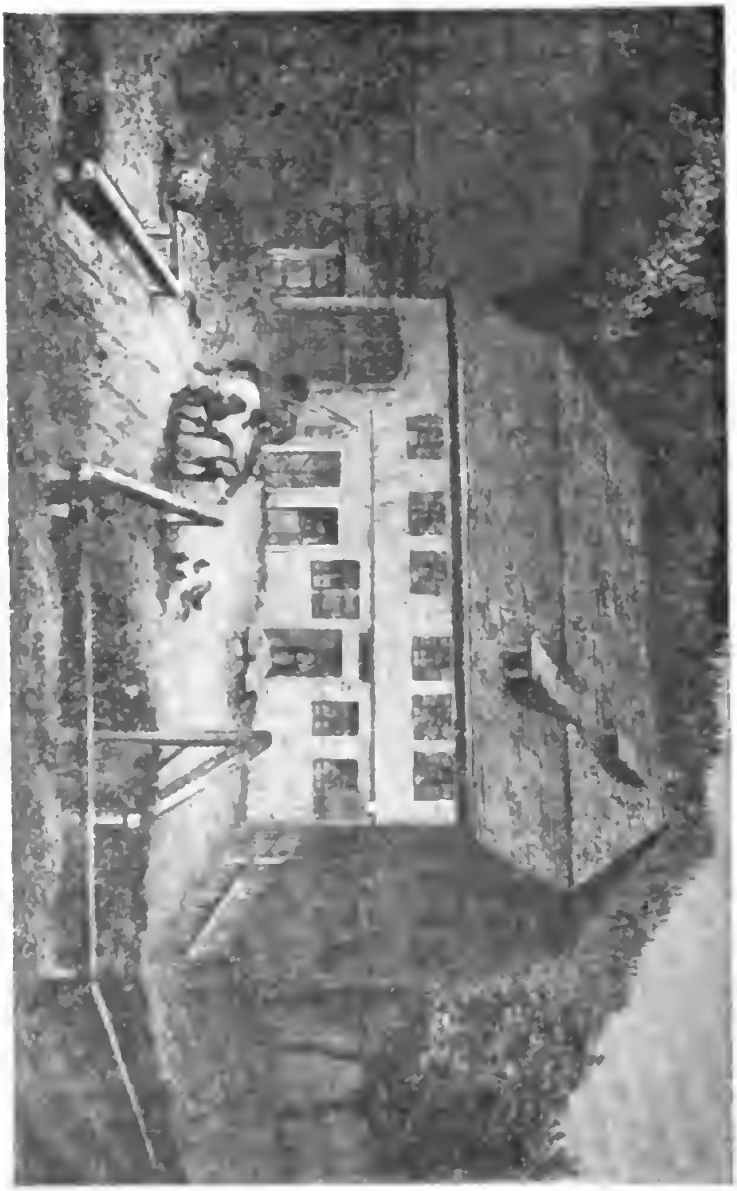
*) Vorübergehend wohnte die Mutter mit den Kindern auch in Ludwigsburg, der Garnison des Vaters.

Im Dezember 1763 berief der Herzog von Württemberg Schillers Vater als Werbeoffizier an die württembergiſche Grenze nach Schwäbiſch-Gmünd. Aber der koſtſpielige Aufenthalt in dieſer freien Reichsſtadt bewog Schillers Vater, den Herzog um die Erlaubnis zu bitten, ſich mit ſeiner Familie in den nächſten württembergiſchen Ort, Lorch, zu

Lorch.

begeben und von dort aus ſeine Werbungen zu beſorgen, was ihm auch (1764) erlaubt wurde.*) Es wurden ihm noch zwei Unteroffiziere beigegeben, die er in der Folge auch zu verköſtigen hatte, denn die armen Leute bekamen ebenſo wenig wie Schillers Vater die verſprochene Beſoldung —

*) Auf dem Weg dahin hat das kleine Fritzchen einen Galgen bei Schorndorf mit einer Mausfalle verglichen, weil er zuvor Mausfallen geſehen, die einem Galgen glichen.



Das Schillerhaus in Lorch.

3 Jahre lang nicht einen Heller —, ſo daß die Schiller'ſche Familie von ihrem eigenen wenigen Vermögen leben mußte. Sichtbarlich war hier Gottes Segen bei der treuen Pflichterfüllung von Schillers Vater und auch der Dank und

die Liebe der guten Bewohner Lorchs und ihrer Umgebungen, die ihre Söhne nicht durch listige Vorstellungen zu verlieren fürchten mußten, wie es bei mehreren Werbeposten geschah. Niemand wußte den Zweck dieser Werbungen, es blieb ein Geheimnis, bis man am Ende ihn leider erfahren mußte.*)

Das im anmutigen Tale der Rems gelegene Dorf und ehemalige staufische Benediktinerkloster Lorch (seit 1865 Stadt) bot durch seine liebliche Umgebung und den Reichtum seiner geschichtlichen Erinnerungen — der altehrwürdige Staufen bildet den Hintergrund der Landschaft — der empfänglichen Jugend Freude und Anregung die Fülle.

„Noch steht droben die alte Basilika, in deren Felsengrüften der Stifter Herzog Friedrich, die Königin Irene — eine byzantinische Prinzessin, die Gemahlin König Philipps von Schwaben — und andere Mitglieder des staufischen Hauses ruhen; noch steigt einer ihrer uralten Rundtürme hoch auf, führt im Westen durch die starke Ringmauer das zweite Rundbogentor, durch das sie einst von Lorch herauf zur Kirche zogen, und noch grünt auf der Morgenseite vor der Mauer, halb zerschlagen vom Sturm, jener große Lindenbaum, der gewiß schon sah, wie sie die Leiche der auf Burg Hohenstaufen gestorbenen Irene in der Nacht bei Fackelschein herübertrugen." (Paulus.)

Unter den Familien des Ortes knüpften manche nähere Beziehungen zum Hause Schiller an; und dankbar ge-

*) Diese Werbungen lieferten dem Herzog von Württemberg vielfach die Leute, die er, um seine maßlose Vergnügungssucht befriedigen zu können, für Geld ans Ausland, besonders an England, verkaufte. Vergl. dazu die Schicksale Seumes und die Schilderungen Kerners.

denken die Glieder desſelben ſpäter noch der Anhänglichkeit, die ihnen gute Menſchen hier bewieſen. Naturgemäß genoſſen insbeſondere die Kinder das gegenſeitige Verkehrsverhältnis; und unſer Fritz fand bald Freunde und

Spielgenoſſen im Hauſe des Pfarrers Moſer, der auf ſein jugendliches Gemüt einen derartigen Eindruck gemacht, daß er ihm ſpäter in den „Räubern" ein dauerndes Denkmal ſeiner Dankbarkeit geſetzt hat. Die Pfarrkinder Ferdinand und Nannele ſowie der Sohn des Kloſteramtsſchreibers, Karl Philipp Conz,*) haben mit Fritzchen in den Wäldern

*) S. u. Kerner.

und Fluren von Lorch ſich weidlich getummelt. Noch als Mann gedenkt Conz, der den geiſtlichen Beruf ergriff und auch als Dichter ſich einen Namen gemacht hat, dieſer ſeligen Kindheitstage:

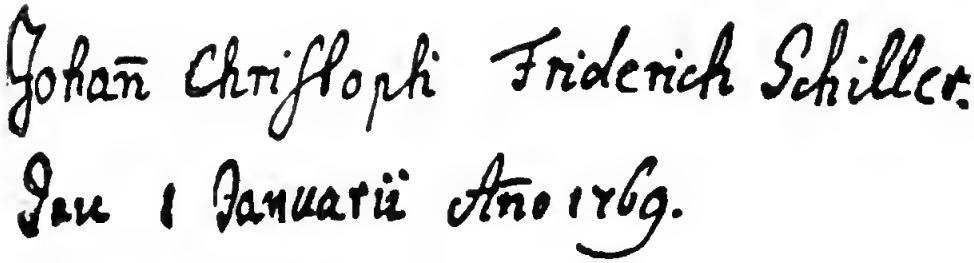
„Noch denk' ich fromm der ſüßen Knabenzeiten
Dort in der alten gotiſchen Abtei.
Noch hör' ich dumpf die Glockentöne läuten
Vom nahen Turm und meinem Geiſt vorbei
Zieh'n mit der Klänge weckendem Bedeuten
Der Bilder mir ſo manche friſch und neu.
O Tage, mir ins innre Mark geſchrieben
Mit Geiſterſchrift, ich muß euch ewig lieben . . .

Der Kirche denk' ich, wo der Vorzeit Schauer
Auf jede Tritt' und Blicke mich umſchwebt
Und deutſcher Helden Schatten an der Mauer
Aufſtiegen herrlich, wie ſie einſt gelebt;
Des Mals, das dort ſich für der Kirch' Erbauer,
Den frommen Ahn der Staufen, ſchön erhebt,
Und alles, was ſie taten, was ſie litten,
Und ſteurend kühn gewehrt und kühn erſtritten.

Des Tanns gedenk' ich, deſſen Einſamkeiten
Mich oft empfingen, die der Sonne Strahl
Nur ſparſam grüßt, bis wo der Berge Weiten
Ringsum bekränzt das ſtille Lindental,
In das herein, wie aus verſchwundnen Zeiten
Ein Rieſenhort, ein feſtlich Hünenmal,
Der Staufen ſcheint von himmelhohem Rücken,
Und mahnend alte Geiſter niederblicken . . .“

Bald begann auch der erſte Unterricht im Leſen und Schreiben in der nach den Verhältniſſen des Ortes wohleingerichteten Schule. Der erſt fünfjährige, ungemein lebhafte und reichbegabte Knabe betrieb alles mit großem

Eifer und Geſchick. In ſeinem ſechſten Jahr nahm ihn Pfarrer Moſer gemeinſam mit ſeinem eigenen Sohne in den lateiniſchen Unterricht; und ſogar im Griechiſchen ſollte ein Anfang gemacht werden, aber der Vater fand das noch nicht für gut.



Hier in dieſer Umgebung und bei dem wahrhaft frommen Sinne jener Familie erwachte im jungen Schiller zunächſt die Neigung ſich einſt dem geiſtlichen Beruf zu widmen. Er fing auch ſelbſt oft an zu predigen, ſtieg auf einen Stuhl und ließ ſich von ſeiner Schweſter ihre ſchwarze Schürze ſtatt dem Kirchenrock umhängen. Dann mußte ſich alles um ihn herum ſtill und andächtig verhalten und ihm zuhören, außerdem wurde er ſo eifrig, daß er fortlief und ſich lange nicht wiederſehen ließ, dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt.

So jugendlich dieſe Vorträge auch waren, ſo hatten ſie doch immer einen richtigen Sinn, er reihte einige Sprüche ſehr ſchicklich zuſammen und trug ſie nach ſeiner Weiſe mit Nachdruck vor. Auch machte er eine Abteilung, die er ſich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte.

Er ging auch gern in die Kirche und Schule und verſäumte keines ohne wichtige Urſachen. Nur einmal geſchah

es, daß er ſich vergaß; es rief ihn nämlich die Nachbarin, die mit der Familie ſehr bekannt war (und durch deren Haus er immer den Gang nach der Schule machen mußte), er ſolle einen Augenblick in die Küche kommen. Sie wußte, daß ſein Lieblingsgericht Brei von türkiſchem Weizen war. Natürlich folgte er der Einladung und war kaum über den Brei geraten, als ſein Vater, der oft zum Nachbar ging, ihm etwas aus der Zeitung mitzuteilen, an der Küche vorüberging, ihn aber gar nicht bemerkte — allein der Arme erſchrak ſo heftig und rief: „Lieber Vater, ich wills gewiß nie wieder tun, nie wieder!" Jetzt erſt bemerkte ihn der Vater und ſagte nur: „Nun geh' nur nach Hauſe!" — Mit einem entſetzlichen Jammergeſchrei verließ er ſeinen Brei, eilte nach Hauſe, bat die Mutter inſtändig, ſie möchte ihn doch beſtrafen, ehe der Vater nach Hauſe käme, und brachte ihr ſelbſt den Stock. Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten ſollte, denn er konnte vor Jammer kein Wort herausbringen, beſtrafte ihn jedoch mütterlich.

Er war auch immer ſehr gewiſſenhaft, wie ſchon aus dieſem Vorfall zu erſehen iſt, und ſagte es gewöhnlich ſelbſt, wenn er gefehlt hatte. Eine Hauptneigung bei ihm war, gerne zu geben. So bemerkte einmal ſein Vater, daß er ſeine Schuhe mit Bändern ſtatt mit Schnallen, die damals gebräuchlich waren, zugebunden hatte; als er ihn darüber zur Rede ſetzte, ſagte er, daß er ſie einem armen Jungen gegeben hätte. Er hätte ja noch ein Paar auf den Sonntag. Darüber war der Vater nicht unzufrieden. Wenn er aber von ſeinen Büchern verſchenkte, dann gabs

Verweiſe, und nur aus Gehorſam unterdrückte er dieſe Neigung.

Manchmal durfte der Junge auch ſeinen Vater zu Dienſtgeſchäften nach Schwäbiſch-Gmünd begleiten. Ein Biograph Schillers, Johannes Scherr, weiß zu erzählen:

„Ich habe in meinen Schuljahren einen Gmünder Greis gekannt, welcher, ſobald in ſeiner Gegenwart von Schiller die Rede war, aus der hypochondriſchen Verdüſterung ſeines Alters aufglühte und dann ſchimmernden Auges erzählte, daß er manches liebe Mal vor dem Gaſthaus zum Ritter St. Jörg am Marktplatz mit dem Fritzle Schiller Marbel geſpielt habe, während der Herr Hauptmann Schiller, ein „merkwürdig ſerieuſer" Mann, drinnen im Hauſe ſeine Geſchäfte abmachte."

So vergingen nun in ländlicher Umgebung unter den guten Bewohnern Lorchs dieſe drei Jahre, wo Schillers Vater noch immer nebſt ſeinen zwei Unteroffizieren keinen Heller Gehalt bekam und genötigt war, den Herzog um eine Zurückberufung zu bitten, welches der Herzog auch genehmigte. Und ſo reiſte denn die Familie im Dezember 1766 von Lorch unter den herzlichſten Segenswünſchen wieder ab, um nach Ludwigsburg zu ziehen, wo das Regiment, wobei Schillers Vater als Hauptmann angeſtellt war, in Garniſon lag.

Hier wurde nun der junge Schiller in die Lateinſchule eingeführt. Dieſe umfaßte damals nur drei Klaſſen mit je einem Lehrer. Im Jahre 1768 wurde eine neue, vierte Klaſſe mit einer weiteren Lehrkraft angereiht. Fritz Schiller kam Ende 1766 in die erſte Klaſſe zu dem Präzeptor

Abraham Elsäßer, der mit den von Lorch mitgebrachten Kenntnissen so zufrieden war, daß er im Herbst 1767 die Versetzung des Knaben in die zweite Klasse zu dem Präzeptor Ph. Chr. Honold veranlaßte. Dieser war als „kirchlicher Eiferer und grausamer Knabenschinder" bekannt. Gleichwohl zeigte Schiller ungewöhnlichen Lerneifer und große Freude an der Schule. Er war gewohnt früh aufzustehen und seine Lektionen vor Beginn des Unterrichts gründlich zu wiederholen. Seine Gewissenhaftigkeit ging soweit, daß er sehr oft nüchtern in die Schule eilte, wenn das Frühstück noch nicht fertig war und die Stunde schlug.

Einmal geschah es, daß ihn sein Lehrer aus Irrtum sehr hart bestrafte. Als dieser es gewahr wurde, ging er zu Schillers Vater und entschuldigte sich deshalb. Der Vater wußte kein Wort von diesem Vorfall, und als er seinen Sohn darüber vernahm, sagte er, daß es so gewesen sei; er habe gedacht, sein Lehrer meinte es doch gut mit ihm. Diese Mäßigung erwarb ihm noch mehr Liebe seitens des Lehrers und des Vaters.

Einen Stundenplan mit geregelter Verteilung der Unterrichtsfächer gab es damals nicht. Latein und immer wieder Latein hieß es, dazwischen einige Stunden „Christentum." Allein am Freitag durfte Deutsch getrieben werden; und nur eine Wochenstunde hatte man für das Rechnen übrig. Daneben wurde wohl auch Musik und Gesang wenigstens so weit gepflegt, als man ihrer für kirchliche Zwecke bedurfte. Denn die Schüler waren jeden Sonntag streng zum Kirchenbesuch angehalten, nicht nur vormittags zur Predigt, sondern auch nachmittags zur Katechisation.

In der zweiten Klaſſe (Secunda), der Schiller vom Herbſt 1767 bis zum Herbſt 1769 angehörte — jede Klaſſe umfaßte in der Regel zwei Jahrgänge —, ſaß neben ihm ein Mitſchüler namens Immanuel Elwert, mit dem er bald innig befreundet wurde.

Dieſer, der ſpäter Arzt war und 1811 ſtarb, erzählt aus der gemeinſamen Schulzeit folgendes:

„Schiller war unter den erſten immer in ſeiner Klaſſe, aber nicht gerade der erſte, und die erſten waren damals, die am wenigſten Grammatikalfehler im exercitio machten. Das erinnere ich mich, daß wir zwei immer ſehr viel beiſammen waren. Häufig ſchlenderten wir in unſern Freiſtunden miteinander in den Ludwigsburger Alleen herum, und da iſt es mir noch mit Lachen erinnerlich, daß unſre Unterhaltung meiſt immer Klagen über unſer Schickſal (wozu wir aber keinen Grund hatten) und kindiſch ſchimäriſche Pläne für unſer künftiges Leben waren. Eine Anekdote aber, die ich mit Schillern gehabt habe, und die zwiſchen unſer 9. und 10. Lebensjahr fallen mag, will ich hauptſächlich aus dem Grunde mitteilen, weil ſie auch Schillern unvergeßlich war, und er mich damals, als er im Lande war (1793) gleich wieder daran erinnerte. Wir hatten als Sekundaner den Katechismus in der Kirche zu ſprechen. Unſer Präzeptor war Honold, ein Mann, der den Stecken weidlich zu führen wußte. Dieſer drohte uns durchein zu bläuen, wenn wir ein Wort fehlten. Zu allem Unglück hielt gerade dieſer Präzeptor die Kinderlehre, da wir den Katechismus zu ſprechen hatten. Mit zitternder Angſt alſo fingen wir an, zum Glück aber brachten wir es ohne An-

ſtoß hinaus. Unſere Belohnung davor war 2 Kreuzer à Perſon facit 4 Kreuzer. Soviel Barſchaft hatten wir ſonſt nie leicht beiſammen. Wir ſinnten alſo darauf, wie wir ihrer los werden könnten. Schiller machte den Vorſchlag, eine kalte Milch auf dem Hartenecker Schlößle zu eſſen, da wir aber dahin kamen, war keine zu haben. Schiller änderte das Projekt dahin, einen Vierling Käs zu nehmen, aber der Vierling Käs koſtete allein 4 Kreuzer, und wir hätten dann kein Brot dazu gehabt. Dies Projekt mußte alſo aufgegeben und Harteneck mit hungrigem Magen verlaſſen werden. Wir wandten uns nun nach Neckarweihingen, kamen da in 3—4 Wirtshäuſer, bis wir in dem letzten eine kalte Milch bekamen. Noch ſchmeckt mir dieſe wohl, man gab uns eine reine zinnerne Schüſſel und ſilberne Löffel dazu. Die Milch und das Brot, davon wir uns einbrockten, und noch jeder in die Taſche übrig behielt, koſtete zuſammen nur 3 Kreuzer. Wir hatten alſo noch einen Kreuzer übrig, den wir in der Allee in Ludwigsburg in einem halben Kreuzerwecken und für einen halben Kreuzer Johannisträubchen, in die wir uns brüderlich teilten, vollends verzehrten, und ein ſo köſtliches Mahl hatten, als ich nachher nie wieder bekam. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich Schillers poetiſcher Geiſt ſchon in ſeiner völligen Blüte. Dann da wir Neckarweihingen verließen, ſtieg er auf einen Hügel, wo wir Neckarweihingen und Harteneck überſehen konnten, ſegnete das Wirtshaus, wo wir geſpeiſt wurden, und verfluchte Harteneck und die übrigen Neckarweihinger Wirtshäuſer mit einer ſo poetiſch prophetiſchen

Emphaſe, daß ich noch es mir deutlich in das Gedächtnis zurückrufen kann."

Und ein anderer Schulfreund, Friedrich Wilhelm von Hoven, wie Schiller Offiziersſohn, der ſpäter Medizinalrat wurde und zu Nördlingen 1838 ſtarb, weiß zu berichten: „Als Knabe war Schiller ungeachtet der Einſchränkung, in welcher er von ſeinem Vater gehalten wurde, ſehr lebhaft, ja beinahe mutwillig.

In den Spielen mit ſeinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meiſtens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und ſtärkeren imponierte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbſt an Erwachſene, von denen er ſich beleidigt glaubte, wagte er ſich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Urſache es ſein mochte, jemand zuwider war, ſo ſuchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indeſſen zeigte er bei dieſen Neckereien nie bösartige Geſinnung, nur mutwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgenoſſen waren nur wenige ſeine vertrauten Freunde; aber an dieſen hing er feſt und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht ſeiner Anhänglichkeit an ſie zu bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der beſten in ſeiner Klaſſe. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor ſeinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieſer, bei ausgezeichneten Talenten in ſeiner Jugend verſäumt, ſetzte alles daran, daß ſein Sohn etwas Tüchtiges lernen ſollte. Deshalb tat dieſer ihm nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren; er applizierte ſich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünſchte, ſondern

ſprang und ſpielte viel im Garten; ſo erfuhr er oft eine ſtrenge Behandlung."

Schiller übertraf alle ſeine Mitſchüler in der Emſigkeit, lateiniſche Verſe zu machen. In ſein 12. Jahr fallen zwei ſolche dichteriſche Verſuche, von denen uns berichtet wird. Als der Lehrer Jahn von der Ludwigsburger Schule wegkam, wurde ſein Nachfolger ein gewiſſer Winter. Die Obliegenheit der erſten Schüler, unter denen Schiller ſich befand, war es nun, den neuen Lehrer mit lateiniſchen Verſen zu bewillkommnen, und in Schillers Carmen prangte damals der Pentameter: Ver nobis Winter polliciturque bonum. (Und einen guten Frühling verſpricht uns der Winter.) Ueber dieſen witzigen Gedanken hatte Schillers Vater eine ſehr große Freude, daß er meinte, der neue Präzeptor könnte gar keinen geeigneteren Namen haben, und wenn er Engel hieße. Der neue Lehrer aber hatte einen heimlichen Triumph, weil ſein Vorgänger ſo mangelhafte Unterrichtserfolge aufweiſe, daß einer der Erſten in der Klaſſe einen ſolchen grammatiſchen Schnitzer verübte: ſtatt pollicitur hätte es natürlich pollicetur heißen müſſen.

Aus dem gleichen Jahre 1771 liegt ein Gedicht vor, in dem Schiller dem oberſten Leiter der Lateinſchule, dem Spezial (Dekan) Zilling*) den allgemeinen Dank ausſpricht für Gewährung von Herbſtferien, die damals alſo keineswegs ſelbſtverſtändlich waren. Der Anfang des Gedichtes lautet:

O mihi post ullos nunquam venerande Decane,

*) Vgl. Kerner S. 575.

Audi hilari grates nunc quoque fronte meas,
Quod libertatem nobis requiescere paulum
A studiis nostris atque labore dabas.
Nam non sunt semper tractanda negotia curis,
Alternoque juvat mista labore quies —

Ins Deutſche überſetzt heißt dies:

O wie keiner von allen mir ehrenwerter Dekan,
Höre mit heiterer Mien' dieſes dankbare Lied,
Haſt Du uns doch ſo freundlich gewährt, zu ruhen ein Weilchen
Von des Studiums Müh' und von der Arbeit Laſt,
Denn nicht immer vermag mit gleicher Sorgfalt ein jeder
Seine Pflichten zu tun, wenn nicht auch Ferien er hat.

Am 26. April 1772 wurde der Knabe von Zilling konfirmiert. Es wird erzählt, daß er am Tage vor der Konfirmation ſeine Eltern mit einem tiefempfundenen religiöſen Gedichte, dem erſten in deutſcher Sprache, überraſcht hat. Leider iſt von dem Inhalt nichts überliefert.

Inzwiſchen war Schiller in die dritte Klaſſe vorgerückt, der er, wie es ſcheint, vom Herbſte 1769 bis zum Januar 1773 angehört hat. Dieſe Klaſſe ſtand, wie oben angedeutet wurde, anfangs (bis Mitte Juni 1771) unter dem Oberpräzeptor Jahn, von da ab unter dem Oberpräzeptor Winter. Hier wurden nicht nur die in der Chreſtomathie enthaltenen Bruchſtücke aus den klaſſiſchen Dichtern, ſondern auch Vergils Aeneide, Horaz' Oden und Ovids Triſtien geleſen. Dieſe Dichtungen wurden mehr zur Nachahmung

lateiniſcher Verſe und zur Phraſenjagd benützt als zum Hinweis auf poetiſche Schönheiten.

Die Schillerſche Familie lebte damals in Ludwigsburg unweit dem herzoglichen ſchönen Schloſſe und dem dabei befindlichen Komödien-Hauſe. Den Offizieren mit ihren Familien wurde freier unentgeltlicher Zutritt geſtattet. Daher kam es, daß ſtatt einer Belohnung für Schülerfleiß der junge Schiller zuweilen ins Theater mitgenommen wurde.

Es iſt bekannt, wie glänzend damals unter der Regierung des Herzogs Karl die Opern, Schauſpiele, Ballette gegeben wurden, denn größtenteils waren die Spielenden Italiener.*) Ganz natürlich mußten dieſe Vorſtellungen auf das lebendige Gemüt des jungen Schiller, der aus der ländlichen Einfachheit ſich hier wie in eine Feenwelt verſetzt glaubte, einen großen Eindruck machen. Er war ganz Auge und Ohr, beobachtete alles genau und verſuchte es zu Hauſe nachzuahmen, indem er mit Büchern ein Theater bildete, von Papier Figuren ausſchnitt und dieſe durch einen Faden geleitet ihre Rollen ſpielen ließ. Deſſen wurde er aber bald überdrüſſig, und er begann mit ſeinen Geſchwiſtern und Schulfreunden ſelbſt zu ſpielen. Da wurde im Garten die Bühne aufgeſchlagen; und jedes mußte mit Hand anlegen. Er gab jedem ſeine Rolle, war aber ſelbſt kein vortrefflicher Spieler; denn er übertrieb durch ſeine Lebendigkeit alles. Unter ſolchen Einwirkungen wie unter dem Einfluß der damals die Gebildeten der ganzen Nation lebhaft bewegenden Dichtungen Klopſtocks, die ſicher auch

*) Vgl. Kerner.

in die Schillersche Familie ihren Weg fanden, sind in dem jungen Schiller die ersten dramatischen Pläne aufgetaucht: er machte sich in seinem 13. Jahr an ein Trauerspiel „Die Christen" und an ein biblisches Drama „Absalom."

Dies alles entfernte ihn keineswegs von seiner ersten Lieblingsneigung zum geistlichen Beruf, der er sich mit erneutem Eifer hingab. Er hatte sich schon dreimal dem sog. Landexamen in Stuttgart unterzogen, das die künftigen Theologen zur Vorbereitung für den Eintritt in die höheren Schulen und von da zum theologischen Studium auf der Landesuniversität Tübingen ablegen mußten. Die guten Zeugnisse, die ihm über diese Prüfungen der Rektor des Stuttgarter Gymnasiums ausstellte, sind noch erhalten. Sie sprechen mehrfach von ihm als einem „hoffnungsvollen Knaben" (puer bonae spei).

Soweit stand alles gut. Da griff unvermutet mit rauher Hand der Landesfürst, Herzog Karl Eugen von Württemberg, in die Pläne und Zukunftshoffnungen der Familie ein. Nach der Auffassung jener Zeit konnte der Fürst uneingeschränkt schalten und walten über seine Untertanen und nach Belieben auch über ihre Privatverhältnisse verfügen. Karl Eugen insbesondere war ein rücksichtsloser Vertreter dieses Absolutismus. Er ließ Schillers Vater sowie mehrere Offiziere zu sich kommen und erklärte ihnen, daß er gesonnen wäre, auch ihre Söhne in die von ihm 1771 gegründete militärische Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitude aufzunehmen. Hierauf erwiderte nun Schillers Vater, daß er es für eine Gnade aufnehmen würde, wenn sein

Herzog Karl Eugen von Württemberg.

Sohn ſeiner Neigung, dem geiſtlichen Stande ſich einſt zu widmen, folgen dürfte; Theologie aber konnte an der Karlsſchule nicht ſtudiert werden.

Dieſe Freimütigkeit ſchien dem Herzog nicht zu gefallen, der gewohnt war, alle ſeine Aeußerungen als Befehle befolgt zu ſehen, doch erklärte er, daß er für dieſe Wiſſenſchaft keine Einrichtung getroffen hätte, aber jede andere könnte ſein Sohn wählen.

Unter dieſen Entſchließungen vergingen einige Tage, weil ſie viele Ueberwindung für den jungen Schiller koſteten. Der Vater wurde wieder zum Herzog berufen und zu einer Erklärung gedrängt. Endlich, aus Furcht, die Ungnade des Herzogs ſich zuzuziehen — denn der Vater ſtand unmittelbar unter dem Herzog —, entſchloß ſich der junge Schiller, auch aus Gehorſam gegen die Eltern, zum juriſtiſchen Studium, zu dem er aber nicht im geringſten Luſt hatte. Dieſes Opfer koſtete ihn ſehr viel, und man kann annehmen, daß von dieſer Zeit an ſeine Kränklichkeit anfing.

„Mit zerriſſenem Gemüt" beugte ſich Schiller dem Befehl des Gewaltigen und leiſtete Verzicht auf ſeinen und ſeiner Eltern Lieblingswunſch. Wie ſchwer ihm das geworden iſt, beweiſt noch eine Aufzeichnung aus dem nächſten Jahre (1774) als er das vom Herzog aufgegebene Thema: „Selbſtſchilderung und Urteil über die Mitſchüler" behandelte. Er ſchreibt hier u. a.: „Es iſt Ihnen ſchon bekannt, gnädigſter Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wiſſenſchaft der Rechte angenommen habe, es iſt Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich ſchätzen würde, wenn ich durch die-

ſelbe meinem Fürſten, meinem Vaterlande dereinſt dienen könnte; aber weit glücklicher würde ich mich halten, wenn ich ſolches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weiſeſten Fürſten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit ſteht." —

Mißmutigen Herzens wanderte der Knabe am 16. Januar 1773 in Begleitung des Vaters hinauf zur Solitude. Wir haben noch die Liſte „derjenigen Kleidungsſtücke, welche der Eleve Schiller mitgebracht." Er beſaß darnach: „ein blaues Röcklein nebſt Kamiſol ohne Aermel, 1 Paar Fehhoſen, 2 Manchet-Hemden, 4 Paar leinene Strümpfe, 1 Paar Schuhe, 1 Paar Stiefel, 1 ord. Hut, Geld: 45 Kreuzer, 15 Stück unterſchiedliche lateiniſche Bücher."

Bei der für die Neueintretenden vorgeſchriebenen körperlichen Unterſuchung hat der Arzt folgendes Atteſt ausgeſtellt: „Joh. Chr. Fr. Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat ſich bei vorgenommener Unterſuchung ſeiner Leibesbeſchaffenheit mit einem ausgebrochenen Kopf*) und etwas verfrörten Füßen, ſonſt aber geſund befunden."

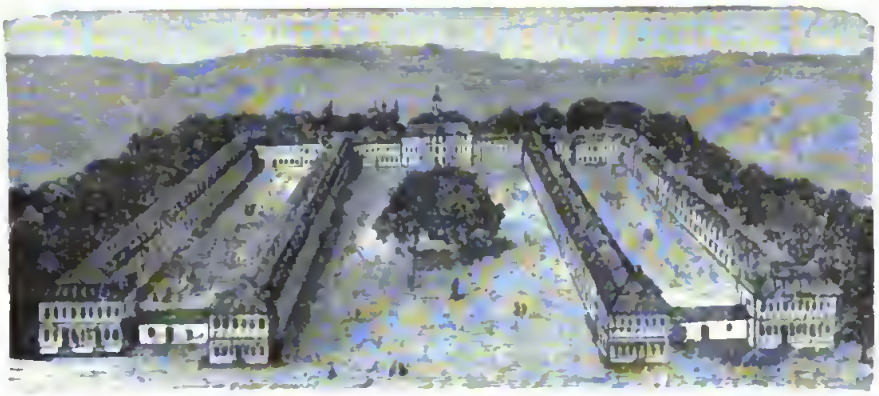
Und die geiſtige Befähigung beim Eintritt in die Anſtalt wurde durch folgendes Zeugnis auf Grund einer von ſeinem früheren Ludwigsburger Lehrer Jahn**) abgehaltenen Prüfung dargetan: „Johann Chriſtof Friedrich Schiller, konfirmiert, überſetzt die in den Trivialſchulen eingeführte Collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechiſche Neue Teſtament mit ziemlicher Fertigkeit,

*) Wahrſcheinlich eine Kopfhautentzündung.
**) Dieſer war 1771 nach der Solitude verſetzt worden.

Das Schloß Solitude.

hat einen guten Anfang in der lateiniſchen Poeſie; die Handſchrift iſt ſehr mittelmäßig."

Die Anſtalt, in welche unſer Schiller nun eintrat — er gehörte ihr volle 8 Jahre an (Januar 1773 bis Dezember 1780), anfangs als Juriſt, ſeit 1775 als Mediziner — nahm unter den Schulen jener Zeit eine eigenartige Stellung ein. Herzog Karl Eugen hatte ſie 1770 auf dem etwa 2 Stunden von Stuttgart entfernt liegenden Schloſſe Solitude als Stukkatur- und Gartenſchule errichtet, um ſich tüchtige Handwerker und Techniker heranzuziehen; ihr Lehrplan wurde bald dahin erweitert, daß ſie auch zur Vorbildung von Offizieren, Beamten und Künſtlern dienen ſollte. Ihre Angehörigen konnten von den Elementarfächern bis hinauf zum akademiſchen Studium ihre volle Ausbildung erhalten. Denn 1773 wurde eine juriſtiſche und 1775 auch eine mediziniſche Fakultät angegliedert. In dieſem Jahre wurde die Akademie nach Stuttgart verlegt. Ein Jahr nach Schillers Austritt, am 22. September 1781, erhielt ſie von Kaiſer Joſef II. den Rang einer Univerſität



Die Karlsakademie in Stuttgart.

mit dem Namen „Hohe Karlsschule", an der alle Fakultäten außer der theologischen, sowie Militärwissenschaften und freie Künste vertreten waren.

Der Ruf dieses Instituts, dessen Förderung dem Herzog persönlich sehr am Herzen lag, war ein vorzüglicher, obschon der rein militärische Geist, der schablonenhafte Drill, der in ihm herrschte, seine Wirksamkeit beeinträchtigen mußte. Die Schule wurde als eine Sehenswürdigkeit von gar manchem hohem Gaste, den der Weg durch das Schwabenland führte, besucht, so 1774 von Lavater, dem berühmten Züricher Pfarrer und Physiognomiker, 1777 von Kaiser Josef II., 1779 von Herzog Karl August von Weimar und seinem Minister Goethe. Von diesem Besuch wird weiter unten noch zu erzählen sein. Die Schülerzahl war im Laufe der Zeit bedeutend angewachsen: Ende 1772, also kurz vor Schillers Eintritt, finden wir 377 Zöglinge.

Von dem Leben und Treiben in der Anstalt gibt das Reglement von 1770, dessen Grundgedanken wohl auch bei der Weiterentwicklung maßgebend geblieben sind, ein

anſchauliches Bild. Es liegt in 24 Artikeln vor*) und iſt mit einem Anhang von Gebeten verſehen, in denen von dem Herzog, dem „gnädigſten Guttäter", als von dem „Geſalbten des Herrn" die Rede iſt.

Eingangs wird ein jeglicher um ſeines eigenen Beſten willen erinnert, ſich eines chriſtlichen und gottſeligen Lebenswandels zu befleißigen. Deswegen ſoll jeder alle Morgen nicht nur für ſich ſeine Andacht zu Gott verrichten, ſondern auch gleich nach dem Ankleiden, ſobald durch den Aufſeher zum Gebet kommandiert wird, dieſem bereitwillig in diejenigen Säle folgen, worin wechſelsweiſe, den einen Tag ein katholiſcher, den andern ein evangeliſcher Aufſeher das gemeinſchaftliche Morgengebet mit lauter, vernehmlicher Stimme verrichten, die Knaben aber mit aufgehobenen Händen andächtig nachbeten und bei ſchwerer Strafe ſich aller Achtloſigkeit und allen Mutwillens enthalten ſollen. Dasſelbe gilt von dem Abendgebet, wie von dem Tiſchgebet. An Sonn- und Feiertagen, und wenn ſonſt Gottesdienſt auf der Solitude gehalten wird, ſtellt ſich die ganze Schule an einem Platz auf, wo alsdann rechts- und linksum kommandiert und in Zügen bis an die Kirche jeder Konfeſſion marſchiert wird. Iſt hier kein Gottesdienſt, ſo haben die älteren Schüler mit den Aufſehern nach Stuttgart in die Kirche zu gehen. Wer aber zu jung zum Mitgehen iſt, ſoll zu Hauſe in der Zwiſchenzeit Religionsunterricht erhalten. Völlig freie Religionsübung iſt jedem zugeſichert. Konfeſſionelle Streitigkeiten ſind aufs ſchärfſte unterſagt.

*) Nach dem im Schillermuſeum zu Marbach befindlichen Original.

Seine Herzogliche Durchlaucht ſind die erſte und höchſte Perſon, welcher ein jeder den allergrößten Reſpekt und die höchſte Untertänigkeit ſchuldig iſt. Es ſoll demnach keiner den Namen „Herzog" ohne die größte Verehrung ausſprechen, ſondern alle Augenblicke eingedenk ſein, daß von Höchſt-Erlaucht-Deroſelben großer Gnade ſein Leben, ſein Glück und ſeine Erhaltung, ohne welche wohl viele darben müßten, abhängt. Bei jeder Gelegenheit wo S. H. D. nur von weitem geſehen werden, Höchſt-Dieſelben mögen fahren, reiten oder gehen, ſoll ſogleich ein jeder nach der ihm gegebenen Anweiſung Front machen und ſo lange ſtill ſtehen bleiben, bis Hoch-Dieſelbe weit vorbei paſſiert ſind.

Vor allen Offizieren und Kavalieren ſoll Front gemacht, vor übrigen Perſonen vom Stande der Hut tief abgenommen und überhaupt allen Menſchen mit der größten Höflichkeit begegnet werden. Befehle und Anordnungen hat ein jeder, ſo ſauer es ihm auch ankommt, ohne Murren auf das Genaueſte zu befolgen. Im Falle ungerechter Behandlung iſt Beſchwerde geſtattet, dagegen wird der Ungehorſame mit der härteſten Strafe belegt und im Wiederholungsfalle wohl gar fortgejagt.

Auch untereinander ſelbſt haben die Schüler ordentliches Benehmen und Verträglichkeit zu zeigen. Alle Schlägereien, Händel und Zänkereien ſind ſtrengſtens verboten. Und gleichwie der Urſprung der meiſten Schlägereien und Händel gemeiniglich aus vorhergegangenen Poſſen herrührt: alſo ſollen ſich alle und jede vor unnötigen Zänke-

reien fleißig hüten und bedenken, wie oft das größte Unglück daraus entstehen kann.

Harte Strafe ist auf liederliches, schändliches und gottloses Geschwätz gesetzt. Niemals darf von Nebenmenschen, noch weniger über die Vorgesetzten oder wohl gar über den gnädigsten Herrn und über Gott etwas Unanständiges gesprochen werden.

Hierbei soll jedem das schon im Alten Testament gegebene Gesetz stets im Gedächtnis sein, das dergleichen Menschen die Zunge abzuschneiden gebietet.

Alles Spielen mit Karten, Würfeln 2c. ist auf das schärfste verboten; derjenige hat eine Belohnung zu gewärtigen, der die Uebertreter gehörigen Ortes anzeigen wird.

Verdächtige Zusammenkünfte, Rottierungen und Ratschlagungen über leichtfertiges Vorhaben sind in gleicher Weise untersagt. Die Anstifter dazu werden mit doppelten Strafen belegt.

Wer seinen Platz verlassen will, hat stets um die Erlaubnis zu fragen.

Da keinem auch nur im geringsten etwas abgeht, so darf er nie und nimmer Schulden machen, nicht einmal eines Hellers wert, geschweige denn, daß er sich unterstehen dürfte, von seinen Montierungsstücken etwas zu veräußern. Deshalb wird auch keiner es nötig haben, an seine Eltern und Anverwandte um Geld oder wegen anderer angeblicher Bedürfnisse zu schreiben.

Jeder Brief ist deshalb dem Oberaufseher vorzulegen, von dem die Erlaubnis, ihn abschicken zu dürfen, zu erwarten ist.

Keiner ſoll ſich einfallen laſſen, die gute und zur Sättigung hinlängliche Koſt zu tadeln oder über ſie zu murren, ſondern jeder ſoll ſie mit alleruntertänigſtem Dank annehmen. Von Zeit zu Zeit ſind die Schüler zu fragen, ob ſie etwas Mangelhaftes in der Verpflegung anzuzeigen haben.

Strenge Schonung der Montur*) iſt befohlen.

Sobald der Aufſeher — im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr — weckt**), ſoll ſogleich ein jeglicher von ſeinem Bett aufſtehen, ſich von Fuß auf gut ankleiden, ſeine Schuhe putzen, die Haare kämmen, zwei Papilloten einwickeln, den Zopf friſch machen, die Hände und das Geſicht reinlich waſchen, von Zeit zu Zeit die Nägel an Händen und Füßen abſchneiden und, ſo oft es gnädigſt befohlen wird, in dem allerpropreſten Stand erſcheinen. Wer hierin ſaumſelig befunden wird, gegen den ſoll mit den ſchärfſten Strafen vorgegangen werden. Auch in den einzelnen Räumen, den Zeichnungs-, Lehr-, Speiſe-, Arbeits- und Schlafſälen wie auf der Krankenſtube und der Montierungskammer, muß größte Reinlichkeit herrſchen. Gleich nach dem Ankleiden ſollen je zwei und zwei ihr Bett ſelbſt machen. Diejenigen, die den Tag haben, ſollen alles, was man ihnen anweiſen wird, rein halten; und ein jeder hat, ehe er aus dem Zimmer geht, ſeine Kleider in ſeinem Torniſter aufzuheben; dieſe Torniſter ſind an dem angewieſenen Orte in gleicher Höhe aufzuhängen. Mutwillige Beſchädigung von Betten, Möbeln, Fenſtern und dergl.

*) Die nähere Schilderung der vorgeſchriebenen Kleidung ſ. u. S. 540.
**) Immer 50—60 Zöglinge hatten einen gemeinſamen Schlafſaal.

wird damit beſtraft, daß der Uebeltäter ſo lange einen Abzug in der Koſt erfährt, bis der Schaden davon repariert werden kann. Feuer und Licht anzurühren iſt verboten.

Im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr iſt die Stunde zum Frühſtück, mittags um 12 Uhr zum Mittageſſen, nachmittags um 4 Uhr zum Abendbrot und abends um 7 Uhr zum Nachteſſen. In dieſen Stunden nun hat ſich ein jeder zu rechter Zeit und mit ſchon gereinigten Händen bei dem Rangieren einzufinden, auf die Kommandoworte genau Achtung zu geben, nach dieſen in den angewieſenen Speiſeraum zu marſchieren, während des Marſches ſeinen eigenen Stuhl unvermerkt zu ſuchen, auf ſolchen aber ſich nicht früher niederzuſetzen, als bis das Gebet verrichtet iſt. Unter dem Eſſen ſelbſt ſoll ſich keiner ungebührlich aufführen, lärmen oder den andern übervorteilen, ſondern aufrecht, ſittſam und beſcheiden daſitzen, und da bei jeder Mahlzeit von etwas Nützlichem geſprochen oder geleſen wird, ſo wird auch hierbei alle mögliche Aufmerkſamkeit auf das Beſte anempfohlen. Sobald wiederum zum Gebet kommandiert wird, ſteht ein jeglicher von ſeinem Stuhl ſtill auf, rückt ſolchen etwas hinter ſich und gibt auf die Kommandoworte zu den Wendungen zum Abmarſchieren die genaueſte Achtung.

Gleich nach dem Mittageſſen wird zu zwei und zwei auf den angewieſenen Exerzierplatz marſchiert. Hier wird ſtatt des unnötigen und oft gefährlichen Herumſpringens der Unterricht in denjenigen Leibesübungen, die ebenſowohl einem guten, geſitteten Bürger und Handwerker als einem rechtſchaffenen Soldaten nützlich und anſtändig ſind, eine

Stunde lang gegeben werden. Dem soll sich keiner entziehen, sondern jeder soll um seines eigenen Besten willen diesen Unterricht fleißig und gern annehmen.*)

Nach dem Exerzieren sollen die Zöglinge an die Arbeit gehen.

Sie sollen fleißig sein, damit sie in kurzer Frist die höchsten Intentionen S. H. D. erreichen, Höchst-Erlaucht-Deroselben Gnade erwerben und dadurch ihr künftiges Glück bestimmen. —

Der Unterricht war im allgemeinen auf die Zeit von 7—12 Uhr (mit einer halbstündigen Pause, die der Reinlichkeit gewidmet war) und von 2—6 Uhr festgesetzt. Die Abendstunde von 6—7 Uhr konnte zur Wiederholung der Aufgaben, zur musikalischen Unterhaltung oder zur Reinigung verwendet werden. Seit 1775 war auch für die Privatarbeit in jedem einzelnen Fach eine genaue Zeit bestimmt. Bei der Arbeit fiel die sonst streng durchgeführte Scheidung zwischen Bürgerlichen**) und Adeligen oder „Kavalieren" weg. Die Kavalierssöhne, die sich auch durch äußere Abzeichen unterschieden, schliefen in besonderen Räumen, aßen an besonderen Tischen und waren sogar beim Bade durch einen Damm von den übrigen getrennt.

Jeglicher Verkehr mit der Außenwelt war abgeschlossen. Sonntags wurden öfters Spaziergänge, stets unter Aufsicht, unternommen. Ferien gab es überhaupt keine, und der Besuch des Elternhauses war sogar in dringenden Fällen, wie

*) Nach der Uebersiedelung nach Stuttgart war den Schülern ein Stück Land zur Bebauung angewiesen, dessen Pflege sie sich widmen konnten.

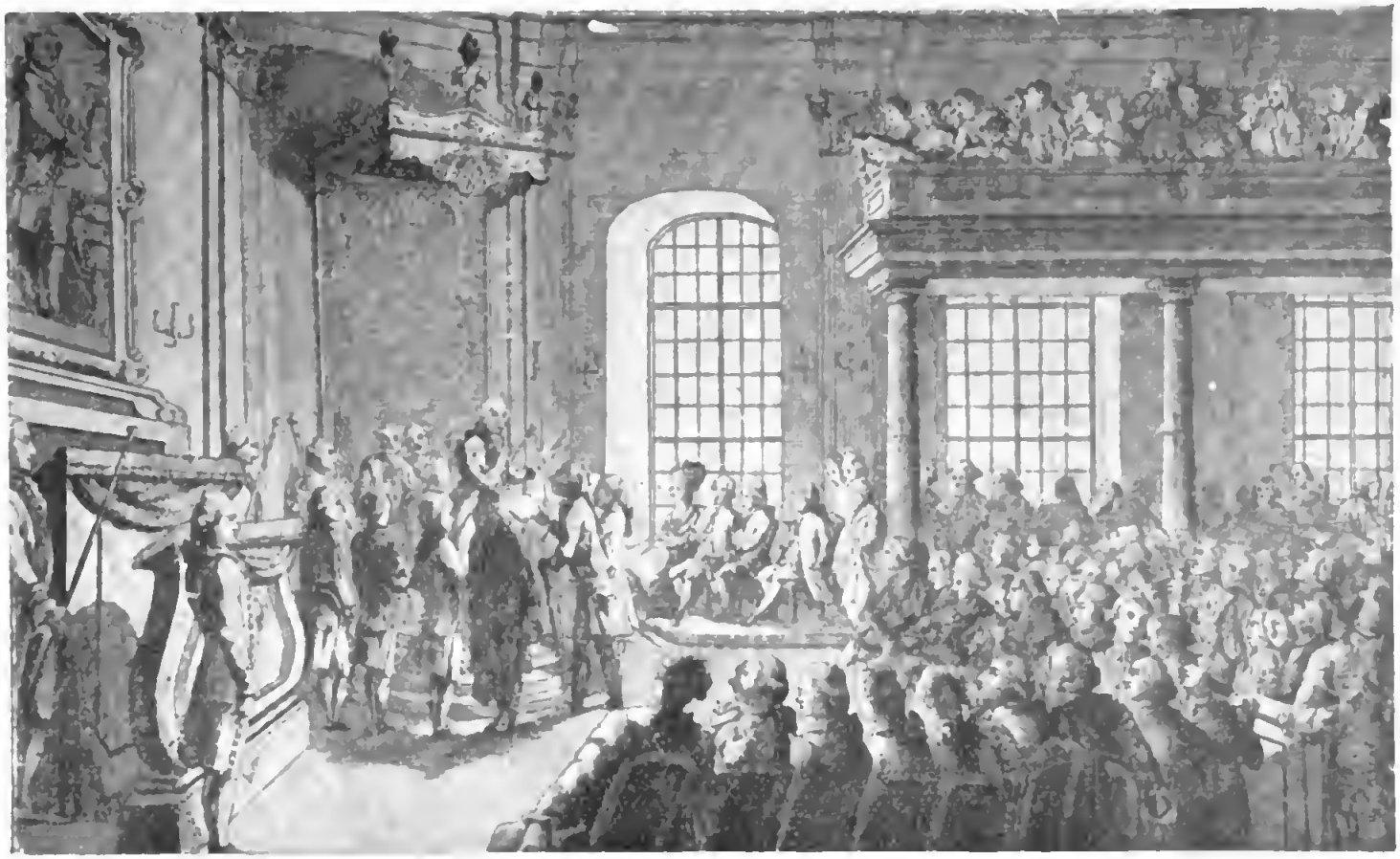
**) Diese teilten sich wieder in „Honoratioren- und Offizierssöhne" und in „Künstler", meist Handwerker- und Soldatenkinder.

bei ſchwerer Krankheit oder beim Tode von Angehörigen, nicht erlaubt. Die Eltern durften zwar an Sonntagnachmittagen ihre Söhne beſuchen, wurden aber dabei argwöhniſch beobachtet. Der Herzog wollte eben die Zöglinge aus dem Verbande des Elternhauſes loslöſen, ſie für ſich perſönlich und in ſeinem Geiſte erziehen. Er wünſchte denn auch als ihr „Vater" angeſehen zu werden, dem ſie alles zu danken hätten. Die Eltern der unentgeltlich aufgenommenen Schüler, zu denen auch Schiller gehörte, mußten ſich durch einen Revers ausdrücklich verpflichten, daß ihre Söhne „ſich gänzlich den Dienſten des herzoglich württembergiſchen Hauſes widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädige Erlaubnis aus demſelben auszutreten nicht befugt ſein ſollen."

Der Herzog war bis in viele Einzelheiten der Leiter der Anſtalt. Alles trug ſein perſönliches Gepräge. Nicht ſelten weilte er unter der jugendlichen Schar, ſpeiſte mit ihnen, teilte höchſteigenhändig Belohnungen oder auch Strafen aus und trieb wohl gar manchmal fröhlichen Scherz mit ſeinen „Söhnen". So hatte er einmal von der beſonderen Gabe Schillers, Perſonen nachzuahmen, gehört. Er ließ ihn rufen und befahl, an ihm ſelbſt ſeine Fertigkeit zu beweiſen. Der ſchüchterne Jüngling erſchrak nicht wenig bei ſolchem Anſinnen. Doch wuchs ihm bald der Mut, als er den Herzog darauf beſtehen ſah. Er ließ ſich den Stock ſeines Herrn geben und ſtellte ganz nach der Art des Herzogs und in deſſen Redeweiſe ein ſtrenges Examen mit dieſem an. Karl Eugen war beſonders gut gelaunt und ſtand friſch Rede und Antwort. Doch der Examinator war

nicht ſo leicht zu befriedigen. Er fuhr ſein Opfer an mit den Worten: „Potz tauſend Sakerment! Er iſt ein Eſel!", wandte ihm den Rücken, eilte auf die in der Nähe ſtehende Gräfin Franziska, des Herzogs Gemahlin, zu, nahm ihren Arm und wollte mit ihr weggehen. Da machte der Herzog der gut geſpielten Szene ein Ende und rief dem jugendlichen Mimiker nach: „Hör' er, laß er mir die Franzel!"

Den Höhepunkt des ſonſt gleichmäßig und einförmig verlaufenden Schuljahres bildete — abgeſehen von vereinzelten Theateraufführungen der Eleven an des Herzogs Geburtstag oder bei hohem Beſuch — der mit großer Feierlichkeit begangene Stiftungstag, der 14. Dezember, an dem nach vorherigen öffentlichen Prüfungen die von dem Herzog perſönlich vorgenommene Preisverteilung erfolgte. Wer von den Kavaliersſöhnen prämiiert wurde, durfte dem Herzog die Hand küſſen. Den bürgerlichen Preisträgern wurde nur der Rockflügel des hohen Herrn zum Kuſſe dargeboten. Wer vier Preiſe bekam, erhielt den kleinen akademiſchen Orden, ein goldenes Kreuz, und zugleich den Rang eines Chevaliers; mit acht Preiſen war das Großkreuz mit Stern und der Titel Grand-Chevalier verbunden. Ein Profeſſor hielt bei dieſem Akte die Feſtrede. Die Eleven mußten während der ganzen Feierlichkeit in Reih' und Glied ſtramm ſtehen. Schiller hat während ſeiner Akademiezeit drei Preiſe erhalten, 1773 den erſten in der griechiſchen Sprache und 1779 je einen in der praktiſchen Medizin und in der Chirurgie. Als der junge Mediziner die beiden letzteren Prämien aus der Hand des Herzogs erhielt, war unter all den glänzenden Ehrengäſten, die dem Feſtakte beiwohnten,



Preisverteilung in der Karlsschule.

Schiller als Karlsschüler.

Für die medizinischen Fächer.

Für griechische Sprache.

Preismedaillen der Karlsschule.

Aus dem Marbacher Schillerbuch (1905, Stuttg., Cotta) freundlich überlassen vom Schwäb. Schillerverein.

ein Mann, deſſen Anweſenheit in der Akademie die Herzen der für die moderne Dichtkunſt begeiſterten Jünglingsſchar höher ſchlagen ließ. Es war kein geringerer als Johann Wolfgang Goethe, der ſchon damals von der Nation hoch gefeierte Dichter des „Götz von Berlichingen" und des „Werther".

Den äußeren Verlauf der Feſtlichkeiten können wir uns leicht vergegenwärtigen.*) Nach dem Gottesdienſt in der katholiſchen Hofkapelle des Alten Schloſſes fuhr der Herzog in einem achtſpännigem Staatswagen unter großem Gepränge in die Akademie, wo die Feier wie gewöhnlich mit einer Predigt eröffnet wurde. Hierauf geleitete der Fürſt ſeine Gäſte durch alle Haupträume der Anſtalt, durch die Schlafſäle der Kavaliere, Chevaliers und Eleven, die Lehrſäle, in denen zum Teil Preisſtücke der jungen Künſtler ausgeſtellt waren, zuletzt nach dem unteren Flügel bis in den Speiſeſaal, wo ſich Sereniſſimus mit Angehörigen der Zöglinge huldvoll unterhielt.

Gegen Abend begab man ſich in den Weißen Saal des Reſidenzſchloſſes zur Preisverteilung, welcher eine Rede Profeſſor Consbruchs „Von dem Einfluß der phyſikaliſchen Erziehung der Jugend in die Bildung der Seelenkräfte" voranging. Bei der Erwähnung einer Stelle aus dem „Werther" ſoll Goethe errötet ſein. Hierauf nahm der Herzog die Verteilung der 124 Preismedaillen vor. Ihm zur Rechten ſtand Karl Auguſt, zur Linken Goethe. Schiller tritt vor und empfängt ſeine Preiſe. Allein in der

*) B. Pfeiffer, Schiller in der Karlsſchule, Marbacher Schillerbuch, Stuttgart 1905, S. 228.

Goethe Karl August Karl Eugen Schiller

Herzog Karl August von Weimar und Goethe beim Festakt der Akademie am 14. Dez. 1779.

Menge verſchwindet die unfertige Geſtalt des Jünglings, in deſſen Haupt ein großes Drama ſich geſtaltet; und Goethe, der gereifte, um äußerer und innerer Vorzüge willen vergötterte Liebling der Grazien und der Muſen, ahnt nicht, welch ſtürmiſch Herz ihm hier entgegenſchlägt."

„Wie gerne hätte er ſich ihm bemerkbar gemacht," meint Karoline von Wolzogen, „ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, was wären dieſe für ihn geweſen! Goethe konnte nicht ahnen, daß ihn ein Geiſt begrüßte, dem erſt eine ſpäte Folgezeit vergönnte, ſich in reiner Freundſchaft gegen ihn zu erſchließen."

Ein Konzert hielt die Feſtverſammlung im Weißen Saal feſt bis acht Uhr, worauf die Zöglinge zum Abendeſſen in die Akademie entlaſſen wurden.

Auch vom letzten Schlußakte, den Schiller in der Akademie mitmachte, erfahren wir Näheres durch einen Zuhörer, den ſpäter in Schillers Leben ſo glücklich eingreifenden Freund, den Muſikus Andreas Streicher, der den öffentlichen Prüfungen Ende November 1780 in der Akademie beiwohnte.

Bei einer in lateiniſcher Sprache gehaltenen mediziniſchen Disputation opponierte gegen den Profeſſor ein Schüler, deſſen Bild ſich dem jungen Muſiker unauslöſchlich einprägte, ein Jüngling mit „rötlichen Haaren, gegeneinander ſich neigenden Knieen, ſchnellem Blinzeln der Augen während des Sprechens, beſonders aber mit ſchön geformter Naſe und tiefem, kühnen Adlerblick, der unter einer ſehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete... Als der Zuhörer nach den Prüfungen den Zöglingen in den

Speiſeſaal folgte, um Zuſchauer ihrer Abendtafel zu ſein, war es wieder derſelbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigſte ſich unterhielt, den Arm auf deſſen Stuhl lehnte und in dieſer Stellung lange mit ihm ſprach. Der junge Mediziner behielt gegen ſeinen Fürſten dasſelbe Lächeln, dasſelbe Augenblinzeln, wie gegen den Profeſſor, dem er vor einer Stunde opponiert hatte."

Der Herzog war überhaupt Schiller gegenüber, deſſen Fähigkeiten er wohl zu würdigen wußte, ein gnädiger Gönner. So äußerte er ſich einmal auf laut gewordene Klagen hin: „Laſſet mir dieſen nur gewähren, aus dem wird etwas!" Und als Schiller 1779 hoffte, zur Entlaſſung zu kommen, ward ihm dieſe Hoffnung zwar nicht erfüllt, aber der Herzog hat dennoch mit ſeiner Anerkennung nicht gekargt.

„Die Disputation des Reinhard," verfügte er, „ſolle nicht gedruckt werden, und ſo auch diejenige von dem Eleven Schiller nicht, obſchon ich geſtehen muß, daß der junge Menſch viel ſchönes darinnen geſagt — und beſonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen ſolches wirklich noch zu ſtark iſt, denke Ich, kann ſie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm ſein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelſt ſein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, ſo daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu ſein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann."

Um dieſelbe Zeit betont der Herzog auch einmal „das vorzügliche Genie dieſes jungen Menſchen.“

Doch darum war Schiller in der Akademie nicht etwa auf Roſen gebettet, und nicht immer leuchtete ihm die Gnadenſonne des Herzogs. In gar manche Strafe iſt er verfallen, am häufigſten wegen Vergehen gegen die „Propreté,“ deren ſtrenge Forderungen ihm in der erſten Zeit ſchwer eingingen. Wie jede Geſetzesverletzung, ſo wurde auch dieſe unnachſichtig geahndet. In der Regel erhielt der Delinquent von dem Aufſeher ein „Billett“ mit der näheren Angabe des Vergehens. Mit dieſem im Knopfloche mußte er zum Mittageſſen antreten, um ſo dem Intendanten oder dem Herzog ſelbſt, wenn dieſer zugegen war, ſofort in die Augen zu fallen. Dann folgte wohl aus hohem oder höchſtem Munde ein Verweis, die Verfügung von Schlägen oder Karzer oder auch die Entziehung der Mahlzeit. Nicht weniger als 6 ſolcher Billets, die übrigens in der Betragensnote des Zeugniſſes vermerkt wurden, hat Schiller von Oktober 1773 bis Februar 1774 erhalten. Einmal hat er ſich auch gegen das Verbot des Schuldenmachens vergangen: Er hat „für 6 Kreuzer Wecken auf Borg“ gekauft, offenbar weil er an der allgemeinen Tafel nicht überſättigt worden war. Dafür bekam er ſeine „zwölf Weidenſtockſtreiche.“ Doch war er keineswegs unverbeſſerlich. Solche Strafen werden ſeltener und verſchwinden bald ganz aus ſeinen Zeugniſſen. Vielleicht hat er auch wie die Mehrzahl ſeiner Mitſchüler allmählich eine größere Gewandtheit erlangt in der ſchlauen Umgehung mancher läſtigen Anſtaltsgeſetze, ohne gerade einem Auf-

seher oder — einem falschen Freunde in die Hände zu fallen. Denn der Herzog hatte eine eigenartige Methode, die Schüler zum Gehorsam zu gewöhnen: er setzte Belohnungen aus für diejenigen, die schamlos genug waren, sich zum heimlichen Sittenwächter ihrer Kameraden zu machen und diese wegen etwaiger Vergehen höheren Orts zu denunzieren — eine schlimme Pädagogik, die Heuchelei und Charakterlosigkeit zur Folge haben mußte. Und nicht minder muß uns befremden, daß der fürstliche Erzieher die Freude, dem andern eines anzuhängen, die Lust, den Nächsten zu bekritteln, und die Selbstgerechtigkeit in den jungen Seelen groß zu ziehen suchte, indem er ihnen u. a. die Frage zur schriftlichen Beantwortung vorlegte: „Welcher ist unter Euch der Geringste?" Ein anderes ähnliches Thema lautete: „Selbstschilderung und Urteil über die Mitschüler."

So sehr wir die Fragestellung selbst mißbilligen, wir verdanken ihr doch eine interessante Sammlung von Urteilen über unsern Dichter aus dem Kreise seiner Mitschüler, die, wenn sie auch unter sich manche Widersprüche aufweisen, doch bestimmte, klare Linien seines Charakterbildes zeichnen. Die Aeußerungen einiger uns auch sonst bekannter Akademiker seien hier mitgeteilt:

„Ihm fehlt es weder an Gaben, noch an Fleiß, und nur seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich nicht so wie andere hat hervortun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll, gegen seine Kameraden sehr freundschaftlich. Er ist reinlich. Er freut sich sehr über sein Schicksal, in das ihn Euer Herzogliche Durchlaucht gesetzt hat. Seine Neigung ging ehemals auf die

Gottesgelehrtheit und gegenwärtig geht sie auf das Recht, und überdies hat er noch einen besonderen Hang zur Dichtkunst." (Elwert.)

„Schiller hat eine vortreffliche Gemütsbeschaffenheit. Sein gutes Herz und seine guten Eigenschaften äußern sich bei allen Gelegenheiten. Seine Gesinnung gegen Euer Herzogliche Durchlaucht, seine Ehrerbietung gegen die Vorgesetzten, seine Freundschaft gegen seine Mitbrüder verdienen gelobt zu werden. Er ist aufrichtig, verschwiegen, dienstfertig, höflich. Doch hat er Fehler, er ist eigensinnig, doch nicht immer, und man kann ihn ohne Mühe von demselben abhalten; er macht aus der Reinlichkeit nicht die große Tugend, aber er scheint inzwischen doch sich derselben zu befleißigen.

Er hat von der Natur vortreffliche Gaben erlangt; die er immerdar verbessert. Seine Hauptneigung geht mit allem Eifer auf die Poesie, und nichts ist im Stande, ihn davon abzubringen. Zur Tragödie zeigt er den größten Geschmack, so daß er schon oft gesucht hat, für sich selbst etwas zu unternehmen." (v. Hoven d. Ae.)

„Schiller hat von seinen Vorgesetzten die edelsten und erhabensten Gesinnungen und eine sehr gute Gedenkungsart. Gegen seine Mitbrüder ist er freundschaftlich, höflich und dienstfertig. Am Körper sowohl als im Zimmer ist er reinlich und ist überhaupt ein ordentlicher Mensch in allen seinen Sachen. Ist mit seinem Schicksal vollkommen zufrieden und mit sich selbst vergnügt. Seine Haupteigen-

ſchaften ſind Treue, Höflichkeit, Aufrichtigkeit und beſonders ein gutes Herz. Seine Hauptneigung geht zur Poeſie."
(v. Hoven d. J.)

„Er bezeugt Ehrfurcht und Gehorſam gegen ſeine Vorgeſetzten und Mitbrüder, ich glaube auch, daß er ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt ſei, an Gaben fehlt es ihm nicht, er hat beſonders ſehr witzige Einfälle; er wendet ſie auch ſowohl im öffentlichen als Privatfleiß an, er iſt auch reinlich am Körper, er hat eine große Neigung zum Studieren."
(Kerner, ein älterer Bruder von Juſtinus Kerner.)

Von Intereſſe iſt in dieſem Zuſammenhang auch eine Stelle aus den Erinnerungen des Schiller beſonders vertrauten Studiengenoſſen, Georg von Scharffenſtein, des ſpäteren Generals:

„Anno 1771 kam ich im elften oder zwölften Jahr in die damals ſo genannte Militärpflanzſchule des regierenden Herzogs Karl auf der Solitude. Es waren meiſtens Jünglinge von dieſem Alter, außer einigen älteren Patronen, vor welchen wir entſetzlich Reſpekt hatten. Damals waren noch keine wiſſenſchaftlichen Fächer fixiert: Das Ganze war in zwei Klaſſen oder vielmehr Kaſten eingeteilt, Kavaliers- oder Offiziersſöhne und Eleven, letztere meiſt Soldatenkinder, außer einigen Individuen aus guten bürgerlichen, armen Familien. Die erſte Klaſſe war vorläufig dem Militär beſtimmt, der größte Teil der Eleven aber den Künſten, Maler, Bildhauer, Architekten, Muſiker, Stukkatoren, Gärtner uſw. Es gab auch eine Abteilung von Schneidern und Schuhmachern. Gewiſſe Corveen, z. B. das Einheizen im Winter,

gingen nach der Tour. Der Anzug war für gewöhnlich so: Die Offizierssöhne hatten hellblaue, kommißtuchene Westen mit Aermeln; der Kragen und Aermelausschlag waren von schwarzem Plüsch, die Hosen waren von weißem Tuch, der Kopfputz war ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite und Puder. Die Eleven hatten gestreifte Zwillichkittel, dergleichen Hosen, wollene Kappen, Papilloten ohne Puder. Alles trug sehr lange, falsche Zöpfe nach einem bestimmten Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen; zum größten Putz trug alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug stattfand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder.

Da sah mein Schiller komisch aus; er war für sein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, sehr langhalsig, blaß mit kleinen, rotumgrenzten Augen. Und nun dieser ungelockte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf! Ich könnte ihn noch malen!"

Auch unter den meist noch jugendlichen Lehrern der Anstalt hat Schiller Freunde gefunden. Obenan steht hier der Professor der Philosophie Friedrich Abel (1751 bis 1829, später Universitätsprofessor in Tübingen), der uns selbst über das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern berichten mag.

„Lehrer und Lernende lebten zum Teil in der innigsten, herzlichsten Freundschaft, die auch nachher durch das ganze Leben fortdauerte. Der Schüler teilte dem Lehrer seine wichtigsten Geheimnisse mit und fragte ihn in Gegen-

ständen um Rat, die gewöhnlich vor niemand mehr als vor Lehrern und Vorgesetzten verborgen gehalten werden. Schon frühe entstand sogar eine Art geheimer Verbindung zwischen einigen wenigen Lehrern und mehreren der besseren Zöglinge, die keinen anderen Zweck hatte, als die Bildung der Zöglinge teils durch die auf diese Weise verstärkte Einwirkung der Lehrer auf ihre jungen Freunde,

Friedrich Abel, Lehrer und Freund Schillers.

teils durch wohltätigen, unter Leitung jener Lehrer stehenden Einfluß der Zöglinge auf einander zu befördern. Da solche Jünglinge in bedeutendem Ansehen bei ihren Kameraden, besonders den jüngeren, standen, so bemühten sich die letzteren mit den ersteren in Verbindung zu treten, und da die Bedingung Fleiß und Bildung des moralischen Charakters war, so war dadurch den besseren der Weg eröffnet, auf andere, besonders die jüngeren, höchst wohl-

tätig einzuwirken. Auch Schiller hatte an allem diesem Anteil. Er lebte mit einigen, obwohl wenigen Lehrern in inniger Freundschaft, er war Vertrauter vieler vortrefflicher Jünglinge und besonders auch Glied jener engeren Verbindung, und durch alles dieses ward seine Moralität nicht wenig befördert. Im Lernen wurden seine Fortschritte mit dem Uebergang zum Studium der Wissenschaften schnell, ihm selbst sowohl als andern auffallend; der vorher so schüchterne Jüngling fing an, eine Rolle unter seinen Kameraden zu spielen, und selbst mit den Vorgesetzten und Lehrern ging er auf viel freierem Fuße um."

Die von Abel vorgetragenen Wissenschaften — erzählt dieser selbst in einem Aufsatz „Ueber Schillers intellektuelle Bildung in der Akademie" — „interessierten Schiller, er hörte nicht nur mit Aufmerksamkeit zu und las nicht nur die besten Schriften in diesen Fächern, die er erhalten konnte, sondern er unterredete sich auch über dieselben, so oft er konnte. Es geschah häufig, daß einzelne Zöglinge der Akademie ihren Lehrer an dem Tor, bis wohin ihnen zu gehen gestattet war, erwarteten, ihn dann in den Hörsaal begleiteten und ebenso nach vollendeter Vorlesung wieder bis an jene Stelle begleiteten, während welcher Zeit dann bald über die wissenschaftlichen Gegenstände der Vorlesung, bald über andere, besonders politische oder auch über Privatangelegenheiten einzelner, über welche sie ihren Lehrer als Freund zu Rate zogen, gesprochen wurde. Manchmal wurde ein vor Anfang der Vorlesung angefangener Diskurs auch noch im Saal fortgesetzt und daher die Vorlesung öfter, nicht zum Nachteil der Zöglinge, später ange-

fangen. Solche Gelegenheiten benützte Schiller emsig. Besonders suchte er sich mit großem Eifer über Menschenkenntnis zu unterhalten, ein Studium, das er auch nachher, als er schon zum Fachstudium der Medizin übergegangen war, fortsetzte. Sogar hörte er, nachdem er den dritten Kursus, die Medizin, bereits vollendet hatte, die psychologischen Vorlesungen zum zweiten Male. Noch erfreulicher war die Bemerkung, daß Moral vorzügliche Wichtigkeit für Schiller hatte. Fergusons Moralphilosophie war es, die ihn am meisten anzog. Doch allerdings waren es am meisten die schönen Wissenschaften, die Schiller in dieser Periode liebte. Götz von Berlichingen, der Messias u. a. wurden mit großer, inniger Empfindung von ihm gelesen. Aber alle diese mußten dem großen Shakespeare weichen, als er diesen kennen lernte. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen einer Szene. Ich war gewohnt, bei Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher und interessanter zu machen. So insbesondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer andern erklärte, welche anschaulicher zu machen ich einige der schönsten, hieher passenden Stellen aus Shakespeares Othello nach der Wielandschen Uebersetzung vorlas. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, und kaum war die Vorlesung beendet, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer..."

Der Religionsprofessor Hartmann äußert sich über

den Jüngling: „Schiller urteilt langſam, aber gut. Das Ingenium zeigt viele Fähigkeiten, das Gedächtnis iſt gut, in ſeinem Studieren iſt er bedächtlich, der Fleiß iſt willig und geſchäftig."

Andere Freunde Schillers unter den Lehrern waren Friedrich Drück und Jakob Naſt.

Schiller hatte anfangs viel unter Störungen des Unterrichts durch Krankheit zu leiden. War er öfters ans Bett gefeſſelt, ſo las er wohl mit zunehmendem Eifer, was ihm wohlwollende Lehrer oder befreundete Schüler in die Hand gaben. Er erweiterte ſo zuſehends ſeine Litteraturkenntniſſe und gewann immer neue Anregung zu eigenem dichteriſchem Schaffen. Es bildete ſich zwiſchen ihm und einigen ſeiner vertrauteſten Freunde ein enger Dichterbund, zu dem Scharffenſtein, der ältere v. Hoven, Peterſen u. a. gehörten. Auch ſonſt hatte Schiller unter den Eleven manche intime Freunde, bei deren Wahl er mehr auf Herz und Charakter als auf Verſtandesgaben ſah. In der Abteilung der Künſtler ſind hier zu nennen Danneker, Heideloff, Schlotterbeck, von den Militärs Kapf, von den Juriſten Lempp und von den Medizinern Elwert, der ſchon in Ludwigsburg mit Schiller auf der gleichen Schulbank geſeſſen. Die jungen Poeten, von Hochgefühl für ihren dichteriſchen Beruf erfüllt, entfalteten einen rührigen Eifer, der neben vielem Wertloſen, doch ſicher das eine Gute hatte, daß die Freunde immer tiefer in das Verſtändnis wahrer Poeſie eindrangen, wie ſie in Meiſterſchöpfungen früherer Zeiten oder in achtbaren Werken der Gegenwart zu Tage trat. Hier liegen ſo

recht die Keime des Werdegangs unſeres Dichters. „Ich fühlte," ſchreibt er ſpäter, „die kühne Anlage meiner Kräfte." Er war nun auch körperlich wohler und hatte zuſehends an Sicherheit im Auftreten — gegenüber ſeinem ſchüchternen und unbeholfenen Weſen der früheren Zeit — und an Selbſtbewußtſein gewonnen.

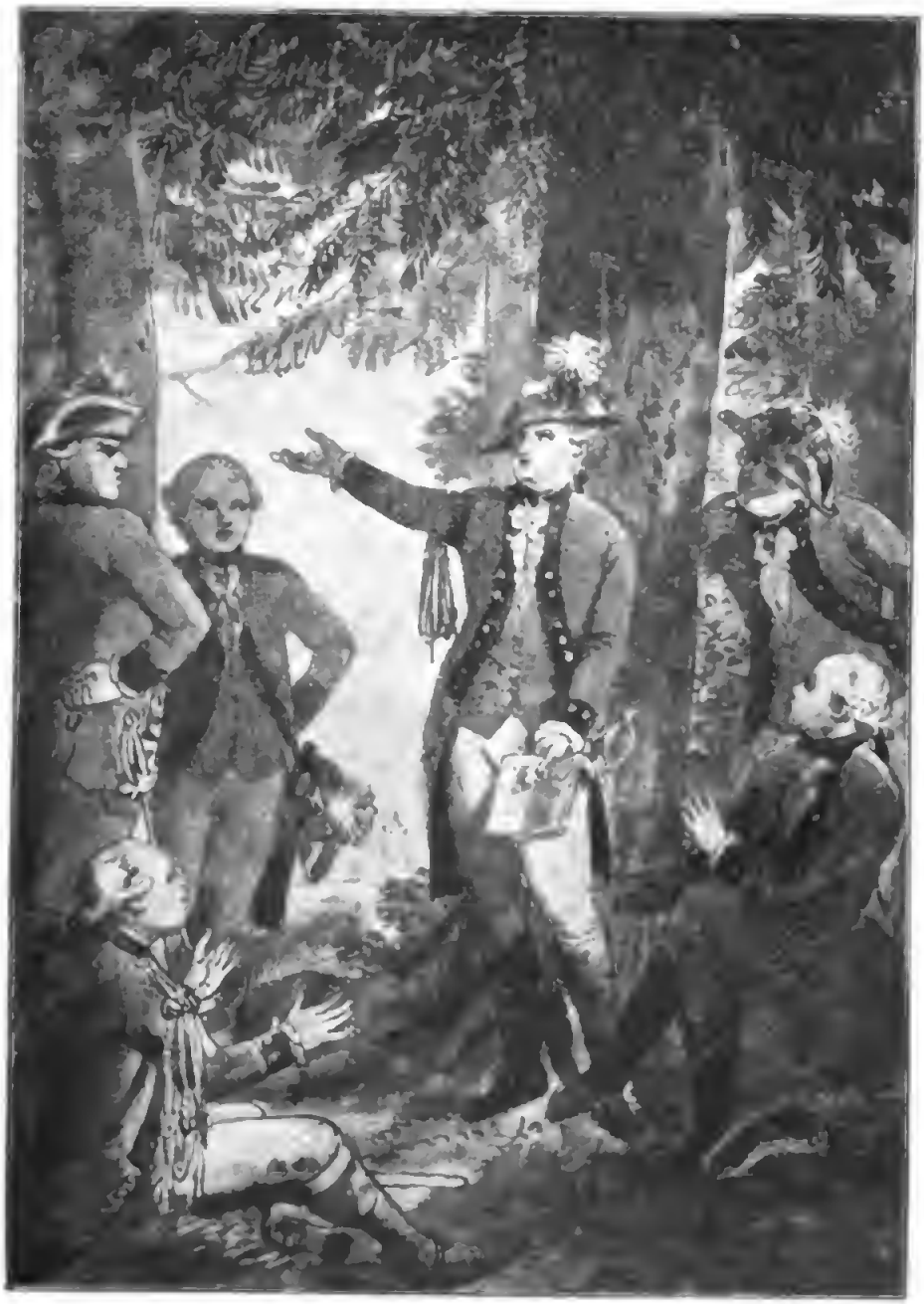
Es war im Jahre 1777, als der achtzehnjährige Schiller mit einer Erzählung des damals wegen ſeines Freimuts auf dem Hohen-Asperg eingekerkerten ſchwäbiſchen Dichters Schubart bekannt wurde. Sie iſt betitelt „Zur Geſchichte des menſchlichen Herzens." Der Eindruck, den ihre Lektüre auf den empfänglichen, leicht erregbaren Jüngling machte, war außerordentlich: ſie gab den Anſtoß zu dem gewaltigen Jugenddrama „Die Räuber."

Insgeheim arbeitete unſer Dichter unter Ausnützung aller möglichen Gelegenheiten an dieſem Werke. Ob er nun Krankenwachen zu verſehen hatte oder ſelbſt Patient war, immer benützte er den Augenblick, ſein Drama zu fördern. „Manchmal," weiß ſeine Schweſter zu erzählen, „viſitierte der Herzog die Säle. Dann fuhren „Die Räuber" unter den Tiſch, ein unter ihnen liegendes mediziniſches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die ſchlafloſen Nächte für ſeine Wiſſenſchaft." Von Intereſſe iſt ein ſpäter erſchienener Bericht über Schillers erſten Vortrag von Szenen aus ſeinen „Räubern" im Freundeskreis.

„Der ſpätere württembergiſche Hofmaler Viktor Heideloff gehörte zu den intimen Freunden des Dichters und war, als im Jahre 1778 in der Karlsakademie eine Epidemie um ſich geriſſen, mit Schiller und den übrigen ver-

trauten Studiengenoſſen (dem nachmaligen Bildhauer Dannecker, dem Mediziner von Hoven, dem ſpäteren württembergiſchen Miniſter Kapf, dem Dichter und Hofkupferſtecher Schlotterbeck) auf einem Krankenzimmer. Schiller arbeitete im Krankenbette eifrig an der Tragödie, in regem Verkehr mit den Freunden. Der militäriſch ſtrengen Aufſicht wegen wurden die mit Bleiſtift gemachten Aufzeichnungen unter der Bettdecke verſteckt, von v. Hoven als „mediziniſche Arbeiten" fortgeſchmuggelt. Es wurde beſchloſſen, ſobald als möglich in der freien Natur von Schiller das Opus ſich vortragen zu laſſen. Der erſte Ausgang der Rekonvaleszenten, welcher in der Frühe eines ſchönen Maiſonntags nach dem Stuttgart pittoresk überragenden Bopſerwalde gemacht wurde, ward hiezu benutzt. Man ſtahl ſich von den übrigen Studiengenoſſen ins Dickicht zu einer Stelle, welche eine enge Ausſicht auf die Stiftskirche gewährt. Die Freunde gruppieren ſich in maleriſcher Unordnung zu den Füßen Schillers, der auf den knorrenden Wurzeln einer ächzenden Föhre Poſto nimmt. Geſpannt folgen die Freunde dem erſt ruhigen Fluſſe des Vortrags. Als jedoch die Stelle kam, wo Karl Moor ſeinen dem Kerker geiſterhaft entſteigenden Vater erkennt, wallte der Affekt des Vortragenden funkenſprühend, Entſetzen und Schmerz unter den Freunden verbreitend, über, welche nachher in wilden Enthuſiasmus ausbrachen. Dieſe Szene ward damals von V. Heideloff als Augenzeuge nach der Natur aufgenommen und die Skizze als Andenken bewahrt."

Als nun am 11. Februar 1856 zum Gedächtnis des 129. Geburtstages des Herzogs Karl die letzten fünf der



v. Heideloff Dannecker Schiller Schlotterbeck
Kapf v. Hoven

Schiller trägt im Bopserwald seinen Mitschülern „Die Räuber“ vor.

Friedrich Schiller.

Nach dem Gemälde von G. v. Kügelgen im Marbacher Schillermuſeum, freundlich überlaſſen vom Schwäb. Schillerverein.

ehemaligen Karlsſchüler ſich zuſammenfanden, ſtellte dieſen Karl Heideloff, der Sohn Viktors, das von ihm nach der Skizze des Vaters gefertigte Aquarellbild vor.

Als Schiller im Dezember 1780 die Akademie verließ, war er wohl ein Mediziner von mittelmäßiger Bedeutung, aber er trug felſenfeſt den Glauben an ſeinen dichteriſchen Beruf in der Bruſt. „Die Räuber“ waren in der Hauptſache vollendet. Durch die Karlsſchule iſt trotz aller widrigen Verhältniſſe, die ſich ihm hier entgegenzuſtellen drohten, doch für ihn der Weg zu ſeinem hohen Lebensberufe gegangen. Und der Herzog, der gerade in ſeinem Verhalten gegenüber dem jungen Schiller ſo ſchweren Anklagen ausgeſetzt iſt, er hat im letzten Grunde eine entſcheidende, günſtige Einwirkung auf Schiller ausgeübt. Indem das Schwabenland einen Theologen verloren hat, hat die Nation, ja die Welt einen Dichter ohnegleichen gewonnen.

Herrlich hat ſich erfüllt, was der Vater einſt nach der Geburt Friedrich Schillers vom Himmel erfleht hatte. Dankbar erkennt er es an, als er den Sohn auf der Menſchheit Höhe ſieht: „Und du, Weſen aller Weſen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du haſt mich erhört!“

Nach dem Relief von Bernhard Frank
im Schillerhaus zu Marbach.

Mit freundlicher Erlaubnis des Schwäb. Schillervereins
dem Marbacher Schillerbuch (1905, Stuttg., Cotta) entnommen.

Schiller und Goethe.

Wohl! Preist den Dichter um die Wundergaben,
Die sein erlauchter Geist zu Lehn empfing!
Zu allem sollt' er noch das Höchste haben,
Daß er nicht einsam seine Bahnen ging,
Daß neben ihm, vertraulich Hand in Hand,
Sein Zwillingsgenius, sein Goethe stand.

Wem rührte nicht die Kunde tief die Brust,
Wie lang die Zwei auf schroff entleg'nen Straßen,
Ein jeder sich des eignen Werts bewußt,
Mit fremdem Blick sich kühl von ferne maßen,
Erfüllt vom Wahn zwiespältiger Natur,
Und beide doch im Dienst des Einen nur.

Sie hatten sich's kein Hehl; die halbe Seele
Sich anzubieten, waren sie zu groß.
Der Sohn des Glücks, dem aus der Liederkehle
Das Weltgeheimnis strömte mühelos —
Was hat er mit dem Duldergeist zu schaffen,
Der sich im Kampf geschmiedet seine Waffen!

Ein klarer Strom, kaum aus dem Quell erzeugt,
Und schon umdrängt von reichen Niederungen;
Ein Gletscherbach, an Wolkenbrust gesäugt,
Der klippenabwärts sich die Bahn erzwungen, —
Wie mächtig doch, vom ew'gen Meer gezogen,
In vollem Sturz vereinen sie die Wogen.

So, als die Zeit mit ihrem stillen Segen
Das hohe Paar einander zugereift,
Da flogen frei die Herzen sich entgegen,
Da war die letzte Fessel abgestreift,
Und mag die Welt vergöttern und verdammen,
Auf sich nur lauschend standen sie zusammen.

O, welch ein Seelentauſch, ein Ueberſchwang
Neidloſer Kraft, welch königlich Verſchwenden!
Natur und Geiſt, wohin ihr Auge drang,
Fiel ihnen zu, ſie ſchöner zu vollenden.
Und auch das Beſte, was ſich Menſchen geben,
Wie herzlich einte ſie Gemüt und Leben!

O daß ein Strahl aus dieſem Doppelſterne
Durchloderte die nachgeborne Welt,
Die Kälte ſchmelzend, die in Näh' und Ferne
Verwandte Kräfte ſtarr gebunden hält!
Daß wir die Zwei, die groß ſind ohnegleichen,
An reinem Willen ſtrebten zu erreichen!

Die Kraft iſt Schickſal; unſer iſt der Wille,
Und brüderliches Ringen hält ihn wach.
O, kläng' in eines jeden Lebens Stille
Der Einklang dieſes ſchönen Tages nach,
Uns mahnend daß wir heut mit Herz und Munde
Ein Hoch gebracht dem höchſten Geiſterbunde!

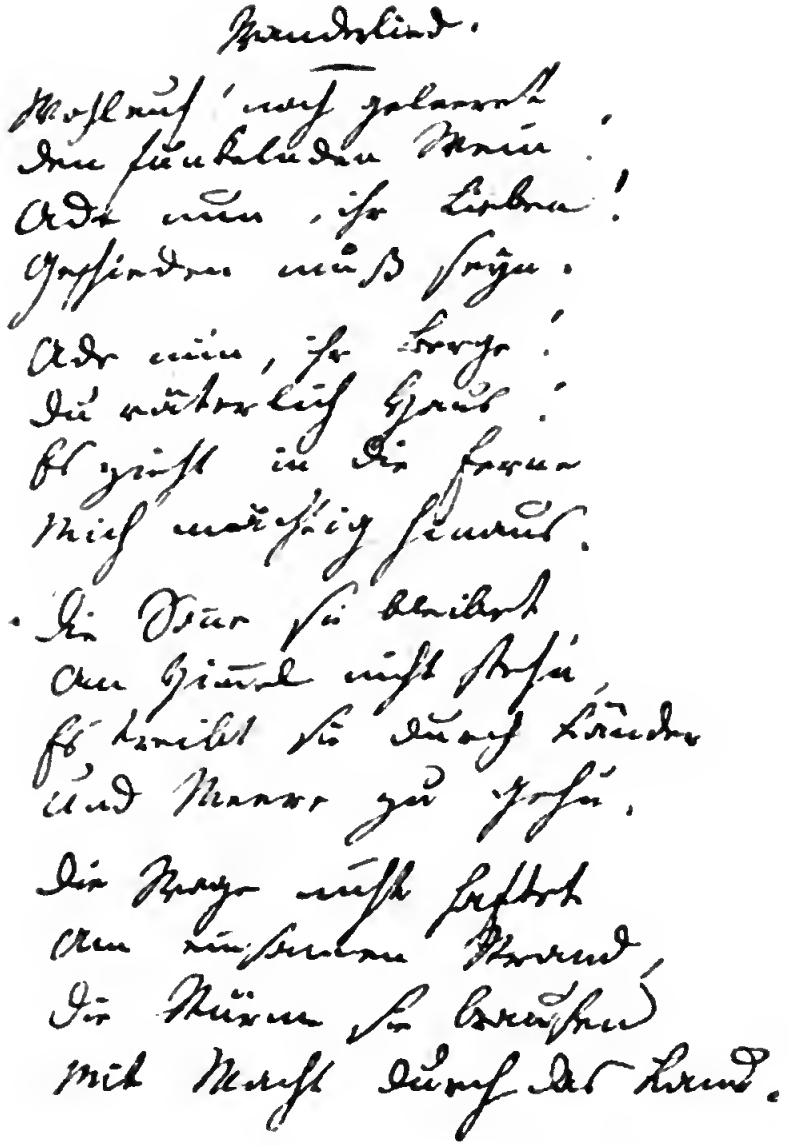
Paul Heyſe
(Schillerfeſt 1859).

Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar.

9.

Juſtinus Kerner.

Geboren am 18. September 1786 in Ludwigsburg.
Geſtorben am 21. Februar 1862 in Weinsberg.



Das Wanderlied von Juſtinus Kerner
nach ſeiner eigenen Niederſchrift.

Prächtige Stimmungsbilder aus dem Schwabenland und köſtliche Schilderungen der Kulturzuſtände in Schillers Heimat bietet Juſtinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", das 1849 erſchienen iſt. Abgeſehen von dem perſönlichen Intereſſe, das der Sänger des „Wanderliedes," des ſchwäbiſchen Preisgeſangs „Der reichſte Fürſt" und anderer klangvoller Lieder in uns erweckt, wird uns dieſes „Bilderbuch" lieb und wert durch den treuherzigen, gemütvollen Ton der Erzählung, die uns manch dankenswerten Fingerzeig gibt zum tiefern Verſtändnis der ganzen Umgebung, in der Schiller aufgewachſen iſt, wie nicht minder des ſchwäbiſchen Volkes und Landes überhaupt. Kerner weiß alſo zu plaudern:

Mein Geburtsort iſt Ludwigsburg, eine der Haupt- und Reſidenzſtädte Württembergs. Der Tag, an welchem ich geboren wurde, war der 18. September 1786.

Mein Vater war Oberamtmann in dieſer Stadt mit dem Titel eines Regierungsrates.

Am Tage meiner Taufe war mein Vater verlegen um den Namen eines vierten Sohnes. In ſeiner Unſchlüſſigkeit betrachtete er die Familienbilder, die im kleinen Bilderſaale in großen Oelgemälden, von ſeinem Vater an bis zur Reformationszeit hinauf, an den Wänden hingen.

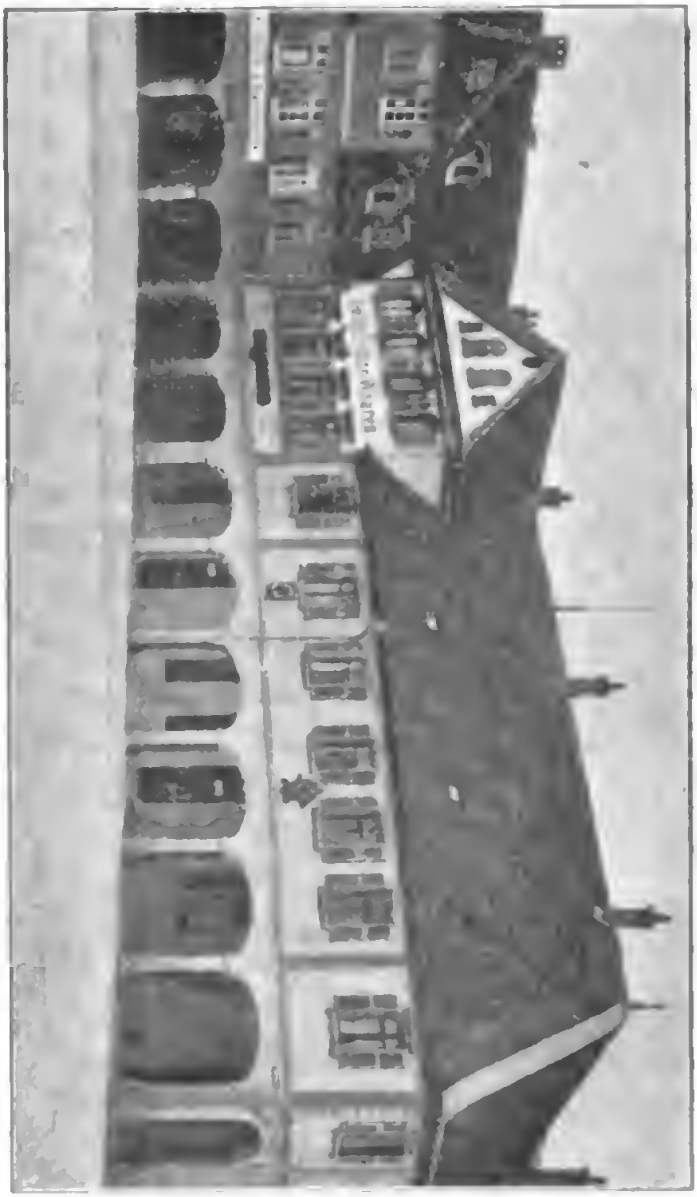
Sein Blick fiel zuerſt auf das Bild eines Mannes in geiſtlichem Gewande mit einem langen Barte, der ganz breit und unten in einer geraden Linie abgeſchnitten, ihm vom Kinn an bis auf die Bruſt wie eine weiße Serviette reichte. Dieſer Mann führte den Namen Juſtinus Andreas und lebte im Jahre 1650 als Spezialſuperintendent in Eßlingen (O.-A. Brackenheim), wo noch jetzt die gleiche Abbildung von ihm ſich in der Kirche befindet. Nach dieſem nun ſchöpfte mir mein Vater die Namen Juſtinus Andreas.

Während meiner erſten Kindheit regierte noch der Herzog Karl Eugen. Er hatte in Ludwigsburg ſeine Sommerreſidenz, und in dieſer Zeit füllten ſich die weiten, menſchenleeren Gaſſen, Linden- und Kaſtanienalleen Ludwigsburgs mit Hofleuten in ſeidenen Fräcken, Haarbeuteln und Degen und mit den herzoglichen Militärs in glänzenden Uniformen und Grenadierkappen, gegen welche die andern wenigen Bewohner in beſcheidenen Civilröcken verſchwanden. Das prachtvolle Schloß mit ſeinen weiten Plätzen und Gärten, der nahe Park mit dem ſog. Favoritſchlößchen, die ſchattenreichen Alleen von Linden- und Kaſtanienbäumen, die in weiten Reihen auf die Stadt zuliefen und ſelbſt in der Stadt die ſchönſten Schattengänge voll Blüten und Duft bildeten, der große, weite Marktplatz der Stadt ſelbſt mit ſeinen Arkaden waren oft der Schauplatz der Vergnügungen dieſes weltluſtigen Fürſten, Schauplätze von Feſten, die, gedenkt man ihrer in jetziger Zeit, einem wie bunte Träume erſcheinen. So fanden in der dem Schloſſe gegenüberliegenden Favorite die ungeheuerſten Feuerwerke ſtatt mit einem Aufwande, der dem am Hofe von Verſailles

gleichkam. Auf dem bei der Stadt gelegenen See wurden Feſte gegeben, bei denen ſchöne Mädchen der Stadt als Seekönigin figurieren mußten.

In ſeinen früheren Zeiten ſchuf der Herzog oft im Winter, in welchen ſein Geburtstag fiel, Zaubergärten ähnlich denen, die in den Erzählungen von „Tauſend und eine Nacht" vorkommen. Er ließ in der Mitte des Herbſtes über die wirklich beſtehenden ſchönſten Orangengärten von 1000 Fuß in der Länge und 100 in der Breite ein ungeheures Gebäude von Glas errichten, das ſie vor der Einwirkung des Winters ſchützte. In deſſen Wänden verbreiteten zahlloſe Oefen Wärme. Das ganze Gewölbe des großen Gebäudes trug das ſchönſte Grün, und es hing ſo in der Luft, daß man keinen einzigen Pfoſten bemerkte. Da bogen ſich Orangenbäume unter dem Gewicht ihrer Früchte. Da ging man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbſte, und Obſtbäume boten ihre reichen Früchte dar. Andere Orangenbäume wölbten ſich zu Lauben. Der ganze Garten bildete ein friſches Blätterwerk. Mehr als 30 Baſſins ſpritzten ihre kühlen Waſſer und 100 000 Glaslampen, die nach oben einen prachtvollen Sternenhimmel bildeten, beleuchteten nach unten die ſchönſten Blumenbeete.

In dieſem Zaubergarten nun wurden die großartigſten Spiele, dramatiſche Darſtellungen und Ballette und Tonſtücke von den größeren Meiſtern damaliger Zeit ausgeführt. Das war noch die Zeit der ſtürmiſchen Periode dieſes Herzogs, wo er bei einem ſolchen Feſte einmal in weniger als fünf Minuten für 50 000 Taler Geſchenke in



Kerners Geburtshaus am Marktplatz in Ludwigsburg.
Originalaufnahme von Ed. Hagens.

geſchmackvollen Kleinodien an die anweſenden Damen austeilte.

Auf dem großen Marktplatz, auf dem die Oberamtei, das Haus meiner Geburt ſtand, wurden venetianiſche Meſ-

ſen gehalten. Der große Marktplatz war zeltartig mit Tüchern bedeckt, Verkäufer und Käufer waren maskiert. Es war ein buntes Getümmel von Masken, welche die tollſten Aufzüge und Spiele ausführten, worunter nicht das ſtärkſte ein rieſenhafter Heiducke des Herzogs war, der in die Maske eines Wickelkindes gekleidet, in einer Wiege herumgeführt und mit Brei und von einer Amme, die ein Zwerg war, geſpeiſt wurde. Von den Fenſtern des Oberamteigebäudes konnte man den Marktplatz am beſten überſchauen; daher nahm der Herzog in ſolcher Zeit mit ſeiner Gemahlin Franziska den Aufenthalt daſelbſt.

Meine Eltern mußten da jedesmal Raum ſchaffen, ja auch die untern Gelaſſe des Hauſes, wo die Schreibſtuben waren, mußten geleert werden.

Der Herzog mit ſeinem goldbordierten Hütchen, ſeiner mit Buckeln verſehenen, gepuderten Friſur mit einem Zöpfchen, ſeinem kirſchroten Rocke, ſeiner gelben Pattenweſte, ſeinen gelben Hoſen, hohen Stiefeln und Stiefelſtrümpfen und die Herzogin in weitem Reifrock mit ſchlanker Taille, hoher gepuderter Friſur, auf der hoch oben eine gelbe Bandſchleife wie ein Kanarienvogel ſaß, ſind meine ganz im Nebel ſchwimmenden, traumhafteſten Erinnerungen.

Etwas heller blieb in meinem Gedächtnis ein Mann, der zu jener Zeit und auch noch ſpäter öfter unſer Haus beſuchte, und um deſſen Stock, um auf ihm zu reiten, ſich oft meine Brüder ſchlugen. Es war eine kräftige Geſtalt mit großen Augen, einer etwas aufgeſtülpten Naſe und einer toupetartigen Friſur, ein Mann mit lebhaften Be-

wegungen und kräftiger Stimme, der Dichter Schubart.

Der Dichter Schubart.

Er war ein Jahr nach meiner Geburt von seiner zehnjährigen Gefangenschaft [auf dem Hohen-Asperg] befreit und zum Hof-Dramaturgen in Stuttgart ernannt worden, wo er dann Ludwigsburg, seinen früheren Wohnort, und meinen Vater, hielt sich der Hof und das Theaterpersonal in Ludwigsburg auf, öfter besuchte.

Schubart kam meiſtens zur Abendzeit zu uns, wo meine Schlafſtunde war, ſetzte ſich bald ans Klavier, ſpielte und ſang, wobei ich ſelten einſchlief, aber mich vor Angſt oft ſchlafend ſtellte.

Außer den venetianiſchen Meſſen gab es auf dem großen Marktplatze vor dem väterlichen Hauſe auch noch andere Auftritte, die ſich in eine kindliche Phantaſie feſt einprägten.

Hier marſchierten oft die rieſigen Grenadiere, man hieß ſie Legioner des Herzogs, zur Parade oder bezogen die naheſtehende Hauptwache. Sie waren nach dem Schnitt der Leibgarde Friedrichs des Großen gebildet, in Größe und Geſtalt von Pappelbäumen, in roten Fräcken mit ſchwarzen Aufſchlägen, und hatten auf den gepuderten Häuptern über den ſteinharten Zöpfen hohe ſpitze Grenadiermützen ſitzen, die mit gelbem Bleche beſchlagen waren. Oft hatte man hier auch derben Ohrenſchmaus von einer Verſammlung von Tambours, nach deren Trommelſchlag ein gnädiger Pardon den dieſem Soldatenjammer entlaufenen Landeskindern verkündigt wurde. Nicht ſelten fand auch auf dieſem Platze die leidige Exekution eines Spießrutenlaufens ſtatt oder konnte man aufgerichtete Galgen bewundern, an denen die Namen Deſertierter angeſchlagen waren.

Die bedeckten Gänge unter den Häuſern des Marktplatzes waren zu jeder Jahreszeit ein bequemer Spielplatz für die Jugend, wo allein der oberſte Teil desſelben, die gegen das Rathaus ſchauende linke Ecke (nun eine Apotheke), für uns Knaben oft gefährlich war. Hier hatte ein alter,

in ſeinem ganzen Weſen eigentümlicher Italiener, namens Minoni, ſeinen Spezereiladen und nebenbei in den Arkaden einen großen Hühnerſtall.

Alle Abende ſah man ihn zur Sommerszeit mit ſeiner alten, bald hundertjährigen Schweſter in ſeinen entfernten Garten fahren. Dieſelbe ſah man nie, ohne daß ſie auf dem Schoße ein uraltes Hündchen barg. Am Chaischen war ein fünfzigjähriger, kaum mehr beweglicher Rappe angeſpannt, deſſen Schweif und lange Mähnen altersgrau waren, während ein ebenfalls uralter Ladendiener, Pietro Morano, den Laden und die Hühner hütend, zurückblieb, die uns im Raume der Arkaden ſpielenden Knaben oft zur Uebung unſeres Mutwillens dienten. Kamen wir mit unſern Spielen in ihren Bereich und flatterten ſie aufgeſtört mit Geſchrei davon, ſo kam der ergrimmte Morano mit aller Wut auf uns los. Aber je wütender er ward, je neckender und wagender wurden wir Knaben. Sobald er wieder in ſeinen Laden zurückgekehrt war, ſtanden wir wieder, ihn zu erwarten, da; der neue Angriff und abermaliges Entfliehen begann, das ſich den Tag über zur Zeit unſerer Muße öfter wiederholte und eigentlich auch zu unſern Spielen und damaligen Turnübungen gehörte.

Zum Spiele, Drachen ſteigen zu laſſen, war dieſer große Marktplatz und das windige Ludwigsburg auch ſehr geeignet. Mancher Drache aber fand ſeinen Untergang an den Kränzen der beiden Stadtkirchentürme, wo wir ſie dann den ganzen Sommer hindurch, an den Schwänzen aufgehängt, bewunderten.

Wir wetteiferten miteinander, ſolche Drachen in den

Die Stadtkirche in Ludwigsburg.
Originalaufnahme von Ed. Hagens.

verſchiedenſten Formen zu machen. Drachen, die auf der Erde die Größe eines Mannes überboten, hatten in der Höhe kaum die Größe einer Schwalbe, auch wußten wir ſolche zu verfertigen, die im Steigen und in der Luft brum-

mende Töne von ſich gaben, ein Spiel, das ich noch im Alter zu Weinsberg auf meinem Turme fortſetzte.

Wie im Großen und in natura, ſo dienten mir dieſe Stadttürme mit ihrer Kirche auch nachgemacht im kleinen oft zum Spielzeuge. Mehr die Arbeit eines Schreiners als eines Steinhauers ſcheinend, wurden ſie auch ſehr oft von Schreinern als Kinderſpielzeug in Holz gebildet, ſo auch die Garniſonskirche und die Hauptwache auf demſelben Platze.

Sie brachte mir einmal der von mir ſo gefürchtete Mann, der ehemalige Organiſt dieſer Kirche, der Dichter Schubart, in einer Schachtel zum Geſchenk aus Stuttgart mit, wodurch meine Furcht vor ihm nach und nach verſchwand.

Es iſt mir auch noch wie ein Traum, daß ich die letzte ſpäteſte Lieferung der von dem Herzog Karl an Holland verkauften, nach dem Kap beſtimmten Truppen,*) unter dem Geſange des ſchönen Liedes von Schubart:

„Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark!"

die Schloßallee hinabziehen ſah.

Noch lebendiger aber erinnere ich mich eines anderen Zuges, des nächtlichen Leichenzuges des Herzogs zur Gruft ſeiner Väter im Corps de Logis des Schloſſes. Wachskerzen und brennende Pechkränze waren von dem Tore an, durch das man von Stuttgart kommt, bis zur Schloßkirche aufgeſtellt. Durch dieſe ging der Zug mit der Leiche des Herzogs, von acht ſchwarzbehängten Schimmeln gezogen, gefolgt von Wagen, Trabanten und Reitern, aber

*) Vgl. Seume.

nicht langſam und feierlich, ſondern unbegreiflicherweiſe raſch, dem Dunkel zu, in dem aller Erdenglanz auf immer erliſcht.

Der zum Himmel aufwirbelnde Rauch der Wachsfackeln und Pechkränze bildete, wie mir noch wohl im Gedächtnis ſteht, hoch über den Alleen, dem Schloſſe und den Häuſern der Stadt, in dem erhellten Nachthimmel die ſonderbarſten Geſtalten, gleichſam einen geſpenſtiſchen Zug, mit dem mir der Geiſt des Herzogs über ſeiner Leiche zu ſchweben ſchien. Später, als nach der Regierung des Herzogs Ludwigs eine große Stille eintrat und die Räume des Schloſſes ſehr verlaſſen ſtanden, gebrauchten wir Knaben gerade oft jenen Teil des Corps de Logis des Schloſſes, wo die Gruft ſich befindet, zu unſern Soldatenſpielen und blickten da oft durch das am Erdgeſchoß befindliche Gitter auf den mit rotem Sammet beſchlagenen Sarkophag des Herzogs Karl und die andern fürſtlichen Särge nieder.

Ob bei dem Leichenbegängniſſe des Herzogs Karl, wie billig geweſen wäre, die Schüler der Karlsakademie ſeinem Sarge folgten, weiß ich nicht; ich glaube nicht, daß dieſe Veranſtaltung getroffen wurde, aber ein Karlsſchüler, und zwar der größte, den dieſe Schule hegte, befand ſich damals zufällig in Ludwigsburg und ſah mit Gefühlen kindlicher Wehmut, die der lebende Herzog wohl nicht von ihm erwartete, ſeiner Leiche nach.

Von der damaligen freien Reichsſtadt Heilbronn aus ſtellte Schiller, der ſich einiger Zeit dort aufgehalten hatte, an den Herzog die Anfrage, ob er ins Vaterland wieder zurückkommen und in Ludwigsburg auf kurze Zeit ſich

Das Corps de Logis des Ludwigsburger Schlosses.

Originalaufnahme von Ed. Hagens.

aufhalten dürfe. Der Herzog gab ihm, altersschwach und krank, keine Antwort, sagte aber zu seiner Umgebung, er werde ihn ignorieren.

Auf dieses begab sich Schiller mit seiner Gattin und Schwägerin nach Ludwigsburg, wo er in dem Hofmedikus von Hoven*) einen alten akademischen Freund hatte. Hier wurde ihm sein erstes Kind geboren.**) „Ich sah ihn (erzählt Hoven in seiner Selbstbiographie) bei der Nachricht, daß der Herzog krank und seine Krankheit lebensgefährlich sei, erblassen, hörte ihn den Verlust, den das Vaterland durch dessen Tod erleiden würde, in den rührendsten Ausdrücken beklagen, und die Nachricht von dem wirklichen Tode des Herzogs erfüllte ihn mit Trauer, als wenn er die Nachricht vom Tode eines Freundes erhalten hätte."

Als Schiller damals auf einem Spaziergange der Gruft des Herzogs nahe kam, sprach er zu seinem Freunde Hoven: „Da ruht er also, dieser rastlos tätig gewesene Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Tode begraben werden, darum sage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, nachteilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch."

Schiller hatte noch unter Karls stürmischer Periode gelebt und gelitten, um so überraschender ist dies sein Urteil.

*) S. o. Schiller.

**) Karl Schiller wurde am 14. September 1793 geboren. Er starb 1857 als württ. Oberförster a. D. in Stuttgart.

In den ſpäteren Zeiten, wo mehr Ruhe und Ueberlegung in das Gemüt dieſes Fürſten trat, ſah er die Fehler ſeiner früheren Jahre im vollſten Maße ein. Gewöhnlich begleitete ihn der Hofprediger vom Dienſte (die Hofprediger mußten wochenweiſe abwechſelnd in Hohenheim anweſend ſein) auf ſeinen Spaziergängen morgens, wenn die Herzogin nicht zugegen war. Auf einem dieſer, am 7. Auguſt 1792, ſagte der Herzog zu ſeinem Begleiter: „Ich war ein ausſchweifender Teufel, was um ſo weniger zu verwundern war, da mir jeder Diener dabei willig frönte; aber Reue und Buße, werden die Vergehungen erkannt, ſind immer noch zuläſſig und bereiten Verzeihung.“

Sein Fleiß und ſeine Tätigkeit in den Regierungsgeſchäften und ſein vorſichtiges Benehmen gegen die Machthaber der franzöſiſchen Revolution kamen dem Lande wohl zu ſtatten.

In der ruhigeren Zeit ſeiner Regierung ſuchte er Zwiſtigkeiten in den Gemeinden durch perſönliches Erſcheinen ſelbſt zu ſchlichten.

Einſt kam der Herzog in die Wohnung des Pfarrers K. zu H. Dieſer gab ſich für einen ſehr frommen Mann aus, war aber ſehr geldbegierig. Der Herzog wußte das, und als er ſeine Bibel bemerkte, die unter andern Büchern im Bücherſchrank ſteckte, zog er ſie heraus, blätterte in ihr, legte heimlich ein Goldſtück in dieſelbe und ſtellte ſie wieder an ihre vorige Stelle. Nach einiger Zeit kehrte der Herzog wieder beim Pfarrer ein. Sein erſter Blick fiel auf die Bibel, die ſehr beſtäubt noch an alter Stelle ſtand; er zog ſie heraus und ſiehe da, das Goldſtück fiel ihm aus ihr

in ſeine Hand! „Lieſt Er auch fleißig in ſeiner Bibel?“ fragte er den Pfarrer. „Ihro Durchlaucht, pflichtgemäß alle Tage.“ „Sieh Er,“ erwiderte der Herzog, „da ſagt Er nicht die Wahrheit, ſieh Er: Dieſes Goldſtück legte ich Ihm vor einem Vierteljahr in das Buch, und da iſt es noch in ihm. Hätt' Er darin geleſen, hätt' Er's gefunden, jetzt ſteck' ichs wieder ein.“ Der Pfarrer ſah dem Goldſtück mit Aerger nach.

Nach Herzog Karls Tode war aller Hoffnung auf ſeinen Nachfolger Ludwig Eugen gerichtet. Die Herzensgüte dieſes Prinzen war anerkannt, ſowie die Achtung, die er der Landesverfaſſung zollte. Dem Vater Schillers lag an der Gnade des nachfolgenden Regenten ſehr viel, und er ſprach ſich damals auch gegen meinen Vater aus, daß es ihm erwünſcht wäre, ſein Sohn würde ſich eine Audienz bei dem neuen Herzog erbitten und ihm zum Antritte der Regierung Glück wünſchen; auch Herr von Hoven wollte ihn dazu bewegen, aber Schiller tat es durchaus nicht, er ſprach nur immer von den Vorzügen des verſtorbenen Herzogs.

Er arbeitete in Ludwigsburg damals an ſeinem Wallenſtein, und zwar meiſtens bei Nacht, weil er bei Tage ſehr häufig von Bruſtkrämpfen befallen wurde, ſtudierte ſehr fleißig die Kantiſche Philoſophie und ſchrieb daſelbſt auch die bekannte Rezenſion über Matthiſſons Gedichte.

Oefters beſuchte er auch ſeinen alten Lehrer Jahn*) und deſſen Schule, in der er als Knabe Unterricht erhalten hatte.

*) Jahn war wieder nach Ludwigsburg zurückverſetzt worden.

Manchmal machte er ſich da die Freude, dem Lehrer die Mühe des Unterrichts auf einige Stunden abzunehmen und ihn den Schülern ſtatt ſeiner zu erteilen.

Ein Verwandter von mir, älter als ich, der dazumal Jahns Schüler war, ſchrieb mir hierüber: „Nach Darſtellung einiger Biographen Schillers könnte es ſcheinen, daß Schiller erſt im Oktober 1793 nach Ludwigsburg gekommen wäre, während ich mich mit Gewißheit erinnere, daß es lange vor dem Anfange der Herbſtvakanz war. Schiller kam wenigſtens vor Anfang September 1793*) an und war noch im November und vielleicht Dezember in Ludwigsburg, wo er an einem Freitag Nachmittag den Profeſſor Jahn beſuchte, als gerade Unterricht in der Geſchichte gegeben wurde. Dieſer Unterricht in der Geſchichte veranlaßte ihn, mehrmals zu kommen und uns ſelbſt in ihr zu belehren. Er nahm mir da oft und viel Schröks Lehrbuch aus der Hand und benutzte es als Leitfaden, während ich bei meinem Nebenſitzer einſehen durfte.

Es exiſtiert eine kleine Ausgabe ſeiner Werke von Cotta in klein Oktav mit einem Bilde von ihm. Hier iſt er ſitzend, den Kopf auf die Hand gelehnt, die Beine über einander geſchlagen, abgebildet, und ſo ſaß er faſt jedesmal auf der Schranne an unſerm Schultiſche mir gegenüber, und das iſt auch dasjenige Bild von ihm, das ich nach meiner Erinnerung für das richtigſte halte.“**)

In Begleitung ſeines Vaters, der ſchon früher mit dem meinigen durch gleiche Neigung, die Baumkultur, ver-

*) Es war am 9. September.

**) Gemeint iſt das bekannte Schillerbild von Anton Graff.

bunden war, beſuchte er damals auch mein elterliches Haus, aber ich erinnere mich ſeiner nur aus den ſpätern Erzählungen meines Vaters, der öfter von ihm als einer hagern, aufrechten, bleichen Geſtalt ſprach, auch daß er den Kopf mehr hoch als nieder getragen und dadurch auf manchen den Eindruck eines ſtolzen Menſchen gemacht habe, was er ſo gar nicht geweſen ſei. Das Gleiche ſagt auch ſein Ludwigsburger Freund Hoven:

„Dieſes Anſehen," ſchreibt Hoven, „hatte Schiller ſchon als Zögling der Karlsakademie, und ich erinnere mich wohl, daß einſt eine Frau, welche dort ihren Sohn beſuchte, wie ſie Schillern den Schlafſaal hinunter ſchreiten ſah, ſagte: ‚Sieh doch, der dort bildet ſich wohl mehr ein als der Herzog von Württemberg'."

Während ich oben rühmte, mein Vater ſei mit dem Vater Schillers in Bekanntſchaft geſtanden, fiel mir eine komiſche Tatſache ſpäterer Zeit bei, die ich mich nicht enthalten kann, hier noch anzuführen. Ein Schullehrer in der Gegend von Ludwigsburg, der ein Bekannter des alten Schiller geweſen war, wollte, als Schillers Statue in Stuttgart errichtet wurde und man die Gelehrten zu Beiträgen in das Schilleralbum aufforderte, auch ſein Scherflein beitragen und ſandte folgende Verſe ein:

„O großer Friedrich Schiller!
Für mich auch Poeſieerfüller,
Kommſt nun gegoſſen in das Land! —
Herrn Vater hab' ich auch gekannt."

Schade, daß die Verſe nicht aufgenommen wurden!

Nach dem Tode des Herzogs Karl wurde der Zustand Ludwigsburgs weniger glänzend, aber gemütlicher, bürgerlicher. Das eigentliche Militär wurde mehr in den Hintergrund gestellt, die großen Grenadiere Friedrichs verschwanden, und der Herzog Ludwig, ein Freund der Bürger mit Leib und Seele, glaubte sich auch jetzt zur Zeit der bedrohten Kronen nur unter ihrem Schutze sicher. Als dieser Herzog eine allgemeine Volksbewaffnung zu organisieren gedachte, was Oesterreich wünschte, und nur Preußen für gefährlich hielt, da gelangten auch an meinen Vater, wie an alle Oberamtmänner, Befehle zur Organisation derselben.

Die Ludwigsburger teilten meines Vaters kriegerischen Geist nicht, sie bildeten wohl ein Korps; als man aber nach langer Zeit wieder eine Rekruten-Auswahl ausschrieb, entstand am 4. Januar 1794 ein kleiner Aufstand, weil die Bürgerschaft von der Leistung persönlicher Kriegsdienste ebenso befreit zu sein behauptete wie die Stuttgarter. Die jungen Leute erschienen auf dem Rathause, aber mit ihnen auch die Väter und andere Bürger. Als nun mein Vater seine Obliegenheiten als Beamter der Regierung erfüllen wollte, kam es endlich zu einem persönlichen Losgehen auf ihn. Ein starker Rotgerber, namens Breuninger, wollte ihn schützen, drückte ihn aber ungeschickter- und unbeholfenerweise, um ihn den auf ihn Eindringenden zu entziehen, so in die Ecke, daß er fast erstickte und sich vorerst nur bemühen mußte, sich diesen Schutz vom Halse zu schaffen, worauf die Beschwichtigung des Tumultes ihm bald gelang.

Als der Herzog zwei Monate vor dieſer Begebenheit, den 3. November 1793, in die Reſidenz Ludwigsburg einzog, wurde er nicht nur von einem Bürgerkorps empfangen, deſſen Einrichtung hauptſächlich von meinem Vater veranſtaltet wurde, ſondern auch ſelbſt die Knaben der Stadt hatten ſich zu einem wohluniformierten und armierten Korps gebildet, deſſen Anführer ich ſein mußte. Als ſolcher überreichte ich damals dem Herzog einige von meinem Vater gedichtete Verſe mit den kurzen Worten: „Gnädigſter Herzog! empfangen Sie hiermit die Huldigung der jungen Landmiliz."

Der bekannte Spezial Zilling*) wollte da den Herzog mit einer langen Rede empfangen, blieb aber ſchon am Eingange ſtecken und brachte nichts heraus als:
„Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Herzog und Herr!"
„Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Herzog und Herr!"

Inzwiſchen hatte ſich ein junges Mädchen aus der Zuſchauerreihe herauszuſchleichen gewußt und kam auf ein Brett zu ſtehen, das man dem hochwürdigen Herrn der Feuchtigkeit wegen unter die Füße gelegt hatte, worauf dieſer, nachdem er zum dritten Mal: „Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Herzog und Herr!" herausgebracht hatte, ſich gegen das Mädchen wandte und ſagte: „Mädle gang weg von dem Tritt! Der Tritt iſt net vor di do!" Der Herzog antwortete einiges auf die Anrede meines Vaters, die derſelbe früher als der Spezial ſein „Durchlauchtigſter Herzog" an ihn gerichtet hatte und ließ dann weiterfahren.

Die erwähnte junge Landmiliz, die über hundert

*) Vgl. Schiller, S. 513 f.

Knaben zählte, erhielt zu gewiſſen Stunden der Woche Exerzier-Unterricht. Jener Italiener Minoni, wahrſcheinlich vergnügt, daß durch dieſes Landmiliſpiel der Knaben die Beunruhigung ſeiner Hühner unter den Arkaden für eine Zeitlang aufhörte, ſtiftete dem jungen Korps eine ganz ſchöne, große Trommel mit dem Stadtwappen, und der durch die Lebensbeſchreibung Schubarts und die Händel, die er mit dieſem Freigeiſt hatte, bekannte, ſoeben erwähnte Dekan Zilling ſchenkte an das junge Korps eine ſchöne blaue und gelbe Fahne von Seidenſtoff mit goldenen Franzen.

Sobald wir dieſes Geſchenk erhalten hatten, kommandierte ich das Korps in das Schloß und vor des Herzogs Speiſeſaal und ließ dem Herzog durch den Hofdiener, der uns empfing, ſagen, er ſolle doch herauskommen und unſere Fahne ſehen. Der gute Herzog gab hierauf den Befehl, uns alle in den Saal zu führen. Wir marſchierten um die Tafel und ſtellten uns dann hinter dem Herzog auf; dieſer nahm die Fahne, gab ſie den Anweſenden an der Tafel umher und nahm mich auf ſeinen Schoß, wo ich mit Zuckerwerk von ihm und der Herzogin überfüllt wurde; auch die andern Helden erhielten Bonbons und ſonſtiges Naſchwerk. Der Herzog entließ uns dann freundlich, und wir riefen: „Wir werden bald wiederkommen!“, was auch noch öfters geſchah.

Bekanntlich aber währte dieſe gutmütige Regierung nicht lange. Der Herzog litt an einem Fußübel, das unvorſichtigerweiſe von einem öſterreichiſchen Regimentsarzte hinter den Leibärzten des Herzogs geheilt wurde, und ich kann mich noch erinnern, daß, als ich an einem März-

morgen in der Schule war, ein großer Zuſammenlauf und Wehklagen entſtand: Der Herzog ſei vom Pferde in der untern Allee auf einen Stein gefallen; es war aber ein Schlag, der ihn auf dem Pferde traf. Es lief alles dem Platze zu.

Ich ſah ihn nicht mehr. Man hatte ihn ſchon tot in das Schloß getragen. Viel Volk ſtand auf dem Platze, auf dem er fiel, herum; und ein Maurersjunge, der gerade von dem Geſchäft kam, grub mit ſeinem Zweiſpitz in den Stein, auf den der Herzog gefallen war, ein Kreuz ein, das noch zu ſehen iſt.*) Später, ungefähr in meinem zwölften Jahre, dichtete ich folgende Verſe auf dieſes Ereignis:

„Als der gute Ludwig hoch vom Pferde
Tot geſunken auf die harte Erde,
Nahet trauernd ſich ein Maurersjunge:
Er will klagen, doch es ſtockt die Zunge,
Aber ſchnelle bauen ſeine Hände
Ihm das ſchönſte aller Monumente,
Denn ſie hauen in den Pflaſterſtein
Fromm des Kreuzes heilig Bildnis ein!

Ich kehre zu meiner Familie zurück.

Mein Großvater (geb. im Jahre 1704) war in ſeiner Jugend Rat zu Hechingen.

Im Jahre 1750 wurde er Vogt oder Oberamtmann, wie man es ſpäter hieß, in Ludwigsburg.

Bekanntlich wurde dieſe Stadt vom Herzog Eberhard Ludwig in einer Gegend erbaut, in der er ſich öfter der

*) Das Kreuz auf dem Pflaſterſtein iſt heute noch zu ſehen an der Stelle, wo die Bärenſtraße auf die Allee ſtößt.

Jagd wegen aufhielt. Die zahlreichen Nachtigallen, die ſich in ihr befanden, erfreuten ihn ſo, daß er ſich in einem Hofe, der in dieſer Gegend auf einer vom Wald umgebenen Wieſe ſtand, dem Erbachhofe, einige Zimmer zum Uebernachten einrichten ließ, woraus ſpäter ein Jagdſchloß und nachher dieſe Stadt entſtand. Sie war zu meines Großvaters Zeit noch ganz in ihrem Werden begriffen und beſtand erſt aus wenigen Häuſern und Einwohnern; deſto mehr mußte er ſich mit ihrer Vergrößerung beſchäftigen. Ein herzoglicher Befehl hatte allen Städten und Aemtern des Landes auferlegt, ein Haus auf ihre Koſten in dieſer neu erſtehenden Stadt erbauen zu laſſen. Stadt und Amt Weinsberg hatte das Los getroffen, das Oberamtei-Gebäude daſelbſt bauen zu müſſen, — das Haus meiner Wiege. So verlieh mir Weinsberg unbewußt den Platz zur Wiege, wie es mir bald den zum Sarge geben wird.*)

Meinem Großvater folgte nach ſeinem Tode in einem ſehr jugendlichen Alter mein Vater im Amte. Das Amt eines Oberamtmanns war in damaliger Zeit, wo die Juſtiz mit der Regierungsverwaltung verbunden war, von einer wichtigeren Bedeutung als jetzt.

Es lag in den Händen eines ſolchen eine ziemliche Vollmacht, welche jedoch mein Vater nie mißbrauchte, obſchon er in ſeinem Amte zwar geſetzmäßige Strenge beobachtete, aber durchaus Unparteilichkeit übte und unbeſtechlich blieb. Er erwarb ſich daher auch eine ſolche Liebe der

*) Juſtinus Kerner ſtarb bekanntlich im Kernerhaus zu Weinsberg, ſeinem langjährigen Lieblingsaufenthalt, am 21. Februar 1862.

Bürger Ludwigsburgs, daß dieſe, als er im Jahre 1795 darauf beſtand, das Kloſter-Oberamt Maulbronn zu übernehmen, ſich in Scharen zum Herzog ins Schloß begaben, um ihn zu bitten, dieſen Beamten nicht aus ihren Mauern zu laſſen. Mein älteſter Bruder Georg ſchrieb von ihm: „Unvergeßlich bleibt mir ſein hohes Bild, voll Kraft und Leben, ſein ſchwarzes Auge voll Feuer, ſeine Geſichtsbildung, die eines Römers auf dem Kapitol, ſeine männliche Stimme, würdig von einer ſolchen Höhe herabzudonnern, ſein ganzer Körper derb und gewandt, wenngleich zuletzt zu einem Uebermaße von Stärke ſich hinneigend, die keine Lebensdauer verhieß."

Dennoch war er immer tätig, immer beweglich; er ſchrieb bei ſeinen vielen Arbeiten faſt gar nichts ſelbſt, ſondern diktierte alles, während er im Zimmer umherging, ſeinem Schreiber in die Feder. Er hatte einen und denſelben Schreiber von Anfang ſeines Amtes bis an ſeinen Tod.

Ein Amtsgenoſſe ſchrieb von ihm: „Er war allgemein geachtet als ein ſehr rechtlicher, gewiſſenhafter und äußerſt tätiger Mann und Beamter. Alle Morgen mußte aufgeräumt ſein, es durfte außer den größeren Unterſuchungen nichts für den folgenden Tag liegen bleiben. Streng war er übrigens auch, und es konnte geſchehen, daß, wenn in einer Ausfertigung in der Amtsſchreiberei gefehlt wurde, er den Concipienten, von dem der Fehler gemacht wurde, kommen ließ, ihn belehrte, ihn zugleich aber auch tüchtig abzankte und ihn mit ein paar Ohrfeigen bedachte."

Wie er in seinem Amte Strenge übte, so übte er solche auch in der Führung seines Haushaltes und namentlich in der Erziehung seiner drei ältern Söhne. Ich glaube, daß der Vater später selbst die Strenge in der Erziehung seiner Söhne bereute; denn ich, als der jüngst geborene, hatte von ihr vielleicht nur zu wenig zu fühlen; ich wurde sein Liebling, unverdienterweise, aber auch seine große Sorge noch auf seinem Sterbelager.

Meine Mutter war von kleiner Gestalt, zarter Natur und in ihrer Jugend von nicht gewöhnlicher Schönheit. Schubart besang sie in einem Gelegenheitsgedichte bei ihrer Ankunft als Braut in Ludwigsburg. Die Wiege meiner Mutter war die schöne, vom Bande des Neckars umschlungene Felseninsel Lauffen.

Der Dichter Hölderlin, dessen Geburtsort auch Lauffen war, singt von dieser Insel:

„Heilig ist mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch,
Der mit Garten und Haus grün aus den Wellen sich hebt."

Es ist diese Felseninsel im Neckar, der hier kristallhell und rieselnd dahinzieht, mit ihrem alten Turm, an den sich das Haus, in dem meine Mutter geboren war, das Oberamteigebäude, lehnt, mit der ihr gegenüberliegenden Kirche und alten Kapelle der heiligen Regiswindis, einer der schönsten Punkte unseres Vaterlandes. Ihr Vater war hier 1751 Oberamtmann.

Meine Eltern hatten außer mir noch drei Söhne, von denen zwei in ihrer frühesten Jugend in die Akademie nach Stuttgart*) gebracht wurden, der ältere zum

*) Dieselbe, der auch Schiller angehört hatte. S. das Urteil eines Bruders über Schiller S. 539.

Studium der Medizin und Chirurgie, der jüngere zum Studium der Militärwiſſenſchaften. Der zweitälteſte Sohn durchlief die in Württemberg gewöhnliche theologiſche Laufbahn.

Bald nach Herzog Ludwigs Tode wurde Ludwigsburg eine Zeit lang durch eine Menge franzöſiſcher Ausgewanderter wieder lebhaft. Es befanden ſich unter ihnen viele in ihrem Vaterlande einſt hochgeſtellte Männer und Frauen.

Im April 1793 logierte Philipp Egalité der Jüngere (Exkönig Philipp) mit General Dumouriez einige Tage zu Ludwigsburg im Gaſthof zur Kanne. Alles lief dahin, ſie zu ſehen. Sie wollten den Herzog zu Hohenheim beſuchen, der ſie aber aus Furcht vor den damaligen Machthabern Frankreichs nicht annahm. Mein Vater hatte mit ihnen, da er der franzöſiſchen Sprache ſehr mächtig war, beſonders aber auch als Oberbeamter, vielen Umgang.

Ich erinnere mich noch mancher ſchönen Frauengeſtalt aus jener Zeit, die unſer Haus beſuchte, die freundlich gegen mich den Knaben war, deren Mienen wohl, aber deren Sprache ich nicht verſtand.

Noch erinnere ich mich einer Gräfin Bouaclareau. Dieſe wohnte in dem väterlichen Hauſe unſeres Dichters Eduard Mörike, der „Kanne" gegenüber, ſpielte die Harfe und begleitete ſie oft noch in ſtiller Nacht mit den Tönen eines klagenden, tief eindringenden Geſanges. Da war unſer Dichter noch nicht geboren, mich aber zog damals als Kind die romantiſche Erſcheinung dieſer Frau und

ihres Geſanges oft zum Hauſe ſeiner Geburt hin. Die Emigranten hatten ein eigenes Spiel mitgebracht, das bald in ganz Ludwigsburg und Stuttgart zur Mode wurde: Das waren die ſogenannten Joujou's, Rädchen, die durch eine geſchickte Schwingung an einer ſeidenen Schnur auf- und abliefen. Auf allen Spaziergängen begegnete man Herren und Damen, die dieſes Spiel trieben, ja ſelbſt aus den Fenſtern der Häuſer rollten dieſe Rädchen auf und nieder. Man ſah ſie von Holz, von Elfenbein, von Stahl, und es wurde ſogar zuletzt ein Luxus mit in ſie eingelegten Steinen und andern Verzierungen getrieben. Dies war nun auch ein erwünſchtes Spiel für uns Kinder und blieb mir eine ſo liebe Erinnerung, daß ich noch jetzt im ſechzigſten Jahre einen Joujou mit Vergnügen auf- und niedertreibe.

Der Aufenthalt vieler reichen Emigrés zog damals auch manche Schauſpieler und Künſtler, wie z. B. auch Seiltänzer, engliſche Reiter und einen Beſitzer komödieſpielender Hunde herbei. Dieſem Manne wurde das Theater im Schloſſe eingeräumt, und wir Kinder vergnügten uns am Spiele dieſer Tiere natürlich viel mehr als an dem der belobteſten Schauſpieler; ja es kam durch die lange Anweſenheit dieſer Hundekünſtler ſo weit, daß die Kinder zu Hauſe und unter den Arkaden des Marktplatzes und in den Alleen wie jene Hunde gingen, tanzten und bellten, und ihnen noch lange dieſe Unart trotz aller Rüge der Eltern und Schullehrer blieb. Ein Fremder, der damals nach Ludwigsburg kam, ohne die Veranlaſſung zu ſolcher Gewohnheit der Kinder zu wiſſen, muß geglaubt haben, es

bewohne dieſe Stadt ein Völklein von ganz eigener Abſtammung.

Auch Abenteurer verſuchten in jener Zeit in dieſer Stadt ihr Glück. Und es iſt jetzt unbegreiflich, aber gewiß, daß einmal ein ſolcher mit der Annonce erſchien, er werde auf den Abend im Schloßtheater ein Kanonenkonzert geben. Soviel ich mich erinnere, ſpiegelte er vor, durch Losſchießen kleiner Kanonen von verſchiedenem Kaliber Melodieen hervorzubringen. Alles ſtrömte in das Theater, und der Künſtler ſammelte ein gutes Entrée ein. Als man ins Parterre und in die Logen trat, war natürlich der Vorhang noch gefallen, allein er zog ſich nie auf. Der Betrüger war mit der Kaſſe bereits über die Mauern der Stadt, bevor die Menge einſah, daß ſie wirklich betrogen worden.

Meine drei Brüder, die ſich nun alle auswärts befanden, ſah ich wenig mehr, dagegen war meine jüngſte Schweſter Wilhelmine, die aber auch einige Jahre älter war als ich, meine Geſpielin und Teilnehmerin an meinem Unterricht. Den Unterricht in der deutſchen Sprache gab uns ein langer, alter Schullehrer. Er hieß Wetzel und erteilte auch damals unſerm jetzigen König und ſeinem Bruder, dem Herzog Paul, den erſten Unterricht im Leſen und Schreiben.

Ich erinnere mich noch lebhaft ſeines ſchwarzlackierten hohen Stockes mit ſilbernem Knopfe und langer ſchwarzer Quaſte. Von dem Weine, den man ihm jede Stunde in einem mit Brot bedeckten Glaſe auf den Tiſch ſtellte, habe

ich noch jetzt den Geruch; wie aber der Geist seines Unterrichts war, weiß ich nicht mehr.

Ein alter Oberforstmeister von Stetinkh bewohnte in einem eine halbe Stunde von Ludwigsburg gelegenen Luſtwalde, dem sog. Osterholze, ein Forsthaus. Dahin machten wir öfters in Begleitung meiner Eltern Spaziergänge.

Von dem Osterholze aus besuchte ich auch oft mit meinem Vater und meinen Schwestern die Feste Asperg. Das Merkwürdigste war mir daselbst des Dichters Schubart Gefängnis. Es stand auf dem höchsten Punkte dieses Berges, 1128 Fuß über der Meeresfläche, und heißt das Belvedere; denn die Aussicht auf ihm ist prachtvoll. Der größte Teil Württembergs, besonders die Gefilde des untern Neckars mit ihren Städten, Dörfern und Burgen, liegen hier im schönsten Licht ausgebreitet. Der arme Sänger saß tief unten in einem kleinen Gewölbe, wo nur wenig Licht und Luft, jedenfalls keine Aussicht ins Freie war. Welche Tantalusqualen müssen für ihn die Ausbrüche von Bewunderung und Freude der Besucher dieses Belvederes über ihm beim Anblick dieser schönen Natur gewesen sein, drangen sie zu ihm hinab in den dunkeln, verlassenen Kerker, in welchem er so viele Jahre lang saß.*)

Der nachherige König Friedrich, damaliger Erbprinz, bewohnte ein eigenes Palais in Ludwigsburg, das nun das Museumsgebäude ist. Seine zwei Söhne, Wilhelm und Paul, wurden bei und von ihm erzogen, und er schien gegen sie ein so strenger Vater gewesen zu sein, als der meinige gegen meine älteren Brüder war.

*) Schubart brachte von seiner 10jährigen Gefangenschaft auf dem Hohen-Asperg nur etwa 10 Monate in diesem engen Gelasse zu.

Hochen Aschberg

Die Feſte Hohen-Asperg.

Meinen Vater ſchätzte er als Menſchen und Beamten ſehr, und ich wurde öfters als Geſpiele zu den Prinzen in den Garten an ihrem Palais gerufen. Ich erinnere mich, daß ich im Spiele mit ihnen öfters, wie ſie auch, bald den Kutſcher, bald das Pferd machte.

Das v. Maukler'ſche Haus und das meiner Eltern ſtand damals auch in Freundſchaft miteinander. Der ältere Sohn war ſchon bei Errichtung der jungen Landmiliz manchmal mein Exerziermeiſter geweſen. Lange konnte ich nicht begreifen, was rechts und links ſei, bis er mir, um es mir recht ins Gedächtnis zu prägen, von meinen Spielſachen ein Dächlein auf den rechten Arm und ein Häuschen auf den linken band.

Wie es eines beſondern Mittels bedurfte, mir einzuprägen, was rechts und links ſei, ſo war auch alles Lernen für mich in früherer Jugend ſehr ſchwer.

Einen langen, alten Sprach- und Fechtmeiſter, einen katholiſchen Franzoſen namens Martel, der in der Stadt kein Fortkommen mehr fand, hatte mein Vater mit Sack und Pack ins Haus aufgenommen. Er war einſt Leibgardiſt unter Ludwig XV. Meinen Brüdern erteilte er in den Vakanzen Unterricht im Fechten und in der franzöſiſchen Sprache. Er wurde bald ſehr elend und altersſchwach. Nächtlich verfiel er oft in Träume aus ſeiner vergangenen Zeit, ſtand als ſchlafwach auf, kleidete ſich an, nahm ſeinen Degen und poſtierte ſich mit ſolchem im grauen Schlafrocke, hoher Zipfelkappe, eine lange, graubärtige Geſtalt, wachеſtehend vor die Türe ſeines Zimmers, wie er es in vergangener Zeit im Schloſſe zu Verſailles tun mußte, und ſo

fand man ihn eines Morgens mit dem Degen in der Hand vor der Türe tot.

Mein Vater ließ auf seinen Sarg seinen Degen und zwei Lilien aus unserm Garten legen, und wohl erinnere ich mich seines Leichenbegängnisses, nach damaliger Weise bei der Nacht mit Fackeln.

An den Lehrern der lateinischen Sprache, die damals in Ludwigsburg waren, konnte man wenig Lust haben — Schillers Lehrer Jahn unterrichtete damals nur ältere Knaben —; sie waren höchst pedantische Menschen, mit schmutzigen baumwollenen Kappen und langen Haselnußstöcken, deren Bemeisterung ich durch Lug und Trug zu entgehen suchte. Dabei wurde natürlich wenig gelernt. Mein Vater wußte das wohl, aber seine Strenge schien sich an meinen Brüdern gebrochen zu haben, er übte gegen mich keine mehr, liebkoste mich und seufzte.

Ganz mysteriös, feenartig und wunderbar kam mir als Kind das damals noch stehende, aber ganz verlassene und verschlossene, ungeheure Opernhaus vor, das Herzog Karl mit unsäglichen Kosten und in ungeheurer Eile zu seinen großen Opern und Festzügen, in welchen ganze Regimenter zu Pferd über die Bühne zogen, dahin erbauen ließ, wo in den sogenannten Anlagen hinter dem Schlosse jetzt der Spielplatz ist. Es ist bekannt, daß dieses wohl das größte Opernhaus in Deutschland war. Es war in seinem ganzen Innern völlig mit Spiegelgläsern ausgekleidet, alle Wände, alle Logen mit ihren Säulen waren von Spiegelgläsern. Man kann sich den Effekt eines solchen Hauses im Glanze der vielen hundert Lichter wohl kaum

denken. Ich ſah es natürlich nie in ſeiner Beleuchtung, ſondern geradezu immer nur bei verſchloſſenen Türen und Läden, wo aber ſeine Wirkung für die Phantaſie eines Knaben gewiß noch viel wunderbarer und zauberhafter war.

Trat man hinein, ſo ſah man ſich, wenn auch im Dämmerlichte, viel hundertmal wieder, und man glaubte auf einmal das ganze Theater von ſeinem eigenen Ich bevölkert zu ſehen. Oft drang nach dem Zuge der Wolken von außen wieder ein heller Sonnenſtrahl durch die Ritzen und Spalten der Türen und Läden; dann widerſtrahlte das Haus oft in Farben des Regenbogens, oder es entſtand ſonſt eine magiſche Beleuchtung.

Dabei ſtanden noch aus alter Zeit halbzertrümmerte Bilder von Ritterroſſen, Elefanten und Löwen umher. Oft flohen wir, durch alle dieſe Erſcheinungen im Innern dieſes Zauberhauſes faſt zur Verwirrung gebracht, ſchnell hinaus an den klaren Tag. — Ich glaube, daß es das Jahr 1800 war, wo dieſes Rieſengebäude ſeiner Größe und Baufälligkeit wegen völlig abgebrochen wurde, und ſpäter die jetzigen Anlagen (königliche Schloßgärten) ſeine Stelle einnahmen.*)

Mein Vater war ein großer Freund der Baumzucht. Abends nach des Tages Mühe und Laſt eilte er meiſtens in ſeine Gärten. Ein kleiner Garten war hinter der Oberamtei, in welchem ich auch ein Plätzchen zum Anbau bekam. Ich erinnere mich nicht, daß ich es mit Blumen bepflanzte, ſondern immer mit Salat. Einen großen Garten

*) Die Ruinen davon ſtehen heute noch.

als Eigentum beſaß mein Vater eine Viertelſtunde vor der Stadt, vor dem Tore, das auf die Solitude führt, in dem ſogenannten Lerchenholze. Dahin wanderte ich oft abends.

Ich habe kein üppigeres Obſt mehr geſehen, als ich damals ſah. Pfirſiche, Kirſchen, Birnen und Aepfel waren in den ſeltenſten, größten Arten vorhanden. Kirſchen hatte er vom Mai bis September, und nie ſah ich die ſauern Weichſel mehr in dieſer Größe und Vollkommenheit wieder. Es wurden, beſonders mit letzteren, an Freunde und an die Tafel des Herzogs öfters Geſchenke gemacht.

Man pflegte Kirſche um Kirſche mit etwas abgeſchnittenem Stiele, der nach innen gekehrt ſein mußte, in einen großen blechernen Trichter zu legen, den man, war er bis zum Rande gefüllt, auf einen mit Weinlaub bedeckten Teller umſtürzte, worauf auf dem Teller eine Pyramide von Kirſchen ſtand. Solche Teller wurden dann zur Kirſchenzeit in Menge in befreundete Häuſer geſchickt; denn es waren Sorten, die ſonſt ſelten zu finden waren. Auch der ſchwarze Maulbeerbaum war ein Lieblingsbaum meines Vaters, und vom Gemüſegarten pflegte er beſonders die Artiſchoken und Spargeln. Außer meinem Vater war auch damals in Ludwigsburg ſein Neffe, der Amtsſchreiber Heuglin, ein großer Beförderer der Obſtzucht. Und dieſen zwei Männern verdankt Ludwigsburg noch heute ſeinen Ruhm von ausgezeichnetem Obſte. Auch der Vater Schillers arbeitete in Ludwigsburg ſchon in noch früherer Zeit für die Baumkultur.

Der Dekan Zilling war ein Freund der Kinder und

hatte auch der kleinen Landmiliz zu einer Fahne verholfen. Er war aber ein ſtrenger Eiferer auf der Kanzel, auf die er auch Privatverhältniſſe brachte und ſich dadurch manche Feinde zuzog, worunter, wie bekannt iſt, auch Schubart gehörte, den er beſonders verfolgte, weil deſſen Orgelſpiel lieber gehört wurde als ſeine Predigten.

Den Konfirmationsunterricht erteilte er den Kindern auf eine allerdings mehr kindiſche als kindliche Weiſe und verirrte ſich dabei oft in die Erd- und Himmelskunde, z. E. (ganz nach ſeinen Worten):

„Unſere Erde, glaubet er, ſe ſteh auf ſteinerne Pfeiler, oder ſe ſei an einer langa, eiſerna Kette, daß ſe nit runterfallt, und was glaubet er von dem blauen Himmel, wenn er ihn ſo ſehat? Glaubet er, das ſei a großes, blaues Tuch, das da ausgekramt ſei, und die Sternle ſeiet ſilberne Nägele, mit dem 's angenägelt ſei, daß nit runter fall?"

Der alte Amtsdiener meines Vaters, Vogel, hatte den Tag über meiſtens ſeinen Sitz in den Arkaden auf einer grünen Bank vor der Türe der Oberamtei. Nachmittags fand man ihn da oftmals ganz aufrecht ſchlafend ſitzen und im Schlafe auf ſeinen gelben ledernen Hoſen trommeln, dann mit einem Pfiff erwachen und verwundert um ſich ſchauen; denn er vermeinte ſich im Traume noch bei ſeinen Trommlern.*) Wenn wir ihn ſo ſchlafend daſitzen ſahen und das Trommeln ſeiner Finger auf den Hoſen anfing, ſo holten wir Knaben einander oft leiſe

*) Er war Tambourmajor im ſiebenjährigen Krieg geweſen.

herbei, ſahen ihm lange zu und weckten ihn endlich durch einen Zug am langen Zopfe, von dem er dann erwacht, uns Hiebe austeilte. Sonſt ergötzte er uns Kinder beſonders durch ſeine Kunſt, in Holz zu ſchnitzeln, und wir quälten ihn um manches Kunſtſtück von ſeiner Hand. Vortrefflich verſtand er die Kunſt, Pfeile zu ſchnitzen und Bögen dazu zu verfertigen, die wir dann auf dem Marktplatze in die Höhe und in die Weite ſchoſſen, ja ſogar manchmal damit die ſchwarzen Lederhoſen verletzten, die der Turmwächter Faber, der zugleich Seckler war, an dem eiſernen Geländer des gelben Stadtkirchenturms, ſeiner Wohnung, zum Trocknen aufgehängt hatte.

Schon nach dem Tode Herzog Karls und noch mehr nach dem Herzog Ludwigs wurde Ludwigsburg durch Abzug des Hofes und eines Teils vom Militär ſehr verödet. Bevölkerung und Gewerbe waren ohnedies klein und deſto auffallender die Menſchenleere in den langen, weitgebauten Straßen. Ich erinnere mich noch mancher Sonntage, wo nachmittags der große Marktplatz vor unſerm Hauſe ſo ſtill war, daß man auf demſelben faſt die Perpendikel der benachbarten Turmuhr gehen hörte. In den Arkaden waren oft die einzige Bevölkerung die Hühner des Italieners Menoni, und nur das Krähen derſelben unterbrach die Stille, die oft ringsherum herrſchte. Eine auf die Hauptwache ziehende Schildwache, ein in der Ferne durch die Straßen ziehender Perückenmacher waren oft ſtundenlang die einzigen Figuren, die man von den Fenſtern der Ober-

amtei in dem großen Raume erblickte, außer der ſtehenden ſteinernen Figur des Herzogs Eberhard Ludwig, des Erbauers dieſer Stadt, die mitten auf dem Markte auf dem Brunnen ſtand.

Beſondere Gefühle von Verlaſſenheit und Trauer wandelten einen in den vielen, langen und menſchenleeren Alleen der Stadt an. So hatten auch die großen, verlaſſenen Räume des Schloſſes und namentlich die Gegend des Corps de Logis etwas Unheimliches, Geſpenſterhaftes. Im Corps de Logis war das Gemach, in welchem Herzog Karl Alexander ſtarb, von deſſen Tode allerlei unheimliche Sagen gingen.

In dieſen geſpenſtiſch geweſenen Teil des Schloſſes wurden in ſpäterer Zeit die Geſchäftszimmer aufgeklärter Regierungsherren verlegt, wo wohl bald ſieghaft deren Geiſt dieſen abergläubiſchen Spuk zum Wohle der Aufklärung vertrieb.

In Ludwigsburg war um dieſe Zeit kein Stadt- und kein Landleben mehr; ja es hatte durch das, was noch vom Hof und Militär übrig geblieben, noch mehr Drückendes, beſonders für den Beamten. Der Aufwand für einen ſolchen war auch in Ludwigsburg größer als in einer Landſtadt, obgleich das Einkommen der Oberamtei Ludwigsburg ſehr klein war. Mein Vater, überdies ein großer Freund der Natur, wünſchte ſehr, eine Stelle zu erhalten, die, wenn ſie ihn auch mit größeren Arbeiten belaſtete, ihm doch eine freiere Bewegung als die Stelle in einer Reſidenz gab.

Als nun die wohldotierte Oberamtei Maulbronn

im Jahre 1795 frei wurde, meldete er ſich um dieſelbe und erhielt ſie auch, trotz des Widerſtrebens der Bürger der Stadt und des Amtes von Ludwigsburg, die ihn aufs herzlichſte liebten und ehrten und ihn um keinen Preis von ſich ſcheiden laſſen wollten. Während ſeiner Amtsführung hatte er in Stadt und Land das Gemeindeweſen in die beſte Ordnung gebracht, und viele Einrichtungen, die er traf, ſind noch jetzt ein Muſter für andere.

Es wurde nun von Ludwigsburg Abſchied genommen. Wie jedem Knaben Veränderung und Lärmen im Haus Freude macht, ſo war es auch bei mir. Es wurden von meinen Eltern in einem Stadtwagen, in welchen auch ich einſteigen durfte, von Haus zu Haus Abſchiedsbeſuche gemacht. Als es aber an das wirkliche Abziehen ging, brach mir, trotz der Freuden, die ich mir im künftigen Aufenthalte vorſpiegelte, doch das Herz. Als ich von meinen Kameraden Abſchied nahm, zerfloß ich in Tränen.

Der Zug ging nun in mehreren Wagen dem neuen Beſtimmungsorte zu; ich erinnere mich von demſelben nichts Beſtimmtes mehr, als daß in dem erſten Orte des Oberamtsbezirkes Maulbronn, Lienzingen, ein ehrwürdiger, freundlicher Pfarrer namens Siegel meinen Vater mit dem Magiſtrate des Orts und vielen Bürgern empfing und ihm auf grünes Papier geſchriebene Verſe übergab, während ihm die Kinder des Pfarrers Blumen ſtreuten.

Zwiſchen Ludwigsburg und Maulbronn war nun eine große Verſchiedenheit: dort die langen, weiten, lichten Stra-

ßen, die künſtlichen Alleen, Schloßgebäude und Soldaten, alles im neuen Stile, kaum etwas über ſechzig Jahre alt. Nun ein Kloſter aus dem zwölften Jahrhundert,*) rings umgeben mit hohen Mauern, einem Zwinger, über den eine Zugbrücke in dunkle Torgewölbe führte, in den Räumen innerhalb der Mauern ſelbſt gar keine Wohnung als die der Beamten und das Prälaturgebäude, an welches das Kloſter ſelbſt, das nun die Wohnung junger theologiſcher Zöglinge war,**) grenzte. Statt der Ludwigsburger weiß und gelb angeſtrichenen, wie von einem Schreiner gemachten Kirchen und Türme, erblickte man hier vom Alter ſchwarzgraue Kreuzgänge und eine Kirche, die in ihrem Innern, beſonders für die Phantaſie eines Knaben, große, neue Rätſel darbot.

Merkwürdig war bei jedesmaligem Geläute der Turm, der auf dieſer in Form eines Kreuzes gebauten Kirche ſich ſchlank und leicht aus dem Dache erhob und durch die Erſchütterung der Glocken ſichtbar hin- und herſchwankte. Baumeiſter gaben dieſe Erſcheinung als einen Beweis ſeines kunſtreichen, feſten Baues an. Dieſes Schwanken des Turmes wurde in ſpäteren Jahren, beſonders nachdem eine ſchwere Glocke eingeſetzt worden war, immer ſtärker und bedenklicher, bis es durch die Fürſorge des Herrn Kreisbaurats Abel, des verdienſtvollen Konſervators dieſes merkwürdigen Kloſtergebäudes, gehoben wurde.

*) Das älteſte Ciſterzienſerkloſter in Württemberg, gegr. 1138 in Eckenweiher bei Mühlacker, dann nach Maulbronn verlegt, wo die Einweihung der Kirche 1178 erfolgte.

**) Maulbronn wurde nach Einführung der Reformation 1538 in eine evangeliſche Kloſterſchule verwandelt. Noch heute beherbergt das Kloſter ein evang.-theolog. Seminar.

Wohl ſah man in dieſem Kloſter und ſeinen Gängen keine Ciſterzienſer wie in ſeiner Vorzeit mit weißen und ſchwarzen Kutten mehr, aber viele oft durchaus nicht klöſterlich ausſehende, lebensluſtige Jünglinge, jedoch auch nach alter klöſterlicher Weiſe mit langen, ſchwarzen Kutten bekleidet.

Um in Wälder und Felder zu kommen, hatte man nicht mehr lange Gaſſen und Alleen zu durchgehen; das Kloſter war in einen engen Grund gebaut, und über ihm ragten ſchöne Berge mit Weinreben und üppigen Wäldern. In ſeinem Umkreiſe befanden ſich etliche und dreißig Seen, reich an Fiſchen und Geflügel aller Art.

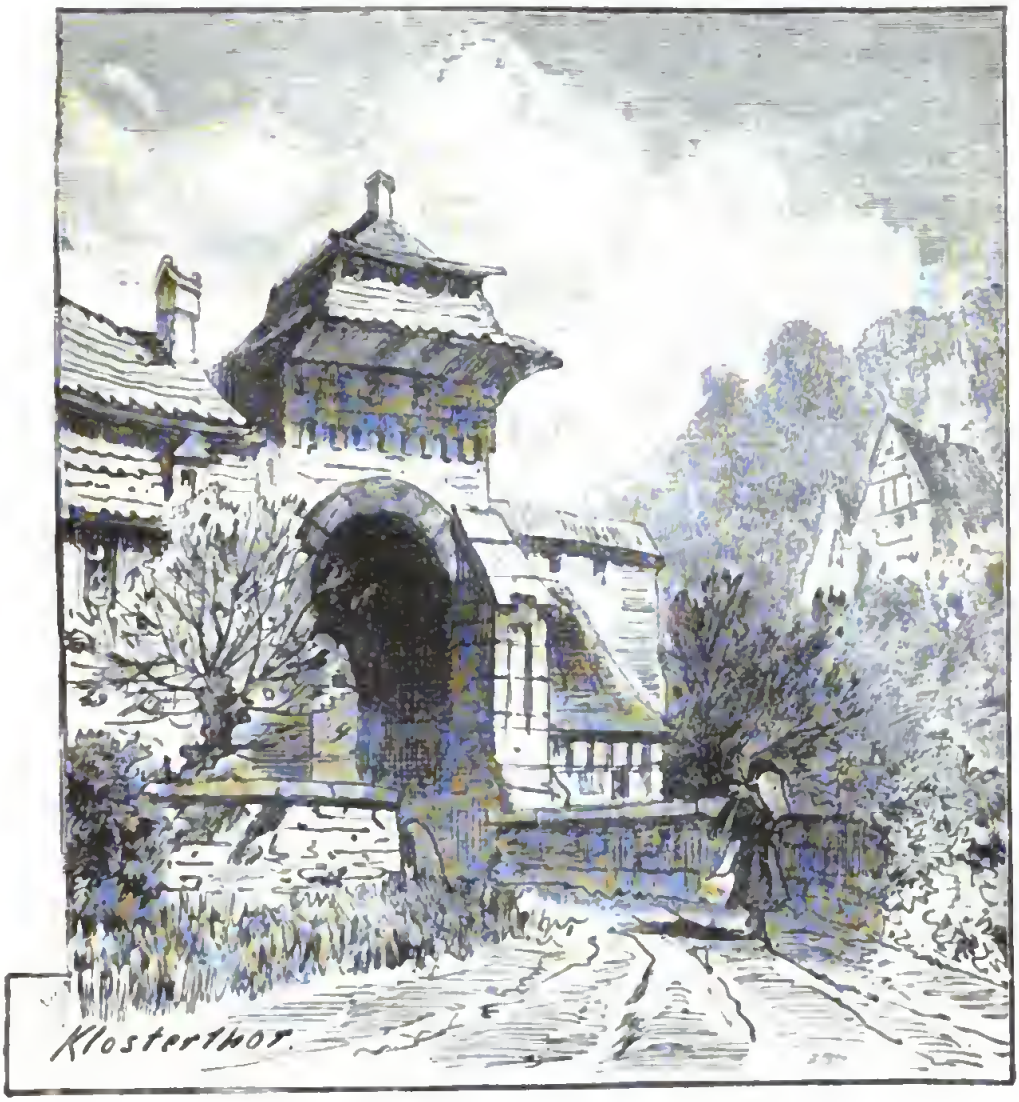
Ich hatte nun das neunte Jahr erreicht, mein Wachstum war ſehr ſchnell, mein Körper ſehr zart gebaut und nervös.

Hier waren der Gegenſtände zu viele, es war das Neue dieſer alten Kloſterräume, die vielen Seen mit ihren Fiſchen, die nahen Weinberge mit ihren Trauben, der das Kloſter umgebende Zwinger, der zur Oberamtei gehörte — als daß meine Phantaſie ſich nicht mächtig nach außen hätte beſchäftigen ſollen. Der Zwang der Schule war auch weg. Es befand ſich für mich keine Schule im Kloſter; ich erhielt den Unterricht in den alten Sprachen, Geographie, Geſchichte u. ſ. w. von den ausgezeichnetſten der älteren Zöglinge des Kloſters, und unter denſelben waren auch wirklich vortreffliche Jünglinge.

Mein Vater ſelbſt war in ſeinen Erholungsſtunden, die er ſich dadurch in Wahrheit wieder zu einem neuen Geſchäft machte, ſehr bemüht, mich in der Geographie

und Arithmetik weiter zu bringen. Es ist zu bedauern, daß hauptsächlich die Sprachen meiner Phantasie Langeweile machten, daß ich nicht aus innerer eigener Lust mitarbeitete, wie es später mehr geschah, und daß ich diese Lehrstunden lange Zeit nur als einen lästigen Zwang betrachtete. Dadurch machte ich meinem guten Vater manche Sorge und Verlegenheit. In unserm Haushalte waren nun auch im Vergleich mit Ludwigsburg große Veränderungen eingetreten. Mein Vater mußte eine große Oekonomie führen und hatte von dem vorigen Beamten, Hofrat Rümelin, einen Stall voll Schweizerkühe, zwei Pferde und einen großen Garten, eine halbe Stunde vom Kloster gelegen, übernommen. Seine Lieblingsbeschäftigung in freien Stunden, die Baumkultur, wurde nun in größerem Stile fortgesetzt. Dazu gab ein rings um das Kloster gelegenes Gut die beste Gelegenheit.

Der Klosterzwinger war ein auf beiden Seiten mit Mauern eingefaßter, tief gelegener, das ganze Kloster umgebender sogenannter Zwinger. Der Eingang in denselben war wenig Schritte von dem Oekonomie-Gebäude durch ein großes, mit schwerem Riegel versehenes Tor der Mauer. Nicht weit von ihm stand in diesem Garten die Ruine eines Turmes, vielleicht eines ehemaligen Gefängnisses, der aber jetzt zum friedlichen Geschäft eines Dörrofens für das Obst eingerichtet war, und in Wahrheit, man bedurfte auch einer solchen ökonomischen Vorrichtung; denn der ganze, lange Zwinger war mit den schönsten Obstbäumen aller Art ausgesetzt, die in den damaligen Jahren Obst in Menge lieferten. In der Umgebung jenes Turmes,



Eingangstor zum Klosterhof in Maulbronn.

etwas tiefer gelegen, war ein kleiner Blumengarten angelegt. An diesen reiheten sich Beete für alle möglichen Gemüsearten, und die Mauern, die gegen Kälte und Wind schützten, gaben vielen Frühbeeten und Spalieren einen passenden Aufenthalt. Noch befand sich hier ein kleiner

ausgemauerter See, dem es an Fischen und Geflügel nie fehlte. Ueber diesem Zwinger befand sich ein großer See, genannt der tiefe See, welcher ausgezeichnet fischreich war. Durch unsern Garten ging sein Ablauf, aus welchem ich oftmals herrliche Karpfen als gute Beute herauszog. Im Frühjahr, wo durch Schneewasser von den Bergen dieser See sehr anschwoll, bildete er eine große Kaskade, die mit furchtbarem Geräusche in den Zwinger herabstürzte und wirklich dann mehrere Wochen lang einen imposanten Anblick gewährte.

Was ich in Ludwigsburg noch nicht kannte, die Liebe zu Pflanzen und Blüten, erwachte hier in mir auf einmal. Anpflanzen von Blumenbeeten, Ziehen von Blumen in Töpfen gewährte mir nun die größte Freude; auch zog es mich, Waldpflanzen zu suchen, in die Wälder, und ich brachte auch manche Stunde in denselben zu, um die Ophrys apifera, eine Pflanze, deren Blüte wie eine Biene aussieht, aufzusuchen und zu Hause in Töpfen aufzustellen. Malven, Levkojen, Nelken pflanzte ich teils selbst, teils suchte ich sie, wo ich nur konnte, für meine Pflanzungen zu erhalten.

Ich hatte hierin einen gleichstrebenden Freund, den Sohn des Professors Maier, namens Gottfried. Er war älter als ich, ein gutmütiger, aber sonst sehr prosaischer Mensch. Er war Hospes im Kloster und sollte die Theologie studieren. Oft rief ihm sein Vater zu, wenn er ihn bei mir erblickte: „Büble, Büble! Hebräisch mußt du lernen, Hebräisch! nur dadurch kann man ein Mensch werden.“ Das Hebräische soll die Hauptforce dieses Professors ge-

weſen ſein, und wenn er glaubte, das Hebräiſche habe ihn zu einem Menſchen gemacht, ſo machte es ihn zu einem ganz ſonderbaren, komiſchen Menſchen und Sonderling. Seine Frau, eine Nichte meines Vaters, war aber ebenfalls ganz eigner Art, aber von ihrem Manne ganz und gar verſchieden. Er und ſeine Gattin ſprachen durch ihr ganzes Leben miteinander per Sie. Ich kann ihn mir kaum anders denken als in einer weißen, baumwollenen Kappe, mit grauem Härchen, rotem, rundem Geſicht, einem runden Bäuchlein, kurz und dick, ſteckend in einem meiſt ſchmutzigen, mit Schnupftabak verunreinigten Schlafrocke, an deſſen Gürtel ein großes Bund Schlüſſel hing. Es waren dies nicht nur die Schlüſſel zu Speiſekammer und Keller, ſondern auch zu den Gelaſſen der Studenten, dem ſogenannten Dormente. Seine Frau dagegen war immer ſchneeweiß gekleidet, ihr Geſicht bleich, etwas aufgedunſen, von freundlichem, doch ernſtem Ausſehen. Sie war ſchwärmeriſch in religiöſen Dingen, die Reinlichkeit in ihrem Haushalte trieb ſie bis zur quälendſten Pedanterie. Auf die Reinheit ihrer Stubenböden drang ſie ſo ſehr, daß nicht nur das Geſinde, ſogar oft die Beſucher mit ausgezogenen Schuhen in den Strümpfen gehen mußten; daß ſie dadurch, beſonders mit ihrem, die Reinlichkeit gar nicht liebenden Ehegemahl, in ſtarken Konflikt kam, war nicht zu verwundern.

Meine älteſte Schweſter Ludovike war ſehr lebendig und reizbar. Ihre Geſichtszüge waren regelmäßig und ſchön, und es verglichen ſie ſchon in Ludwigsburg Emigranten und auch einmal der Herzog Ludwig mit der unglück-

lichen Königin Marie Antoinette. Ihr Gemüt war äußerſt gut, und ſie hätte Hab und Gut verſchenkt, hätte man ihr viel zugelaſſen.

Die jüngere Schweſter Wilhelmine war von ruhigem, geſetztem Weſen. Obgleich älter als ich, gab ſie ſich doch auch meinen Zerſtreuungen hin, und ich erinnere mich noch jetzt oft mit Vergnügen der Stunden, wo wir mit Stroharbeiten beſchäftigt, mit welchen wir die Eltern überraſchen wollten, auf dem Heu der nahen Tenne verborgen ſaßen. Aber auch an meinem Unterrichte in der Geographie, der Geſchichte u. ſ. w. nahm ſie teil, und wir laſen manches Buch Geſchichten und Lieder mit einander. Ich erinnere mich oft eines Spieles, das wir damals häufig trieben, und das, wäre ich intellektueller geweſen, mich zur Erfindung der Dampfwagen hätte bringen können. So oft nämlich meine Schweſter morgens die Kaffeetaſſen in heißem Waſſer reinigte, kehrte ich ſie, ſo lange ſie noch innen vom Waſſer dampften, ſchnell auf den glatten Tiſch um, und da ſpazierten ſie, vom Dampfe innen getrieben, von ſelbſt den glatten Tiſch entlang, was ich ſie oft, auch zum Vergnügen meiner Schweſter, wiederholen ließ. Die Dampfwagen in meinen ſpäteren Jahren brachten mir dieſes Spiel wieder in Erinnerung.

Das Oberamteigebäude ſtand an der Kloſtermauer und war hinten durch ein vom zweiten Stock heraus über den Zwinger laufendes Zugbrückchen mit dem nahen Berge in Verbindung geſetzt. So war man ſogleich im Freien; die Kloſtermauer aber, die ein bedecktes Dach hatte, lief wie der Zwinger rings um alle Kloſtergebäude

herum, ſo daß man auf ihr trockenen Fußes überall hin, auch in das Innere der Kloſtergebäude kommen konnte.

Die Oberamtei hatte zwei Erker (kleine Türmchen) an jedem Ende. In dem Erker, der gegen das Frohnhaus hinſchaute (ein langes Haus, in welchem ſich mehrere Familien von Kloſter-Inſaſſen, Weingärtner u. ſ. w. befanden), war mir mein Aufenthalt angewieſen. Rings an den Wänden befanden ſich Bücherſtänder, die mir mein Vater meiſtens mit naturhiſtoriſchen Werken, mit geographiſchen und mit Reiſebeſchreibungen aus ſeiner großen Bibliothek, die im untern Stock des Hauſes eingerichtet war, gefüllt hatte. Es gab damals eine aus dem Franzöſiſchen überſetzte Reiſebeſchreibung in mehr als dreißig Bänden (Delabordes Reiſen), die faſt die ganze Welt umfing; von dieſer führte ich lange Zeit immer einen Band mit mir und las in demſelben auf dem Heuboden, im Garten, im Walde und in den Kloſtergängen.

Länger konnte ich nie in meinem Erkerkäfig ruhig bleiben, als die verſchiedenen Stunden meines Unterrichts dauerten. Die vielen Tiere, die mein eigen waren, ließen mich auch nicht ruhen. Hatte ich aber nur einen Vogel, einen Hund bei mir in meinem Käfig, ſo vertiefte ich mich neben ihm ſchon auch gerne in ein Buch und las in demſelben bis zum Ende fort. Vor den Fenſtern meines Erkers ſtanden in Töpfen meine Blumen, und meine gute Schweſter Wilhelmine half mir in deren Pflege. Oft kam auch der ältere Freund Gottfried hinter ſie mit prüfendem Blicke und ordnete deren Beſchneidung, Verſetzung und Aufbindung u. ſ. w. an. Das mittlere Zimmer des Oberamtei-

gebäudes war zum Staatszimmer bestimmt, und mein Vater hatte in dasselbe seine Gemäldesammlung gebracht, die er schon in Ludwigsburg besaß. Es waren meistens Oelgemälde, Landschaften, historische Darstellungen, Nachtstücke, Seestücke, Blumen- und Tierstücke, Kopien und Originalien, deren Meister mir nicht bekannt wurden.

Durch sie ward mir die erste Lust, in Oel zu malen, erweckt, die ich in späteren Jahren ausübte.

Der Oberamtei gegenüber stand das große Prälaturgebäude, und vor der ersteren auf einem freien Platze ein schöner Brunnen mit vielen Röhren, die ihre Wasserstrahlen in bronzene große Schalen ergossen. Es war ein Kunstwerk alter Zeit.

Durch die Prälatur kam man in den Kreuzgang des Klosters, der, wie gewöhnlich die Kreuzgänge, einen kleinen Garten umschloß, der durch die hohen gotischen Fenster desselben sichtbar war. Man beklagte noch die prachtvollen Glasgemälde, die einst die Fenster dieses Kreuzganges schmückten, die aber Herzog Karl herausnehmen ließ und bedauerlicherweise zu neuen Bauten in Hohenheim 2c. verwendete. Fußboden und Wände des Kreuzganges waren mit steinernen Grabmonumenten längst verstorbener Aebte und Mönche ausgelegt und an manchen Stellen der Fußboden selbst eingesunken.

Durch diese Gänge ging ich selbst oft in Nächten allein mit einem Laternchen, es führte der nächste Weg durch sie von meinem Freund Gottfried in meines Vaters Wohnung. Auch im Mondschein ohne Laterne ging ich oft hindurch und wünschte mir sehnlich die Begegnung eines

Mönchsgeiſtes in ſchwarzer und weißer Kutte mit langem Barte.

Da entſtanden einige meiner erſten Verſe, von denen ich nur noch dieſe Strophen weiß:

„Würde wahrlich nicht erſchauern,
Schwebtet ihr aus Grabesmauern
In den Kutten, ſchwarzen, weißen,
In den Bärten, langen, greiſen,
Im Geſichte Geiſtertrauern.
Schläfer! auf zum Rebentale!
Dort im buntbemalten Saale
Warten euer die Pokale,
Warten auf dem Eichentiſche
Wildpret und gebackne Fiſche.
Jetzt in hellem Mondenſcheine
Glänzen licht die bunten Fenſter
Und es heben die Geſpenſter
Ihrer Gräber morſche Steine“ u. ſ. w.

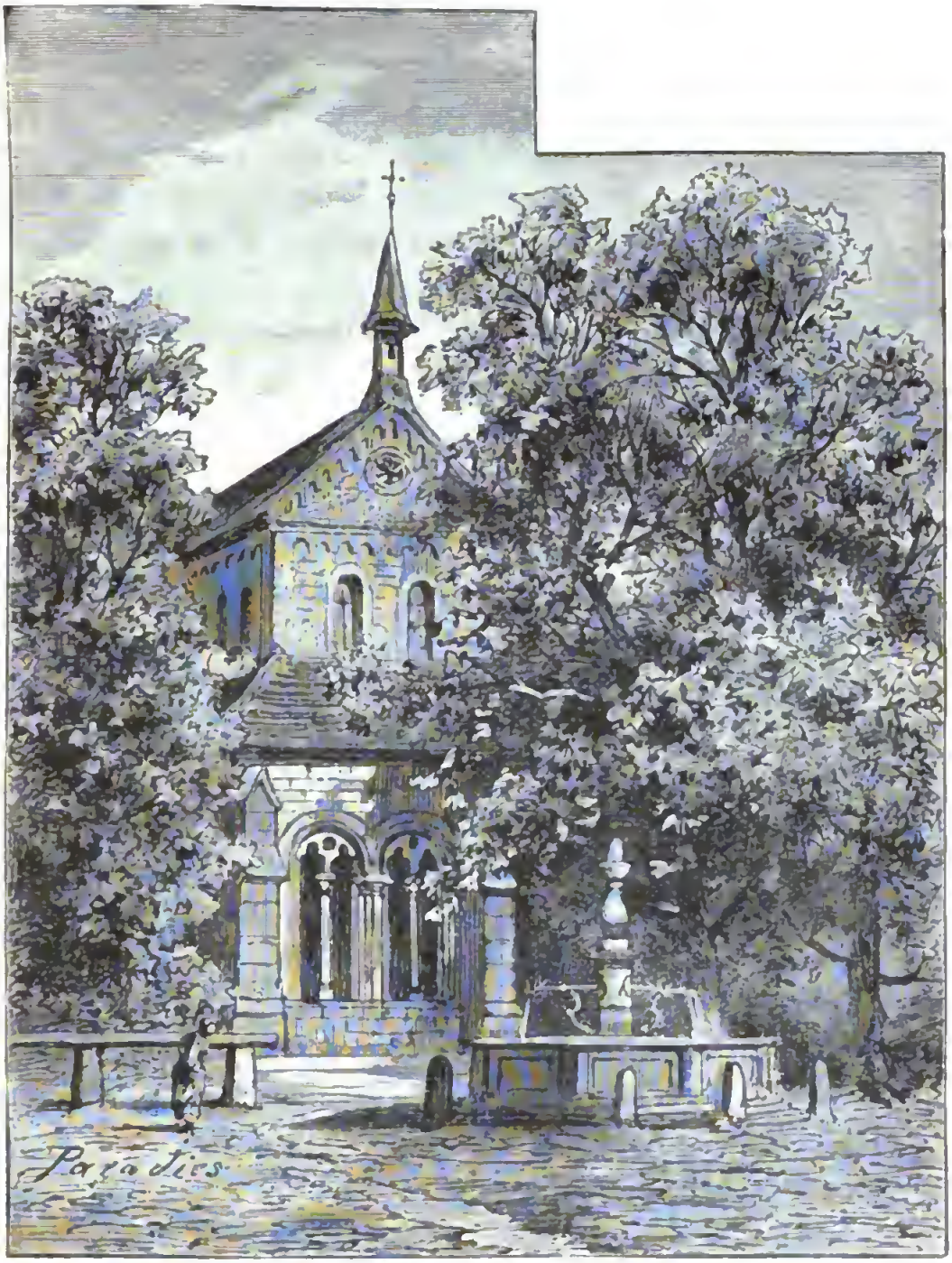
Oft aber ſtellten wir uns auf die Probe, verſteckten und neckten uns in dieſen doch immer etwas unheimlichen Gängen, und da kam es manchmal, daß ich trotz meiner kühnen Herausforderungen in Proſa und Verſen, von Angſt ergriffen und in meiner Phantaſie von einem fliegenden Mönch verfolgt, durch dieſe Gänge ſtürzte und atemlos und geiſterbleich in der Oberamtei ankam.

Mein Schauer dauerte aber immer nur kurz, ich kehrte bald wieder in die Gänge zurück und wünſchte mir eine Erſcheinung; denn ich glaubte ſchon damals an die Exiſtenz von Geiſtern, und mein naturforſcheriſcher Trieb, der früh in mir auftauchte, ließ mich ſchon da genauere Erforſchung wünſchen.

Jene Verse bezogen sich hauptsächlich darauf, daß diese Mönche über der Ruhestätte ihrer Brüder einst nicht blos mit Gebeten wandelten, daß über ihnen nicht einzig Gesang und Glocken zur Andacht tönten, sondern auch die Becher der Mönche bei vollen Mahlen. Zu solchem hatte die Natur hier ja alles gegeben, Wein der Berge, Fische und Geflügel der Wasser, Wild und Wälder.

In der Mitte des Kreuzganges befand sich eine kapellenartige Rotunde eingebaut mit den schönsten Fenstern in gotischem Stile, während die andern Fenster des Kreuzganges die Kraft und Zierlichkeit der Uebergangsperiode des Rundbogens in den Spitzbogenstil zeigten. In der Mitte dieser weiten und hohen Rotunde stand auf steinernem Fuß eine runde Schale von Stein, in der die Mönche in heißer Sommerszeit ihre Weine in Eiswasser kühlten. Denn dieser Rotunde gegenüber lag das sogenannte Rebental [Sommerrefektorium], der sehr geräumige Gast- und Speisesaal der Mönche. Von einem Walde schlanker Säulen war dessen Spitzbogengewölbe unterstützt. Es brannten Säulen, Wände und Gewölbe einst in den lebendigsten, noch jetzt sichtbaren Farben, rot, blau und golden. Die Bogen des Kreuzganges hatten die mannigfaltigsten Verzierungen. Lange betrachtete ich oft an einer Säule einen als Kapitäl ausgehauenen kleinen, nackten Mönch mit der Tonsur, der eine Traube verzehrte, während er auf einer anderen ritt.

Durchging man von der Oberamtei und Prälatur aus diese Kreuzgänge, so kam man endlich auf einen mit alten Linden besetzten Platz, auf dem ein Rohrbrunnen stand



Das ſogen. Paradies (Vorhof der Kirche) in Maulbronn.

und dem die Kirche ihre Front bot, an das hellere Tageslicht.

Der Vorhof der Kirche beſtand wieder in einer ſchönen, hohen Säulenhalle mit hochgeſprengten gotiſchen Fenſtern.

Oben am Gewölbe erblickte man Kunſtgebilde in Stein und in Farben, unter anderm ein Gemälde, in dem die Mönche ſich naiverweiſe, wie im Bilde jenes auf einer Traube reitenden Kloſterbruders, ſelbſt perſifliert zu haben ſcheinen.

Es war auf das Gewölbe das Bild einer Gans gemalt, an welcher eine Flaſche, eine Bratwurſt, ein Bratſpieß ꝛc. hingen, neben einer Fuge mit unterlegtem Texte, gleichwohl nur mit dem Anfangsbuchſtaben: A. V. K. L. W. H. (All voll, Keiner leer, Wein her!) *)

In dem Schiff der ſchönen, echt gotiſchen Kirche war uns immer das vierzehn Fuß hohe Kreuz merkwürdig, das aus einem einzigen Stein gehauen war, aber ſehr täuſchend von Holz zu ſein ſchien. Es blieb der würdige, obgleich ſchmerzensreiche Ausdruck im Geſichte ſeines Chriſtusbildes mir lange im Gedächtniſſe. Am liebſten aber verweilte ich mit meinen Geſpielen im Chor der Kirche. Durch das viele Bildwerk der Chorſtühle, auf deren Boden man, entſtanden durch das viele Knieen der Mönche im Gebete, ausgeſchliffene Vertiefungen bemerkte, durch die vielen Grabmonumente und Gemälde auf dem Boden und an den Wänden wurde unſere Phantaſie immer reichlich beſchäftigt.

*) Vgl. dazu das vielgeſungene Lied Scheffels „Im Winterrefektorium zu Maulbronn in dem Kloſter.“

Da war an den Chorstühlen, in schönster Schnitzarbeit das Opfer Kains, die Trunkenheit Noahs, Isaaks Opfer, Davids Tanz vor der Bundeslade, Moses vor dem feurigen Busche, Simsons Kampf mit dem Löwen 2c. zu erblicken.

Ein großer Teil der alten biblischen Geschichte prägte sich mir durch die Bilder dieser Chorstühle lebendig ein. Merkwürdig, aber zu bedauern war, daß sich in dieser Kirche unter den Tausenden von Bildern in Stein und Holz auch nicht ein einziges Bild eines Menschen befand, das noch eine Nase hatte. Wir suchten oft nach einem solchen, fanden aber nie eines. Die Schweden hatten in dem dreißigjährigen Kriege diesen Vandalismus ausgeübt. Auch einen schönen Hauptaltar mit vielen Bildern und der heiligen Jungfrau enthält dieser Chor.

Von den Seiten sahen große Steinbilder, der Stifter dieses Klosters, der Bischof Günter von Speyer und der edle Ritter Walter von Lomersheim, uns an.

Ueber all diese Gebilde gossen die mit schönen Glasgemälden erfüllten riesigen Fenster des Chores eine oft zauberhafte Beleuchtung. Welche Lust aber, über all diesen Bildern, den Chorstühlen, dem Hochaltar in dem magischen Schimmer leicht, wie zum Vogel verzaubert, zu schweben! Und dies geschah oft und auf eine für den älteren Zuschauer höchst beängstigende Weise. Wir umwanden uns nämlich oft mit den Glockenseilen, die von dem hohen Chorgewölbe herniederhingen, den Leib und ließen uns durch Kameraden vermittelst anderer, an diese Glockenstränge befestigten Seile, zuerst langsam, dann immer stärker und stärker hin und her schwingen, bis wir zuletzt durch

den ganzen Chor, ja faſt bis an das Gewölbe desſelben, über all die Wunder da unten dahinflogen und aus unſern ſeligen Träumen, wir ſeien fliegende Engel, nur dann erſt erwachten, wenn wir unter uns auf einmal die Schlüſſel und die Stimme des in Zipfelkappe und Schlafrock herbeigekommenen Profeſſors Maier hörten, der durch die Türe des Dormentes ins Chor der Kirche auf unſer Lärmen ſtieg und ſeinen Gottfried und mich unter dem Rufe: „Hebräiſch, Büble! Hebräiſch! und Sie Chriſtel! (ſo nannte man mich) Lateiniſch!" aus unſerem Himmel auf ſeine Stube im Dorment zum Lernen transportierte.

Aus dem Chor der Kirche kam man auf hohen ſteinernen Treppen und einem Tore auf das ſog. Dorment, den eigentlichen Aufenthalt der Kloſterzöglinge, deren es gemeiniglich zwanzig an der Zahl waren. Sie kamen in ihrem ſechzehnten Jahre von der niederen Kloſterſchule Denkendorf und blieben zu Maulbronn bis in ihr achtzehntes Jahr. Das Dorment bildete einen weiten und langen Platz oder Gang, auf deſſen beiden Seiten viele kleinere und größere Zimmer ſich befanden.

Sommers hatte jeder ein kleines Stübchen, eine Zelle für ſich allein, Winters waren mehrere auf einem größeren Zimmer zuſammen. Die Zimmer und Zellen ſtanden auf den Kreuzgängen und ſahen teils in das Kreuzgärtchen, teils in den Garten der Prälatur und den Platz vor der Oberamtei. Inmitten des Dormentes hing das Seil eines Glöckchens nieder, das die Kloſterzöglinge zu ihren Lektionen und in ihren Speiſeſaal rief, der im untern Stocke eines eigenen, an das Kloſter ſtoßenden Neubaues

war. Er ſchaute auf jenen Platz vor der Kirche, auf dem ein Rohrbrunnen quoll und alte Linden ihre Schatten warfen.

Ueber dieſem Speiſeſaale war die Wohnung des Profeſſors Maier und das Dachſtübchen meines Gottfried.

Die Kloſterzöglinge waren den Tag über in ihr Dorment eingeſchloſſen und durften es nur verlaſſen, gingen ſie in den Speiſeſaal oder abends auf Spaziergänge.

Zum Aerger des Profeſſors und des noch ſtrengeren Prälaten ſchlich ich mich aber oft auch außer der erlaubten Zeit aufs Dorment und in die Zellen der kleinen evangeliſchen Mönche (ſie waren damals, wie ſchon bemerkt, mit ſchwarzen Kutten bekleidet, jedoch ohne Kapuzen, mit etwas neuerem Zuſchnitte) und ſtörte ſie in ihren Studien durch meine Spiele und Wünſche.

Obgleich ſie ſieben Jahre älter als ich waren, hing ich doch an manchem mit großer Liebe und zog auch manche zu meiner kindiſchen Phantaſie hin, ſo daß ſie oft auf dem Dormente Spiele mit mir ſpielten, die ſonſt nur meinem Alter gewöhnlich waren.

Kam aber von der Prälatur her durch den langen Gang der Herr Prälat Mieg, ein ſehr geſtrenger Herr, mit goldner Tabaksdoſe in der Hand, geſchritten, ſo ſtoben wir mitten in unſern Spielen auseinander, und ich verbarg mich in irgend einem Winkel des Dormentes, bis dieſe ſchwarze Wolke vorüber war. Maier, im Schlafrocke und der Zipfelkappe, wurde weniger gefürchtet.

Zu Streichen, die den Profeſſoren, dem Famulus ꝛc. galten, half ich ihnen auch oft mit.

Wenn zu einer Lektion geläutet werden ſollte und der Famulus nicht gleich erſchien, ſo kam oftmals Profeſſor Maier ſelbſt aus ſeiner Klauſe und zog den Strang des Dormentglöckchens. Da gingen ſie mich einmal an, weil ich mit Knaben des Famulus öfters unter das Dach des Dormentes geriet, ich ſolle das Seil des Glöckchens ſo weit hinaufziehen, daß es der kurze Profeſſor nicht mehr erlangen könne. Als die Stunde zum Läuten kam, paßten wir Anſtifter in einem Winkel auf. Der kurze Profeſſor erſchien, wußte ſich aber wohl zu helfen; er nahm einen Stuhl, ſtieg auf ſolchen und erreichte glücklich das Seil zum Läuten. Wir im Verſtecke verrieten uns faſt durch Lachen ob der komiſchen Figur, die der Profeſſor machte, als er in ſeinem Schlafrock mit der Zipfelkappe und einem Hängebauche auf dem Stuhle ſtand und den Strang des Kloſterglöckleins mit ſaurer Miene zog.

Meinen Eifer, die Natur zu erforſchen, unterſtützte mancher dieſer Freunde von geſetzterem Alter. Ich lernte welche kennen, die ſich mit Botanik, mit Phyſik beſchäftigten, ich ſchloß mich an ſolche mit großer Liebe an, und ſie eröffneten meinem Forſchungsgeiſte neue Felder.

Oft war ich auch der Begleiter dieſer Freunde auf ihren Spaziergängen um die Seen und in die Wälder. Auf jedem Beſuche dieſer Waldgegend fand ich neue Wunder, mir noch unbekannt geweſene Pflanzen, Inſekten, Muſcheln und Reptilien.

Kamen Freunde in unſer Haus, ſo wollten ſie die Merkwürdigkeiten des Kloſters ſehen; und mein Vater,

müde des Herumgehens, gab meine Schweſtern, oft aber auch mich ihnen zum Führer mit auf den Weg.

Als gewandter Cicerone führte ich ſie meiſtens zuerſt dahin, wo die Stiftungstafel des Kloſters hing, deren Bilder mir auch jetzt noch auf dem dunklen Grunde der Vergangenheit, licht und bunt, wie die Bilder einer Laterna magica, im Gedächtniſſe ſtehen.

Die goldene Schrift auf der Tafel erzählte in Mönchslatein — das ich auf Anleitung des Profeſſors einmal ins Deutſche, mein armer Gottfried aber ins Griechiſche und Hebräiſche überſetzen mußte —, wie dieſe Gegend, in der nun das Kloſter ſteht, vordem in großer Waldwildnis lag, nur von Räubern bewohnt, ſo daß in ihr kein Friede war, keine Glocke erklang, nur Schwertergeklirr und Notruf der Beraubten und Halberſchlagenen. Da faßte der edle Ritter von Lomersheim den Entſchluß, gerade in dieſe Wildnis ein Kloſter zu bauen. Der Klang von Glocken, der Geſang aus Kloſterhallen werde die Räuber fern halten, verwilderte Herzen erweichen und Gottes Segen in dieſe Gegend bringen. Mit Geldſäcken zum Bau des Kloſters beluden der Ritter und Biſchof Günter von Speyer einen Eſel mit dem Entſchluſſe, daß auf der Stelle, wo das Tier in jener Wildnis ſeine Laſt nicht weiter tragen könne, der Bau des Gotteshauſes unternommen werden ſollte. Dies geſchah an der Stelle, wo der ſog. Salzbach entſpringt.

Ich betrachtete noch oft den viereckigen Turm, unter dem man gleichſam wie unter einem Triumphbogen durchfahren mußte, und der über ſeinem Eingange den am Bach oder Brunnen („Maulbronn") mit ſeinen Geldſäcken nieder-

gefallenen Esel in Stein gehauen zum Wahrzeichen hatte.

Nun wurde diese Stelle der Wildnis zum Klosterbau erkoren. Licht wurde in sie durch Ausrottung der Wälder gebracht; man legte Wege an, führte mächtige Quadersteine, den Felsen entrissen, herbei. Die schönen Kreuzgänge hatten sich schon gewölbt, Mönche waren herbeigeströmt, und schon legte man den ersten Stein zum Bau der Kirche — da erschienen auf einmal die Räuber, begehrten Stillstand des Baues und erklärten den Mönchen, sie seien fest entschlossen, wenn sie nicht mit dem Bau aufhörten, alles bisher von ihnen Gebaute niederzureißen.

Da trat ein schlauer Mönch zu ihnen und sprach, sie freundlich anblickend: „O, gebt euch doch keine Mühe mit dem Niederreißen; wir selbst wollen euch geloben, das Kloster nicht auszubauen." Darauf ließen sich die Räuber einen Eid geben und ließen die Mönche inzwischen in Ruhe. Aber die Mönche bauten an der Kirche fort, als wäre nichts geschehen, ließen nur im Schiff der Kirche an einer Mauer links einen Quaderstein uneingesetzt und legten ihn zu den Füßen der Mauer.

Nun klangen die Klosterglocken weit durch die Wildnis, und die Räuber, zornentbrannt, kehrten um, Rache an den eidbrüchigen Mönchen zu nehmen; diese führten sie aber an jene Stelle ihrer schönen Kirche, wo der Stein am Boden lag und oben noch einer fehlte, und sprachen zu ihnen: „Ihr sehet, die Kirche wartet noch jetzt auf ihre Vollendung und soll auf sie warten bis auf den jüngsten Tag." So sahen sich die Räuber von der List der Mönche bezwungen, sie konnten sie keines Eidbruches beschuldigen,

wurden auch von der Schönheit des Baues ergriffen und bedachten sich auch wohl, daß ohne starke Beschützer all dies von ihnen nicht hätte geschaffen werden können; man sah sie von nun an in diesen Wäldern nicht mehr.

Jener Stein am Fuß der Mauer, links von dem großen Altarkreuze, liegt noch da, und oben auf der Mauer, wo er hätte eingesetzt werden sollen, erblickt man eine zum Schwur aufgehobene Hand von Stein, unter welcher Insignien der Baukunst, Kelle, Winkelmaß und Spaten, eingehauen sind. —

In einer Ecke des Gartens der hinter der Prälatur und den Kreuzgängen lag, war an die Klostermauer ein Turm angebaut, den man den Faustturm hieß; denn er diente einst dem berühmten Dr. Faust zum Laboratorium und Aufenthaltsorte.

Der Abt Johannes Entenfuß war ein besonderer Freund Fausts und räumte ihm bei Besuchen diesen Turm zur Wohnung ein; das war im Jahre 1516.

Entenfuß und Faust waren in dem nahen Städtchen Knittlingen geboren.

Die Stille des Klosters wurde nun oftmals durch Töne unterbrochen, die in seinen Mauern wohl schon lange nicht mehr gehört wurden. Geschütze und Pontons zogen ganze Nächte lang auf der Straße vor dem Kloster vorüber, an den benachbarten Rhein; und bald ertönte von daher der Donner österreichischer und französischer Kanonen. Bald sprach man von Siegen der Franken, bald von denen der österreichischen Truppen.

Die Gefahr feindlichen Durchbruchs ſchien nahe zu ſein, doch ging ſie wieder auf kurze Zeit vorüber.

Mein Vater erkannte wohl, daß in Maulbronn mein Unterricht zu vielen Unterbrechungen ausgeſetzt war, und daß — würde ich von all' den Zerſtreuungen im Hauſe entfernt und einem einzelnen Manne zur ſteten Beaufſichtigung übergeben — daraus mehr Gewinn für mein Wiſſen und meine Erziehung erwachſen würde. In dem zwei Stunden von Maulbronn entfernten Knittlingen, eben dem Geburtsorte Fauſts, befand ſich damals ein lateiniſcher Lehrer (Präzeptor) Braun. Er war in dem Rufe eines guten Lateiners und ſtrengen Erziehers, wenigſtens ſeiner eigenen Kinder. Ich mußte dahin. Mit großer Trauer ſchied ich von meinen Blumen und meinen Tieren; doch wurde mir das Verſprechen gemacht, ich dürfe jeden Samstag über den Sonntag wiederkehren, wozu Matthias, unſer Kutſcher, mir die Rappen bringe. Letzterer verſprach mir auch, für meine Tiere zu ſorgen, meine Schweſter für meine Blumen, und meine Mutter verſicherte mich, was ſie auch getreulich hielt, mir ſo oft als möglich Schachteln voll Obſt zu ſenden.

Das Haus des Präzeptors in Knittlingen hatte, hinter einer Kirche verſteckt, eine ſehr fatale Lage. Es war kein freier Platz vor ihm, wie vor dem Hauſe zu Maulbronn; und ſtatt des ſchönen lebendigen Brunnens war vor ihm eine Miſtſtätte, wegen welcher der Präzeptor mit ſeinem Nachbarn, dem Schulmeiſter, immer im Streite lag.

Der Präzeptor war ein langer, hagerer Mann mit ganz ſchneller, faſt ſtotternder Ausſprache.

Die Mutter war eine ſanfte und gutmütige Frau, hatte aber durch den ſchweren Haushalt und den Jähzorn ihres Mannes viel zu ertragen. Ihre Sorge für mich war mütterlich.

Die Veränderung, die ich hier gegen mein voriges Leben fand, war derart, daß mich wohl ein ſtarkes Heimweh hätte ergreifen können, was aber doch nicht der Fall war. Wo die Jugend nur wieder in ihrer Phantaſie ſich mit etwas neuem beſchäftigen kann, da iſt ſie ſchon zufrieden.

Meine neue Ausſtattung in Kleidern, Waſchgeräte, einem Koffer, einem Stiefelzieher war aller Troſt und Erſatz.

Die Freude auf den Tag, an dem der Bote mit der mütterlichen Schachtel ankam, das Rechnen und das Sichfreuen auf den Samstag, wo der alte Matthias mit den Rappen erſchien und der Ritt ins Kloſter angetreten wurde, ließ kein eigentliches Heimweh aufkommen, wurde auch dadurch die Sehnſucht nach der Heimat nicht unterdrückt.

Der Unterricht in der lateiniſchen und in der griechiſchen Sprache war nun allerdings geregelter, und die älteren Söhne des Präzeptors hatten ſchon ſchöne Fortſchritte gemacht, denen ich nacheiferte.

Der Religionsunterricht beſtand leider meiſtens nur im Leſen und in abenteuerlicher Erklärung der Offenbarung Johannis und begann meiſtens mit der Warnung: „Buben! wenn Ihr Euch nicht vor dem Namen Jeſu beugt, ſo oft dieſer Name vorkommt, ſo ſchlag' ich Euch den Stecken um die Füße herum."

Auf eine ſchöne Handſchrift ſah der neue Lehrer be-

ſonders. Die ſeiner Söhne war ſehr ſchön. Sie ſchrieben in den verſchiedenſten Formen von Buchſtaben und ſelbſt in großer Mönchsſchrift mit Farben.

Die Zubereitung ſolcher farbigen Tinten, meiſtens vegetabiliſche Säfte, führte uns zur Sammlung von Blättern, Blüten und Beeren in Feldern und Wäldern.

Der Durchzug öſterreichiſcher Truppen und das vielfache Geſpräch Aelterer vom Kriege brachte uns auf kriegeriſche Spiele mit den andern Knaben des Städtchens, bei welchen ich als ehemaliger Kommandant der kleinen Landmiliz von Ludwigsburg meiſtens die Hauptrolle ſpielte.

Der Sturm des Krieges brach aber nun immer ernſter und näher herein. Die Franzoſen waren mit großer Heeresmacht über den Rhein gebrochen und näherten ſich der Pfalz und der württembergiſchen Grenze. Tag und Nacht ertönte Kanonendonner.

Die ſorgliche Mutter hielt mich zu Knittlingen, das der Pfalz ſo nahe war, nicht mehr für ſicher, und ich wurde auf ihre Veranlaſſung von dem Poſtmeiſter zu Knittlingen in eine Chaiſe gepackt und fuhr unter den hellen Tönen eines Poſthornes in den Kloſtermauern ein. Das waren dort gar ſeltene Klänge, und alles lief dem Gefährte nach; denn man glaubte nichts geringeres, als es ſei der kommandierende General aus dem franzöſiſchen Hauptquartiere angekommen. Ich glaube, dasſelbe ſtand dazumal unter Deſſaix in der Gegend von Pforzheim. Mein Vater hatte ſich dahin begeben, um von Deſſaix Schutz und Sicherheit für Kloſter und Oberamt zu erhalten, aber noch ehe er angekommen war, hatten ſich die weiten Räume des Kloſters

mit leichten französischen Chasseurs zu Pferde, einem Streifkorps, angefüllt, die vor denjenigen Wohnungen, die ihnen den reichsten Inhalt zu haben schienen, abstiegen und sich in ihnen zu Gast baten.

Der gute Professor Maier hatte nicht mehr Zeit, seine weiße Zipfelkappe und Schlafrock mit dem schwarzen Magisterkäppchen und Frack zu vertauschen; sie überraschten ihn gerade in der Küche, als er sich mit seiner Ehehälfte Therese um die Schlüssel zur Speisekammer stritt, weil er aus dem Kamine die Schinken, die er dort nicht mehr für sicher hielt, in die Speisekammer bringen wollte, wozu er schon eine Leiter auf dem unter dem Kamin stehenden Herde aufgepflanzt hatte. Als er aber nun durchs Küchenfenster die herannahenden Franzosen erblickte, warf er schnell den Schlüssel der Speisekammer in eine Wasserkufe, stieg in Angst und Verlegenheit, so schnell er nur konnte, ins Kamin empor und rief noch mit halbgebrochener Stimme hernieder: „Sie nehmen mich als Geisel mit, darum kommen sie. Therese, ich sag Ihnen, verraten Sie mich nicht!"

„Wie?" rief sie hinauf, „steigen Sie sogleich herunter, ich gehe nicht aus der Küche ohne Sie!"

Da waren die Chasseurs schon in der Küche, sahen die Leiter auf dem Herde und fragten in gebrochenem Deutsch, was das bedeute, während einer an der Leiter zu rütteln anfing. Die Professorin gab zu verstehen, das sei, um ihnen Würste und Fleisch aus dem Rauche zu holen, rief auch ihrem sich zitternd an der Leiter haltenden Manne zu: „Kommen Sie nur mit den Schinken und Würsten herunter!"

Da kam der kurze Professor in Zipfelkappe und Schlafrock auch langsam hernieder, indem er die Schinken und Würste — gleichsam als Fürsprecher für sich — vor sich voraus geworfen hatte. Die komische Gestalt des Herabsteigenden machte das lustige französische Blut laut auflachen, sie hoben ihn auf ihre Arme, trugen ihn ins offenstehende Zimmer und setzten ihn unter Umarmungen und Verbeugungen in seinen Armsessel, den sie dann mit ihm an den Tisch trugen, und ihm sowie der freundlich am Arm des Offiziers herbeigekommenen Ehehälfte zu verstehen gaben, daß sie gute Freunde seien und nichts mehr begehrten als nur Wein zu den Würsten. Frau Therese brachte aber nun nicht nur diesen, sondern sie fischte auch den Speisekammerschlüssel wieder aus der Wasserkufe, ließ ein Feuer auf dem Herde anzünden und bereitete in Eile die Schinken und Würste und anderes den Gästen zum fetten Mahle. Die Professorin spendete auch sonst immer gern mit reichen Händen zum Jammer ihres Ehegemahls, und sie beklagte nie den Verlust aus Kamin und Speisekammer, sondern nur den Verlust der Reinheit ihrer Stubenböden oder ihres Tischweißzeuges, was auch jetzt allein ihr sehr schmerzlich war.

Weniger Störung verursachten die Franzosen in der Prälatur. Es stiegen bei vierundzwanzig Chasseurs vor derselben ab, sprangen die Treppen hinauf, kamen aber ebenso bald wieder, wie von einem Schreckbilde verscheucht, zurück.

Die Frau Prälatin mit dem Eulenkopfe hatte sie auf der Treppe empfangen, da suchten sie schnell wieder

das Freie; nur wenige blieben, und der größte Teil wandte ſich nach der der Prälatur gegenüberſtehenden Oberamtei, wo aus den Erkern junge Mädchen ſchauten, die großen Kellertüren ihnen reichlichen Wein und der rauchende Schornſtein ihnen Speiſe zu verkünden ſchien.

Hier waren auch ſchon in Küche und Keller alle Hände in Tätigkeit. Meine ängſtliche Mutter war bereit, alles zu geben, nachdem ſie aber doch vieles verſteckt hatte, was ihre Angſt und Bereitwilligkeit zu geben nur wieder vermehrte. Wir hatten ſogar von einem Straßburger adeligen Gutsbeſitzer, einem Herrn von Türkheim, Kiſten voll reicher Effekten, die er über den Rhein zu uns rettete, im untern Stocke des Hauſes in Verwahrung.

Doch man ſah bald, daß es hier auf kein Plündern abgeſehen war, und meine lebhafte Schweſter Ludovike, nachdem ſie ſich in Herbeiſchaffung von Speiſe und Trank erſchöpft hatte, kam auf den Einfall: es wäre ganz ſchön, würde die Mutter einen Ballen rotwollenen Zeuges, den ſie zu Seſſelüberzügen beſtimmt, den guten Franzoſen zu Kappen austeilen; das würde ſie ſo erfreuen, daß ſie gewiß nach dem Verſteckten nicht fragen würden.

Die geängſtigte Mutter willigte ein. Schnell ward das gute Stück roten Wollenzeuges zu Kappen verſchnitten, am Ende des Mahls an die trunkenen Gäſte, die voll Jubel waren, ausgeteilt, während ſchon unten der Trompeter zum Abmarſch blies.

Flugs waren ſie alle verſammelt und wieder zu Pferde und verließen mit ihren anderen Kameraden in ſchnellem Galopp das Kloſter zur großen Beruhigung meiner Mut-

ter und des Profeſſors Maier, aber zu meinem Leide; denn dieſe neue Erſcheinung hatte mich in der Seele erfreut.

Mein Vater kam am andern Tage mit einer Sauvegarde, mehreren Chaſſeurs und den beſten Verſprechungen vom General Deſſaix, daß das Kloſter geſchont und geſchützt werde, aus dem franzöſiſchen Hauptquartiere zurück.

Ich hatte damals, obgleich ſchon zehn Jahre alt, für Politik noch gar keinen Verſtand. Und geſchah es, daß ich den Franzoſen mehr anhing als den Oeſterreichern, ſo kam dies nur daher, weil mein Bruder Georg in und für Frankreich lebte; auch waren die Franzoſen mir wieder etwas Neues. Die Oeſterreicher in den immer weißen Röcken waren mir nach und nach langweilig geworden.

Es kamen mir die Franzoſen in ihrem gebrochenen Deutſch, mit dem ſie ſich bemühten, ſich mir zu verſtändigen, während ich ihnen nachhelfen durfte, auch kindlicher und zutunlicher vor; es machte mich bald vertraut mit ihnen.

Um ihr politiſches Wollen kümmerte ich mich nicht. So kam es, daß die Chaſſeurs, die mehrere Wochen lang in der Oberamtei und ſonſt im Kloſter als Sauvegarde einquartiert blieben, mir zu großer Freude und Zeitverſäumnis wurden, und ich nur mit Tränen von ihnen ſchied.

Ich habe von einem derſelben noch jahrelang geträumt. Es war ein junger Mann von etlich und zwanzig Jahren mit langem ſchwarzen Knebelbart, bleichem Ausſehen, kohlſchwarzen, feurigen Augen, ſchwarzen Haaren, immer lebendig, voll Feuer und dennoch voll Sanftmut, und mitſpielend wie ein Kind. Auf welchem Schlachtfelde blieben wohl ſeine Gebeine?

Mein Vater zeigte ſich zwar gegen jeden einzelnen Franzoſen immer ernſt, aber gefällig, nie mißlauniſch, gehäſſig; ihre Lebendigkeit gefiel ihm, aber die Nation und ihr politiſches Treiben war ihm ein Greuel.

Mein Bruder Karl ſetzte in der herzoglichen Artillerie, in der er als Unterleutnant ſtand, ſeine militäriſche Ausbildung tätig fort. Als die franzöſiſchen Truppen am 24. Junius 1796 über den Rhein zogen, marſchierte er zum erſtenmal gegen den Feind. Die auf den befeſtigten Punkten des Kniebis und zu Freudenſtadt*) verteilten Geſchütze gerieten, da ſie keine eigene Beſpannung hatten, in große Gefahr genommen zu werden. General St.-Cyr nahm am 2. Julius die Schanze auf dem Kniebis, worauf ein eiliger Rückzug der Reichstruppen erfolgte. Den mutvoll getroffenen, raſchen und zweckmäßigen Veranſtaltungen des jungen Leutnants war es zu verdanken, daß jene Geſchütze ſamt Munitionswagen dem Vaterlande gerettet wurden.

Erſte kindliche Naturforſchung.

Der Lehrer hatte uns auch Unterricht in der Botanik erteilt und ſuchte auf den Wanderungen unſere Kenntniſſe zu erweitern; aber ich konnte lange ſolchen Namensbeſtimmungen und Einregiſtrierungen der Blüten und Kräuter keinen Geſchmack abgewinnen, und mir waren die Blumen, deren Namen ich nicht kannte, viel wunderbarer und lieber als ſolche, denen ich durch ihr Zergliedern und Zählen der Staubfäden einen Namen zu geben wußte, der mir ihr Weſen doch nicht bezeichnete. Ich gab den

*) Wichtiger Paßübergang über den mittleren Schwarzwald.

gesammelten Kräutern am liebsten Namen nach eigener Wahl, meistens nach mir bekannten Menschen. Der kurze Professor Maier, seine schneeweiße Theresia, der komische Kutscher Matthias, der steife Prälat Mieg und seine Gattin mit dem Eulenkopfe, der grimmige Präzeptor Braun mit seinen Söhnen und Töchtern usw. fanden sich in meiner botanischen Sammlung, je nach ihren Charakteren als Pflanzen verzeichnet, und selbst als Student in den Vorlesungen, ja sogar im Examen verwechselte ich noch manche dieser von mir geschaffenen Benennungen der Pflanzen mit denen, die ihnen Linné schuf.

Käfer und Schmetterlinge fing ich nie zu toten Sammlungen; sie waren mir nur ihrer Verwandlung wegen merkwürdig. Diese beobachtete ich genau.

Aber auch das Unerbittliche — ich möchte sagen, die Grausamkeit — der Natur lernte ich früh mit Trauer erkennen, als ich einen Käfer sah, der zufällig auf den Rücken gefallen war und sich nun nicht mehr auf die Beine bringen konnte, und den in dieser hilflosen Lage, noch am Leben, Ameisen aushöhlten. Der fiel mir als Arzt nachher oft bei armen, hart leidenden Menschen ein.

Naturhistorische Schriften und Reisebeschreibungen wurden in den Stunden, die nicht für Erlernung der alten Sprachen bestimmt waren, auch hier mit Lust und Liebe gelesen, so die Reisebeschreibungen von Campe und — das Entzücken aller Kinder, sein Robinson. Das Vergnügen, das mir damals das erste Lesen dieses Buches machte, hat bis auf den heutigen Tag das Lesen eines anderen Buches noch nicht überstiegen. Neben diesem Buche standen Tau-

ſend und Eine Nacht, Muſäus' Volksmärchen und all die alten Volksbücher, Haimonskinder, Magelone, Siegfried u. a., die die Reutlinger Buchhändler auf den Jahrmarkt in das Städtchen ſandten. —

Als wir in Maulbronn wieder angekommen waren, war mein Erſtes, nach meinem Garten zu ſehen. Die Pflanzen, die ich, als ich Maulbronn im Frühjahr verließ, angeſäet und angepflanzt hatte, ſtanden nun im Herbſte in voller Blüte oder waren ſchon verblüht. Die Beete bunter Aſtern, Nelken und Herbſtroſen waren jetzt meine innige Freude. Damals wußte man noch nichts von Georginen, Azaleen, Kamelien, Rhododendren uſw., man begnügte ſich mit Aſtern, Levkojen, Balſaminen, Nelken, Herbſtroſen, Reſeden, Veilchen, Lilien und Roſen, und dieſe Blüten meiner Jugend ſind mir auch noch die liebſten im Alter; ihr Geruch führt mich immer in jene Tage der Kindheit und beſonders, wo ich auch bin, immer wieder in meinen lieben Garten im Kloſter Maulbronn.

Mein Vater gab ſich mit meinem Unterricht auch ſelbſt viel in Liebe ab; ich blieb auch immer noch der Begleiter in ſeine Gärten, zu ſeinen Bäumen und Bienen, wo er mich das Inokulieren und Zweigen lehrte und mich zu andern kleinen Gartenarbeiten anhielt. Ich war auch hier wieder viel zerſtreut, aber nie untätig. Zur Nachtzeit, wenn er in ſeinem Altvaterſeſſel ſaß, nahm er mich oft zwiſchen ſeine Füße oder auf ſeinen Schoß und erzählte mir von fremden Ländern, ihren Menſchen, Tieren und Pflanzen, auch Geſchichten aus ſeiner Jugend, oder trat er mit mir vor das geöffnete Fenſter und erklärte mir den

geſtirnten Himmel; auch von Meteoren und Mondſteinen ſprach er. Ich erinnere mich, daß er mir da einmal den Bericht eines Dorfſchulzen aus dem Oberamte Maulbronn aus früheren Zeiten vorlas, den er in ſeiner Regiſtratur gefunden, welcher von einem feurigen Drachen berichtete, der im Angeſicht der ganzen Gemeinde abends hoch durch den ganzen Himmel gefahren und aus ſeinem Rachen mit furchtbarem Knall feurige Steine geſpieen habe. Offenbar war dies eine Exploſion von Meteorſteinen; mein Vater erklärte mir den Bericht auch auf dieſe Weiſe.

Mein weiterer Unterricht in Maulbronn wurde nun auch wieder wie früher durch den Profeſſor Maier und durch die älteren Studierenden fortgeſetzt, auch erteilte mir Profeſſor Hiller Unterricht in der Geſchichte, Geometrie u. ſ. w. Mir war natürlich der Aufenthalt im elterlichen Hauſe wieder ſehr erwünſcht, denn fern von meinen Eltern, Blumen und Tieren blieb mir, war ich auch noch ſo zerſtreut, doch immer ein Heimweh im Herzen.

Mein Bruder Georg hatte inzwiſchen den Sturm der Revolution in Paris mitgemacht, Wunden erhalten und der Guillotine getrotzt.

Beruhigter wurden meine Eltern, als er, ſich aus dieſen Pariſer Stürmen herausarbeitend, den gefahrloſeren Weg der Diplomatie einſchlug, eine Bahn, die er ſeinem Landsmanne, dem Württemberger Reinhardt, nachherigen Grafen und Pair Frankreichs, zu verdanken hatte. Mit dieſem ſchloß er ſchon damals einen Freundſchaftsbund, der, obgleich ſeine politiſchen Geſinnungen oft ſehr von denen Reinhardts abwichen, faſt bis an beider Ende dauerte.

Als Reinhardt Geſandter in Hamburg wurde, begleitete er ihn als Privatſekretär dahin. Im Frühling 1798 reiſte Reinhardt in einer diplomatiſchen Sendung nach Italien und traf mit meinem Bruder unverſehens in Maulbronn ein.

Die Freude des Wiederſehens nach all den Gefahren und Irrwegen war groß und zähmte ſelbſt die Strenge meines Vaters, der, ein feſter Monarchiſt, den republikaniſchen Sohn demungeachtet mit Liebe wieder an ſein väterliches Herz drückte.

Reinhardt hatte auch ſeine Gattin bei ſich; es war die Tochter des bekannten Profeſſors Reimarus in Hamburg. Reinhardt, in ſeiner Jugend zum Theologen beſtimmt, hatte auch einſt die württembergiſchen Erziehungsanſtalten für Theologen, die Klöſter, durchlaufen, und es war ihm nun ſehr angelegen, ſeiner Gattin alle die klöſterlichen Einrichtungen zu zeigen und mit ihr ſich in dieſe Zeit ſeiner Jugend wieder zurückzuverſetzen.

Leider waren die Kloſterzöglinge gerade in der Vakanz. Um der Geſandtin einen Begriff von der Kleidung zu geben, die auch ihr Gatte in dieſer Schule einſt trug, ließ mich mein Vater in die Kuttentracht eines Kloſterzöglings kleiden, in welcher ich unerwartet zur Türe hereintrat und der Frau Geſandtin einen Blumenſtrauß überreichte.

Es waren für mich vergnügte Tage, denen bald ſehr traurige folgten.

Mein Bruder Georg fand das Ausſehen des Vaters ſehr verändert. Die ſo kräftig geweſene Geſtalt ſchien

ihm mehr zuſammengefallen, das feurige, ſchwarze Auge mehr erloſchen; er äußerte gegen den Bruder Karl ſeine Beſorgniſſe und war mit großem Herzeleid geſchieden.

In der Tat hatte auch mein Vater ſchon ſeit einem Jahre zu kränkeln angefangen, und das Leiden ſtellte ſich immer mehr heraus.

Es war ein chroniſches Leiden des Magens. Meine Mutter war unermüdet in der Pflege ihres Gatten, und meine Schweſter Wilhelmine wich auch wenig von ſeinem Lager, denn ſie machte des Vaters Sekretär und Vorleſer. Viele Aerzte wurden zu Rate gezogen, allein es trat Zehrfieber und völlige Abmagerung ein.

Mein Unterricht wurde, da die Aufſicht des Vaters fehlte, wieder läſſiger betrieben, und ich fiel wieder mehr der Natur anheim. Damals aber legte ſie ihre Sehnſucht, ihre Wehmut in mich und mit ihnen die Poeſie.

Während der Krankheit meines Vaters kam mein Bruder Karl öfters zu uns nach Maulbronn. Er war damals Leutnant unter der Artillerie des ſchwäbiſchen Kreiſes, die zu Ludwigsburg ſtationiert war. An Geiſt wie an Körper war er zum liebenswürdigſten Jüngling herangewachſen, und durch den feſten Charakter und die Beſonnenheit, die er ſchon früh zeigte, war er meinem Vater ſehr teuer, und er ahnte mit Freuden in ihm ſchon damals die einſtige Stütze ſeiner Hinterbliebenen, was er auch im vollſten Maße wurde.

Die Kräfte meines Vaters ſchwanden immer mehr, und er machte ſich bald ſelbſt keine Hoffnung zu einem Aufkommen.

Wenige Tage vor ſeinem Tode diktierte er ſeinem Schreiber einen Abſchied an Frau und Kinder.

Sein Begräbnis wurde veranſtaltet, wie er befohlen. Ein Fruchtbaum aus ſeiner Baumſchule wurde ihm aufs Grab als Monument geſetzt. Darauf herrſchte Totenſtille im Hauſe. Ich floh zu den Bäumen meines Vaters und zu meinen Blumen. Die Trauer der Mutter machte mich noch trauriger; ich vermied ſie, bis endlich der Verkauf der überflüſſigen Hausgeräte und die Veranſtaltung zur Abreiſe nach Ludwigsburg das jugendlich bewegte Gemüt in Zerſtreuung und in den Tumult des Lebens zurückbrachten. Ich hatte das dreizehnte Jahr erreicht.

Wir kamen nun in meine Vaterſtadt Ludwigsburg zurück, aber ohne den Vater. Es war das Jahr 1799.

Dadurch, daß der Herzog Friedrich mit einem prächtigen Hofſtaate ſeine Sommerreſidenz in Ludwigsburg genommen hatte und mehr Militär als früher anweſend war, hatte Ludwigsburg ein etwas lebendigeres Anſehen gewonnen; aber es reichte auch dieſes noch nicht hin, die langen Straßen und weiten Plätze wirklich zu beleben, und oft ſtand es, blickte man in eine ſolche Straße hinaus, längere Zeit an, bis man eine größere Anzahl von Menſchen in ihr erſcheinen ſehen konnte. Den glänzenden Hof und das Militär erblickte man mehr in den Alleen und Schloßräumen.

Unſere Wohnung war wieder auf dem Marktplatze, in dem der Oberamtei gegenüberſtehenden obern Viertel der Arkaden, wo jetzt mehrere Schulen eingerichtet ſind.

Da gab es nun viele ſchmerzliche Erinnerungen und Entbehrungen, beſonders für meine gute Mutter.

Kein Garten, keine Pferde, keine Hunde waren mehr vorhanden. Der alte Kutſcher Matthias war mit Betrübnis von uns geſchieden; er hatte eine Anſtellung als Waldſchütze in den Wäldern bei Maulbronn erhalten. Die ſchönen Oelgemälde des Vaters waren um einen Spottpreis verkauft worden.

Mein Bruder Karl hatte bald nach dem Tode des Vaters (1799) an der Grenze gegen Sinsheim an mehreren Gefechten gegen die Franzoſen als Leutnant bei einer Batterie lebhaften Anteil genommen und war nach Ludwigsburg zurückgekehrt, wo er ein eigenes Logis nahe dem Arſenal bewohnte.

Der Feldzug von 1800 aber ließ ihm keine Ruhe; er hatte denſelben unter dem Reichskontingent mit den Oeſterreichern mitzumachen, und es wurde ihm ſchon ein ſelbſtſtändiges Kommando, der Transport der Geſchütze und Waffenvorräte auf der Donau, anvertraut. Es war ſeine Aufgabe, dieſen Transport nach Maßgabe der Kriegsereigniſſe zu bewegen und die Sicherſtellung der Vorräte zu bewirken.

Es wurden damals mehrere Württemberger, ſelbſt Freunde meines Bruders, wie Sekretär Hauff (Neffe meiner Mutter, Vater des Dichters) und mehrere andere auf herzoglichen Befehl in der Nacht aufgehoben und auf die Feſtung Asperg abgeführt. Das öſterreichiſche Armeekommando in Württemberg hatte ſie angegeben. Man hatte ſie im Verdachte, in ſträfliche Verbindungen mit den Franzoſen

zur Errichtung einer deutſchen Republik getreten zu ſein.

Es wurde eine Staatskommiſſion auf der Feſte niedergeſetzt, die die Gefangenen verhörte. Einer dieſer, ein feiger und ſchlechter Charakter, glaubte ſich ſeine Sache zu erleichtern, wenn er auch vom Herzog ſehr treu geglaubte Offiziere darein verwickelte, und ſo ſuchte er meinen Bruder auch ſchon durch die republikaniſchen Geſinnungen ſeines älteren Bruders, die dem Herzoge nur zu bekannt waren, zu verdächtigen. So kam es, daß mein Bruder eines Morgens auf einmal durch ſeinen Vorgeſetzten, den General Kammerer, die Weiſung erhielt, ſich mit ihm auf Befehl des Herzogs ſogleich auf die Feſte Asperg zu begeben, um dort vor beſagter Kommiſſion ein Verhör zu beſtehen. Man glaubte aber höhern Orts ſo wenig an ſeine Schuld, daß ihm auch nicht einmal der Degen abgenommen wurde; er reiſte mit ſeinem General wie zu einem Geſchäft im Dienſte nach der Feſte Asperg ab.

Welch Herzeleid aber meine Mutter empfand, iſt wohl zu erachten; auch wir Geſchwiſter brachen in Klagen und Weinen aus.

Es hatte ſich in Ludwigsburg unter den Familien eine allgemeine Angſt verbreitet, und wer nur ein etwas kein gutes Gewiſſen hatte, brachte die etwa verdächtig ſein könnenden Papiere und Bücher auf die Seite, und Hunderte, die ſich gegen die politiſchen Verhältniſſe geäußert, erwarteten ihre Abführung auf die Feſte.

Mein Bruder aber war an demſelben Tage abends ſchon wieder von der Feſte zurück; es konnte ihm nicht die mindeſte Schuld beigemeſſen werden, und ſelbſt bei einer

Audienz, die er sogleich darauf beim Herzog begehrte, und in welcher er sich über den Vorfall beschwerte und nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit forderte, wurde ihm alle Genugtuung.

Auch unser Vetter Hauff wurde bald vom Asperg entlassen, und es erstreckte sich die Zahl der gefangen Gebliebenen nur noch auf sechs.

In Ludwigsburg fing nun für mich ein ernsterer Schulunterricht an.

Es war dort ein strenger, aber guter Lehrer der klassischen Sprachen, mit Namen Breitschwerdt, der, soviel als möglich war, alles aufbot, bei mir das früher Versäumte nachzuholen.

Er war ein Mann von steifer, militärischer Haltung; in seinen Glanzstiefeln hatte er, wie in einem Köcher, Haselnußstecken verwahrt, mit denen er zwar mich nicht, aber andere seiner Schüler, oft empfindlich durchschlug. Mit mir schien er, als einem ohne eigene Schuld Vernachlässigten, mehr Mitleid zu haben.

Ich hatte an den römischen Autoren große Freude. Sallust, Cäsar 2c. wurden meine Lieblingsbücher; und als ich an die Dichter kam, namentlich an Ovids Verwandlungen, so erwachte in mir auch die Poesie immer mehr, und ich lieferte dem Lehrer häufig meine Uebersetzungen in gebundener Sprache. Dabei wurde nun auch Italienisch und Französisch geübt, und vieles von Metastasio, Petrarca usw. in Versen übersetzt.

Weniger Fortſchritte machte ich in der griechiſchen Sprache, ob mich gleich die Dichter Griechenlands ſehr anſprachen, wobei ich aber immer die Ueberſetzungen zu Hilfe nahm; namentlich die Voſſiſche Ueberſetzung beim Homer, die ich mit meiner Schweſter Wilhelmine in einem

Karl Philipp Conz,
Freund Schillers und Kerners.

Wäldchen bei Neckarweihingen, wohin wir dazumal im Frühling alle Abende wanderten, mit ſteigender Begeiſterung las.

Es folgten dem bald eigene Nachbildungen und epiſche Verſuche in Hexametern.

Der als Dichter bekannte Philipp Conz war dazumal Diakonus in Ludwigsburg.*) Er wurde der Beichtvater meiner Mutter und nahm ſich meiner Fortſchritte nicht nur in den toten, ſondern auch in den lebenden Sprachen (namentlich auch im Italieniſchen) ſehr an. Er war die Güte und Naivetät ſelbſt.

Was ich in gebundener Rede verfertigte, brachte ich ihm, aber ſeine Dichterbildung war eine ſehr klaſſiſche, und meine unklaſſiſchen Verſuche veranlaßten ihn nicht, mich zum Dichten aufzumuntern, daher ich auch ſpäter, beſonders als mich die deutſche Volkspoeſie mehr als alles Klaſſiſche anzog, alle Verſe ihm lieber verbarg.

Mein Bruder Karl mühte ſich ab, mir Unterricht in der Mathematik zu geben; aber er konnte mich hier nicht weiter als zur ſog. Eſelsbrücke, dem pythagoräiſchen Lehrſatze, bringen.

Conz ſorgte mir für Schillers neueſte Tragödien, für Klopſtocks, Höltys, Matthiſſons, Salis' Gedichte; Goethes Werke lernte ich erſt etwas ſpäter kennen.

Mein Bruder Karl war ein großer Verehrer von Seume. Daß ich nun Seumes Gedichte auch mit Liebe las und Nachbildungen verſuchte, konnte nicht fehlen.

Viele Zerſtreuung gewährte jetzt auch in Ludwigsburg beſonders der Jugend der Einzug und die Beherbergung vieler franzöſiſcher Truppen. Im Frühling 1801 muſterte Moreau auf dem Felde neben dem Salon und den Alleen der Solitude die 46. und 57. Halbbrigade, die dort unter dem Kommando des General Grandjean aufgeſtellt waren.

*) Conz war ein Jugendfreund Schillers; ſ. o. S. 504 f.

Jene hieß in der Armee die tapfere (la brave), dieſe die fürchterliche (la terrible).

Die 46., eines der ſchönſten Korps in der damaligen franzöſiſchen Armee, führte das Herz des durch den Lanzenſtoß eines öſterreichiſchen Ulanen bei Neuburg a. D. gefallenen erſten Grenadiers, Latour d'Auvergne, mit ſich in einer goldenen Kapſel an der Fahne des erſten Bataillons angeheftet und mit einem ſchwarzen Flor umhängt, um es nach Frankreich zu bringen, wo es im Pantheon bewahrt werden ſollte. Auf dem Flor war ein Herz in Gold geſtickt, durch das eine Lanze ging. So oft die Grenadiere des erſten Bataillons verleſen wurden, ſo ward auch Latours Name durch den Sergeantmajor zuerſt aufgerufen, worauf der in der Linie zuerſt ſtehende Grenadier antwortete: Il est mort au champ d' honneur. (Er iſt auf dem Felde der Ehre geſtorben.) Dieſen Ruf hörte ich damals manchmal auf dem Marktplatze in Ludwigsburg, wo die Kompagnie aufgeſtellt war.

Moreau war bei ſeiner Muſterung in Ludwigsburg von ſeiner Gemahlin und einem großen Gefolge begleitet. Nach der Muſterung gingen ſie im Schloſſe umher, wo der General an dem Springbrunnen ſcherzhaft ſeine Frau zu beſpritzen ſuchte, während ſie in leichten Sprüngen auswich.

Wie in Maulbronn einen franzöſiſchen Chaſſeur, ſo hatte ich mir jetzt hier einen franzöſiſchen Grenadier zum Freunde erwählt, an dem ich bald mit großer Liebe hing, und den ich überall aufſuchte.

Einſt vermißte ich ihn zwei Tage lang und fragte

und ſuchte nach ihm vergebens. Als ich ihn endlich in einem Biergarten völlig beſoffen liegend fand, da wurde mir dieſer Sohn der Freiheit auf einmal zum Ekel, ich wandte mich von ihm und ſah ihn nie wieder.

An meiner Erziehung nahm mein Bruder Georg auch von der Ferne aus Anteil, und er drang in ſeinen Briefen an die Mutter immer darauf, mich mehr für den freien Stand eines Gewerbsmannes als eines Gelehrten oder Beamten ausbilden zu laſſen.

Selbſt wenn ich mich auch für einen der letztern Stände entſcheiden ſollte, meinte er, wäre es immer gut, ich würde dabei auch noch ein Handwerk lernen.

Zu unſerer großen Freude kam er im Jahre 1801 von der Schweiz aus noch ſelbſt nach Ludwigsburg. Schon am erſten Tage ſeiner Ankunft wurde ich von ihm bei einem Schreinermeiſter inſtalliert, der mir täglich zwei Stunden Unterricht in ſeiner Kunſt geben ſollte; auch bezahlte er ihn dafür auf mehrere Monate voraus. Es konnte mir dies nur Unterhaltung und Freude gewähren; Hobeln und Sägen, ſo ſchwer es mir anfänglich fiel und oft ſtark verwundete Hände verurſachte, ging doch bald gut von ſtatten; und mein Lehrherr Bickelmann — ſo hieß der Schreinermeiſter — ließ mich bald wenigſtens die gröbſten Möbel allein verfertigen, und dieſe waren die Särge, deren ich ſehr viele ſchuf. In ſpätern Jahren fielen ſie mir bei den Leichen meiner ärztlichen Praxis oft ein.

Meinem väterlichen Freunde Conz konnte ich bald durch meine Kunſt eine Freundlichkeit erweiſen; ſein lebhafter, lieber Knabe Eduard ſtarb, und ich machte ihm

den Sarg. Der Tiſch, auf dem ich noch ſpeiſe, wurde um jene Zeit auch von mir verfertigt. Noch auf eine andere Kunſt brachte mich mein Bruder Georg, auf das Spiel der Maultrommel. Es war ſein Lieblingsſpiel, und er hinterließ mir einige ſeiner kleinen Inſtrumente. Von da an übte ich mich auf der Maultrommel und brachte es auf dieſem Inſtrumente ſo weit, daß ich auf demſelben eigentümliche Töne und Weiſen fand, womit ich durch mein ganzes nachfolgendes Leben hunderte von Menſchen und mich ſelbſt am meiſten erfreute. Ich brachte es ſoweit, daß ich mein tiefſtes Innere, mein ganzes Gemüt, meinen Kummer, jeden leiſen neugeborenen Seufzer in die Töne dieſes Inſtrumentes legen und in ihnen ausdrücken konnte. Es klang bei mir nicht wie die Weiſen der Tiroler, nicht zitherartig, mehr wie die Töne einer Aeolsharfe, die vor allen den tiefen Schmerz, der in der Natur liegt, ausdrücken. So konnte ich, wie die Natur in die Saiten der Aeolsharfe, in die Zunge dieſes Inſtrumentes all die Trauer meines Herzens legen.

Auch für einen Künſtler, der mir und meiner Schweſter Wilhelmine im Malen Unterricht geben ſollte, ſorgte mein Bruder Georg. Er hieß Hofmann und war ein armer Teufel, der ſich mehr mit Anſtreichen als mit Malen beſchäftigte.

.... Zu dieſen Gemälden, von denen eine Menge entſtanden, die wir meiſtens ſogleich an Freunde und Verwandte verſchenkten, machte ich in meiner Werkſtätte bei Schreiner Bickelmann die Rahmen, die ich nach damaliger Mode oft ſogar mit Meſſingſtäbchen verſchönerte. Auch

meine Schreinersarbeiten wurden immer bald verschenkt; denn mich konnte nur etwas freuen, was ich andern geben konnte; und da meine Mutter ebenso fühlte, so verhinderte sie es nie.

Meine Malerkunst gebrauchte ich auch öfters dazu, um meinen strengen Professor Breitschwerdt, wenn er meine schlecht gelieferten Aufgaben durchlesen, an ihrem Ende noch etwas zu besänftigen. Ich machte zu diesem Zweck an ihr Ende ein kleines Landschäftchen, eine Burg, eine Mondbeleuchtung, und suchte ihm doch irgend eine Fertigkeit von mir vors Gemüt zu stellen.

Ludwigsburg hatte damals noch keine Turnanstalt, aber der weite Marktplatz und die vielen Alleen gaben Raum genug zu sich selbst findenden Spielen und Leibesübungen der Jugend, und zur Winterszeit bot der große Stadtsee eine schöne Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen. Da war dieser See ein glänzender Belustigungsplatz für alle Stände; und noch erinnere ich mich eines jungen Mannes aus Philadelphia, ich meine er hieß Gebhardt, der zum Besuche von Verwandten nach Ludwigsburg gekommen war, der sich durch seine Kunst im Schlittschuhlaufen (Klopstocks und Uhlands Lieblingsunterhaltung) damals vor allen auszeichnete.

Aber auch die Abhänge in den Alleen und die abschüssigen Straßen der Stadt lockten die Knaben vielseitig zu Fahrten auf Bergschlitten bis in die späte Nacht, oft noch im Mondscheine, an.

Die abschüssige Straße, die von dem Holzmarkte bis zu dem Tor des Schloßgartens über die Chaussee, die

nach Stuttgart führt, hinläuft, und die der Kaffeeberg heißt, war damals jeden Winter bei guter Schneebahn ein Tummelplatz von Hunderten von Knaben auf Bergschlitten, die im unaufhaltsamen Laufe, wurden sie einmal oben am Holzmarkte angesetzt, bis vor das Tor und die Schildwache am Schloßgarten hinabschossen. In einem solchen Schusse war ich eines Abends auch einmal hier auf einem Bergschlitten begriffen, als ich zu meinem Schrecken auf einmal einen Herrn in steifester Hofkleidung mit Orden, Degen und seidenen Strümpfen, dem mein Schlitten unaufhaltsam zwischen die Füße gefahren war, auf meinen Schoß auf den Schlitten bekam und mit ihm so noch eine gute Strecke bis zum Tore des Schloßgartens zur Ergötzung vieler Zuschauenden hinabschoß. Der Herr war, am Ziele angekommen, nicht weniger erstaunt als ich. Es war der damalige Hofmarschall von Bär, ein zu gutmütiger Mann, als daß die Sache weitere Folgen gehabt hätte; nur wurden von dort an diese Fahrten den Kaffeeberg herab verboten.

Nun kam die Zeit meiner Konfirmation. Conz hatte mir den Religionsunterricht erteilt. Er ließ uns in demselben neben mündlichem Unterricht auch religiöse Aufsätze ausarbeiten, aber es war ihm bei diesen um eine schöne Stilisierung mehr zu tun als um den religiösen Inhalt.

Ein Theologe war er nicht, ob er gleich in der Stadtkirche zu predigen hatte, bei welchem Predigen aber der Uebelstand war, daß er sehr undeutlich sprach.

Seine Hauptstärke war die Philologie, und seine Ge-

dichte trugen neben großer Korrektheit doch oft sehr die Farben und Töne der verschiedensten Dichter des Altertums und der Neuzeit, die er emsig las und vielfach kritisierte, an sich. Es war ein kindlicher Mensch, voll Herzensgüte und Naivetät. Er lebte immer in seiner Gedankenwelt, so daß es ihm oft geschehen konnte, an den einen Fuß einen Stiefel, an den andern einen Schuh anzuziehen. Sein häufigster Umgang war der Freund Schillers, Herr von Hoven, der auch mit ihm die gleichen politischen Gesinnungen hegte.

Nun kam bald zur Sprache, was aus mir zu machen sei. Meine Mutter hatte sich ihres kleiner gewordenen Vermögens wegen sehr einzuschränken. Schon drei der Brüder hatten den Eltern durch höheres Studium große Kosten verursacht. Da kam der Pfleger meiner Mutter, der Amtsschreiber Heuglin, in aller Liebe auf den sinnigen Einfall, man solle einen Konditor aus mir machen; dieses Geschäft sei sehr profitabel, und da ich zeichnen und malen und auch Reime machen könne, so würde ich mich bald in Verfertigung und Erfindung von Bonbons und Zuckerfigürchen auszeichnen, welche der Konditor Bechtlin, so gut er für mich als Lehrer wäre, wegen seiner theosophischen Grübeleien bisher sehr vernachlässigt habe.

Dies sprach er meiner guten Mutter so lange vor, bis sie auch in mich drang, ich solle in diesen Plan eingehen. Voll Jammer wandte ich mich an meinen väterlichen Freund Conz in einem Briefe nach Tübingen — er war inzwischen als Professor der Aesthetik dahin gekommen —; und dieser schrieb: „Nein, Konditor sollen Sie

mir nicht werden!" Ich beſtand auch darauf, es nicht zu werden.

Ich hatte aber nichts dagegen, als man mir nun den Vorſchlag machte, Kaufmann zu werden und mich auf das Kontor der herzoglichen Tuchfabrik in Ludwigsburg, wo ich dann zugleich auch die Tuchfabrikation erlernen könnte, aufnehmen zu laſſen.

Dies war nun ein großer Mißgriff, denn ich taugte zum Kaufmann ſo wenig wie zum Mathematiker, und meine Neigung, lieber zu geben als zu nehmen, befähigte mich auch nicht zum Kaufmanne; aber ich ſchickte mich beſonders deswegen darein, weil ich meiner Mutter keine großen Koſten mehr machen wollte.

So wurde ich nun auf das Kontor der herzoglichen Tuchfabrik in Ludwigsburg geſchickt.

Mein Hauptgeſchäft im erſten Jahre beſtand darin, daß ich vom Morgen bis in die Nacht, auf den letzten Sproſſen einer Tuchleiter im Gewölbe ſitzend, vor mir einen langen Tiſch, auf welchem hohe Berge neu aus der Fabrik hergebrachter Tücher lagen, dieſen Tüchern Säcke von farbiger Glanzleinwand zuſchneiden und ſie in denſelben vermittelſt Bindfadens und einer langen Nadel einnähen mußte. Hie und da wurde dieſes Geſchäft durch Verfertigung von Muſterkarten und Kopieren der Briefe unterbrochen.

Es wäre mir dieſe Arbeit unerträglich geworden (denn ſie war nicht beſſer, als die Arbeit der benachbarten Züchtlinge. Das Zuchthaus war auch mit dieſer Tuchfabrik verbunden, ſo wie das Irrenhaus), hätte ich

mich nicht bald daran gewöhnt, bei dieſer Arbeit an was ganz anderes als an ſie zu denken. Meine Hände machten ſie mechaniſch fort, während ich Poeſien aller Art dichtete, die ich mit Bleiſtift auf unter den Tüchern verſteckte Blätter niederſchrieb und in den Freiſtunden ins Reine brachte. So entſtanden ganze Bücher mit Verſen, die ich teils verſchenkte, teil dem Feuer übergab. Es erhielten ſich nur noch wenige dieſer Verſe meiner frühen Jugend. So ſchwach ſie ſind, ſo bleiben ſie immer eine Erinnerung, wie ſie mir die für mich ſonſt unerträglich geweſenen Tage erträglich, ja angenehm machten.

Wie aber gerade Schmerz und Gram, wie eine drückende Lage zum Witz und Humor ſtimmen, ſo waren meine poetiſchen Produktionen hier ſehr oft ſcherzhaft und ſatiriſch.

Auch an politiſchen Gedichten fehlte es nicht. Es war dazumal die Zeit allgemeiner Bedrückung und Erniedrigung, die hier keiner weitern Erwähnung bedarf.

Die Lage, in der ich mich in dieſer Fabrik befand, hatte ſo wenig Reiz für mich, daß ich dachte, ein auf der Feſtung Asperg wegen Politik gefangen Sitzender ſei mir gegenüber ein beneidenswerter Menſch. Da, dachte ich, könnte ich doch ungeſtört, und ohne dabei nähen zu müſſen, in ein Stübchen eingeſperrt, und wenn auch an eine Kette gelegt, leſen und dichten, und Lieberes wußte ich nicht. So konnte es nicht fehlen, daß ich auch ohne Furcht und in freudiger Erwartung, ich werde dadurch mit jener mir ſo ſchön gedachten Lage auf der Feſte Asperg belohnt werden, ſehr verpönte politiſche Gedichte machte, jugendliches

Strohfeuer, das zum Glück für mich nicht zündete. Sie hatten keinen poetiſchen Wert und wurden alle von mir ſelbſt zerſtört. Sie waren, ich muß es ſagen, ganz erbärmlich.

Auch ein Luſtſpiel dichtete ich damals auf meiner Leiter in Jamben; es hatte den Titel: „Die zwölf betrogenen württembergiſchen Paſtores.“ Es lag ihm eine wahre Begebenheit aus damaliger Zeit zu Grunde. Das Manuſkript ging mir durch Hinleihen verloren, auch lag mir an ſeiner Wiedergewinnung nicht viel.

Zu den Unglücklichen des Zuchthauſes führte mich ſpäter, als ich auf die Fabrikation des Tuches aufmerkſam gemacht werden ſollte, oft mein Geſchäft — denn hier war die Spinnanſtalt —, aber ſie waren mir immer ein höchſt trauriger, unheimlicher Anblick, ich konnte mich bei ihnen nicht verweilen, ich konnte nicht verſuchen, ſie zu bekehren, ich ſuchte immer ſo bald wie möglich von ihnen zu kommen. Das Wehgeſchrei ſolcher, welche bei Empfang und beim Gehen den ſog. Willkomm und Abſchied, in ein Holz geſpannt, durch Schläge erhielten, weckte mich, ging ich durch dieſe Gänge, oft aus Dichterträumen auf.

Aber auch der Direktor der Fabrik mußte mich oft aus meinen Träumen durch unpoetiſche Anweiſungen, weil ich nun einmal Kaufmann werden ſollte, wecken. Er lehrte mich das Ellenmaß kennen, nicht daß er mich damit ſchlug, ſondern er erklärte mir ſeine Einteilungen und lehrte mich die Tücher meſſen, in Ballen packen und auf die Ballen das Fabrikzeichen und die Nummer mit dem dicken, in Tinte getauchten Pinſel malen, in welch letzterem Geſchäfte

ich ihn aber selbst, kraft meiner Malerkunst, übertraf; denn ich machte oft noch zum Ueberflusse einen Lorbeerkranz um das Fabrikzeichen oder das Ludwigsburger Stadtwappen, einen Adler, oder drei Hirschhörner auf die Ballen. Das Auspacken und Auswiegen der Indigofäßchen war auch keine freudige Beschäftigung. Der blaue Staub drang sogar durch die Kleider, und ich lief im Gesicht und am ganzen Leib blau an.

Am schwersten fiel mir das Ausmessen des Tuches beim Handverkaufe, zu dem ich später auch angewiesen wurde, und noch mehr das Berechnen der an den Mann gebrachten Ellen. Es mag sein, daß hier oft eine halbe Elle für eine viertel gezählt und statt 6 Gulden 3 Gulden berechnet wurden. Das Zählen des Geldes wollte auch nicht begriffen werden, und ich lernte es bis auf den heutigen Tag noch nicht. Das machte oft unter Zank und Streit Erwachen aus allen Dichterträumen. „Studieren Sie nur recht den Nelkenbrecher und Büsching in Ihren Freistunden," wurde mir oft gesagt. Ich las diese Bücher auch, aber machte während des Lesens Verse und und schrieb einmal ganz in Gedanken in das Briefkopierbuch gleich nach Kopierung eines italienischen Briefes Verse auf den Hund des Direktors ein, die mir während des Kopierens beigefallen waren. In meiner nächsten Umgebung war niemand, der Sinn für Poesie hatte. Dagegen war im Waisenhause — das auch in dieser Ummauerung sich befand — ein junger Lehrer, mit Namen Lehrer, der für Poesie, Musik und Malerei vielen Sinn hatte und selbst ein guter Musiker und besonders ein vor-

trefflicher Landſchaftsmaler war. Er war älter als ich, aber doch ſchloß ich mich an ihn ſehr an. Er hatte an meinen Verſen immer große Freude, ich teilte ihm alle mit und ſchenkte ihm ganze Bücher voll, wogegen er mich öfters mit Tonſetzungen derſelben erfreute. Dieſer vortreffliche Menſch gereichte mir in dieſen Tagen geiſtiger Gefangenſchaft zum großen Troſte und erſchien mir oft noch im ſpäten Alter freundlich im Traum. Er ſtarb als geſchätzter Stadtſchullehrer in Ludwigsburg.

Auch ein lieber Menſch befand ſich, nicht auf dem Kontor, ſondern unter den Fabrikarbeitern. Er war Tuchſcherermeiſter und hieß Kübler. Ihm verdankte die Fabrik die erſte Einrichtung von Tuchſchermaſchinen, die er in Brünn kennen lernte. Ich hielt mich oft in ſeiner Werkſtätte auf und lernte von ihm das Tuchſcheren vermittelſt der Maſchine ſehr bald.

Eine originelle Bewohnerin Ludwigsburgs war die Malerin Simanowitz.*) Oft traf ich ſie in dem Hauſe des Chemikus Staudenmayer, beſonders zur Zeit, als ſie ſein und ſeiner lieben Käthi (ſo nannte ſich des Chemikus Frau) Bildniſſe in Oel malte in ihrer freien, geiſtreichen Weiſe.

In ihren Bildern lag eine ausnehmende Zartheit, der es doch nicht an Kraft und Wahrheit fehlte; es waren Charakterbilder ohne ängſtliche Auffaſſung der einzelnen Züge. Die Kunſt der Malerei war dieſer Frau angeboren,

*) Bekanntlich die Malerin eines berühmten Schillerbildes.

nicht angelernt. Durch häufigen Umgang mit Künſtlern und vielen ausgezeichneten Männern, die zum Teil noch aus der Karlsakademie vorhanden waren, und durch mehrere Kunſtreiſen nach Paris gewann ſie an Kunſt und wiſſenſchaftlicher Bildung immer mehr.

Die Greuelſzenen der franzöſiſchen Revolution erlebte ſie in Paris, wo mein Bruder Georg oftmals ihr Begleiter und Beſchützer war. Der Vater Schillers war ihres Vaters vieljähriger Kamerad, und ſchon in früher Kindheit war ſie dadurch Schillers Geſpielin und nahm an ſeinem erſten Unterrichte teil. Auch der Freundſchaft des genialen Malers Wächter hatte ſie ſich zu erfreuen. Neben dieſer ihrer Kunſt übte ſie die Pflichten einer ſorgſamen, treuen Gattin an einem braven, aber immer kränklichen Mann und war die verſtändigſte und dabei beſcheidenſte Hausfrau. Ihre Geſichtszüge waren nicht regelmäßig, aber anſprechend durch Geiſt, Sanftmut und Wohlwollen, die ſie ausdrückten.

Um dieſe Zeit (1803) war mein Bruder Karl mit Errichtung einer reitenden Artillerie in Ludwigsburg beſchäftigt. Der damalige Oberſtleutnant, nachheriger General, Kammerer, der damit beauftragt war, ſetzte in ihn alles Vertrauen und übergab ihm dieſes Geſchäft.

In dieſe Zeit fällt wohl auch nachſtehende Anekdote.

Die alte Einrichtung des Arſenals in Ludwigsburg entſprach dem Schönheitsſinne des Kurfürſten Friedrich nicht, und es ſollte unter der Anleitung jenes Oberſtleutnants Kammerer demſelben eine geſchmackvollere Ausſtattung gegeben werden. Auch hierzu nahm Kammerer die Hilfe

meines Bruders in Anſpruch. Die Räume des Saales im obern Stocke des Arſenales wurden mit den kleinen Waffen maleriſch dekoriert, und Kammerer war beſonders darauf verſeſſen, in aller Eile Statuen und Büſten alter Kriegshelden zu dieſer Ausſchmückung aufzutreiben, unter welcher der gelehrte Conz Inſchriften aus lateiniſchen Klaſſikern liefern mußte. Noch eine Büſte fehlte, ich glaube die Cäſars. „Springen Sie zum Bildhauer Yſopi," rief Kammerer meinem Bruder zu, „es muß ſo ein Kerl noch her!" Yſopie verſicherte meinem Bruder, er beſitze keine Büſte eines Kriegshelden, da ſehe er die einzige Büſte, die er habe, das ſei aber die von Jomelli, dem alten Kapellmeiſter des Herzogs Karl. Dieſe Botſchaft verſetzte aber den Oberſtleutnant in keine Verlegenheit. „Das iſt gleichgiltig," ſprach er, „ſo ein Kerl muß eben her;" und ſo wurde die Büſte des Kapellmeiſters Jomelli in das Arſenal als die Cäſars verſetzt.

So auf ganz andern Seiten beſchäftigt, kam mein Bruder während meines Aufenthaltes in der Fabrik, der faſt zwei Jahre lang dauerte, nur wenig mit mir in Umgang. Meine poetiſchen Verſuche verbarg ich vor ihm, da er keine andern Gedichte als von Schiller und Seume, ſo verſchieden dieſe auch von einander ſind, gelten ließ.

Der immerwährende Gedanke an meine gepreßte Lage, und wie ich ſie ändern ſollte, verfolgte mich ſtündlich und ließ mich auch durch manche Nächte ſchlaflos liegen, da machte ich in einer Nacht den Reim:

„Wollen dich Gedanken kränken,
Zwinge dich an nichts zu denken."

Dieſen Reim ſagte ich dann in jener Nacht und in andern Nächten, die ſchlaflos zu werden drohten, mehr als hundertmal ſchnell hintereinander her, bis ich wirklich auch an nichts mehr dachte und dann einſchlief.

Dieſes Mittel gegen ſchlafloſe Nächte wegen kränkender Gedanken gebrauchte ich von da an bis in mein ſpäteſtes Alter ſehr oft und fand es immer probat.

Noch war ich nicht entſchloſſen, ob ich das Studium der Medizin oder ein anderes, den Naturwiſſenſchaften auch nahe liegendes Fach ergreifen ſollte. Wie herzlich wünſchte ich, es möchte noch eine Karlsakademie beſtehen, die Unbemittelten eine ſo freigebige Aufnahme gewährt, und in der meine älteren Brüder ihren Unterricht zur Erleichterung der Eltern erhalten hatten. Sie exiſtierte nicht mehr, und einer Unterſtützung durch ein Stipendium hatte ich mich, wie ſo viele, nicht zu erfreuen. Olim musis, nunc mulis*) ſeufzte ich vor mich hin.

Ich ſchrieb nun an meinen väterlichen Freund Conz in Tübingen, der mir ſchon früher zum Studium irgend einer Wiſſenſchaft zugeſprochen und mich vor der Gefahr, Konditor werden zu müſſen, gerettet hatte, und ſetzte ihm mein trübes Leben und meinen Widerwillen gegen meinen jetzigen Stand auseinander. Und nicht umſonſt; er drang in mich, zum Studium der Naturwiſſenſchaften nach Tübingen mich zu begeben; zugleich belehrte er meine Mutter und meinen Bruder Karl, daß die Koſten meines Stu-

*) Ehemals den Muſen, jetzt den Mauleſeln.

diums in Tübingen, wisse ein junger Mensch zu sparen, nicht so groß seien, auch wolle er für Kost und Logis um eine billige Entschädigung unter seinem eigenen Dache sorgen. Daß meine Vorkenntnisse zur Beziehung der Universität genügen, wisse er.

Sowohl Direktor als Kommis der Tuchfabrik sahen mich gern aus ihrem Geschäft gehen, für das ich nun einmal nicht taugte. Je eifriger ich auch nach dem Lesen wissenschaftlicher Schriften und Poesien strebte und mich in solche vertiefte, je schwerer fiel mir das Verfertigen von Tuchsäcken und Musterkarten und das Ausklopfen von Indigofässern; auch erschien ich meiner Umgebung nach und nach als eine mysteriöse Person, hinter der sie viel mehr Gelehrsamkeit vermuteten, als wirklich der Fall war; sie bekamen eine Art Respekt vor mir und verrichteten öfters jene Geschäfte lieber selbst, als daß sie mich dazu kommandierten, wenn ich solche nicht freiwillig tat.

Es war der Herbst 1804, wo ich mich von Ludwigsburg und seinen Tuchsäcken und Tuchballen verabschiedete und unter Tränen meiner guten Mutter, die mich ungern aus ihrer Nähe verlor, der Universitätsstadt Tübingen zuwanderte.

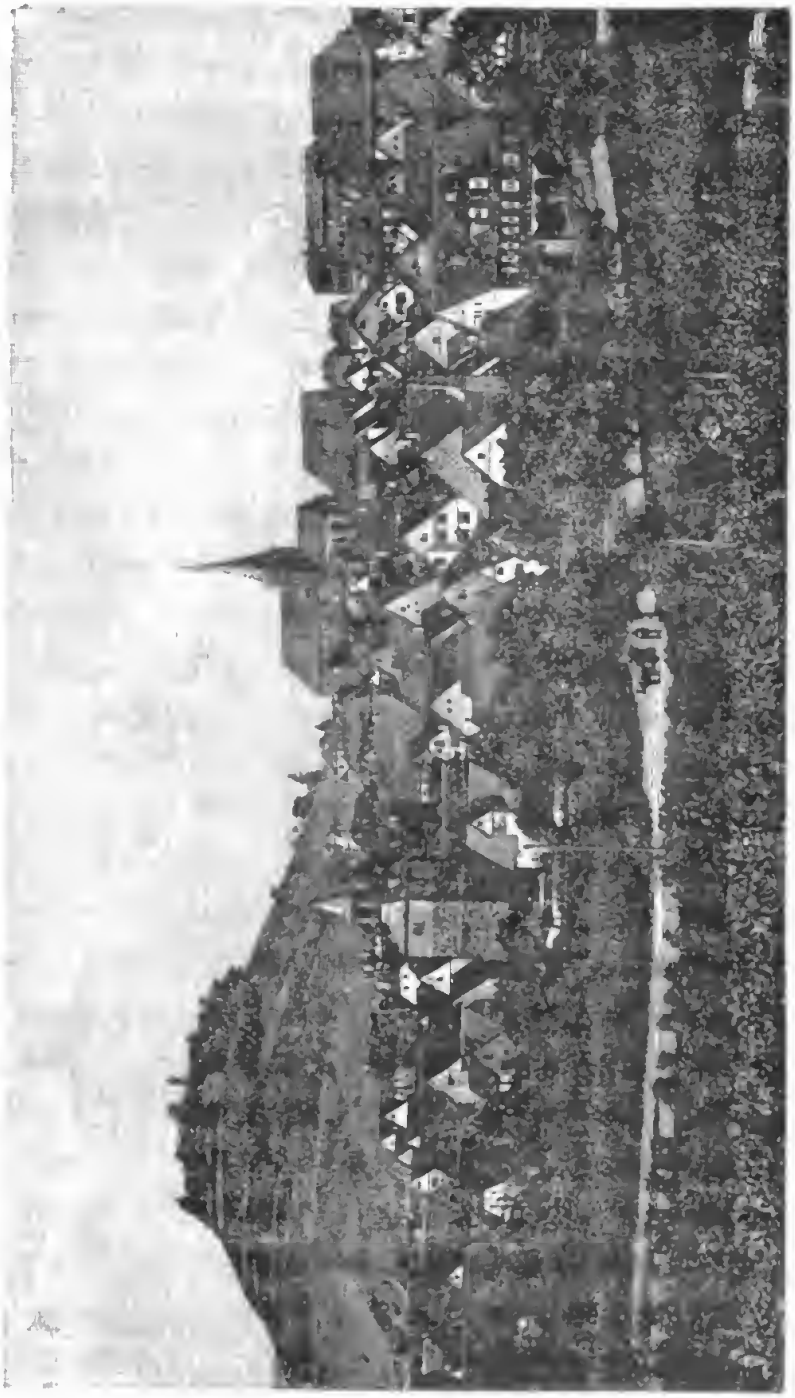
Mit Büchern und Zeug war mein Ränzlein schwer bepackt. Um jetzt schon das Sparen anzufangen und einzulernen, hatte ich unterwegs nirgends eingekehrt und mich nur an ein paar Brunnen mit frischem Trunke zum Weitergehen gelabt. So kam ich im Mondschein, allerdings endlich sehr ermüdet, vor Tübingen an, in der Gegend,

wo an der Chauſſee vor dem ſog. Gutleuthauſe, einem Armenſpital, eine Bank ſtand. Auf dieſe ließ ich mich ermattet nieder und ſchlief unter dem Geſäuſel der nahen Pappeln ein.

Als ich erwachte, wogten die Pappeln am Wege im heftigen Sturme hin und her, und Wolken flogen am Monde vorüber. Als ich mich erhob, wehte der Luftzug mir ein beſchriebenes Papier entgegen; ich haſchte es mit der Hand: es war ein ärztliches Rezept, das der Wind aus einem offenſtehenden Fenſter des Armenſpitals getrieben hatte. Die Rezeptur hatte die Unterſchrift des damaligen Oberamtsarztes Dr. Uhland in Tübingen, eines braven Praktikers und Menſchen (Oheim des Dichters). Wohl hatte ich mich beim Verlaſſen der Fabrik fürs Studium der Naturwiſſenſchaften entſchloſſen, aber noch nicht für das beſondere der Medizin. „Nun ja," ſagte ich vor mir hin, „dieſes Blatt iſt Dir zum Zeichen Deines künftigen Berufes geſandt; Du ſollſt ein Arzt werden!" In dieſen Gedanken und mit dieſem Vorſatze zog ich durch das Luſtnauer Tor in die mir ganz unbekannte Stadt der Muſen ein.

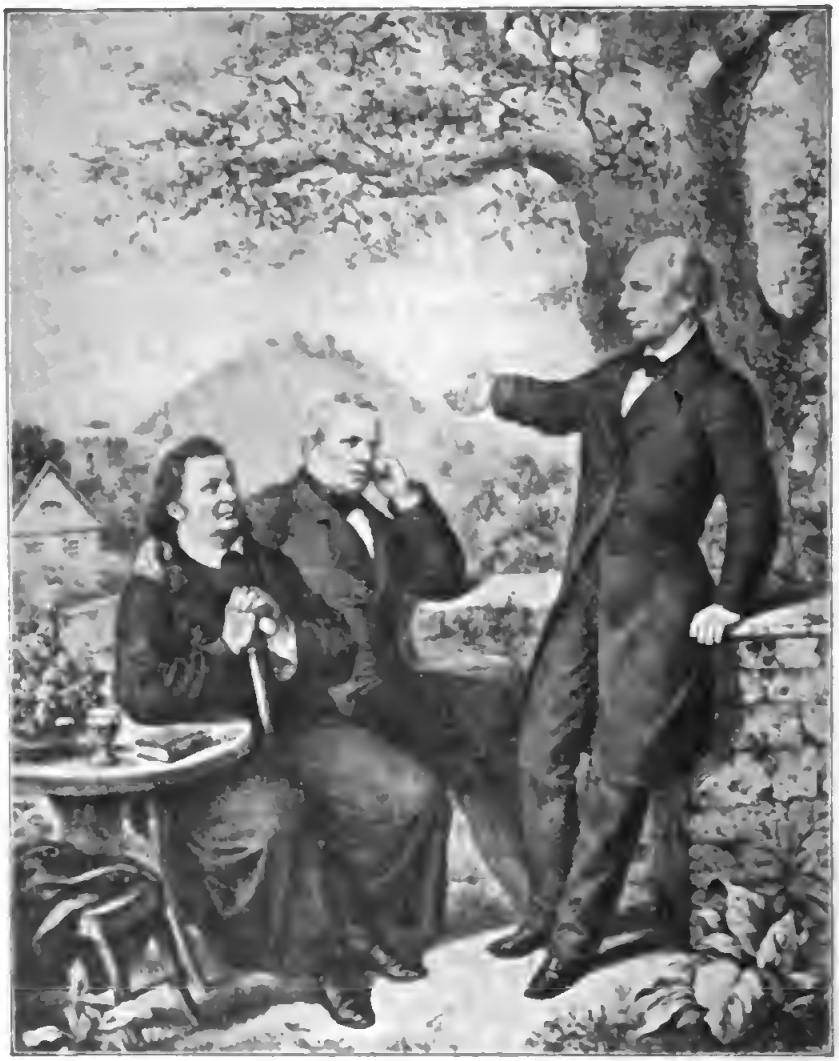
Soweit der Dichter ſelbſt.

In Tübingen war Kerner ein ungemein fleißiger Student; ſeine liebſte Erholung war die Beſchäftigung mit der edlen Dichtkunſt, in der er durch den freundſchaftlichen Umgang mit Ludwig Uhland vielfach angeregt und gefördert wurde. Nach Beendigung des Studiums unter-



Weinsberg mit der Weibertreu.

unser größere Reisen, bei deren Antritt auf der Fahrt zwischen den Bergen und Burgen des Neckar das alte beliebte



Justinus Kerner Gustav Schwab Ludwig Uhland

Wanderlied „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein" entstanden ist. Nach kurzer ärztlicher Praxis in Wildbad und einigen anderen württembergischen Orten ließ er sich

im Jahre 1819 in Weinsberg als Oberamtsarzt nieder. Hier am Fuße der altehrwürdigen, ſagenumwobenen Weibertreu fand der Dichter zeitlebens ein trautes Heim im eigenen Hauſe, das bald einen gaſtlichen Ruf als Dichterherberge genoß. Kerner hat ſich um die Erhaltung der Burgruine Weibertreu hervorragende Verdienſte erworben, indem er das Intereſſe des deutſchen Volkes, insbeſondere der deutſchen Frauen auf dieſes Kleinod vaterländiſcher Sage zu richten verſtand. Als Dichter gehört Juſtinus Kerner zum ſchwäbiſchen Poetenkreis, der durch manche wundervollen Balladen und Volkslieder in das Herz des deutſchen Volkes ſich für alle Zeiten hineinzuſingen gewußt hat.

Ludwig Uhland, Juſtinus Kerner und Guſtav Schwab ſind Namen, die für den Freund vaterländiſcher Dichtung immerdar ihren guten Klang behalten werden.

Juſtinus Kerner

10.

Karl Immermann.

Geboren am 24. April 1796 in Magdeburg.
Geſtorben am 25. Auguſt 1840 in Düſſeldorf.

Ergreifende Schilderungen aus der Zeit von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung, ganz beſonders von der furchtbaren Wirkung der Kataſtrophe von Jena, gleichzeitig aber auch herrliche Ausblicke auf Preußens und Deutſchlands innere Wiedergeburt und Befreiung bieten Karl Immermanns, des großen Romantikers, Memorabilien „Die Jugend vor 25 Jahren". Im Alter von 10—16 Jahren hat der Knabe tiefe Eindrücke fürs Leben empfangen, die ihm als Mann zu folgender dichteriſch verklärter Würdigung der gewaltigen Epoche bewogen haben. Wer ließe ſich nicht packen von der Wucht der Ereigniſſe, von der Hoheit der Geſinnung und der edlen Sprache des Dichters! Er ſchreibt:

Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren! — Was heißt das? — Das ſoll die Jugend heißen und bedeuten, welche am vierzehnten Oktober 1806*) mindeſtens zehn Jahre und höchſtens ſechzehn Jahre alt war, welche alſo am dritten Februar 1813**) die ſiebzehnjährigen bis zu den dreiundzwanzigjährigen Menſchen des Volkes ausmachte. Man ſieht aus der Nennung jener Tage, daß hier die Jugend von Norddeutſchland gemeint iſt. Denn am erſten

*) Tag der unglücklichen Schlacht bei Jena-Auerſtädt.

**) An dieſem Tage erging der Aufruf König Friedrich Wilhelms III. zur Bildung freiwilliger Korps.

wurde Norddeutſchland umgeworfen und, ſoweit es den Fremden möglich war, in ſeinem Daſein zerſtört; am zweiten aber begann der Wiederaufbau durch die Geſamtkraft der Nation in die Sichtbarkeit zu treten. Ich will unternehmen, zu ſchildern, wie und auf welche Weiſe die norddeutſche Jugend von den beiden Tagen, von dem, was zwiſchen ihnen lag, und von dem, was dem letzten unmittelbar folgte, berührt worden iſt, welche Geſtalt des Geiſtes und des Herzens ihr dadurch zukam, und in welchen Folgen ſich dieſe Geſtalt abdrucken mußte.

Daß aber der vierzehnte Oktober und der dritte Februar zuſammengehören, wird der Geſchichte wohl unverboten bleiben zu ſagen, wenn auch einige die Erinnerung an den erſten Tag unbequem finden. Dieſe verraten dadurch, daß ſie von dem letzten ebenfalls nichts wiſſen oder nichts mehr wiſſen wollen. Denn eine glorreiche Erhebung fand nur ſtatt, weil eine ſchmähliche Niederlage vorangegangen war.

Meine Darſtellung wendet ſich an Deutſche, und denen will ſie etwas erzählen oder in das Gedächtnis zurückrufen.

Ich bin in einer Familie erwachſen, welcher von väterlicher Seite her zwei große Geſtalten der Vergangenheit in höchſtem Glanze vorgeführt wurden. Wie andere Kinder mit Märchen geſpeiſet werden, ſo wurde mein früheſtes Denken und Fühlen durch das Gedächtnis an ſie ernährt.

Die erſte jener beiden Geſtalten war Guſtav Adolf, König von Schweden. Eine glaubwürdige Familientra-

dition, die mein Vater in seinem Hausbuche aufgezeichnet hatte, besagte, daß Peter Immermann, Sergeant in der Armee des großen Schwedenkönigs, der Erste des Namens in Deutschland gewesen sei. Er hatte bei Lützen mitgefochten „für teutsche Gewissensfreiheit", wie im Hausbuche steht, das da vor mir liegt, war in Deutschland geblieben, hatte eine durch den Dreißigjährigen Krieg wüstgewordene Bauerstelle im Dorfe Etgersleben unweit Magdeburg in Besitz genommen, eine Bäuerin namens Ilse geheiratet und war so der Stammvater der Familie geworden, welche sich dann durch Landleute, Handwerker, Schullehrer und Prediger verbreitete, bis sie in meinem Vater zu einem nach dem Maßstabe früherer bescheidenerer Zeiten hochgeschätzten Ansehen gelangte. Er war königlicher Rat und stand bei der Magdeburgischen Kriegs- und Domänenkammer.

Es ist nicht wahr, daß nur der Adel sich etwas auf seine Ahnen einbilde. Bürgerfamilien sind ebenso stolz, wenn sie unter ihren Vorfahren jemand wissen, der den Stammbaum verherrlicht, sei es auch nur dadurch, daß sein Name mit irgend einer großen oder gerühmten Begebenheit in Zusammenhang steht, — eine sehr natürliche und lobenswerte Neigung im Menschen, der Keim des Staats und alles politischen Lebens. Jener alte Schwede, von dem sonst nichts weiter bekannt war, erhielt sich in der Familienerinnerung als eine respektable Figur; mein Vater erzählte mit Behagen, daß er einstmals jüngere Vettern mit nach Etgersleben hinausgenommen, ihnen das Stammgut der Familie gezeigt und sie veranlaßt habe,

den Hut vor dieſer Solſtätte abzunehmen. Das Gütchen war übrigens längſt in andere Hände übergegangen, und ich habe es nie zu Geſicht bekommen.

Indeſſen bedurfte denn doch der ſchwediſche Sergeant eines Heros, von deſſen Strahlen er erſt ſein rechtes Licht zu empfangen hatte. Und dieſer konnte kein anderer ſein als Guſtav Adolf. Mein Vater nannte ihn nie anders als den Erretter Deutſchlands. Viel wurde von ihm erzählt; der Dreißigjährige Krieg ging für uns eigentlich nur bis zur Schlacht von Lützen. Ueber allen Zweifel erhaben war es, daß den König eine meuchelmörderiſche Kugel getroffen hatte, was denn unſeren Haß gegen die Liguiſten, der ohnehin ſchon nicht gering war, nur ſchärfen konnte. Wie die Leiche des Helden nach Weißenfels geſchafft worden, wie die Königin ſie dort mit Tränen benetzt habe, das und mehr dergleichen ſtand ſo vor mir, als wäre ich dabei geweſen. Die Oxenſtiernas hörte ich erſt weit ſpäter nennen, und ſie konnten mir nach einem ſolchen Vorgänger wenig Intereſſe abgewinnen.

Die andächtige Verehrung des großen Schwedenkönigs fand in meiner Vaterſtadt außerdem einen fruchtbaren Boden, in dem ſie nachhaltig treiben konnte. Eine Stadt verſchmerzt ihre Zerſtörung in anderthalbhundert Jahren nicht. Tilly und der Teufel galten in Magdeburg ungefähr gleichviel; Katholiſche und Kaiſerliche kamen dicht hinterher. Rathmanns „Geſchichte von Magdeburg" iſt das erſte Buch geweſen, welches ich geleſen habe. Kam ich nun da an die Stelle, wo es heißt, daß die Belagerer am 9. Mai 1631 zum Schein ihre Stücke aus den Schanzen,

MAGDEBVRG.
DIE
ELBE

ihre Truppen von Cracau und Rothensee abziehen, daß die Belagerten sicher werden glauben, die Schweden rückten zum Entsatz herbei, und die vom Wachen und Postenstehen ermüdeten Glieder dem Schlummer hingeben, so ergriff mich die heftigste Beklemmung; ich hätte ihnen aus Leibeskräften zurufen mögen: „Wacht auf! Den Bösewichtern ist nicht zu trauen!" Es half aber nichts. Wenige Seiten weiter waren die Kroaten, die Wallonen und Lombarden zur Hohenpforte und zum Schrotdorfer Tore eingedrungen, mordeten und braunten. Dietrich von Falkenberg, der schwedische Kommandant, eilt fruchtlos dahin und dorthin, bis ihn eine Falkonettkugel niederstreckt. Nun beginnt der Greuel der Verwüstung, durch den sich die jugendliche Einbildungskraft hindurchwürgen mußte! Tilly bekam es freilich darauf bei Leipzig, und im Dome sah ich noch seine angeblichen Stiefel hangen, mit Ketten umwunden; aber — „Was konnte das helfen, da Magdeburg bis auf den Dom, einige Kirchen und eine Reihe dürftiger Häuserchen am Fischerufer in der Asche lag!" — wie ich jederzeit für mich, wenn ich diese grause Lektüre beendigt hatte, ergriffen und pathetisch sagte.

Blickte sich nun der Knabe in der Stadt um, so sah er den gewaltigen Dom mit seinen beiden majestätisch emporstrebenden Türmen und im übrigen lauter Häuser, die wie geschnörkelte Kommoden dagegen aussahen. Es war aber zu uns noch nichts gedrungen von gotischer, vorgotischer und späterer Baukunst aus den Zeiten des verderbten Geschmacks, wovon jetzt jedes Kind zu reden weiß. Wir dachten uns also bei jenem Kontraste auch

Der Dom zu Magdeburg.

weiter nichts, als daß die Kommodenhäuser nach dem Sturme aufgebaut seien, und daß der Dom in seiner Pracht und Festigkeit selbst den verruchten Stürmen widerstanden habe. An dem fiel uns besonders auf, daß der Knopf des einen Turmes fehlte, während der andere doch noch ganz stattlich mit seiner steinernen Blume da droben unter den scharfen, hohen Himmelslüften blühte. Wir mußten nun auch über den fehlenden Knopf vernehmen, er sei ebenfalls von den Kaiserlichen in der Belagerung herabgeschossen worden.

Darauf bezog sich denn unser ganzes Interesse an Magdeburgischen Geschichten. Denn ich wußte zwar wohl, daß Kaiser Otto der Große die Stadt gegründet habe; ich fand zwar einst in einem alten staubigen Wandschranke hinter dem Sofa in meines Vaters Stube, als dieses Möbel einer Reparatur wegen abgerückt wurde, zwischen Müll und Moder eine Reihe weggestellter Folianten und Quartanten in Schweinsleder, — unter den Quartanten einen, der ganz gelbbraun aussah und der „löblichen uralten Stadt Magdeburgk Privilegia" enthielt, und in diesem gelbbraunen Quartanten den deutsch übersetzten Gründungs- und Freiheitsbrief Ottos vom siebenten Tage des Brachmondes Jahres 940, worin der Kaiser „den werthen Sachsen, die ihm fürgeleget, wie sie sich in Gottes Frieden zusammenhalten und eine Stadt bevesten wollen," erlaubt, „zu bauen und zu bevesten und einen Markt zu hegen nach alter Weise, als Marktrecht von Alters gestanden hat, auch ewigen Frieden zu haben in der Stadt, welche sie Magdeburgk genannt haben." Ich sah des Kaisers stei-

nerne Bildsäule zu Pferde, Krone auf dem Haupte, Zepter in der Hand, Mantel um die Schultern, unter ihrem Schirmdächlein auf dem Alten Markte stehen, hörte, daß von der Bildsäule aus alle Landstraßen gemessen würden, die in der Stadt zusammenstießen, und wußte, daß die Fischhändlerinnen, die dort mit ihren großen Bütten und Mulden in reichlicher Zahl ausstanden, dem Kaiser als ihrem Patrone noch alljährlich am Sonnabend vor Pfingsten grüne Maien als Zoll der Verehrung an das Postament steckten und ihm ein Frühstück servierten; auch sah ich ihn mit seiner Editha in weißem Marmor hinter erzgetriebenem Geländer im Chore des Domes liegen, wenn wir uns, während der Gottesdienst zu Ende ging und die Gemeinde die Kirche verlassen wollte, dort einschlichen. Aber Privilegienbrief, Bildsäule und Grabmal blieben doch nur Papier, Erz und Stein; der weggeschossene Turmknopf, die Kommodenhäuser und Rathmanns Bericht von den Greueln der Zerstörung gehörten allein zu der Geschichte, die sich um den schwedischen Stammvater und seinen König drehte.

Die zweite große Gestalt, von der ich reden hörte, war Friedrich der Zweite. Mein Vater hatte im Jahre 1750 das Licht der Welt erblickt, sich erst als Fünfundvierziger verheiratet, und so kam es, daß ich von jemand abstammen konnte, der mir aus eigenem Gedächtnisse erzählte, daß die französischen Husaren vor der Schlacht bei Roßbach [1757] in das Magdeburgische gestreift und bei dem Anblicke der großen Salinenwerke um Salze gerufen hätten: „C'est dommage!“ [das ist schade] — näm

lich, daß ſo ſchöne Anlagen nun auch bald zerſtört und dem Boden gleich gemacht werden müßten. Wenn der Vater das erzählte, ſo ſpielte ein ſatiriſches Lächeln um ſeine fein- und ſcharfgeſchnittenen Lippen. Da er aber von Natur höchſt ernſthaft war, ſo unterblieb jeder weitere Spott, und er fügte nur hinzu, jenes gutmütige Bedauern der franzöſiſchen Huſaren habe ſich etwa Ende Oktobers zugetragen, die Schlacht bei Roßbach ſei aber am 5. November vorgefallen und durch Seydlitz in einer halben Stunde entſchieden geweſen. Roßbach und die Franzoſen und Seydlitz gehörten hiernach in der Vorſtellung der Kinder untrennbar zuſammen. Bei der Gelegenheit war auch von der Reichsarmee die Rede, auf welche jedoch nur die bekannte ſpöttiſche Bezeichnung verwendet wurde,*) — jedoch nicht von meinem Vater, der zwar wohl in Familienbeziehungen ungeachtet ſeines martialiſchen Ernſtes heiter zu ſcherzen wußte, nie aber ſich Späße über allgemeine und wichtige Dinge geſtattete, ſondern dieſe immer in einfachſter Strenge abhandelte. Nur von Angehörigen, Mitzuhörern der Krieges- und Siegeserzählung, vernahmen wir das nun längſt verſchollene Witzwort.

Seine kräftigſten männlichen Jahre hatte mein Vater im Dienſte des preußiſchen Königshelden verlebt, nämlich als Auditeur bei dem General Saldern. Viele der großen jährlichen Manöver und Revuen unweit Körbelitz hatte er mitgemacht auf ſeinem „Braunen", wie er ein beſonders geliebtes Pferd nannte, dem auch, nachdem es untauglich geworden, von ihm aus Dankbarkeit auf die Tage des

*) „Reißaus-Armee."

Lebens der Gnadenhafer und das Penſionsheu bei einem Verwandten auf dem Lande geſtiftet worden war. Mein Vater hatte es nicht über das Herz bringen können, das treue Roß, welches die muntigen Tage des Reiters in ſo manchem fröhlichen Ritte geſehen, totſtechen oder bei einem Kärrner zu Tode ſchinden zu laſſen. Dieſer Braune gehörte ebenfalls zu den mythiſchen Figuren meiner Kindheit. Es war fabelhaft, wie lange er noch bei dem Landwirte gelebt haben ſollte. Steif, blind und zahnlos war er geworden, weshalb die Sage ging, er habe zuletzt mit Mehlſuppe gefüttert werden müſſen, weil das arme, greiſe Maul Rauh- und Hartfutter nicht mehr hat bewältigen können. Mein Vater gehörte aber zu den wenigen Menſchen, die von dem, was ſie einmal ausgeſprochen haben, nicht wieder abgehen, und da der Vetter und Landwirt ein äußerſt gutmütiger und ſanfter Mann war, ſo verdient die Nachricht Glauben, daß das Pferd endlich wirklich eines natürlichen Todes verblichen ſei. Freilich ſchlich neben dieſer Nachricht im Hauſe die heimliche Sage um, man habe den Vater dennoch getäuſcht; dem Vetter ſei zuletzt der Faden der Geduld geriſſen, das ganz ſtumpf gewordene Tier aber durch einen Genickſtich abgetan worden.

Erinnerte ſich der Vater an die Revuen bei Körbelitz, ſo pflegte er zu ſagen, wenn Friedrich die Fronte herauf geritten gekommen, ſo ſei es in lautloſer Stille einem jeden geweſen, als komme der liebe Gott. Ich konnte daher als Knabe zwiſchen dem großen Könige und dem lieben Gotte auch eigentlich keinen Unterſchied machen. Dabei war mein Vater nicht blind für die Fehler des gefeierten Herrſchers

und Herrn. Mit großer Erregung ſprach er davon, wie Saldern, ſein verehrter Chef, durch die Ungnade des Königs die verbittertſten letzten Lebenstage gehabt habe. Es war dies einer der Fälle geweſen, in welchen Friedrich ſeiner übeln Laune auf jemand durch herbes Spötteln oder kaltes Ueberſehen Luft zu machen geliebt hat. Glänzend hob ſich dagegen hervor, was mein Vater ſelbſt von der Achtung des Königs für eine unerſchrockene Meinung erfahren hatte. Ein armer Soldat war, von einem unmenſchlichen Vorgeſetzten über alles Ertragen hinaus gereizt, unter dem Gewehr gegen dieſen tätlich ausgefallen. Der Tod ſchien ihm ſonach gewiß zu ſein. Mein Vater aber wußte es, mittels einer Beweisführung, die freilich künſtlich genug geweſen ſein mag, dahin zu bringen, daß der Miſſetäter in dem Momente des Verbrechens allenfalls für wahnſinnig hatte gelten können, und wußte in dem Kriegsgerichte mit ſeiner Beredſamkeit zu ſiegen. Das Kriegsgericht ſprach den Delinquenten frei. Als mein Vater Saldern das Urteil überbrachte, ſah dieſer ihn mit großen Augen an, fragte ihn, ob er den Kopf verloren habe; ein ſolches Erkenntnis könne er nicht auf ſich nehmen; über die Sache müſſe er an den König ſchreiben. Der Geſcholtene zeigte durch ſeine ſtumme, militäriſche Haltung, daß er das erleiden wolle, worauf Saldern ihn heftig anließ und ihm augenblickliche Kaſſation, Feſtung und was ſonſt noch verkündigte. Mein Vater verſetzte, daß er in Eid und Pflicht ſtehe und ſeine Schuldigkeit getan zu haben glaube. Saldern ſchickte das Urteil wirklich an Friedrich ein, mit mancher Beſchönigung für den Referenten, den er wie einen in den

Militärrechten noch unerfahrenen Menschen dargestellt hatte, selbst aber wenig von dieser Verwendung hoffend. Die Sache war in der Tat keine Kleinigkeit; denn über Disziplin verstand Friedrich bekanntlich wenig Scherz. Aber alles nahm eine günstige Wendung. Der König, das Ganze durchsehend und der guten Absicht das Mittel vergebend, bestätigte wider Erwarten das Urteil und hatte eine seiner wunderbaren Randverfügungen beigesetzt, ungefähr der Fassung: „Vor diesesmal möge es passieren; Saldern solle aber darauf acht haben, daß nicht mehr Kerls unter dem Gewehr solcherweise überschnappten." Der Offizier und Mißhändler wurde in eine Art von Strafbataillon versetzt und die Angelegenheit brachte meinem Vater Ehre und Beglückwünschung, am meisten von Saldern selbst, der ihn lieb hatte. — Dieser Tat war er sich mit Freuden bewußt und durfte es auch sein; denn die Menschlichkeit mußte in jenen eisernen Zeiten Schleichwege gehen, wenn sie zum Ziel gelangen wollte. Ein Nebenzug in dem Ereignisse war folgender. Man hatte meinem Vater, als er seine Absicht, den Menschen zu retten, ausgesprochen, vorgestellt, der König werde ihn ja ohne Zweifel begnadigen. Darauf erwiderte mein Vater, die Gnade sei ungewiß, das Recht aber gewiß. Der Mensch brauche keine Gnade, sondern solle Recht bekommen.

Ich habe den König Friedrich den Zweiten genannt. Ich muß aber hinzufügen, daß ich ihn nie so in meines Vaters Hause nennen hörte. Die anderen sprachen vom „alten Fritze"; meinem Vater aber hieß er „der König" schlechtweg. Viel las mein Vater in Friedrichs Schriften.

Wenn ich ihm nun einen Band derſelben bringen ſollte, ſo ſagte er nur: „Hole mir den und den Band von des Königs Schriften!“ Wir lebten unter Friedrich Wilhelm dem Dritten; dem Vater aber war bei tiefſter Anhänglichkeit an den regierenden Herrn Friedrich der Zweite „der König“ ohne weiteren Beiſatz geblieben. Sprach er von der Gegenwart, ſo ſagte er: „Unſer jetziger König.“

Unermeßlich war die Wirkung ſolcher Eindrücke auf das erſte Erkennen. Durch den Vater, der ſelbſt wie ein Weſen höherer Art und Ordnung vor den Kindern daſtand, wurde der Gedanke an Perſönlichkeiten vermittelt, zu welchen alles, was man ſonſt ſah und hörte, nicht mehr zupaßte. Denn auch die Ungerechtigkeiten und Tücken des großen Königs, von welchen zuweilen die Rede war, minderten an dem Bilde ſeiner Gewaltigkeit nichts, weil mein Vater jedesmal hinzuſetzte: „Wenn Er ſich dergleichen vorgenommen hatte, ſo konnte kein Menſch auf Erden dawider an.“ —

Im Jahre 1805 im Sommer bemerkte man plötzlich eine große Regſamkeit in der Stadt. Mehrere der alten Kommodenhäuſer am neuen Markte wurden abgeputzt, das Pflaſter, welches von da zum Fürſtenwalle hinabführte, wurde ausgebeſſert, das Gouvernementsgebäude, deſſen oberer Stock durch eine hölzerne Ueberbrücke mit dem Fürſtenwalle zuſammenhing, in Stand geſetzt, der Fürſtenwall, von wo man die Ausſicht auf einen bedeutenden Abſchnitt der Elbe und ihrer Ufer hatte, mannigfaltig durch die ſtrengen Linien der gegenüberliegenden Citadelle und die Baumanlagen des roten Horns, empfing an ſchicklichen

Stellen einen Ueberzug von grünem Raſen, in den blühende Stauden und insbeſondere blaue und rote Hortenſien in unendlicher Anzahl eingeſenkt wurden; endlich errichteten Werkleute und Tapezierer auf einem Vorſprunge des Walls ein ruſſiſches Zelt mit buntem Dache. Der Sinn dieſer Anſtalten wurde bald klar; es hieß, der König und die Königin würden Magdeburg beſuchen. Damals erinnere ich mich zum erſtenmal, von jener Fürſtin reden gehört zu haben. Ich war von früheſter Kindheit an ſehr neugierig und horchte überall zu, wo ich Erwachſene redend zuſammenſtehen ſah, wie ich denn überhaupt eher ein Verhältnis zu älteren Leuten gehabt habe als zu meinesgleichen. In der bürgerlichen Sphäre wurde damals weit weniger gereiſet als jetzt. Viele hatten daher die Monarchin noch nicht geſehen, und alle waren voll Erwartung des Wunders oder Entzückens über die Wiederkehr hoher Freude. Man ſprach nur von der Königin; ſie wurde, wo auf ſie die Rede kam, „die admirable Frau" genannt.*)

Nicht lange währte es, ſo legte eines Morgens mein Vater mit ernſtem Antlitz ſeine geſtickte Uniform an, in der ich ihn noch nie geſehen hatte, und in welcher er mir, Degen an der Seite, dreieckichten Hut auf dem Haupte, wunderbar und fremd vorkam. Ich drückte mich, nachdem ich den Glanz dieſes Anblicks oben auf des Vaters Zimmer eingeſogen, unten in eine Ecke des Hausflurs, um den Genuß noch einmal zu haben. Er ſchritt an mir vorüber, ohne mich wahrzunehmen, nachdenklich vor ſich hinſehend, und ich war ganz erſchüttert und betäubt; denn ich hatte

*) Vgl. das Bild S. 9.

keine Ahnung davon gehabt, daß ein ſolcher Prachtrock in der Welt, geſchweige daß er im Hauſe ſei.

Gleich nachher donnerten die Kanonen, läuteten die Glocken, ſprengten die roten Kammerhuſaren, eine Art von Verwaltungsmiliz, die ein in dieſem Friedensdienſte unmäßig korpulent gewordener Rittmeiſter kommandierte, durch die Straße, lärmte und ſchrie das Volk und lief im wildeſten Rennen nach dem Brücktore. Es war uns Kindern ſtreng verboten worden, uns in das Getümmel zu wagen; aber wie wäre da Haltens geweſen! — Das Haus war von ſeinen Bewohnern geleert und nur der Hut einer alten Wärterin anvertraut. Der vorbeizukommen hielt nicht ſchwer. Raſch hatte ich die Türe hinter mir und war mit den letzten Nachzüglern auch im vollen Rennen nach dem Brücktore. Aber in der Nähe desſelben kamen uns glänzende Equipagen entgegengefahren; nachflutete der Volksſtrom dem Fürſtenwalle zu. Von dieſen Wogen wurde auch ich gefaßt; nun ſchwamm ich mit der Flut und wurde von ihr ruckweiſe auf die Stirn des Walls befördert.

Dort ſtand Kopf an Kopf, und es ſchien faſt unmöglich, bis zum Gouvernementsgebäude vorzudringen, in welchem die Majeſtäten abgeſtiegen waren. Aber was wäre einem von Neugier brennenden Knaben in ſolchem Falle unausführbar? Gehend und kriechend, ſchiebend und geſchoben, ſtoßend und geſtoßen ſchrotete ich mich die ſchwarze Menſchenmaſſe hindurch und gelangte endlich glücklich, wenn auch etwas gequetſcht, an einen Ort, wo ich nun unter den Vorderſten gerade der großen Salontüre gegenüber-

ſtand, in welcher die Herrſcher erſcheinen mußten, wenn ſie ſich, wie jedermann erwartete, dem Volke zeigen wollten.

Da ſtand ich denn alſo an der glücklichſten Stelle. Aber bald überfiel mich ein entſetzliches Bangen. Mir fiel plötzlich zentnerſchwer aufs Herz, daß ich denn doch wider das ganz ausdrückliche Verbot meines Vaters da vorhanden ſei, welches mir ſo viel gelten mußte, als ein Befehl Friedrichs ſeinen Offizieren gegolten hatte. Meinem Geiſte trat eine furchtbare Phantaſie nahe; ich dachte, der Vater könne da ſtatt des Königs oder der Königin in der Salontüre ſich zeigen, ſein Auge den Ungehorſamen entdecken. Zurückzuweichen war völlig unmöglich; die Menge hinter mir bildete eine undurchdringbare Mauer. Ich mußte alſo ſtehen bleiben, den Fügungen des Geſchicks verfallen, und mich noch vor den beiden roten Kammerhuſaren in acht nehmen, welche die Brücke nach dem Salon gegen den Andrang zu ſchützen hatten. Dieſe machten nicht viel Umſtände mit dem Volke, und es ging hier zu wie allerorten bei ſolchen Gelegenheiten. Nicht die Drängenden erlitten unſanfte Behandlung, ſondern die Gedrängten, die unſchuldigen Vorderſten.

Aber bald löſte ein reizendes Schauſpiel alle Angſt auf und jedes herbe Weſen. Die Königin trat in die Salontüre. Ich erinnere mich ihres Anzuges noch ganz deutlich; ſie trug einen ſtahlgrünſeidenen Ueberrock und war übrigens ohne Schmuck, einfach gekleidet. Das Volk begrüßte ſie jubelnd, Mütze und Hüte ſchwenkend. Sie verneigte ſich mit holdſeliger Freundlichkeit nach allen Seiten, und nun wurde ich Zeuge eines Auftritts, der wohl verdient, erzählt

zu werden. Auf ſilbernem Plateau wurde ihr eine Taſſe dargeboten; ſie nahm ſie und frühſtückte. Ein Herr mit mehreren Sternen auf der Bruſt näherte ſich ihr aus der Tiefe des Salons und ſchien des Augenblicks zu warten, wo er ihr nach beendetem Frühſtück die Taſſe abnehmen dürfte. Plötzlich aber ſah die Königin empor, dann mit unglaublicher Freundlichkeit nach dem Volke. Ihr Blick fiel auf ein Kind, mit welchem die Wärterin ſich auch unter den Vorderſten befand. Die Schönheit des Kindes mochte ihr gefallen und das lange goldgelbe Lockenhaar des Kleinen. Sie winkte erſt mit dem Finger; da aber niemand die liebenswürdige Natürlichkeit dieſer Gebärde begriff, ſo ſagte ſie jemand, der hinter ihr ſtand, etwas, worauf der Dienſttuende über die Brücke gegangen kam und der Wärterin befahl, ihm mit dem Kinde zur Königin zu folgen. Die arme Perſon wurde blutrot, gehorchte zitternden Schrittes und ſah ſich dabei unterweilen nach der Menge um, als wollte ſie ſagen: „Ich maße mir dieſe Ehre nicht an.“ Inzwiſchen wollte der Herr mit den Sternen der Königin die Taſſe abnehmen; ſie lehnte es aber ab, neigte ſich dem Kinde, welches unbefangen umherlächelte, entgegen, faßte ſeine Händchen, ſtreichelte ihm die Wangen und gab ihm dann aus ihrer Taſſe in dem Teelöffel zu koſten. Sie fragte die Wärterin nach dem Alter des Kindes, nach ſeinen Eltern und was dergleichen mehr war. Alles dieſes geſchah in der Entfernung weniger Schritte von dem Platze, wo ich ſtand, ſo daß ich dieſe Einzelheiten genau merken konnte. Man begreift, welchen Eindruck der Vorgang im Volke machen mußte, bei dem eine Königin

ſich ſo lieblich-mütterlich gegen ein fremdes Kind bezeigte. Es wurde nicht gerufen oder ſonſt eine laute Freude an den Tag gelegt; aber rings um mich her hörte ich murmeln, daß das doch noch eine Königin ſei, wie ſie ſein müſſe. Dieſer Tag hatte für mich eine Belehrung unerwarteter Art in ſeinem Schoße. Ich wußte vom alten Fritze, konnte alle Schlachten des Siebenjährigen Krieges nach der Schnur her erzählen; es war mir bekannt, daß die Kaiſerlichen Magdeburg zerſtört hatten, und die Königin von Preußen hatte ich ſoeben geſehen. Aber wie das alles mit der Gegenwart zuſammenhing, darüber fehlte mir jede Vorſtellung. Aus Rathmanns Geſchichte waren mir die alten Magdeburgiſchen Erzbiſchöfe als beſonders kenntliche Figuren entgegengetreten, und ich glaubte daher an deren Fortbeſtand ſo treuherzig, wie Campes Kinder daran glauben, daß ihr Freund Robinſon noch am Leben ſei. Der Tag aber, von dem ich rede, ſollte mich enttäuſchen.

Glücklich und unbemerkt war ich nach Hauſe zurückgelangt und ſaß meinem Vater bei Tiſche gegenüber. Er hatte ſofort nach der Rückkehr von der Cour die Gala abgelegt, war jedoch ſchweigſam und ernſt, und überhaupt herrſchte eine gewiſſe feierliche Schwüle im Familienkreiſe. Mir wurde dabei im Bewußtſein des verbotenen Genuſſes, den ich gehabt, nicht ganz wohl; ich hielt es unter dieſen Umſtänden für doppelt geraten, der Unterhaltung mich nach Kräften anzunehmen, damit ſie nicht etwa in verfängliche Nachforſchungen abſpränge, und ſo fuhr ich plötzlich, als eine lange Stille im Geſpräch entſtanden war, mit der Frage heraus, wer jetzt Erzbiſchof von Magdeburg ſei.

Hierauf ſah mich mein Vater mit einem Blicke an, den ich nie habe vergeſſen können. Er hatte hellblaue Augen, die eines blitzenden Ausdrucks fähig waren. Dieſe blitzenden blauen Augen auf mich werfend und auf mir ruhen laſſend, ſagte er ganz ruhig und gehalten, aber ſo, daß mir der Ton durch Mark und Bein ging: „Das Erzſtift iſt lange aufgehoben und zum Herzogtum Magdeburg gemacht. Der König von Preußen iſt Herzog von Magdeburg."

„Und du haſt heute gegen meinen Befehl die Königin geſehen," dachte ich, würde nachfolgen, glühend in meiner Sündenſchuld. Indeſſen verblieb es bei jener Auseinanderſetzung, die mir eine ganz neue Welt eröffnete, mich aber faſt ſo traurig machte, wie Robinſons junge Freunde wurden, als ſie vernahmen, ihr inſulariſcher Einſiedler ſei längſt im Himmel. Ich hatte mich immer darauf gefreut, einmal einem lebendigen Erzbiſchofe in dem Ornate, den ich an ihren Stein- und Metallbildern im Dome ſah, zu begegnen, und mich lange im ſtillen verwundert, warum ſich ſtatt deſſen nur Domprediger zeigten. Jetzt wußte ich freilich, woran ich war; der Herzog von Magdeburg wollte mir aber wenig behagen. — In einer ſo fabelhaften Welt leben Kinder, wenn ihnen die Geſchichte und die Wirklichkeit auch noch ſo handgreiflich aufgerückt wird.

Die erſte große Weltbegebenheit, welche meinem Sinne einging, war der Krieg der Oeſterreicher im Jahre 1805. Die Dinge, welche ich davon vernahm, ſind charakteriſtiſch, um die damalige Stimmung in Norddeutſchland zu bezeichnen. Ich hörte nämlich eines Tages unter mehreren Be-

kannten des Hauſes von dem nahen Ausbruche jenes Krieges reden, und es war nicht anders, als wenn es ein Unglück wäre, ſollten die Oeſterreicher ſiegen. An welche Schlußfolgerung dieſe Sorge geknüpft wurde, iſt mir entfallen. Sie erſchien um ſo verwunderlicher, als daneben her der Abſcheu gegen den franzöſiſchen Vergewaltiger ging. Ein alter Doktor, der Hausarzt, hatte ſich beſonders unter jenen Redenden hervorgetan, jedoch die Zweifelmütigen mit der Ausſicht auf die gewiſſe Niederlage der Oeſterreicher beruhigend. Dieſer war es auch, der meinem Vater in ſeine Gartenſtube die erſte Nachricht von dem greulichen Unglücke bei Ulm*) brachte. „Was habe ich geſagt, Vetter?“ rief er ſchon von draußen zwiſchen den Blumenbeeten meinen Vater an; „die Holters haben tüchtige Schmiere gekriegt.“ Ich ſaß, mit meiner Rechentafel beſchäftigt, in einen ſchwierigen Bruch vertieft, und dachte, als ich nun Macks Kapitulation mit anzuhören bekam, im Stillen: „Da habt ihr es für den Sturm von Magdeburg!“ — Wie erdichtet es klingt, — es iſt aber wahr, daß die demnächſt erfolgte Auflöſung des Reichs und die Niederlegung der Kaiſerkrone**) bei uns nur Freude erregte. Es wurde darüber gewitzelt, geſpöttelt, und ein munteres, lebhaftes Frauenzimmer, deren Zunge bei keiner Gelegenheit zu feiern pflegte, habe ich ausrufen hören: „Nun hat ſich das Franzel ſelbſt auf Penſion geſetzt!“

Ein großer illuminierter Kupferſtich hing in einem Bilderladen aus; da ſahen wir einen unterſetzten Mann

*) Im Oktober 1805 wurde der öſterreichiſche General Mack mit ſeinem Heere in Ulm gefangen genommen.

**) Am 6. Auguſt 1806.

im bienenbeſäeten Mantel in Purpur etwas empfangen, was wir nicht recht unterſcheiden konnten, und rings umher Damen und Herren, prächtig gelb, rot, blau, grün angeſtrichen, und man ſagte uns, das ſei die Kaiſerkrönung Bonapartes. Mit dieſem verknüpften wir den Begriff, daß er eine Art von Tollem ſei, der ſich zu ſeinem Vergnügen überall in der Welt herumhaue und herumſchieße; daß er uns etwas tun könne, fiel niemandem ein. Wenn von ſeinen Siegen 1805 die Rede war und nebenher noch manches andere zur Sprache kam, was er getan, ſo hieß es immer: „Laß ihn ſich nur erſt einmal gegen die Preußen verſuchen!" Für uns Kinder hatte er durchaus etwas Lächerliches, und das kam daher, weil ſeine einzige Verehrerin im Kreiſe der Bekanntſchaft uns den Lachreiz durch ihre Perſon gab. Dieſe Bonapartiſtin war nämlich eine alte, unvermählt gebliebene Jugendfreundin der Großmutter, die uns um ſo mehr auffiel, als wir ſie nur in Geſellſchaft der Großmutter ſahen, und da allerdings ein ſtarker Kontraſt hervortrat. Die Großmutter, zu ihrer Zeit eine geprieſene Schönheit, war eine große, wohlerhaltene Frau in den Fünfzigern; die Freundin dagegen eine kleine, verwachſene Geſtalt mit einem Geſichte, grau, faltenreich, alräunchenhaft.*) Die Großmutter ſprach laut, daß man es im dritten Zimmer hören konnte; die Freundin hatte den aſthmatiſchen piependen Ton, hüſtelte zwiſchen jedem Satze und mengte in alles franzöſiſche Phraſen, hinter deren jeder aber das Wörtlein „Hé quoi?" [Was nun?] angeflickt wurde, gleichſam als Ballaſt für das unter fremder Flagge

*) Alraune, eine weiſe Frau bei den alten Germanen.

fahrende Schiff. Da ſie nun überdies auch Tabak ſchnupfte und immer einen grünſeidenen Hut trug mit roten Roſen, ſo war ſie für uns eine entſchieden komiſche Figur und hieß wegen ihrer Anhänglichkeit an den friſch Gekrönten Ruſtan, denn von dieſem Leibmameluken war auch ſchon vielfach die Rede geweſen.

Tante Ruſtan hatte ſich alſo beizeiten für den Gewaltigen entſchieden und verhehlte nicht, daß ſie ihn für den erſten Helden und größten Mann aller Zeiten halte. Toulon, Aegypten, Montenotte, Milleſimo, Dego, Arcole, Lodi, Marengo ſtäubten ihr nur ſo von den Lippen, und da ſie nach der Art alter Jungfrauen ſehr viel ſprach, ſo erfuhren wir von dieſen franzöſiſchen Heldenwundern nicht ſeltener als von den Schlachten des Siebenjährigen Krieges durch den Vater. Es fehlte aber viel, daß ſie auf uns einen ähnlichen Eindruck gemacht hätten; denn „Tante Ruſtan" piepte, hüſtelte und näſelte ſie ab, wodurch alle Würde des Vortrags verloren ging. Es kam dazu der Umſtand, daß ſie in eigenſinniger Verkehrtheit dem Namen ihres Helden einen ganz ungehörigen Pleonasmus gegeben hatte. Sie nannte ihn nämlich nie anders als Neapoleon. Vergebens korrigierte ſie die Großmutter jedesmal, ſo oft dieſe ſonderbare Verlängerung hörbar wurde; umſonſt wurde ſie auf gedruckte Dokumente verwieſen; ſie blieb dabei, daß das Wort Napoleon eine neidiſch verkleinernde Kontraktion ſei, und daß der Name in ſeiner wahren Fülle ſo klinge, wie ſie ihn ausſpreche. Wir Kinder aber, die wir wohl wußten, wie es darum ſtand, ſetzten bei uns in der Stille feſt, daß an einem Manne, den ſeine eifrigſten

Anhänger nicht einmal richtig zu benennen wüßten, unmöglich viel sein könne.

Was meinen Vater betrifft, so nannte ihn dieser nur Bonaparte, ist auch bei der Bezeichnung die ganze Zeit der Unterdrückung hindurch verblieben. Uebrigens stimmte er weder in die Herabsetzungen der Oesterreicher ein, obgleich er auf dieselben vom „Könige" her nicht gut zu sprechen war, noch ließ er sich zu übermütigen Dingen gegen den französischen Kriegesfürsten verleiten, wie er denn der ernsteste und in sich gezogenste Charakter war, der mir je vorgekommen ist. Sein Vertrauen auf Friedrichs Staat und Heer sprach er bei jeder Gelegenheit herzhaft aus. Dieses Gefühl steigerte sich noch, als auf einer großen Magdeburger Revue plötzlich französische Marschälle von Hannover aus als schlaue Ehrengäste erschienen. Der Herzog von Braunschweig stand jener Heerschau vor, und eine ganze Woche lang sahen wir alle Morgen die Regimenter im höchsten Staat mit den Fahnen vom Siebenjährigen Kriege her, die nur in Fetzen flatterten, aber, wie wir wußten, durch diesen Beweis des empfangenen Kugelsegens um so ehrwürdiger waren, ausrücken. Nicht genug konnte man sagen, wie die Marschälle, unter denen wir Bernadotte nennen hörten, des Lobens und Rühmens voll seien über die preußischen Truppen, und jeder, der davon sprach, tat, als sei ihm etwas Schmeichelhaftes widerfahren.

Diese kindischen Geschichten lehren, daß damals der Traum sicherer Größe nicht bloß von einzelnen Verblendeten,

und nicht von einer Klasse, sondern durch alle Stände und bis zu den Kindern hinab geträumt wurde.

Indessen glaubte bei uns seit der Revue, welche die Marschälle besucht hatten, niemand mehr an den Krieg mit den Franzosen. Es hieß, daß sich nun die Obersten der fremden Armee selbst von der Vortrefflichkeit des preußischen Exerzitiums überzeugt hätten, und daß der französische Kaiser daher wohl Bedenken tragen würde, eine schlimme Lektion in Empfang zu nehmen. Aber eines Tages sahen wir plötzlich in dem großen, gewaltigen Zeughause, welches zunächst dem Dome einem bedeutenden Teile des neuen Marktes seine Front zukehrte — es ist nachmals abgebrannt —, eine unruhige Bewegung. Die Flügelpforten des Gebäudes waren aufgetan; neugierig schauten wir in die geheimnisvollen schwarzen Räume, in welchen Geschütz an Geschütz, Kugelhaufen an Kugelhaufen sich befand. Ein Zufall begünstigte meine Forschbegier; ich drang in diese Werkstätte des Todes ein und gelangte selbst auf die oberen Böden. Dort sah ich mit schaurigem Vergnügen auf unabsehlichen Gerüsten den Feuergewehrbestand des Magazins. Soldaten schleppten sich mit Flinten und Pistolen; unten wurden Kanonen und Lafetten untersucht, hinausgefahren, und zwei Offiziere, hinter denen ich herging, hörte ich die charakteristischen Worte sprechen: „In vier Wochen wissen wir, woran wir sind."

Bald nachher wurde die Stadt der Schauplatz eines fortgesetzten Heereszuges. Regimenter zu Fuß und zu Pferde, Batterien, Fuhrkolonnen, Feldbäckereien, Pontons, die uns ganz besonders auffielen, marschierten und fuhren wochen-

lang zum Brücktore herein, zum Sudenburger Tore hinaus. Eine Kriegesſchar in Bewegung hatte damals anderes Beiwerk als jetzt. Der Troß in ſeiner Sonderbarkeit prägte ſich der kindlichen Vorſtellung tief ein. Schon die Packpferde waren uns merkwürdig, welche den Regimentern die Zelte nachtrugen. Ein weitläuftiges Geſchnür von Leinewand und Stricken auf dem Rücken eines ſolchen Tieres und darüber hinaus die langen Zeltſtangen balancierend! Pferd mußte hinter Pferd gehen, weil ſich ſonſt die Stangen geſtoßen hätten; man kann alſo denken, wie lang die Koppel wurde. Noch wunderlicher aber kamen uns die rot angeſtrichenen Küchenwagen der Generale und Oberſten vor. Dieſe Wagen hatten nämlich zu beiden Seiten lange Gatter mit vorgehängten Freßtrögen, und hinter den Stäben ſtrobelte ſich und gackerte das Federvieh — Hühner, Kapaunen, Truthennen —, welches die Befehlshaber zur Sicherung ihrer Tafelfreuden mit in den Krieg nahmen. Eine ſolche Fürſorge kam ſelbſt uns Kindern befremdlich vor, und ich erinnere mich, daß einmal einer meiner Spielkameraden bei dem Anblicke ſolcher beweglichen Hühnerhöfe ganz naiv fragte, „ob es denn unterwegs in den Dörfern keine Hühner gebe?“ Herrlich nahmen ſich unter dieſer ſchwerfälligen Feldökonomie die leichten bunten Bosniaken und Towarczys aus.

Tante Ruſtan war, ſobald die verhängnisvollen Züge begonnen hatten, noch queckſilberiger geworden und hatte die deutſche Mundart in ihren Reden immer ſpärlicher hören laſſen. Sie gab uns ſogar eines Tages mit Energie den Rat, uns nur fleißig auf das Franzöſiſchlernen zu

verlegen, welchen wir jedoch mit entſchiedener Verachtung zurückwieſen. Am Siege wurde nicht gezweifelt. Es war eine ſeltſame Schlußfolgerung aufgekommen, welche ihn logiſch darweiſen ſollte. Napoleon wurde nämlich mit Alexander von Macedonien verglichen; hinzugeſetzt aber wurde, Alexander habe auch nur über Perſer ſeine Siege erfochten; da nun die Preußen keine Perſer ſeien, ſo habe es mit ihm nicht viel zu ſagen.

Die Armee war in Thüringen, und durch unſere niederſächſiſche Ebene breitete ſich nun im September und in der erſten Hälfte des Oktobers die tiefe Stille aus, welche großen Dingen vorherzugehen pflegt. Dieſe erſchienen dann vorgebildet in der trügendſten Fata Morgana. Nämlich ſo: Am 14. Oktober 1806 war die Familie auf dem Neuſtädter Markte in einem verwandten Hauſe. Es war Herkommens, daß dieſer Jahrmarktstag dort mit einem großen Eſſen gefeiert wurde; alle Freunde und nähere Bekannte nahmen daran teil, und zuweilen drängten ſich gegen fünfzig Perſonen in der kleinen Predigerwohnung zuſammen. Für die Kinder war der Tag eine andere Weihnacht und monatelang vorher Gegenſtand der ausgelaſſenſten Erwartung, denn alle Strenge der Disziplin hörte dann auf, und die wildeſten Spiele durften ohne Scheu vor Nachahmung in Hof und Hausflur getrieben werden. Es gehörte zu der Eigenart meines Vaters, daß, ſo ſtramm er ſonſt die Zügel feſteſter Ordnung hielt, er ſolchen Saturnalien alles nachzuſehen wußte. Am Abend jenes Tages

tollte denn alſo auch wieder ein großes Rudel von Knaben und Mädchen mit Haſchen und Kämmerchen-Vermieten durch den Flur, als trotz des ungeheuren Lärmens ein Geſchrei vom oberen Teile des Hauſes ſich hörbar machte. Ein Teil der Spielgenoſſen wurde dadurch nicht geirrt; mehrere aber ergriff doch die Neugier; ſie liefen die Treppe hinauf, und unter dieſen befand ich mich auch. Oben hatten wir folgenden Anblick: Die Stube war gedrängt voll von Baſen, Vettern, Oehmen, Muhmen, Freunden und Zugehörigen. In dem kleinen offenen Raume in der Mitte befand ſich ein Menſch, der verrückt zu ſein ſchien. Er ſprang in kurzen Sätzen empor, hielt ſich den Kopf mit beiden Händen, kreiſchte, jauchzte, umarmte jetzt dieſen und dann den. Man drang in ihn, er ſolle denn endlich ſagen, was er wolle, und da gab er in abgebrochener, keuchender Rede, untermiſcht von unartikulierten Tönen von ſich, daß ſoeben bei dem Gouvernement eine Stafette eingegangen ſei, d e r Poſt und Ueberlieferung, Napoleon ſei bei Schleiz total geſchlagen und in voller Flucht nach dem Rheine. Hieran knüpften ſich die glorreichſten Nachrichten von der Zahl der Toten, der Gefangenen, der eroberten Kanonen. Die Verluſte gingen ins Unermeßliche.

Der freudigſte Jubel brach aus. Man ſchüttelte einander die Hände; Tränen der Rührung wurden vergoſſen. Die Seligkeit des Glücks leuchtete aus den Augen der älteſten und trockenſten Perſonen. Ich habe, wenn ich nachmals über dieſen Vorfall in meiner Erinnerung kam, ſtets innig empfunden, wie tief die edeln Regungen, welche da erweckt wurden, in der menſchlichen Bruſt gegründet

ſind. Man konnte wirklich zu jener Zeit vom Staate nicht viel mehr wiſſen, als daß er eine Anſtalt ſei, worin die Soldaten Spießruten liefen, worin der Adel empfange, der Bürger und Bauer aber zu geben habe, und dennoch jauchzten die Menſchen über ſein Glück, als hätten ſie ein Vaterland, welches ihnen die köſtlichſten Früchte der Freiheit und des Großſinns trage.

Die Nacht und der folgende Morgen ging im Schwelgen des befriedigten Patriotismus hin. Um Mittag kam aber der Vater mit einem ernſten Geſichte von der Kammer zurück und ſagte: „Bei dem Gouverneur iſt keine Stafette eingegangen, und man weiß überhaupt nicht, woher die ganze Nachricht rührt. Prinz Louis*) ſoll bei Saalfeld angegriffen und ſchwer verwundet worden ſein.“ — Das klang nun freilich gar anders, und die unbeſtimmte Ahnung eines Unglücks, welche ſogleich hervortrat, erhielt die tiefſte tragiſche Wendung. Denn der Prinz war für Magdeburg, was Achill für das Lager in der Ebene von Ilium geweſen. Er war Chef eines der bei uns garniſonierenden Regimenter, auch Dompropſt; aber über dieſe Prädikate hinaus lagen die Zauber, mit denen er auf die Menſchen wirkte. Seine Tapferkeit, Bonhomnie, ſeine große Begabung für Muſik nicht minder als ſeine Waghalſigkeiten und forcierten Ritte nach Berlin und als ſelbſt ſeine Schulden, Ausſchweifungen und Liebeshändel hatten ihn in alle Lichter romantiſcher Beleuchtung geſtellt.

Der Tag und der folgende vergingen ſtill und ge-

*) Prinz Louis Ferdinand, der Neffe Friedrichs des Großen, ſtarb am 10. Oktober 1806 den Heldentod bei Saalfeld.

ſpannt, und ich weiß noch, daß ich in meinem Knabenkopfe darüber nachdachte, wie es möglich ſein könne, daß die Menſchen an einem Abende entzückt und am Tage darauf niedergeſchlagen wären.

Niemand wußte, wie die Sachen ſich verhielten. Ein Nachbar trat aber im Dunkel unter das Fenſter, zu dem der Vater hinausſah, und ſprach von einer großen zweitägigen Schlacht bei Frankenhauſen, die, als der Kurier abgegangen, noch unentſchieden geweſen ſei. Auf ſo umſtellende Weiſe bildete der Dunſtkreis des Ereigniſſes ſeine Doppelheit ab. Der Vater ſeufzte tief und ſtieß den Schmerzensruf aus: „Gott, Friedrichs Soldaten werden denn doch wohl ihre Schuldigkeit tun!“

Der Morgen des 17. Oktober*) (wenn ich nicht irre) brachte den Jammer der kläglichſten Gewißheit. Schon in der Frühe war ruchbar geworden, die Nacht zuvor ſei ein verwundeter Offizier vom Schlachtfelde angekommen, der dem Gouverneur die ſchlimmſten Dinge entdeckt habe. Der Tod des Prinzen wurde bekannt. Aber, was in gewöhnlichen oder nur nicht ganz entſetzlichen Verhältniſſen wie ein Fall ſondergleichen erſchienen wäre, das verſchwand hier faſt unbeachtet vor dem Heranſchreiten des unerhörteſten Elendes. Denn um neun Uhr morgens begann der Rückzug (wenn man ihn ſo nennen will) der geſchlagenen Armee, welche in Magdeburg ſich wieder ſammeln ſollte, und er hat ununterbrochen den ganzen Tag hindurch bis ſpät in die Nacht, ſowie einen Teil des folgenden Tages fortgedauert. Aller Aufſicht entlaſſen, war ich als

*) Die Schlacht bei Jena und Auerſtädt war am 14. Oktober.

elfjähriger Knabe beſtändig auf der Straße, habe ihn daher mit meinen Augen geſehen und kann mithin ſagen, daß meine erſte große Anſchauung der grauſenvollſte Sturz und Ruin geweſen iſt.

Um neun Uhr zogen die erſten Flüchtigen zum Sudenburger Tor herein. Haufen Fußvolks waren mit halben oder Viertel-Geſchwadern Reiterei vermiſcht; dazwiſchen fuhren dann wohl einzelne Kanonen oder Pulverkarren. Durcheinander trieben Uniformen aller Regimenter und der verſchiedenſten Grade ſich zur Stadt herein. Auch einzelne Packpferde mit den balancierenden Zeltſtangen wurden wieder ſichtbar; Feldequipagen folgten und ſelbſt die erbärmlichen roten Küchenwagen blieben nicht aus. Zuweilen kam ein Stabsoffizier geſprengt, befahl etwas mit heftigen Schreiworten an Leute, die nicht von ſeinem Regimente waren, und ſprengte dann weiter, ohne darauf zu achten, ob ſein Befehl ausgeführt wurde.

Das Volk hatte ſich auf dem Breitenwege und am neuen Markt verſammelt und ſah anfangs mit einer Art von dumpfer Hoffnung dieſer Verwirrung zu. „Es ſind die erſten Ausreißer," hörte ich mehrere Leute ſagen, „die halten ſich nie in der Ordnung. Nur Geduld, bald werden reguläre Regimenter kommen!" — Aber es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es ging gegen den Abend, und noch hatte das Durcheinander nicht aufgehört; noch immer wälzte ſich der verworrene Knäuel, zu welchem der Schlachtengott hier ein Heer zuſammengeballt hatte, durch die Straßen. Endlich kamen einige geordnete Scharen, gleichſam zur Probe und um doch auch eine Ausnahme von der

grauſen Regel zu zeigen. Eingehüllt waren nun die Fahnen, die auf dem Hinzuge ſo luſtig im Winde geflogen hatten. Meiſtens zog alles ohne Sang und Klang einher. Nur einmal tönte die Muſik hell, gleichſam ein Lachen der Verzweiflung über das gramvollſte Geſchick. Das war, als das Trompeterkorps eines Küraſſierregiments einpaſſierte. Sie hatten ihr Regiment nicht hinter ſich, waren überhaupt ganz allein und für ſich und bliefen ſo auf ihre eigene Hand den Deſſauer Marſch, als ſei alles in beſter Ordnung. Sie ſahen wohl aus, die Trompeter, und ſaßen auf feiſt genährten Pferden. Ueberhaupt fiel es auf, daß die einzelnen nicht abgeriſſen oder abgehungert oder ſonſt zerſtört ſich ausnahmen; das Tiefſte des Unglücks trat in dieſem Kontraſte perſönlicher Wohlbehaltenheit mit allgemeiner Vernichtung zu Tage.

Am Nachmittage wußte jeder, daß es ein preußiſches Heer eigentlich nicht mehr gebe. Eine markloſe Trauer lag auf den Geſichtern der Menſchen. Doch ſelbſt in dieſer regte ſich noch der unbeſchreibliche Geiſt, der jene Zeit charakteriſierte. Ich hörte jemand zu ſeinem Nachbar ſagen: „Das mag nun ſein, wie es will! Schlecht iſt es allerdings hergegangen; aber wir haben mit Ehren verloren; denn ich hörte ſoeben, daß die Franzoſen nicht aus dem Schritt, die Preußen jedoch nicht einmal aus dem Tritt gekommen ſeien.“ Er wollte damit andeuten, wie vortrefflich unſere Armee bei Jena und Auerſtädt exerziert habe.

Der König war angekommen und in der Dompropſtei am neuen Markte abgeſtiegen. Man wußte, daß er nach dem Fürſtenwalle oder nach dem Gouvernementshauſe ſich

begeben hatte. Eine große Menge Menſchen war, ſeine Rückkunft erwartend, in der hinabführenden Straße verſammelt. Es dämmerte ſchon etwas, als der König die breiten Steine an der Seite der Straße zu Fuße heraufgeſchritten kam, nur von einem Adjutanten begleitet. Bei ſeinem Anblicke brach die Menge in ein laut hallendes Vivat aus. Dieſer Ruf mochte ihm ſo unerwartet ſein, der Augenblick ihn in dem Bewußtſein ſeiner Lage ſo ergreifen, daß ihn die ihm ſonſt eigene Faſſung verließ. Er zog ſein Taſchentuch hervor, bedeckte damit ſein Antlitz und ging ſo verhüllt einige Schritte weiter auf ſeinem Wege. Dann nahm er das Tuch wieder hinweg und ſchritt nun ernſt grüßend nach ſeiner Wohnung den Menſchen vorüber, welche, erſchüttert von der Träne ihres Herrſchers, den gewaltigen Moment durch das tiefſte, ehrfürchtigſte Schweigen feierten.

Die Stadt war von den Trümmern des Heeres überfüllt und an ein Einquartieren der Soldaten wurde in der allgemeinen Unordnung nicht gedacht. Die armen Menſchen ſuchten ſich gegen die Herbſtkälte in den Vorhallen der öffentlichen Gebäude, unter Schwibbögen oder, wo ſonſt ein Schutzdach überhing, zu bergen, wie es eben gehen mochte. Viele Tauſende aber, die zu ſpät gekommen waren, lagen auf dem nackten Pflaſter, und um wenigſtens im Rücken einen Widerhalt zu haben, hatten ſie ſich zu beiden Seiten der Gaſſen gegen die Häuſer geſetzt. So bildeten ſie lange Spaliere Frierender, Hungernder, Murmelnder. In der Kloſterſtraße, worin das Haus meiner Eltern ſtand,

war ein ſolches hauptſächlich aus Ueberbleibſeln von poluiſchen Regimentern zuſammengeſetzt. Der Hunger quälte ſie und zwang manchen zur Befriedigung durch den verachtetſten Wegwurf, da die Mildtätigkeit der Einwohner einer ſolchen Menge doch nur ſpärliche Koſt darreichen konnte. Am erſten und zweiten Tage mögen zwiſchen vierzig- und fünfzigtauſend Mann in Magdeburg geweſen ſein. Für einen Leckerbiſſen galt es jenen armen Polacken, wenn ſie zu dem hin und wieder empfangenen Kommißbrote eines Töpfchens mit braunem Sirup habhaft werden konnten, in welches dann oft eine ganze Korporalſchaft gierig die Brotſchnitten eintauchte.

Indeſſen dauerte dieſer Zuſtand nicht lange. Hohenlohe zog ab, und etwa zweiundzwanzigtauſend Mann blieben in der Stadt, die der alte K l e i ſt zu verteidigen denn doch notgedrungen ſich das Anſehen leihen mußte. Es wurde ſogar ein Wort ausnehmenden Heldenmutes von ihm umgetragen. Er ſollte geſagt haben, er werde die Stadt halten, bis das Schnupftuch in ſeiner Taſche brenne. Jedermann machte ſich daher auf eine Belagerung gefaßt und richtete ſich auch im Hauſe ein wie in einer Feſtung. Die wertvollſten Sachen, das Silberzeug und, was ſonſt einer wenig Raum einnehmenden Verpackung fähig war, wurde in Koffer und Kiſten getan und darauf mit ſaurer Anſtrengung in den Keller befördert, den jeder für ſich und die Seinigen auch als Zufluchtsort im Fall eines Bombardements erlas und zurichtete. Namentlich galt es für ein Sicherungsmittel gegen Bomben und Granaten, die Zugänge mit großen Düngerhaufen zu verwahren, ſo daß

die Häuſer bald wie polyphemiſche Herdengrotten ausſahen und dufteten. Aber dieſes und anderes dergleichen wurde vor dem Antlitze der Gefahr nicht beachtet.

Am meiſten Sorge machte den Hausvätern die Verproviantierung ihrer Angehörigen. Mein Vater hatte kurz zuvor einen einfältigen Bauernburſchen in Dienſt genommen, weil es ſeine Sitte war, ſich die Bedienten aus dem Stande der Rohheit zuzuziehen; dieſen ſendete er nun in die nahen Dörfer aus, mit dem Befehl, an Lebensmitteln zuſammenzubringen, was er bekommen könne. Der Menſch war bis dahin völlig unbrauchbar geweſen, faul, nachläſſig, langſam bis zur Widerwärtigkeit; bei dieſem Verpflegungsgeſchäfte aber benahm er ſich, vermutlich aus dem Grunde, weil die Sache ſeinen Magen mit betraf, unglaublich dienſteifrig. Als ein wahrer Eulenſpiegel der Verſorgung hatte er im Wortſinne der empfangenen Order an Lebensmitteln zuſammengebracht, was zu bekommen geweſen. Mit einem vierſpännigen Wagen paſſierte er ein, hochbefrachtet durch Säcke voll Korn, Mehl, Erbſen, Bohnen, Linſen, Kartoffeln; hinterher ging ein Gehilfe und trieb einen Maſtochſen, mehrere Hammel und Schweine nach. Den Eltern wurde bei dem Anblicke dieſer gigantiſchen Vorräte, die für einen zweiten trojaniſchen Krieg auszulangen ſchienen, doch bedenklich zu Mute. Man ließ von den Säcken und von der Herde die Hälfte an Befreundete ab und hatte kaum für den Reſt Platz im Hauſe.

So waren denn die Bürger wohlbereitet auf Erdulden und Ausharren, und es kam nun darauf an, was der Gouverneur tun würde. Ende Oktober hieß es eines Morgens

plötzlich, man könne nicht mehr zum Tore hinaus, weil die Franzoſen davorſtänden. Jetzt alſo war die Stadt belagert, und wir Kinder wurden mit in den Belagerungsſtand erklärt. Der Vater ließ uns nämlich abends nicht mehr zu Bette gehen, ſondern der Reihe nach in den Kleidern auf einem Strohlager niederlegen, damit wir gleich munter und marſchfertig ſeien, wenn das Bombardement angehe und Feuer ausbreche.

Ney machte an einigen Abenden ſchwache Angriffe auf das Krökentor und die Hohepforte, damit denn doch die Sache den Schein von ſo einer Art von Kriegsbegebenheit gewinne. Generalmarſch wurde geſchlagen, ein halbes Stündchen an beiden Toren geſchoſſen und zwei oder drei Granaten fielen in die Stadt. Das war das Ganze. Der franzöſiſche Marſchall wußte, mit wem er zu tun hatte, und wollte einem Platze nicht ſchaden, den er ſchon für das Eigentum ſeines Herrn anſah. Bei einer jener Gelegenheiten ſollten wir zugleich erfahren, wie tief ſich das Verderben in den Stand eingefreſſen hatte, von welchem alles Heil des Vaterlandes erwartet worden war. Zwei Offiziere lagen bei uns im Quartier, zwei junge Leutnants. Als nun in einer Nacht das Schießen begann und die Trommel zum Generalmarſch gerührt wurde, verfügte ſich mein Vater zu den beiden hinunter, um ſie zu wecken, kam aber nach einigen Minuten blaß vor Entrüſtung zurück. Denn als er den beiden geſagt, ſie möchten aufſtehen, der Feind greife die Stadt an und es werde Generalmarſch geſchlagen, hatten ſie verſetzt, ſie würden liegen bleiben. Und als er mit Nachdruck ſeine Botſchaft wiederholt, hin-

zufügend, ſie würden ihn wohl nicht recht verſtanden haben, war ihm der eine ungeduldig in die Rede gefallen und hatte gerufen: Ja doch! Er ſolle ſich doch deswegen keine unnütze Sorge machen; die Sache draußen werde ſchon ohne ſie von ſtatten gehen, und wirklich waren beide nicht zum Aufſtehen zu vermögen geweſen.

Nachdem wir etwa vierzehn Tage lang in einer ſtumpfen Erwartung hingelebt hatten, hörten wir von franzöſiſchen Parlamentären, die mit verbundenen Augen zur Stadt hereingeleitet worden ſeien, und bald darauf geſchah, was bekannt genug iſt. Der Fall von Magdeburg war ſchlimmer als die verlorene Schlacht. Denn daß ſich alte ermüdete Geiſter im offenen Felde wider Napoleon nicht zu helfen gewußt hatten, bewies doch eigentlich nur die Ueberlegenheit, die dem Genie immer beiwohnt. Allein ganz anders verhielt es ſich hinter den Wällen einer mit zweiundzwanzigtauſend Mann Garniſon und Vorräten aller Art wohl verſehenen Stadt einem Feinde gegenüber, der nicht einmal Belagerungsgeſchütz mit ſich führte. Hier hätte eine ganz gewöhnliche Pflichterfüllung zugelangt. Und wollte man auch dieſe zu ſchwer für einen halbkindiſch gewordenen Greis finden, ſo war doch d e r Umſtand einzig in der Kriegsgeſchichte zu nennen, daß unter den achtzehn Generalen und höheren Offizieren, aus denen Kleiſt ſeinen Rat zuſammengeſetzt haben ſoll, nur einer der Kapitulation zu widerſprechen wagte.

Beinahe hätte der Ehrgeiz der Gemeinen, welcher in dieſem Falle da rege war, wo er die wenigſten Antriebe empfing, am Morgen der Uebergabe gefährliche Auftritte

erzeugt. Die Leute waren ſchwer gereizt durch die ſchmachvolle Ueberlieferung, welche ihrer vollen Kraft und Stärke feiges Erliegen zumutete. Schon am Abend des 7. Novbr. hatten ſich einzelne Unruhige geäußert, man müſſe dem Gouverneur die Fenſter einwerfen. Nun hatte man am andern Morgen in der Frühe unvorſichtigerweiſe von den Branntweinvorräten, welche in den Gewölben der Feſtung lagerten, den Soldaten reichlich zapfen laſſen, weil man lieber dieſen das Gute gönnte als den Franzoſen. Dadurch aber waren die Köpfe entzündet worden, und es bildeten ſich, als die Stunde des ſchimpflichen Hinausmarſches herannahte, und als man wußte, daß die Franzoſen bereits auf dem Glacis aufmarſchiert ſtanden, große Haufen, welche wie wütend durch die Straßen liefen. Verſchiedenartig war das raſende Beginnen, welches dieſe Meuterer androhten. Die einen ſchrieen: Sie wollten den „alten Hund", womit ſie den Anſtifter des Elendes meinten, maſſakrieren; die anderen vermaßen ſich, auf die Franzoſen draußen losgehen zu wollen; mit Mord und Brand gegen die Stadt warfen wieder andere um ſich. Wenn der Aufruhr größere Maſſen ergriffen hätte, ſo wäre ein ſchweres Unglück zu beſorgen geweſen. Denn Neys Schar wartete wohl nur auf eine günſtige Gelegenheit, einzudringen und dann in der Stadt, als in einer erſtürmten, zu plündern.

Indeſſen wußten einige der im beſten Anſehen ſtehenden Offiziere, welche den Haufen nachgingen, dieſe durch Zureden, Güte oder Liſt zu beruhigen, auseinander zu bringen und unſchädlich zu machen. Die Garniſon wurde getrennt und zu verſchiedenen Toren ausgeführt. Auf dieſe

Weiſe nahm alles einen unſchädlichen Verlauf. Man erzählte aber, daß ein großer Teil der Soldaten unterwegs zornig die Gewehre auf dem Pflaſter zerſchmettert habe und ganz waffenlos oder doch nur mit verſtümmelten Waffen auf dem Platze angekommen ſei, wo dieſe geſtreckt werden ſollten.

Franzöſiſche Huſaren mit dicken Haarzöpfen ſprengten in die Stadt, Chaſſeure folgten, bald zogen auch Infanterieregimenter ein, die gegen unſere Truppen ein ziemlich bettelhaftes Anſehen hatten; denn Ney führte eigentlich nur Halbgeſindel. Die ſogenannte „Löffelbande" war für die Feſtungen genügend erſchienen, und die beſten Regimenter hatten den Zug zu dem ernſteren Kampfe in Polen und Oſtpreußen angetreten.

Wir wußten jetzt wirklich, woran wir waren, wie jene Offiziere im Zeughauſe vorausgeſagt hatten, und der eigentliche Stand der Sache ſollte bald ganz klar werden. Die Franzoſen benahmen ſich nämlich durchaus nicht wie in einem durch Kapitulation übergebenen Orte, ſondern eine Menge von Exzeſſen bezeichneten den Tag ihres Einrückens. Nun hatte ſich gleich aus den Notabeln der Stadt eine Kommiſſion zum Verkehr mit dem franzöſiſchen Heerführer und zur Beſorgung der ſtädtiſchen Angelegenheiten zuſammengetan. Dieſe wandte ſich an Ney, da bei den untergeordneten Befehlshabern nichts auszurichten war, und bat um Schutz. Ney empfing die Bittenden äußerſt höflich, verſetzte aber auf ihr Geſuch, daß er unmöglich glauben könne, was ſie ihm vortrügen; er kommandiere zu disziplinierte Truppen; eine kleine Erholung ſei dem Soldaten

auf ſeine Strapazen wohl zu gönnen. In der Nacht aber und am folgenden Tage mehrten ſich dieſe Erholungen. Schränke wurden erbrochen, Silberſachen geraubt, Mißhandlungen an den erſten Einwohnern, Gewalttätigkeiten an Frauenzimmern verübt, ſo daß der Zuſtand nahe an eine Plünderung ſtreifte und in dieſe übergehen mußte, wenn nicht von ſeiten des Machthabenden augenblicklich Einhalt geſchah. Die arme Kommiſſion begab ſich daher wieder zu dieſem, wurde anfangs gar nicht vorgelaſſen, nachher mit finſterem Geſicht empfangen und heftig angefahren: er begreife nicht, wie ihn die Stadt Magdeburg immerfort behelligen könne, da ſie ſich noch gar nicht um ihn bekümmert habe! Die Mitglieder ſahen einander betroffen an, da ſie wußten, daß keine Form verletzt worden war, die der Ueberwundene dem Ueberwinder ſchuldig iſt. Ungnädig entlaſſen, verweilten ſie draußen im Vorgemache noch einen Augenblick, über den Sinn der dunkeln Rede nachdenkend. Den legte ihnen nun ein Commiſſaire-Ordonnateur aus, welcher mit ihnen in Neys Zimmer geweſen und ihnen gefolgt war, vermutlich abgeſandt von dem Marſchall, um der deutſchen Beſchränktheit zu helfen. Er ſagte ihnen nämlich ganz freundlich: der Herr Marſchall verſtehe eigentlich unter dem Bekümmern das übliche Geldgeſchenk, womit ſich eine eroberte Stadt von der Einbuße ihrer Glocken loskaufen müſſe, welche nach Kriegsrecht dem Eroberer angefallen ſeien. Nachdem die Kommiſſion ſolchergeſtalt den Sinn des franzöſiſchen Kunſtausdrucks gefaßt hatte, fragte ſie ſchüchtern den gefälligen Zahlmeiſter, der aber in dieſem Falle zum Einnehmer werden

ſollte, auf wie hoch denn etwa das „Bekümmern" zu veranſchlagen ſei, und erhielt den Beſcheid, einhundertundfünfzigtauſend Taler würden wohl hoffentlich genügen. Dem erſten Entſetzen über dieſe unmäßige Forderung folgte dann ein förmliches Dingen und Feilſchen, und man handelte bis auf einhunderttauſend Taler (wenn mir recht erinnerlich iſt) herunter. Fünfundſiebenzigtauſend Taler wurden nun in wenigen Stunden durch Beiſteuern der reichſten Einwohner aufgebracht; über den Reſt der Summe ließ ſich Ney Wechſel gefallen. Es verſteht ſich, daß auch die Umgebung zu bedenken war, und daß namentlich der Dolmetſch des fremden Ausdrucks anſehnliche Ueberſetzungsgebühren empfing. Tante Ruſtan hatte als eine wohlhabende Dame gleichfalls ihren Scherf zur Bekümmerung zahlen müſſen. Ihr Geſicht ſoll wunderbar ausgeſehen haben, als ſie nach dem Geldſchränkchen ging, die Rolle voll Goldſtücke zu holen. Sie wußte nun desgleichen, woran ſie war mit ihrem Helden, wenigſtens mit ſeinen Leutnants.

Sobald Ney das Glockenlöſegeld empfangen hatte, ergingen die geſchärfteſten Befehle, Mannszucht herzuſtellen. Einige der Eroberer niederen Grades, welche ſich noch beigehen ließen, auch zu ihrem Glockenanteile in den Kiſten der Bürger zu gelangen, wurden mit ſtrengſter Strafe belegt, und jedermann war nun ſeines Eigentums und ſeiner Gliedmaßen ſicher. Alle dieſe Vorgänge hörten wir vom Vater erzählen, der auch in die Kommiſſion eingetreten war.

Wir Kinder mußten von allen Seiten den großen Kaiſer Napoleon nennen hören und ſeine außerordentliche

Familie. Da ſetzten wir uns hinter unſere Tuſchkäſtchen, illuminierten kleine Landſchaften und ſchrieben Dedikationen darunter „an Napoleon, den Unüberwundenen und Unüberwindlichen", an die Kaiſerin Joſephine, an Murat.

Eylau tönte nach einigen Monaten aus weiter Ferne herüber und Kolberg; aber das war doch nur Schall und Rauch. Lange vor dem Tilſiter Frieden ſtand es in der Ueberzeugung eines jeden feſt, daß das Vaterland für uns verloren ſei. Schills Bilder wurden bald in den Läden ausgeboten, Blücher ebenfalls, wie er bei Lübeck ſich tapfer durchhieb, Friedrich der Große ſtand trübſinnig an eine abgebrochene Säule gelehnt, welche die Inſchrift: „Preußens Größe" führte. Der Verkauf dieſer Darſtellungen wurde nicht gehemmt, — ein Widerſpruch gegen die nachmaligen argwöhniſchen Beaufſichtigungen.

Aus hiſtoriſchen Träumen erwacht, die für Wirklichkeit gegolten hatten, ſtießen ſich nun die Menſchen gegen eine Wirklichkeit, die faſt wie ein grauſer Traum ausſah.

Im April 1813 bezog ich die Univerſität Halle. Mein Vater hatte, in dem ſehr richtigen Gefühle, daß Lebensabſchnitte die beſten Früchte tragen, wenn der neue Boden unvermiſcht gelaſſen wird, feſtgeſetzt, daß ich ein ganzes Jahr lang nicht nach Hauſe kommen und die erſten Ferien zu einer Reiſe nach Thüringen und Franken benutzen ſolle.

Die Honigmonate meiner jungen Freiheit, welche mit den blutigen Roſenmonaten der deutſchen Freiheit zuſammentrafen, waren ſüß. Nach Giebichenſtein und Kröllwitz

wurde allabendlich gepilgert, die Saale in Kähnen, die nicht viel breiter und sicherer waren als die Kanoes der Wilden, bis zur Höltybank befahren; zwischen den grünen Büschen des Giebichensteiner Gartens oder unter den Felsen von Kröllwitz lagerte sich die junge Horde, seelenvergnügt bei der schmalsten Kost, und dort ging uns Tiecks Gestirn auf, welches wir eben kennen gelernt hatten und das uns mit unsäglicher Freude erfüllte. Wirklich stieg da die wundervolle Märchenwelt uns auf in der alten Pracht, und wie oft stürmten wir, jauchzend über den Jäger im Ruuenberg, über den Kater, die Studenten Löwe und Tiger, das Rotkäppchen und den König Gottlieb, in „mondbeglänzter Zaubernacht, die den Sinn gefangen hielt," heim! Ueber diese Anregungen hinaus ragte noch eine andere Erscheinung der edelsten Schönheit. Die Weimarische Gesellschaft, damals in der höchsten Blüte, spielte in Halle, und so erlebte ich etwas, was unschätzbar in eines Menschen Geschick ist, nämlich: der völlig offene und unentweihte Sinn wurde gleich von einem Höchsten in seiner Art entzündet.

Ich fühlte mich seit meinen ersten Kinderjahren leidenschaftlich zum Dramatischen hingezogen; man kann aber nach dem bisher Erzählten sich wohl vorstellen, daß mir der Besuch des Schauspiels eben nicht reichlich verstattet wurde. Ich war bis zu meinem siebzehnten Jahre vielleicht drei- oder viermal im Theater gewesen, und nun wurde mir, der ich durch etwas Falsches noch nicht geirrt worden war, diese Offenbarung des Feinen, Würdigen, diese Musik des Vortrags, dieser Reigentanz des Gangs und der Ge-

bärden, dieſer Aether der Poeſie, wodurch der große Dichter ſeine Anſtalt zum Abdruck der eigenen harmoniſchen Bruſt gemacht hatte. Von Vergnügen war da nicht die Rede, ſondern entzückt war ich und verzückt; die alte Kirche, worin man die Bühne eingerichtet hatte, war mir eine geweihte Halle.

Für jetzt muß ich ſagen, daß der Student denn doch auch ſtudiereushalber ſich auf der Univerſität befindet. Und ſo waren Logik, Metaphyſik, Inſtitutionen, Naturrecht ſehr gewiſſenhaft angenommen und bezahlt worden, wurden auch nach Gelegenheit beſucht. Regelmäßig hörte ich dagegen Schütz über Horazens Epiſteln und die Fröſche des Ariſtophanes. Zu Hauſe las ich daneben fleißig im Tacitus, der mir immer der nächſte unter den römiſchen Schriftſtellern war und geblieben iſt.

Aber zwiſchen alle dieſe Freuden und Luſtigkeiten, zwiſchen den Ernſt und Jubel einer ſich zum erſtenmal fühlenden Kraft trat plötzlich der Mann, welcher damals den Königen wie dem letzten Bauer zu ſchaffen machte. Der Aufſtand der Jugend in den Landſtrichen links der Elbe fand zwar in Maſſe erſt nach der Schlacht bei Leipzig ſtatt; aber dennoch war von Halle ſchon vor dem Schluß der Kollegien im März 1813, angefeuert durch geheime Sendboten aus Berlin, eine beträchtliche Schar zu den preußiſchen Fahnen aufgebrochen, meiſtenteils zu dem Lützowſchen Freikorps. Nach dem Sturme durch Kleiſt im April waren die ſiegenden Preußen von den Einwohnern mit Jubel empfangen worden. Man wußte, daß Napoleon das eine wie das andere wiſſe, und es ſchwebte daher in

den ersten Sommermonaten eine Gewitterluft über der Universität, die freilich uns junge Leute wenig angriff. Auch hofften die Vorstände und Behörden noch durch Mittelspersonen von Einfluß den Schlag abwenden zu können.

Auf einmal verkündeten während des Waffenstillstandes und, wenn ich nicht irre, noch im Juli die Zeitungen, der Kaiser werde in den nächsten Tagen von Dresden abreisen und Niedersachsen, besonders Magdeburg, in Augenschein nehmen. Wir Studenten achteten dessen wenig; denen aber, die etwas zu verantworten hatten, mag übel zu Mute gewesen sein; denn Halle mußte von dem Strahle dieser Reise berührt werden.

Ich wollte eines Vormittags mir aus den Institutionen das Nötige über die Falcidische Quart holen, fand aber statt eines gesammelten Auditoriums nur einen Haufen unruhiger Kommilitonen, denen eben angekündigt worden war, daß nicht gelesen werde. Auf ferneres Befragen eröffnete man uns, daß der Kaiser soeben der Universität eine andere und zwar eine tödliche Quart versetzt habe. Die Universität war nämlich aufgehoben oder hatte, wie der damalige Kurialstil lautete, „aufgehört zu sein." Napoleon war in der Nacht an Halle durchpassiert, hatte draußen vor dem Tore umspannen lassen, die akademischen Behörden, die ihm ihre Aufwartung machen wollten, heftig angelassen und ihnen unter schweren Drohworten für ihre Personen kurzweg erklärt, er brauche keine Studenten, sondern nur Soldaten und Bauern. Er war darauf, wie der Dämon, in das Dunkel entschwunden; in der Frühe

aber hatte ein offizieller Aufhebungsbefehl aller Ungewißheit ein Ende gemacht.

Die Profeſſoren hingen die Köpfe; die Logik kam nicht bis zu den Schlüſſen, die Metaphyſik blieb in der Ontologie ſtehen. Profeſſor Hoffbauer konnte ſich, ungeſtört vom Naturrechte, der alleinigen Beobachtung ſeiner Hunde widmen; die Scherze des alten Schütz gerieten unter Schloß und Riegel. Die Studenten bezahlten ihre Wirte oder bezahlten ſie auch nicht und reiſten ab; die Weimaraner gingen nach Weimar zurück; die Fridericiana wurde wüſte und leer. Ich glaubte, für ſo außerordentliche Umſtände ſei der Befehl meines Vaters nicht gegeben worden, und da ich überdies nicht wußte, was ich an einem Orte ferner ſolle, wo es keine Vorträge mehr gab, ſo machte ich mich auf den Weg und wanderte zu Fuß im ſtärkſten Sonnenbrande die ſtaubige Chauſſee nach der Heimat hinunter. Sobald ich aber unſer Haus betreten hatte, überfiel mich die Ahnung, daß ich auf gefährlichem Boden ſtehe. Beklommen erwartete ich die Rückkunft meines Vaters, der ſich in ſeinen Geſchäften auf der Präfektur befand. Als er kam, trat ich ihm begrüßend entgegen. Er maß mich mit ſeinen Augen, lehnte die Annäherung ab und ſagte mit feſtem Accent: „Ich habe dir verboten, während des erſten Jahres nach Hauſe zu kommen. Du wirſt dich hier ausruhen; wenn das geſchehen, aber zurückkehren, wohin du gehörſt, und für dich ſtudieren, bis ich über dich anderweit beſtimmt habe."

Dabei blieb es denn auch. Ich verweilte zwei Tage in Magdeburg, beſtand vor meinem Vater ein juriſtiſches

Tentamen und kehrte dann in die Lücke zurück, welche eine Hochschule früher ausgefüllt hatte. Die Einsamkeit, in welcher ich nun gegen zwei Monate leben mußte, ohne Verwandte, Freunde, Ratgeber an einem fremden Orte in so jungen Jahren, hatte etwas von manchem Callotschen Bilde, auf welchem sich Hexen, Teufel und Fratzen umherjagen. Fouqués „Zauberring" hatte ich zu lesen bekommen, Arnims „Gräfin Dolores" und „Ahasver", Brentanos „Ponce de Leon" und noch anderes, was dieser hyperromantischen Richtung angehörte. Ich fing an, mich bei hellem Tageslicht vor Gespenstern zu fürchten. Die wimmelnden, spukhaften Gestalten huschten durch mein weites ödes Zimmer in dem stillen Klügelschen Hause. Dazu goß der Regen im August in Strömen herab und bannte mich vollends in jene phantasmagorische Stubenatmosphäre. Ich weiß nicht, wohin diese Eremitenlage mich noch gebracht haben würde, wenn nicht die Tage vor der Leipziger Schlacht dem ganzen Wesen ein Ende gemacht hätten. Die allgemeine Bewegung, welche nun unsere Gegenden ergriff, riß mich auch fort und trieb mich in die Wege, welche so viele andere gingen. Ich machte eine größere Reise, als mein Vater sie für mich im Sinne gehabt hatte. Und auch nach dem von ihm gesetzten Probejahre sollte ich ihn nicht wieder erblicken. Er starb in der durch Tauentzien belagerten Festung, während ich im Felde war.

Jene Strenge, mir noch um einiges gesteigert, würde an Titus Manlius im Latinerkriege erinnern können. Dennoch habe ich mich nicht gescheut, von ihr zu erzählen;

denn meine Worte ſollten dem ehrwürdigen Schatten, den ich in meinem Gedächtniſſe heraufbeſchworen, ein frommes Opfer darbringen.

Die Jugend wurde von dem Gewühle disparater Vorſtellungen, welche die moderne Völkerwanderung aufſtörte, noch inniger ergriffen, als das Alter. Sie war noch nicht durch Reflexion und Erfahrung abgebraucht. Sie hatte das frühere Leben nicht gekannt, ſie empfing daher von dem Kriegs- und Weltſturm reine, für ihre ganze Zukunft beſtimmende Eindrücke. Während die Lehre ihr das Faßlichſte bot, die Familie ſie lyriſch ſtimmte, die Litteratur ſie an tugendhafter Hand in die Weite führte, riß das Größeſte, Unfaßlichſte ihre Seele auseinander, brachte die ſchneidendſte Skepſis, die wunderlichſte Kurve hinein. So wirkte der Deſpotismus als neues Erziehungsmittel. Er kreuzte die anderen; er ſchärfte ſie aber auch und tiefte ſie aus. Das Leben in einer ſeiner ungeheuerſten Entfaltungen half die damalige deutſche Jugend mit erziehen. So war keine frühere, ſo iſt die ſpätere Generation nicht erzogen worden.

Abſcheuliche Exekutionen traten gleichſam wie Accente des großen Lehrbuches vor das junge Auge. Ich war dreizehn Jahre alt, als ich eines Morgens von der Citadelle herauf durch unſere Kloſterſtraße nach ödem Blachfeld vor dem Tore zwei blaſſe Männer führen ſah. Es war ein junger und ein alter; ſie waren mit den Händen aneinander gefeſſelt und der Junge redete dem Alten zu, der ſehr niedergeſchlagen ausſah. Gendarmen ritten vor und nach, und ein Kommando Infanterie folgte. Ich hörte,

daß es ein Vater und ein Sohn sei und daß sie erschossen würden, weil sie bei Kattes Korps gedient hätten.

Einige Wochen später hörten wir feuern; es war Schill, der sich bei Dodendorf mit den Westfalen schlug. Ich machte mich, als diese Sache wieder still geworden war, an einen Holzhacker, einen finsteren, bärtigen Kerl, von dem es heimlich bekannt war, daß er unter dem Parteigänger gedient hatte. Er erzählte mir in den Pausen, wo er vom Hacken ausruhte, flüsternd, wie er nach dem Stralsunder Blutbade drei Tage und drei Nächte in einem elenden Kahne auf der See geschwommen und endlich von Fischern nach der Insel Usedom gerettet worden sei. Daß Schill geblieben sei, galt für eine französische Fabel; er lebe, hieß es, und werde zu gelegener Zeit schon wieder zum Vorschein kommen. Das Volk läßt seine Lieblinge nicht sterben. Es hieß seinen Helden Schild, in dieser Umgestaltung des Namens unabsichtlich sein Gefühl aussprechend.

Dann ging Braunschweig-Oels in geordneterem, achtunggebietenderem Zuge durch Niederdeutschland. Wir waren noch Knaben; aber ich kann sagen, daß wir die gewaltige Situation fühlten, als wir vernahmen, der Welfe habe streifend seine Stadt besucht, aber nicht auf dem Schlosse geschlafen, sondern draußen unter dem Sternenhimmel in der Beiwacht. — Wie ein ferner sterbender Ton klang es aus den Tiroler Alpen nach unseren Flächen herunter.

In phantastischer Energie des Hasses entlud sich die verletzte Empfindung der Jugend. Es war unter den

jungen Leuten ein gemeines Gespräch, wie man es wohl anfangen könne, Napoleon zu erschießen oder zu erstechen. Daß es Sünde sei, einen Menschen zu töten, kam hiebei nicht in Erwägung; nur daß es den Kopf kosten werde, machte die Sache bedenklich. Man wird zugeben, daß eine Jugend, die in ihren Gedanken mit Mord und Tod spielt, eine eigenartige Jugend gewesen sein müsse. Alle Gegensätze zogen wie die unter dem Machtherrscher zusammengekoppelten Völker durch die unreifen Gemüter. Der gröbste Materialismus, der durch die Not der Zeit aufgezwungene Glaubenssatz, daß es vor allen Dingen darauf ankomme, Unterhalt und Brot zu finden, stand neben den wildesten Träumen von goldenen, glänzenden Abenteuern tief in Asien oder fern bei Lissabon, worin eine maßlos an das Unmögliche verlorene Einbildung schwelgte. Drastisch zum Gefühle ihrer Wichtigkeit aufgeregt wurde die Jugend an einigen Orten durch Fichte und Jahn, und durch die, welche von den Gedanken dieser Männer einen Anstoß empfangen hatten.

Die damalige Jugend lebte mehr in starken Vorstellungen, als in umfassenden, mehr in Gefühl und Entschluß, als in Verstand und Betrachtung. Ihren Durchschnittszustand möchte ich eine edle Barbarei nennen. In dieser Verfassung traf sie der Krieg.

Sein Gesundheitszustand erlaubte Immermann erst im Jahr 1815 den Freiheitskämpfern sich anzuschließen. Er focht bei Waterloo mit und beteiligte sich am Einzug der

ſiegreichen Verbündeten in Paris. Zum Offizier befördert, wandte er ſich nach erfolgtem Friedensſchluß wieder ſeinen juriſtiſchen Studien zu und erhielt bald Anſtellung im Staatsdienſt. 1827 wurde Immermann Landgerichtsrat in Düſſeldorf. Seine fruchtbare dichteriſche Tätigkeit, beſonders nach der dramatiſchen Richtung, gab den Anlaß zu ſeiner Berufung an das Düſſeldorfer Stadttheater, das er 1832—1837 leitete. Drei Jahre ſpäter hat ihn der Tod mitten aus ſeinem reichen dichteriſchen Schaffen geriſſen. Von ſeinen Werken hat dauernde Bedeutung der Roman „Münchhauſen", namentlich aber die in dieſem enthaltene prächtige weſtfäliſche Dorfgeſchichte „Der Oberhof".

Karl Lebrecht Immermann.

11. 12.

Die Brüder Grimm.

Geboren in Hanau.
Geſtorben in Berlin.

Ein Brüderpaar, zu innigſter Lebensgemeinſchaft von Kindheit auf verbunden, als Männer im Dienſte der Wiſſenſchaft und der Pflege edelſten deutſchen Volkstums, erſcheinen uns Jakob und Wilhelm Grimm, zwei ebenſo ſympathiſche wie hervorragende Geſtalten in der Geſchichte deutſchen Geiſteslebens.

Begleiten wir ſie ſelbſt zurück in ihre Jugendzeit.

Jakob Grimm

(geb. am 4. Januar 1785 in Hanau, geſt. am 20. Sept. 1863 in Berlin.)

Ich bin der zweite Sohn meiner Eltern und zu Hanau am 4. Januar 1785 geboren. Mein Vater wurde, als ich ungefähr ſechs Jahre alt war, zum Amtmann nach Steinau an der Straße, ſeinem Geburtsort, ernannt, und in dieſer wieſenreichen, mit ſchönen Bergen umkränzten Gegend ſtehen die lebhafteſten Erinnerungen meiner Kindheit.

Aber allzufrühe ſchon, den 10. Januar 1796, ſtarb der Vater, und ich ſehe den ſchwarzen Sarg, ſeitwärts aus dem Fenſter, noch im Geiſt vorüberziehen. Ich weiß mir ihn überhaupt ſehr genau vorzuſtellen; er war ein höchſt arbeitſamer, ordentlicher, liebevoller Mann; ſeine Stube, ſein Schreibtiſch und vor allem ſeine Schränke mit

Das Geburtshaus der Brüder Grimm in Hanau.

ihren ſauber gehaltenen Büchern, bis auf die rot und grünen Titel vieler einzelner darunter, ſind mir leibhaft vor Augen....

Die Phantaſie weiß auch leere und ſchmuckloſe Räume auszuſtatten und zu beleben, und größere Andacht iſt nie in mir entzündet geweſen, als wie ich an meinem Konfirmationstage nach zuerſt empfangenem heiligen Abendmahl

auch meine Mutter um den Altar der Kirche gehen ſah, in welcher einſt mein Großvater auf der Kanzel geſtanden hatte.

Liebe zum Vaterland war uns, ich weiß nicht wie tief, eingeprägt, denn geſprochen wurde eben auch nicht davon, aber es war bei den Eltern nie etwas vor, aus dem eine andere Geſinnung hervorgeleuchtet hätte; wir hielten unſern Fürſten für den beſten, den es geben könnte, unſer Land für das geſegnetſte unter allen; es fällt mir ein, daß mein vierter Bruder, der von uns hernach am frühſten und längſten im Ausland leben mußte, als Kind auf der heſſiſchen Landkarte alle Städte größer und alle Flüſſe dicker malte. Mit einer Art von Geringſchätzung ſahen wir z. B. auf Darmſtädter herab.

Wir wurden bei einem Stadtpräzeptor Zinkhahn unterrichtet, von dem wenig zu lernen war, außer Fleiß und ſtrenge Aufmerkſamkeit, aber aus deſſen karakteriſtiſchem Benehmen uns eine Menge ergötzlicher Späße, Redensarten und Manieren zurückgeblieben iſt. Den Zeiger auf dem weißen Zifferblatt der nämlichen Wanduhr, die ſchon damals in der elterlichen Stube ſtand und noch jetzt in meiner Wohnung geht, ſehe ich mir manchmal darauf an, ob er mir die Ankunft oder das erſehnte Weggehen des Schulmeiſters in dem himmelblauen Rock mit ſchwarzer Hoſe und Weſte ankündigte. Bald wurde es notwendig, auf unſere gründlichere Unterweiſung Bedacht zu nehmen. Das Vermögen der Mutter war ſchmal, und wenn nicht eine ihrer Schweſtern, Henriette Philippine Zimmer, die bei der höchſtſeligen Kurfürſtin oder damaligen Landgräfin von Heſſen

erſte Kammerfrau und von der reinſten aufopfernden Liebe zu uns beſeelt war, ſie treulich unterſtützt hätte.

Dieſe ließ mich und meinen Bruder Wilhelm alſo im Jahre 1798 nach Kaſſel kommen und in Koſt geben, damit wir uns auf dem dortigen Lyceum ausbilden ſollten. Ich konnte erſt in Unterquarta geſetzt werden, ſo ſehr war ich noch zurück; aber nicht durch meine Schuld, ſondern durch bloßen Mangel an Unterricht, denn ich hatte von Jugend auf eine ungeduldige, anhaltende Lernbegierde. Jetzt rückte ich ſchnell durch alle Klaſſen hinauf und war wohl faſt immer ein Primus; die Sonntagsmorgen, an denen durch ein Exerzitium certiert wurde, waren wichtige, heiße Tage.

Unter den Mitſchülern, die auf derſelben Bank oder an denſelben Tiſchen ſaßen, und mit denen ich vertrauter umging, will ich den verſtorbenen Ernſt Otto von der Malsburg und Paul Wigand nennen, die ſich beide in der Folge, wiewohl auf ſehr verſchiedene Weiſe, als Schriftſteller ausgezeichnet haben. Neben täglichen ſechs Stunden auf dem Lyceum brachte ich mit meinem Bruder noch wenigſtens vier oder fünf Stunden täglich in Privatlehrſtunden bei dem Pagenhofmeiſter Dietmar Stöhr zu, einem Manne, der, was ihm an tieferer Kenntnis abging, durch Freude am Unterricht, liebreiche Geduld und wahre Teilnahme an uns hinlänglich erſetzte. Er half im Latein nach und lehrte beſonders franzöſiſche Sprache. Im ganzen hatte man uns doch zu viel aufgelaſtet. Ein paar Freiſtunden hätten uns wohl getan, wir hatten aber mit wenigen Leuten Umgang und verwendeten beinahe alle Muße, die uns noch von der Schularbeit übrig blieb, auf Zeichnen, worin

wir es auch ohne Lehrer ziemlich weit brachten; ja dieſe Fortſchritte ſind es, die hernach unſern jüngeren Bruder Ludwig Emil anſteckten, der ſich ſeitdem ſowohl durch radierte Blätter als durch Oelmalerei rühmlich hervorgetan hat.

Im Frühjahr 1802, ein Jahr früher als Wilhelm, der um dieſe Zeit lange und gefährlich kränkelte, bezog ich die Univerſität Marburg. Die Trennung von ihm, mit dem ich ſtets in einer Stube gewohnt und in einem Bett geſchlafen hatte, ging mir ſehr nahe; allein es galt, der geliebten Mutter, deren Vermögen faſt zuſammengeſchmolzen war, durch eine zeitige Beendigung meiner Studien und den Erfolg einer gewünſchten Anſtellung einen Teil ihrer Sorge abnehmen und einen kleinen Teil der großen Liebe, die ſie uns mit der ſtandhafteſten Selbſtverleugnung bewies, erſetzen zu können. Jura ſtudierte ich hauptſächlich, weil mein ſeliger Vater ein Juriſt geweſen war und es die Mutter ſo am liebſten hatte; denn was verſtehen Kinder oder Jünglinge zu der Zeit, wo ſie ſolche Entſchlüſſe feſt und entſchieden faſſen, von der wahren Bedeutung eines ſolchen Studiums? Es liegt aber in dieſem Haften bei dem Stande des Vaters an ſich etwas Natürliches, Unſchädliches und ſogar Ratſames. In viel ſpäteren Jahren hätte mich zu keiner andern Wiſſenſchaft Luſt angewandelt als etwa zur Botanik. Der ſelige Vater ſelbſt hatte auch gewiſſermaßen vorgearbeitet und mir noch vor dem zehnten Jahr allerhand Definitionen und Regeln aus dem Corpus juris eingeprägt, er hatte auch wohl zum dereinſtigen Gebrauch

ſeiner Kinder aus ſeiner Praxis merkwürdige Fälle mit ſauberer Hand aufgeſchrieben.

Zu Marburg mußte ich eingeſchränkt leben; es war uns, aller Verheißungen ungeachtet, nie gelungen, die geringſte Unterſtützung zu erlangen, obgleich die Mutter Witwe eines Amtmanns war und fünf Söhne für den Staat groß zog; die fetteſten Stipendien wurden daneben an meinen Schulkameraden von der Malsburg ausgeteilt, der zu dem vornehmen heſſiſchen Adel gehörte und einmal der reichſte Gutsbeſitzer des Landes werden ſollte. Doch hat es mich nie geſchmerzt, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumſtände empfunden. Dürftigkeit ſpornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerſtreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtſein des Selbſtverdienſtes, gegenüber dem, was andern Stand und Reichtum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte ſogar die Behauptung allgemeiner faſſen und vieles von dem, was Deutſche überhaupt geleiſtet haben, gerade dem beilegen, daß ſie kein reiches Volk ſind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen ſich viele eigentümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerſtraße wandeln.

In Marburg hörte ich nacheinander bei Bering Logik und Naturrecht, ohne aus beiden wahre Frucht zu ziehen; bei Weiß Inſtitutionen, Pandekten, zuletzt auch ein lateiniſches Examinatorium, bei Erxleben Pandekten und Kanonikum, bei Robert Reichsgeſchichte, Staatsrecht, Lehnrecht und die Praktika, bei Bauer deutſches Privatrecht und Kriminale. Unter dieſen allen zog mich wohl der muntere

und gelehrte Vortrag von Weiß am meiſten an, bei Erxleben herrſchte Eintönigkeit und eine bereits veraltende Manier.

Was kann ich aber von Savignys*) Vorleſungen anders ſagen, als daß ſie mich aufs gewaltigſte ergriffen und auf mein ganzes Leben und Studieren entſchiedenſten Einfluß erlangten? Ich hörte bei ihm im Winter 1802/1803 juriſtiſche Methodologie, ſowie Inteſtaterbfolge (das im Sommer 1802 von ihm geleſene teſtamentariſche Erbrecht wurde aus Heften anderer Studenten abgeſchrieben und nachgeholt), Sommer 1803 römiſche Rechtsgeſchichte, im Winter 1803/1804 Inſtitutionen und Obligationenrecht. Im Jahr 1803 war das Buch über den Beſitz erſchienen, welches begierig geleſen und ſtudiert wurde. Savigny pflegte damals in ſeinen Kollegien den Zuhörern die Interpretation einzelner ſchwieriger Geſetzſtellen aufzugeben und die eingegangenen Arbeiten erſt ſchriftlich auf dem eingereichten Bogen ſelbſt und dann öffentlich zu rezenſieren. Einer meiner erſten Aufſätze betraf die Kollation, und ich hatte die darin aufgeſtellte Frage vollkommen begriffen und richtig gelöſt; welche unbeſchreibliche Freude mir das machte und welchen neuen Eifer das meinen Studien gab, wäre zu bemerken unnötig. Das Ueberbringen dieſer Ausarbeitungen veranlaßte nun öftere Beſuche bei Savigny. In ſeiner damals ſchon reichen und auserwählten Bibliothek bekam ich dann auch andere, nicht juriſtiſche Bücher zu ſehen, z. B. die Bodmerſche Ausgabe der deutſchen Minneſinger, die ich ſpäter ſo oft in die Hand nehmen ſollte, und auf welche Tiecks Buch und deſſen hinreißende Vorrede mich

*) Hervorragender Lehrer des römiſchen Rechts (1779–1861).

gespannt gemacht hatte. Im Sommer 1804 verließ Savigny die Universität, um eine litterarische Reise nach Paris anzutreten.

Je älter man wird, desto leichter in Versuchung gerät man, die Zeit seiner Jugend in Vergleich mit dem später Erlebten zu erheben und für musterhafter zu halten. Aus den Jünglingsjahren sind wir uns der ersten Kraft und des reinsten Willens am sichersten bewußt, und es kommt uns da auch von andern überall entgegen. Ich möchte nun auch den damals unter den Marburger Studierenden waltenden Geist rühmen: es war im ganzen ein frischer, unbefangener; Wachlers freimütige Vorlesungen über Geschichte und Literargeschichte machten auf die Mehrzahl lebendigen Eindruck, und besonders erfreute ein Publikum, das er im großen öffentlichen Hörsaal wöchentlich las, sich eines ungeteilten Beifalls.

Januar 1805 traf durch Weiß ein unerwartetes Anerbieten ein. Savigny schlug mir vor, ungesäumt nach Paris zu kommen, um ihm dort bei seinen litterarischen Arbeiten zu helfen. Wiewohl ich in meinem letzten halben Jahr studierte und gedachte, auf Ostern oder im Sommer abzugehen, so war doch die Aussicht einer näheren Verbindung mit Savigny selbst und die Reise nach Frankreich reizend genug, daß ich mich gleich entschied und nichts Eilenderes zu tun hatte, als Briefe an Mutter und Tante abzusenden, die mir ihre Einwilligung erbitten sollten. Wenig Wochen darauf saß ich schon im Postwagen und traf über Mainz, Metz und Chalons Anfangs Februar glücklich zu Paris ein. Die liebe Mutter war jede Nacht aus dem Bett

aufgeſtanden, um nach dem kalten Wetter zu ſchauen, was mir ſpäter einmal die Schweſter erzählte; Frankreich ſchien ihr ganz aus dem Bereich, und ſie hatte nur mit heimlicher Angſt ihren Willen zu der Reiſe gegeben. Ich befand mich aber vortrefflich aufgehoben und verlebte das Frühjahr und den Sommer auf die angenehmſte und lehrreichſte Weiſe. Was ich von Savigny empfing, überwog bei weitem die Dienſte, die ich ihm leiſten konnte. Durch eine öffentliche Anerkennung derſelben in der Vorrede zum erſten Bande der Geſchichte des römiſchen Rechts hat er mir viele Jahre nachher die größte Freude zubereitet. Auch iſt ein ununterbrochen fortgeſetzter Briefwechſel die Folge unſerer näheren Bekanntſchaft geweſen. September 1805 wurde die Heimreiſe angetreten, und Ende des Monats traf ich mit Wilhelm, den ich zu Marburg mitgenommen hatte, geſund und vergnügt bei der Mutter ein, die unterdeſſen, damit ſie ihr Alter in ihrer Kinder Mitte ruhig verleben könnte, aus Steinau nach Kaſſel gezogen war.

Um meine Anſtellung wurde ſich nun gleich noch denſelben Winter beworben. Ich wünſchte Aſſeſſor oder Sekretär bei der Regierung zu werden, aber alles war verſperrt, und mit genauer Not erlangte ich endlich den Akzeß beim Sekretariat des Kriegskollegiums und 190 Reichstaler Gehalt (ungefähr Januar 1806). Die viele und geiſtloſe Arbeit wollte mir wenig ſchmecken, wenn ich ſie mit der verglich, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete, und gegen die neumodiſche Pariſer Kleidung mußte ich in ſteifer Uniform mit Puder und Zopf ſtecken. Dennoch war ich zufrieden und ſuchte alle meine Muſe

dem Studium der Litteratur und Dichtkunſt des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch Benutzung und Anſicht einiger Handſchriften ſowie durch den Ankauf ſeltner Bücher angefacht worden war.

Auf dieſe Weiſe verſtrich nicht völlig ein Jahr, als ungeahnte Stürme über unſer Vaterland hereinbrachen, die auch mich betreffen und aus dem kaum betretenen Wirkungskreiſe ſtoßen ſollten. Gleich nach der feindlichen Okkupation verwandelte ſich das Departement des Kriegskollegiums, wobei ich den Dienſt zu verſehen hatte, in eine fürs ganze Land errichtete Truppenverpflegungskommiſſion. Mit der franzöſiſchen Sprache konnte ich mir beſſer als die übrigen helfen, und ein großer Teil der läſtigſten Geſchäfte fiel auf meine Schultern, ſo daß ich ein halbes Jahr lang weder Tag noch Abend Ruhe hatte. Müde, mich mit den franzöſiſchen Kommiſſärs und Verwaltungsbeamten, die uns damals überſchwemmten, länger zu befaſſen, und feſt entſchloſſen, bei der neu bevorſtehenden Organiſation um keinen Preis in dieſem Fach angeſtellt zu bleiben, nahm ich, ſobald es anging, meine Entlaſſung, fand mich nun aber eine Zeitlang wieder außer Dienſten und unfähiger als vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geſchwiſter beizutragen. Ich glaubte um einen Poſten bei der öffentlichen Bibliothek in Kaſſel werben zu können, da ich mich teils in das Leſen von Handſchriften eingeübt, teils durch Privatſtudien mit der Geſchichte der Litteratur vertrauter gemacht hatte, auch wohl fühlte, daß ich in dieſem Fache größere Fortſchritte tun würde, während mir die Erlernung des franzöſiſchen Rechts, in das ſich unſere Jurisprudenz zu

verwandeln drohte, ganz verhaßt war. Allein die gewünschte Stelle wurde einem andern zuteil, und nachdem das kummervolle Jahr 1807 vergangen und das neue mit stets getäuschten Aussichten begonnen war, hatte ich bald den tiefsten Schmerz zu empfinden, der mich in meinem ganzen Leben betroffen hat. Den 27. Mai 1808 starb, erst 52 Jahr alt, die beste Mutter, an der wir alle mit warmer Liebe hingen, und nicht einmal mit dem Trost, eins ihrer sechs Kinder, die traurig ihr Sterbebett umstanden, versorgt zu wissen. Hätte sie nur noch wenige Monate gelebt, wie innig würde sie sich meiner verbesserten Lage erfreut haben!

Ich war durch Johannes von Müllers Empfehlung dem damaligen Kabinettssekretär des Königs Cousin de Marinville bekannt und als tauglich zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelmshöhe aufgestellt war, vorgeschlagen worden. Es muß an andern begünstigten Mitbewerbern gefehlt haben, sonst wäre mir schwerlich eine solche Stelle, wie es den 5. Juli 1808 wirklich geschah, zuteil geworden. Meine Fähigkeit dazu war von niemand geprüft. Die ganze Instruktion des königlichen Kabinettssekretärs bestand in den Worten: „Vous ferez mettre en grands caractères sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi.“*) Ich hatte nun alsbald 2000 Franken Gehalt, der sich nach einigen Monaten, vermutlich weil man mit mir zufrieden war, auf 3000 erhöhte. Nachdem wieder einige Zeit verflossen war, kündigte mir eines Morgens der König

*) Sie werden in großen Buchstaben über die Tür setzen lassen: Privatbibliothek des Königs.

ſelbſt an, daß er mich zum Auditeur au conseil d' État (Staatsrat) ernannt habe, doch ſolle ich die Bibliotheksſtelle daneben und hauptſächlich bekleiden (17. Februar 1809). Das Amt eines Auditors beim Staatsrat galt damals für ein beſonderes Glück und führte leicht zu höheren Stufen. Da es überdem meine Beſoldung um 1000 Frc. mehrte, ſo genoß ich nun einen Gehalt von über 1000 Rtlr., der ich ein Jahr zuvor keinen Pfennig bezogen hatte, und alle Nahrungsſorgen verſchwanden.

Dabei war mein Amt als Bibliothekar keineswegs läſtig; ich hatte mich bloß einige Stunden in der Bibliothek oder im Kabinett aufzuhalten, konnte auch während dieſer nach Beſorgung des neu Einzutragenden ruhig für mich leſen oder exzerpieren. Bücher oder Nachſuchungen in Büchern wurden vom König nur ſelten verlangt, an andere wurde aber gar nichts ausgeliehen. Die ganze übrige Zeit war mein, ich verwandte ſie faſt unverkümmert auf das Studium der altdeutſchen Poeſie und Sprache. Denn der Staatsrat machte mir, außer daß ich in geſtickter Prachtuniform den Sitzungen beiwohnen mußte, wenig zu ſchaffen, und bald merkte ich, daß, wenigſtens wenn der König nicht perſönlich den Vorſitz hatte, ich auch in den Sitzungen nicht immer zu erſcheinen nötig hatte. Von allen Geſellſchaften wußte ich mich auszuſchließen und lebte, wenn man hinzurechnet, daß der König oft monatelang abweſend war, dann das ungeſtörteſte Leben. Von dem König kann ich nicht übel reden: er benahm ſich gegen mich immer freundlich und anſtändig; er ſchien, beſonders in den letzten Jahren, zu mir, als dem einzigen Deutſchen im Kabinett, weniger

Zutrauen zu haben als zu den übrigen Angeſtellten, die ſämtlich Franzoſen waren, und ich finde das natürlich. Vielleicht wäre ich doch von der Stelle entfernt worden, wenn mich nicht der Kabinettsſekretär Bruguiere (nachmals Baron von Sorſum), der bald jenem Couſin de Marinville nachfolgte, gehalten hätte. Dieſer war ein gebildeter Mann, ſelbſt Schriftſteller und in der engliſchen Litteratur, auch in der orientaliſchen, ſoweit man es aus Ueberſetzungen ſein kann, gut beleſen; gegen mich bewies er ſich beſonders freundſchaftlich, und ich habe ihn ſpäter zu Paris wieder geſehen.

Wilhelm Grimm

(geb. am 24. Febr. 1786 in Hanau, geſt. am 16. Dez. 1859 in Berlin.)

Ich bin zu Hanau geboren am 24. Februar 1786. Obgleich ich erſt fünf Jahre alt war, als die Eltern dieſe Stadt verließen, ſind mir doch noch Erinnerungen aus jener Zeit geblieben. Dreißig Jahre ſpäter ging ich an dem Hauſe vorüber, wo wir gewohnt hatten, und die offene Türe reizte mich, in die Flur einzutreten; ich erinnerte mich gar wohl der innern Einrichtung und ſah über die Mauer des anſtoßenden Gartens noch den Pfirſichbaum, deſſen rote Blüte mich als Kind ergötzt hatte. Im Jahre 1790 hatte der Landgraf von Heſſen zum Schutz der Kaiſerwahl bei der Frankfurt naheliegenden Stadt Bergen ein beträchtliches Korps zuſammengezogen; um die große Revue an einem feſtlichen Tage mit anzuſehen, waren die Eltern in das Lager hinausgefahren, und ich

beſinne mich deutlich, wie ich, zum Kutſchenfenſter herausſchauend, die Regimenter mit den im Sonnenſcheine blitzenden Gewehren vorübermarſchieren ſah und der Donner der Kanonen jedesmal den Wagen erſchütterte. Nicht minder lebhaft ſteht mir noch in Gedanken, wie wir beide, Jakob und ich, Hand in Hand über den Markt der Neuſtadt zu einem franzöſiſchen Sprachlehrer gingen, der neben der Kirche wohnte, und in kindiſcher Freude ſtehen blieben, um dem goldenen Hahn auf der Spitze des Turms zuzuſehen, der ſich im Winde hin und her drehte. Zwei Wege waren es beſonders, die wir gemeinſchaftlich machten, den einen zu der Schweſter des Vaters, einer kinderloſen Witwe, die in unſerer Nähe wohnte, den andern zu den Eltern der Mutter. Die Tante war eine verſtändige, wohlmeinende, aber ernſte Frau, die uns den erſten Unterricht gab und einen großen Einfluß ausübte, da ihre Autorität unbedingt galt. Sie hing mit großer Liebe an unſerm Vater, den ſie als ältere Schweſter in der Jugend gepflegt hatte; und als dieſer zum Juſtizamtmann in Steinau ernannt wurde, verkaufte ſie ihr Haus in Hanau und zog mit dorthin. Sie hat ihn auch nicht lange überlebt. Die Feſtigkeit ihres Geiſtes verließ ſie nicht bis zu ihrem Ende. In der Nacht, wo ſie die Annäherung des Todes fühlte, bat ſie die Mutter, ihr ein Gebet vorzuleſen; die Mutter fing das Gebet eines Kranken an; „nein, Frau Schweſter," ſagte ſie, „ſuchen Sie das Gebet eines Sterbenden auf." Sie hatte eine Vorliebe für Jakob, ohne minder teilnehmend für uns übrige Geſchwiſter zu ſein; vielleicht trug die Aehnlichkeit mit dem Urgroßvater Friedrich Grimm, die ein

erhaltenes Oelbild außer Zweifel ſetzt, dazu bei, vielleicht auch die frühe Aeußerung natürlicher Anlagen. Die Mutter erzählte wenigſtens gerne, er habe ſchon leſen können, bevor andere Kinder anfangen zu lernen, und eine ganze Geſellſchaft ſo ſehr in Verwunderung geſetzt, daß alle ſich hätten überzeugen wollen, ob er wirklich aus einem Buche ableſe. Zu den Großeltern gingen wir nicht täglich, wie zu der Tante, aber doch ein paarmal in der Woche zu beſtimmten Tagen. Zwei Oelbilder aus jener Zeit vergegenwärtigen uns ihre Züge auf das lebendigſte. Der Großvater, Kanzleirat Zimmer, ſchon damals hoch bejahrt, lebte im Ruheſtand. Er war um die Perſon des Landgrafen Wilhelm VIII. geweſen, als der Siebenjährige Krieg dieſen Fürſten nötigte, ſein Land zu verlaſſen, und eine gleichmäßige Freundlichkeit, Milde und Nachſicht war ihm wohl aus dieſer Stellung eigen geworden. Er ſtarb oder vielmehr er ſchlief ohne Krankheit ein im Jahre 1803 in einem Alter von faſt 90 Jahren, noch im vollen Beſitze ſeiner Geiſteskräfte. Die Großmutter war ihm, doch auch ſchon ſehr bejahrt, vorangegangen. Beide behandelten uns mit jener großen Zärtlichkeit, die Enkeln gewöhnlich zuteil wird, und ich erinnere mich noch ſehr gut, wie der Großvater, wenn wir ſpäterhin ihn von Steinau aus beſuchten, oft ſtundenlang ſich zu uns ſetzte, ſeine zitternden Hände auf den Tiſch legte und zuſah, wie wir aus Niebuhrs „Arabiſcher Reiſe" die Kupfer kopierten. Bis zu ſeinem Ende, als er die Feder nur noch mit Mühe halten und mit großer Anſtrengung ſchreiben konnte, erteilte er uns in Briefen die liebreichſten Lehren. — Des Abzuges der

Eltern nach Steinau erinnere ich mich noch als eines wichtigen Ereigniſſes; ich ſaß im Wagen auf einem Käſtchen zu Füßen der Mutter und ſah den blühenden Weißdorn an den Fenſtern der Kutſche vorbeieilen, wenn dieſe zwiſchen Hecken hinfuhr. Ich kann übergehen, was Jakob ſchon von unſerm Aufenthalt in Steinau erzählt hat. Ich erfreute mich in der erſten Jugend der vollkommenſten Geſundheit und tat es darin allen Geſchwiſtern zuvor. Ich erinnere mich nicht einmal eines leichten Uebelbefindens, und ſelbſt die Blattern, an welchen wir Geſchwiſter alle darniederlagen, konnten mir nichts anhaben. Jakob war von dieſer furchtbaren Krankheit heftig ergriffen, das Geſicht, auch die Augen waren bedeckt, und fünf oder ſechs Tage lag er völlig erblindet. Ich weiß noch, wie er nach ſeiner Geneſung zum erſtenmal an einem ſonnigen Tage ſpazieren gefahren wurde und mit dem fleckigen und narbigen Geſichte, aber ganz unentſtellten Zügen im Wagen ſaß. Die Narben ſind hernach bis auf wenige Spuren völlig verſchwunden und der natürliche Ausdruck hat im mindeſten nicht gelitten. Die Gegend von Steinau hat etwas Angenehmes. Oft ſind wir zuſammen in den Wieſentälern und auf den Anhöhen umhergegangen; der Sinn für die Natur mag uns, wie vielen, angeboren ſein, aber er iſt doch auch auf dieſe Art genährt und begünſtigt worden. Noch jetzt weiß ich nichts, was ſo ſicher die friedliche Stimmung der Seele, in welcher alles Glück beruht, hervorrufe, als ein einſamer Spaziergang, wo kein Geſpräch und Unterhaltung uns an die Bemühungen des Lebens erinnert und wir die Natur frei auf unſere Gedanken wirken

laſſen; ungeſucht und unerwartet iſt mir hier oft das Beſte eingefallen. Darum gewöhne ich mich auch am letzten an eine neue Gegend, und unter ſo manchen ſchönen Punkten, die ich hier in Göttingen ſehe, erſcheint mir der Meißner, den ich jahrelang aus meinem Fenſter in Kaſſel betrachten konnte, allein bekannt und zutraulich. Der Neigung zum Zeichnen iſt ſchon gedacht, auch ein gewiſſer Sammelgeiſt zeigte ſich frühe: ſchon damals brachten wir Inſekten, Schmetterlinge u. dgl. heim und zeichneten es ab, und ſpäterhin ward es noch fortgeſetzt. Einiges hat ſich davon erhalten, und ich kann verſichern, daß die Abbildungen nicht ſchlecht gemacht und der geringen Muſchelfarben ungeachtet treu illuminiert ſind. Rechnet man dazu, daß wir niemals Unterricht im Zeichnen erhalten haben (damals war keine Gelegenheit; hernach keine Zeit dazu), ſo darf man wohl einige natürliche Anlage vorausſetzen. Auch die radierten Blätter meines Bruders Ludwig, faſt lauter Zeichnungen nach der Natur, deucht mich, beweiſen einen ſichern Blick. Genaue und ſorgſame Monographien, wie etwa Lyonets Werk über die Weidenraupe, haben immer meine Bewunderung erregt. Solche Beiträge für die Wiſſenſchaft können an Umfang gering ſein, aber ihr Einfluß iſt unberechenbar und ihr Wert unvergänglich. Geiſt, großartiger Sinn, Teilnahme an den höchſten Fragen des Lebens werden ſich auch hier nicht verleugnen, ſind ſie nur wirklich vorhanden. Ich möchte am liebſten das Allgemeine in dem Beſondern begreifen und erfaſſen, und die Erkenntnis, die auf dieſem Wege erlangt wird, ſcheint mir feſter und fruchtbarer als die, welche auf umgekehrtem

Wege gefunden wird. Leicht wird ſonſt als unnütz hinweggeworfen, worin ſich das Leben am beſtimmteſten ausgeprägt hat, und man ergibt ſich Betrachtungen, die vielleicht berauſchen, aber nicht wirklich ſättigen und nähren. —

Im Herbſt 1826 führten mich Geſchäfte nach Steinau, wo ich in zwanzig Jahren nicht geweſen war. Der wohlbekannte viereckige Schloßturm, von welchem Sonntags, wenn wir nach der Kirche mit der Mutter in feierlicher Stille an dem Schloßgarten hergingen, die Poſaunen einen Choral ertönen ließen, die Kirchen und andere höhere Gebäude zeigten ſich an dem reinen Himmel aus der Ferne ganz wie ſonſt; in der Nähe war manches verändert, neue Häuſer waren auf fruchtbare Gartenfelder gebaut, ein paar Türme über den Stadttoren abgetragen, ein Teil des Schloſſes, den noch die Mutter des verſtorbenen Kurfürſten (eine Prinzeſſin von England, Tochter Georgs II.) bewohnt hatte, war in der franzöſiſchen Zeit in ein Gefangenhaus verwandelt und die Fenſter vergittert worden. Wir fühlen es nicht immer, wie unaufhaltſam alles verſinkt, aber ich kann mich der Bewegung nicht erwehren, wenn eine Erinnerung mich auf einen Augenblick in eine längſt untergegangene Zeit, die andern Schmerz und andere Freuden hatte, mitten hineinrückt. Der Vater hatte mir erzählt, daß, als er noch ein kleiner Knabe, nach dem Tode ſeiner Mutter der Landgräfin begegnet ſei, ſie teilnehmend gefragt und angehört habe, warum er Trauerkleider trage. Dabei fiel mir ein, daß, als der verſtorbene Kurfürſt einmal in dem Städtchen angelangt und in dem Schloß abgeſtiegen war, ich von dem Amtsdiener auf die Mauer

gehoben wurde, um den Herrn beſſer ſehen zu können. Er zeigte ſich auch wirklich in der glänzenden Uniform am Fenſter und war ein Mann in ſeinen beſten Jahren. Einige Jahre vor ſeinem Tode mußte ich ein paar Tage lang den Dienſt in ſeiner Privatbibliothek zu Wilhelmshöhe verſehen; er war ein Greis und klagte über innern Froſt, aber mit ſichtbarer Belebung und Freude erzählte er bei zufälliger Veranlaſſung, wie er in ſeiner Jugend mit ſeiner Mutter, eben jener Landgräfin, ſeine erſte Reiſe an den Rhein gemacht habe, und verlangte, ich ſollte ihm ein Buch mit Bildern aus dieſen Gegenden herbeiholen, in welchem er lange blätterte. —

Ich ließ mir die Schlüſſel zu der Kirche bringen, in welcher der Großvater vor etwa hundert Jahren ſeine Antrittspredigt gehalten hatte, und ging ganz allein hinein. Die Sonne ſchien durch die hohen Fenſter auf den ganz mit Leichenſteinen bedeckten Fußboden der Kirche, wovon mehrere in das 16. Jahrhundert gehörten. Auf dreien, gerade vor dem Altar, fand ich die Namen meiner Familie: zwei Brüder des Vaters lagen da (er war der einzig übriggebliebene), einer, der Friedrich hieß, war in der Jugend geſtorben, und eine lateiniſche Inſchrift gedachte der ungewöhnlichen Gaben des Kindes und des tiefen Schmerzes der Eltern bei ſeinem Verluſt; der andere war ſchon Prediger in Hanau geweſen. Ueber beiden zwiſchen dem Altar und der Kanzel lag die Großmutter, und ſo war der Großvater zwanzig Jahre lang über ihr Grab zur Kanzel geſchritten. Die jetzige Zeit ſcheut dergleichen Erinnerungen; mir ſcheint es würdiger, das Andenken der

Verſtorbenen auf dieſe Weiſe zu ehren. Der Großvater ſelbſt war auf dem vor der Stadt angelegten Kirchhof begraben worden, das wußte ich, und fand dort ſeinen Leichenſtein, auf welchem eine kurze Erzählung ſeines Lebens ſteht. Er war 47 Jahre an demſelben Orte Prediger geweſen. Wie beneidenswert ſchien mir dieſes Los: ein ſegensvolles Amt, Liebe und Achtung der Gemeinde; Muſe zur Betrachtung und zum Nachſinnen und ein lebendiges und freudiges Gefühl des Daſeins. Ich ſuchte auch den Garten auf, den die Eltern ehemals beſeſſen hatten. Der Baum ſtand noch, an welchem der weiße Mantel der Mutter zu hängen pflegte, den wir von weitem ſahen, wenn wir nach beendigter Schule nachkamen, und es war mir, als ſähe ich ſie ſelbſt langſam über die Wieſe hergehen. Als ich mit dieſen Erinnerungen in dem Garten auf und ab ging, kam ich mir ſelbſt wie ein abgeſchiedener Geiſt vor, der zu der ehemaligen Heimat wieder einmal zurückgekehrt iſt. Ob das heftige Gefühl, das mir die Seele erfüllte, Schmerz oder Freude war, weiß ich nicht, es war wohl beides zugleich. Die Liebe zu meiner Mutter iſt noch jetzt, nachdem ſie länger als zwanzig Jahre im Grabe liegt, unvermindert in meinem Herzen; der Traum führt mich manchmal zu ihr hin, ſie ſitzt meiſt, wie in den letzten Jahren ihres Lebens, auf einem kleinen Teppich vor einem Arbeitstiſchchen, reicht mir die magere, aber ſanfte Hand und fragt, warum ich ſo lange nicht bei ihr geweſen ſei. Hätte es Gott gefallen, ihr Leben zu verlängern, welche Freude, wenn wir ihr die mühſeligen, uns geopferten Jahre mit ebenſoviel ſtillen und ruhigen hätten vergelten können. Alte

Leute kehren wohl, wenn keine Sorge und Arbeit sie mehr unterbricht, zu den Beschäftigungen der Jugend zurück, sie pflegen Blumen, einen Lieblingsvogel, und die Bücher, die der ernste Drang des Lebens ihnen verschlossen hatte, werden wieder geöffnet. Die Mutter las gerne, Richardsons Roman der Grandison war ihr Lieblingsbuch, dessen verschlungene Begebenheiten und vielfältige Charaktere sie sehr wohl behalten hatte; manchmal, bei recht heitrer Stimmung, sagte sie uns Stellen aus Gellerts beschämter Schäferin vor, worin sie als Kind eine Rolle gespielt hatte. — Ich habe zu dem, was Jakob von unserm Aufenthalt in Kassel, wohin wir im Herbste 1799 [1798] geschickt wurden und wo wir das Lyceum besuchten, erzählt hat, weniges hinzuzufügen. Eine ältere Schwester der Mutter sorgte dort für uns so liebreich wie die Mutter selbst. Ich war eifrig im Lernen, wie es auch sehr nötig war, aber der Uebergang zu dieser sitzenden Lebensweise, denn der ganze Tag war mit Lehrstunden besetzt, wirkte nachteilig auf meine bisher so feste Gesundheit. Nach einem an sich gar nicht heftigen Anfall des Scharlachfiebers fing ich an über beschwerten Atem zu klagen, wozu sich bald Schmerzen in der Brust gesellten. Ob mein schnelles Heranwachsen auch Schuld hatte, wie man versicherte, weiß ich nicht, aber wir Geschwister hatten meist alle Vater und Mutter, die eher von kleiner Statur waren, überwachsen. Die Lehrstunden hatten dabei ihren Fortgang, und der Weg nach dem Lyceum ward mir oft sehr sauer, wenn mir der kalte Wind, der über den Friedrichsplatz oft herzieht, entgegenblies. Sammlungen mancherlei Art wurden angelegt, auch aus

Büchern, die wir uns nicht kaufen konnten, Exzerpte gemacht; die reinlich geschriebenen Hefte sind lange Zeit aufbewahrt worden. Als die Zeit heranrückte, wo wir die Universität beziehen sollten, war ich einem so heftigen Anfall von Asthma ausgesetzt, daß nur durch sehr starke Mittel die ganz nahe Gefahr abgewendet wurde. Ich durfte nach dieser Krankheit ein halbes Jahr lang das Zimmer nicht verlassen, das Zeichnen war meine einzige Erholung, aber dazu ward mir täglich nur eine kurze Zeit gestattet; ein reinlich ausgeführtes Blatt ist noch aus jener Zeit übrig, an die ich selbst mit einigem Behagen denke Ich glaube Krankheiten in diesem Lebensalter können bildend wirken: die Nächte, in denen man vergeblich auf Schlaf hofft; die Stunden, in welchen Beschäftigung untersagt oder unmöglich ist, und welche der Selbstbetrachtung zufallen, führen schneller zum Bewußtsein und zur Erkenntnis unserer Natur, als es bei ungestörter, soll ich sagen übermütiger, Gesundheit der Fall sein mag. Es entgehen doch nur wenige gänzlich der Krankheit, und ich habe auch darin eine gerechte Austeilung bemerkt, daß gewöhnlich nur eine Lebensperiode davon betroffen wird, und wessen Jugend davon freiblieb, in männlichen Jahren einen Teil der allgemeinen Schuld hat übernehmen müssen.

Ich hatte mich einigermaßen erholt, als mich im Frühjahr 1803 Jakob nach Marburg abholte, wohin er vorangegangen war. Ich besuchte die Kollegia, und zwar unausgesetzt, ohne im Grunde an eine Wiederherstellung zu glauben. Schon damals erfuhr ich von Hofrat Conradi, der dort Professor war, die freundschaftlichste Teilnahme,

und ſein ärztlicher Beiſtand wurde mir auch ſpäterhin und aus der Ferne nicht verſagt. Ich habe mit meinem Bruder dieſelben Lehrer gehabt und ſo ziemlich dieſelben Kollegia gehört; auch ich darf mich Savignys Wohlwollens rühmen, und ich weiß nicht leicht etwas, das ſo großen Eindruck auf mich gemacht hat als ſein Vortrag.

Im Frühjahr 1806 wurde ich examiniert, und wahrſcheinlich hätte ich im Laufe des Jahrs eine Anſtellung erhalten, wenn nicht das Vaterland von den Franzoſen wäre überzogen worden.

Die Brüder Grimm ſind die Begründer der deutſchen Philologie und Altertumswiſſenſchaft, die Entdecker des lange Zeit verſchütteten Jungbrunnens deutſchen Volkstums, der deutſchen Sagen und Märchen, geworden. Erſt durch ſie haben wir eine wiſſenſchaftliche „Deutſche Grammatik", eine „Geſchichte der deutſchen Sprache" und ein groß angelegtes „Deutſches Wörterbuch" gewonnen, wie ſie uns auch eine „Deutſche Mythologie", „Deutſche Sagen", und „Kinder- und Hausmärchen" geſchenkt haben.

Die Wirkſamkeit der unzertrennlich vereinten Brüder gehört teils der Univerſität Göttingen an (1829–1837), teils der Univerſität Berlin (1841 bis zu ihrem Tode).

Wer von den Beſten unſeres Volkes reden will, darf auch dieſes Brüderpaar nicht vergeſſen: Die Lauterkeit ihrer Geſinnung, die Feſtigkeit ihres Charakters, ihre warmherzige Liebe zu Volk und Vaterland, ihre tiefgründige Gelehrſamkeit ſichern ihnen einen dauernden Platz unter den wahrhaft großen Männern aller Zeiten.

Wilhelm Grimm Jakob Grimm

Das Denkmal der Brüder Grimm in Hanau.